This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Litt. I.
2.

1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

Z
.100
.A3

Julius August Remer
Herzogl. Braunschweigischer Hofrath
und Professor der Geschichte u. Philosophie zu Helmstädt.

---

geb. zu Braunschweig, 1736.

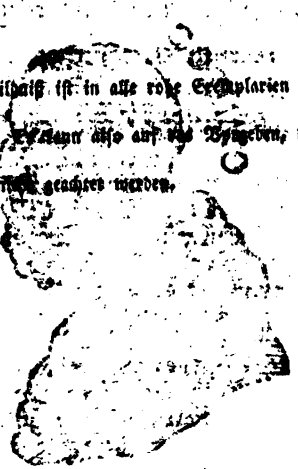
Neue allgemeine deutsche Bibliothek.

Des LXXVII. Bandes Erstes Stück.
Erstes bis Viertes Heft.

Nebst dem Bildnisse des Hrn. Hofraths Remer zu Helmstädt.

Mit Königl. Preuß. Kurbrandenburgischer allergn. Freyheit.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai. 1803.



NB. Das Bildniß ist in alle rohe Exemplarien sorgfältig eingelegt. Es kann also auf das Vorgeben, daß es gefehlt hätte, nicht geachtet werden.

Fac. Rec. Prof. (Campbell)
De Bruyn
2-27-31
23643

Verzeichniß

der

im 1. Stücke des sieben und siebenzigsten Bandes recensirten Bücher.

I. Protestantische Gottesgelahrheit.

Versuch, die Hauptsätze der philosoph. Religionslehre in Predigten darzustellen, nebst ein. Abhandlung üb. Beförderung d. Religionsinteresse durch Predigten, v. J. A. L. Wegscheider. 1

Biblische Beyträge zu der v. D. J. H. Münch, in Briefen an Emma beantworteten Frage: Werden wir uns wieder sehen nach dem Tode? — Von ein. Nicht-Theologen, Apellen post tabulam genannt. 1

Commentarii historici decretorum religionis christianae et formulae Lutheranae. Scripsit C. D. Beckius. 6

Gustav Redlich, üb. das Predigen, wie es seyn soll, v. G. L. P. 7

Charakteristische Darstellung d. beyden apokalyptischen Thiere. Offenb. Joh. XIII, zur richtig. Beurtheilung d. gegenwärt. Zeitpunkts, ꝛc. 9

II. Katholische Gottesgelahrheit.

Die heilige Schrift d. alt. Testaments. 2r Th. 1r Bd. enthält d. Bücher Josua, Richter, Ruth u. Samuelis. Herausgeg. v. Dom. v. Brentano — fortgesetzt v. Thadd. Ant. Dereser. 2r Th. 2r Bd. enth. d. Bücher d. Könige, d. Chronik, Esra u. Nehemia. 12

Erbauungsrede f. Studirende in d. höheren Klassen, v. Kaj. Weiller. 1s Bdchn. 13

Joh. Nepom. Tschupicks Kanzelreden auf alle Sonn- u. Festtage, wie auch f. d. heil. Fastenzeit. (5 Bände zus.) 1r Bd. 13

Neue Liturgie d. Pfarrers M. in K., im Departement L. 17

Sendschreiben an d. Verf. d. neuen Liturgie, dem Pfarrer M. in K., im Departement L. — v. S. 22

Der christl. Dienstbothe. Ein Gebet- u. Erbauungsbuch f. Dienende. 23

III. Rechtsgelahrheit.

Repertorium des gesammt. positiv. Rechts der Deutschen, besond. f. prakt. Rechtsgelehrte. 5r bis 8r Th. 24

Index rer. et verbor., quae in tribus tomis principior. jur. civ. Rom. Germanici Car. Christoph. *Hofacker* continentur, etc. ebd.

Juristisch prakt. Handbuch, od. allgem. theoret. prakt. Repertorium, u. vollständ. alphabet. Promtuarium d. gemein. u. besond. deutsch. Civil-, Kirchen-, Lehn-, peinlich. u. Wechselrechts. — Von D. J. G. Mößlern. 2r Bd. 25

Magazin f. d. Philosophie u. Geschichte d. Rechts u. d. Gesetzgebung angelegt u. herausgeg. v. D. K. Grolmann. 1n Bds. 4s St. 26

Promtuarium juris feudal. Spec. II. doctrinam de felonia, ejusque speciebus, observationibus — passim collustratam continens, auct. Car. Traug. *Fischero*. 28

Prüfung d. Grundsätze, welche üb. d. Peräquation d. Kriegslasten bisher sind aufgestellt worden, v. F. H. Hanfeld. 30

Juristische Beobachtungen u. Rechtsfälle, v. G. H. v. Berg. 1r Th. 32

J. G. Busch's Völker-Seerecht. In vorzügl. Hinsicht aus [illegible] Deutschl. u. Frankreich anzuknüpf. Handlungstraktat. 33

IV. Arzneygelahrheit.

V. L. *Brera's* medicin. prakt. Bemerkungen üb. d. in d. klinisch. Anstalt zu Pavia behandelt. verschie-

den.

den. Krankheiten. Aus d. Ital. v. F. A. *Weber*, 1r Th. 38
Jo. Pet. *Weidmann* üb. d. Misbrauch d. glühend. Eisens, um brandige Knochenstücke abzusondern. Aus d. Latein. m. Zusätzen v. Joseph u. Karl *Wenzel*. 46
Ueber d. Krankheiten d. Gesunden. Für gebild. Nichtärzte entworf. v. T. G. A. Roose. 47
Beweis, daß d. Ausrottung d. Blattern im Züllichauischen Kreise zu Stande zu bringen sey — vom Past. Wörrig. 51

V. Weltweisheit.

Grundlage d. gesammt. Wissenschaftslehre, als Handschrift f. seine Zuhörer, v. J. G. Fichte. 2e verb. Ausg. 65
Grundriß d. Eigenthümlichen d. Wissenschaftslehre, in Rücksicht auf d. theoret. Vermögen — v. J. G. Fichte. 2e verb. Ausg. ebd.
Grundlage der gesammt. Wissenschaften, u. Grundriß d. Eigenthümlichen d. Wissenschaftslehre, in Rücksicht a. d. theoret. Vermögen, v. J. G. Fichte. Neue veränd. Aufl. ebd.
Darstellung ein. neuen Granitations-Gesetzes f. d. moral. Welt. 94
Ueber d. Grund unsers Glaubens an Gott u. uns. Erkenntniß von ihm. Nebst ein. doppelt. Anhang, v. M. G. U. Breitberger. 118
Vertheidigung d. gemein. Menschenverstandes gegen d. Anmaas. d. Philosophen. 121

VI. Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Briefe a. d. Hauptstadt u. d. Innern Frankreichs, v. F. J. L. *Meyer*, 1r u. 2r Bd. 119
Hugh Boyds Gesandtschaftsreise nach Ceylon. Mit histor. statist. Nachrichten v. dies. Insel, u. d. Leben d. Verf., herausgeg. v. Lawrence Dundas Campbell. Aus d. Engl. 130
Reise durch d. Propontis u. Pontus Euxinus, v. J. B. Lechevalier. Aus d. Franz. 132

J. Barrowes Reise in d. Innere v. Südafrika in d. J. 1797 u. 1798. Aus d. Engl. m. Anmerk. 135
Dresden u. d. umlieg. Gegend, bis Elbersweron, Bautzen, u. s. w. Eine skizzirte Darstellung f. Natur- u. Kunstfreunde. 139
Geographie d. Griechen u. Römer. Bearbeitet v. M. C. Mannert. 6n Thls. 3s Heft. 149
Romantische Reisen v. Jena, Weimar, Erfurt, — nach Frankfurt am Main. 149
Sittengemälde v. London. Nebst ein. vergleich. Charakteristik sein. Bewohner, v. H*** in London. 149
Ant. Friedr. Büschings Vorbereitung zur europ. Länder- u. Staatenkunde, nebst ein. statist. Uebers. d. jetzig. Europa. 6e völlig umgearb. Aufl. herausg. v. G. P. H. Normann. 151
Zusätze u. Berichtigungen z. d. geograph. statist. topograph. Lexikon v. Baiern. 154
Geographisches, statist. topographisches Lexikon v. Franken. 4r u. 5r Bd.

Der Anhang, der besonders verkauft wird, führt den Titel:

Versuch ein. historisch-topograph. statistisch. Beschreibung der unmittelbar freyen Reichsritterschaft in Franken, nach sein. sechs Orten. 155
Neue Sammlung merkwürdig. Reisebeschreibungen f. d. Jugend, v. Joach. Heinr. Campe. 3r Th. 159
Briefe ein. reisenden Russen v. Karamsin. Aus d. Russischen v. J. Richter. 6s u. letzt. Bochn. 160

VII. Gelehrtengeschichte.

J. B. Schad's Lebens- u. Klostergeschichte, von ihm selbst beschrieben. Mit ein. freyen Charakteristik d. Mönche zu Banz, ꝛc. 161
Leben u. Schicksale d. Paters Guido Schulz, nebst dessen Wanderung nach Rom. ebd.
Lexikon der seit d. 15n Jahrh. verstorb. u. jetztlebenden Oberlausitzischen Schriftsteller u. Künstler, v. G. F. Otto. 2r Bd. 1e Abth. 168
Catalogus Bibliothecae hungaricae Franc. Com. Szechényi. Tom. I. in Part. II. divisus — Index alter libros Biblioth. hunger. duob. Tomis comprehensos in scientiar. ordin. distributos exhibens. 170

Nach-

Nachtrag zum gelehrt. Frankreich v. 1771 bis 1796 — nebst d. neuen Artikeln v. 1797 bis mit 1800, v. Dr. J. S. *Erſch.* 171

Auch unter folgendem franzöſiſchen Titel:

Supplement à la France littéraire de 1771 — 96, contenant, outre les additions et corrections, les nouveaux articles jusqu'en 1800 etc. 172

K. Joſ. Bougine Handbuch d. allgem. Literargeſchichte nach Hermanns Grundriß. Nach deſſen Tode herausgeg. v. C. F. Bougine. 6n Bds. 2r Th. 176

VIII. Bibliſche, hebr., griech. und überhaupt orientaliſche Philologie.

Theoph. Imm. *Dindorfii* Novum lexicon linguae hebr. chald., commentatio in lib. V. T. dialector. cognatar. — locupletatum. Pars I. 178

Bibliſches Wörterbuch zum Nachſchlagen bey dogmat. u. moraliſch-ſchwierigen od. and. dunkeln bibl. Wörtern u. Redensarten. 2r bis 3r Th. 180

IX. Klaſſiſche, griechiſche und lateiniſche Philologie, nebſt den dahin gehörigen Alterthümern.

M. J. Fr. Jac. Reſchenbachs allgem. griech. deutſches Handwörterbuch zum Schulgebrauch. 1r Bd. A—K. 2r Bd. L—Ω. 185

Xenophontis Athen. Scripta in uſ. lector. graecis lit. cinctor. commentariis ad rer. et verbor. intelligentiam illuſtrata a Bonj. *Weiske.* Vol. V. 192

X. Deutſche und andere lebende Sprachen.

Rhetorik. Ein Leitfaden beym Unterrichte in obern Klaſſen, v. G. G. Fälleborn. 209

Holſteiniſches Idiotikon; ein Beytrag zur Volksſittengeſchichte, od. Sammlung plattdeutſcher alt. u. neugebild. Wörter. — Mit Holzſchnitten. Von J. F. Schütze. 1r u. 2r Th. 211

Handbuch d. engl. Sprache u. Literatur. — Prosaischer u. poetischer Theil. Neue Aufl. 218
Materialien zum Diktiren, nach ein. dreyfachen Abstufung vom Leichten zum Schweren, zur Uebung in d. deutsch. Orthographie, Grammatik u. Interpunktion — v. K. H. L. Pölitz. 219

XI. Erziehungsschriften.

Chr. Ludw. *Lenz* de paedagogus Dessaviensi et Schnepfenthalianae etc. — Andr. C. *Dietrich* v. d. Hülfsmitteln zum Flor ein. Schule. C. G. *Lenz* de Horatii Archyta. 223
Das Industrieschulwesen, ein wesentliches u. erreichbares Bedürfniß aller Bürger- u. Landschulen, v. K. L. F. Lachmann. 226
Neu eingerichtetes Elementarwerk in Fragen u. Gegenfragen, ꝛc. v. L. G. Bröder. 1r Th. 229
Wie lehrt man Kinder im Buche d. Natur lesen? od. Sokratische Unterhaltung ein. Lehrers mit sein. Schülern üb. Gegenstände d. Natur, v. J. H. Pöhlmann. 16 Bdchn.

Auch unter dem Titel:

Versuch ein. prakt. Anweisung f. Schullehrer, Hofmeister u. Aeltern, welche d. Verstandeskr. d. Kinder a. ein. zweckmäß. Weise üben wollen. 2s Bdchn. 231
Jakob Ehrenmann, od. d. Schule zu Wiesenfeld. — Abgefaßt v. Ge. Krämer. 233
Lesebuch in Beyspielen, f. dienende Mädchen, u. solche, die es werden wollen. 1e Samml. 236

XII. Finanz- Kameral- und Policeywissenschaft.

Materialien zur Policey- Kameral- u. Finanzpraxis, v. D. H. Benseu. 2n Bds. 1s Heft. 237
Handbuch zur prakt. Kenntniß d. königl. preuß. Accisverfassung u. Gesetze, ꝛc. herausg. v. K. W. Schilling. 1r Bd. 238
Oekonomisch-juristische Grundsätze von d. Verwaltung d. Domainenwesens in d. preuß. Staaten, ꝛc. v. J. D. Nikolai. 1r u. 2r Th. 241

Lehr-

Lehrbuch sämmtl. Kameral- u. Polizeywissenschaft, v. J. G. Büsching. 1n Bdc. 1r Th. 242
Du Thalweg du Rhin, considéré comme limite entre la France et l'Allemagne; des péages et des douanes établis sur les deux rives du Rhin; etc. 240

Auch unter dem deutschen Titel:

Ueber d. Thalweg d. Rheins, in Hinsicht auf Gränze zwischen Frankreich u. Deutschland; über d. auf beyden Ufern angelegten Zölle, Mauthen, u. s. w. 245
De la libre navigation du Rhin, ou reclamation des villes de la rive gauche contre le droit d'étape de Cologne et Mayence, par P. E. *Paravey*. ebd.

XIII. Technologie.

J. K. Garneis Abhandlung vom Bau u. Betrieb d. Hohöfen in Schweden. Aus dem Schwed. v. J. G. L. Blumhof. Mit Anmerk. begleit. v. M. A. Lampadius, u. K. G. Börner. 1r u. 2r Th. 248
Magazin aller neuen Erfindungen, Entdeckungen u. Verbesserungen für Fabrikanten, Manufakturisten, Künstler, Handwerker u. Oekonomen. 249
Neues Repertorium d. vorzüglichst. u. neuest. Erfindungen u. Verbesserungen zum Behuf d. Künste, Manufakturen u. Gewerbe, herausgeg. v. J. G. Geißler. 1r Th. 250

XIV. Handlungswissenschaft.

Versuch ein. krit. Ueberf. d. Völker Seerechte. Aus d. Geschichte d. Staatslehre u. der Philosophie bearbeit. v. Ludw. Holst. 1r Th. 252
Das gewerbfleißige Deutschland, od. systemat. geordn. Verzeichniß d. jetzt lebend. Kaufleute, Manufakturisten, ꝛc. 3r u. 4r Th. 256

Auch mit dem besondern Titel:

Allgemeines Handlungs- u. Fabriken-Adreßbuch, auch Handlungs-Erdbeschreibung d. Lausitzen, u. von Böhmen u. Mähren. 257

Vollſtändiges Handbuch d. Waarenkunde, f. angehende Kaufleute, Mäkler, Manufakturiſten, ꝛc. in ſyſtemät. Ordnung herausgeg. v. G. H. Buſe. 5r Bd.

Auch unter folgendem Titel:

Das Ganze d. Handlung, od. vollſtänd. Handbuch der vorzüglichſt. Handlungskenntniſſe f. angeh. Kaufleute, u. F. w. 1n Thls. 5r Bd. 258

Geſchichte d. Nürnberg. Handels. Ein Verſuch v. J. F. Roth. 3r, 4r u. lehr. Th. 260

XV. Haushaltungswiſſenſchaft.

G. Pilgers Lehrbuch zum Unterricht d. Landmannes, wie er geſund. Vieh anſchaffen, daſſelbe erzieh. u. erhalt., u. vor Krankheiten bewahren ſolle. 261

Magazin f. Thierarzneykunde, od. Beobachtungen, Verſuche u. Erfahrungen üb. d. innerl. u. äußerl. Krankheiten d. Pferde u. d. Hornviehes, v. J. M. Kohlhes. 4n Jahrg. 1s u. 2s Quart. 264

XVI. Vermiſchte Schriften.

Neue Berlin. Monatsſchrift. Herausgeg. v. Bieſter. Jahrg. 1802. 7r u. 8r Bd. 267

Huldigung dem Genius d. weibl. Geſchlechts. Ueber d. Würde, d. Pflichten, d. Rechte u. Bildung d. weibl. Geſchlechts. 270

Das Todtengericht. 271

Regeln f. d. Verhalten d. Eheleute, Hausväter u. Hausmütter auf d. Lande. 272

Regeln f. d. Verhalten d. ledigen Perſonen a. d. Lande. ebd.

Regeln f. d. Verhalten d. Schulkinder a. d. Lande. ebd.

Auch unter dem beſondern Titel:

Hausbedarf zur Beförderung d. ſittl. Bildung d. Landmannes. In 3 Abſchnitten. ebd.

Register

über das Intelligenzblatt

zum ersten Stücke des sieben und siebenzigsten Bandes.

1. Ankündigungen.

Anhang zur N. A. D. Bibl. des 29—68 Bds. 2r bis 4r Abth. imgl. derselb. 78n Bd. betr. S. 273

Bellermanns, J. J., Almanach d. neuest. Fortschritte, Erfindungen u. Entdeckungen in d. spekulativ. u. positiv. Wissensch., ꝛc. bey Keyser in Erfurt. 196

Klaproths asiat. Magazin, dessen Beschl. u. herabgesetzt. Preis, im F. S. privil. Landes-Industrie-Komtoir zu Weimar. 55

Müllers, F. C., vollständ. Beschreibung der Sparöfen u. Heerde, welche in der Grafschaft Mark gebräuchl. u. bewährt gefunden sind. Ebds. 57

Obstgärtner, d. deutsche, besond. Nachricht. davon an das Publikum. 56

Schulz, F., üb. d. allgemein. Zusammenhang d. Höhe auf d. Oberfläche d. Erde, nebst ein. Gebirgscharte u. Europa. 273

Sprengels Bibliothek d. neuest. Reisen, Anzeige dav. d. Fortsetz. derselb. betr. 58

Tellers, D. W. A., älteste Theodicee, od. Erklärung d. drey ersten Kapitel im 1. Buche d. Vor-Mosaischen Geschichte, bey Frommann in Jena. 197

Verlagsartikel, neue, bey F. H. Nestler in Hamburg. 53

— — — bey Fr. Nicolai in Berlin. 125

— — — in der Stettinschen Buchhandl. in Ulm. 195

*

2. Be-

2. Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Ancillon 127. Aretin, Frhr. v., 198. Braun 197. Drexl 274. Ettmüller 198. Geishüttner 60. Hausleutner 275. Hellfeld 198. Heße 197. Hupfauer 198. Jäckel 198. Kautzmann 60. Langer 198. Langsdorf 59. Oehmigke d. ält. 60. Rodbertus 275. Schaub 274. Schabauer 198. Sonntag 60.

3. Todesfälle.

Brühl, Gr. v., 61. Dayser-Silbach, Frhr. v., 275. Gotsch 275. Hirzel 60. Juel 199. Lehner 198. Newole 275. Pfotenhauer 60. Reilly, v., 275. Schröter, Demois. 198. de Pilati de Tassulo 198. Werthern, Hau v., 60.

4. Chronik deutscher Universitäten.

Halle. 199. Wien 275. Würzburg 61.

5. Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

Erfurt, Akademie nützl. Wissensch. das. 61
Mainz, Gesellsch. d. Aerzte. 200
Würtemberg. Herzogl. Synod. Preisaufgabe desselben f. d. Schullehrer in d. Würtemberg. Landen. 200

6. Anzeige kleiner Schriften.

Salat, B., einige Züge a. d. Charakter ein. würdig. Lehrers. Eine Rede. 200
Zeune, J. A., de Historia Geographiae. Dissert. historica, quam Praes. Schroeckhio defend. auctor. 128

7. Korre-

Auszug ein. Briefes aus Preußen, d. wohlthät. Gesinnungen d. russ. Kaisers gegen d. Universität Dorpat betr. 62
Schreiben v. Wien, üb. D. Frank in Gnesen erprobtes Rindviehpestmittel. 64

8. Reichstagsliteratur.

Auszüge aus den Reklamationen u. Vorstellungen. 2ts Heft. 203
Bericht d. Wurtemberg. u. Badenschen Subdelegirten von d. Lühe u. Hofer an ihre Kommittenten in d. Entschädigungssache d. Reichsgrafen. 204
Expedition du Texte original en langue Françoise, finalement convenu entre les Ministres des Puissances Médiatrices et la Députation extraordinaire de l'Empire, etc. 203
Hauptschluss der außerordentl. Reichsdeputation. Signat. Regensburg, d. 25. Februar 1803, aus Kurfürst. Kanzley. 202
Jacobi, G. A., Einige Worte üb. d. Rhein-Schiffahrt. 203
Kurfürsten-Raths-Protokoll, v. 28. Febr. 7. u. 14. März 1803. 201
Reichsfürsten Raths-Protokoll. 2e bis 5e Fortsetz. 201
Ueber d. richtige Anwendung d. Entschädigungsgrundsätze auf d. Haus Löwenstein-Wertheim. 205

9. Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Carstbergs, D., in Kopenhagen, gelehrte Reise, zur Besuch. der vorzügl. europäisch. Lehranstalten f. Taubstumme. 207
Göthe's, Geh. R. v., bevorsteh. Reise nach Ital., u. Vollend. ein. angefang. Trauerspiels betr. 207
Herders Ideen zur Gesch. d. Menschheit. 5r Th., dessen Herausgabe betr. 206
Jesuiten, die neuen, im Hohenlohischen. 207
Kleine's, A. F., Geschichte zweyer ehelustig. Mädchen, ein Roman, holländ. Uebersetzung davon. 208

Kroy-

Kroymanns, J., gemeinnützig. Rechenbuch, dänische Uebersetz. davon. 207
Lafontaine's neue moral. Erzählung, französ. Uebersetz. davon. 206
— — — — — engl. Uebersetzung davon. 207
— — Roman: Theodor, franz. Uebersetz. davon. 207
Müllers, J. v., gelehrte Reise nach Italien u. die Schweiz, in Gesellsch. d. Graf. Bathiany. 208
Schink's, F., neue Bearbeitung u. Herausgabe d. Geschichte D. Faust's. 208
Schlegel's, A. W., Uebersetzung d. span. Schauspiele Calderone u. Lope di Vega. 206
Schleiermacher's, Pred. zu Stolpe in Hinterpommern, Herausgabe ein. philos. Moral, nach d. Grundsätzen d. allerneuest. Philosophie gefert. 206
Schule, neue errichtete zu Zürch, nach Pestalozzischer Methode. 207
Soden, Graf Jul. v., Herausgabe ein. neuen Schauspiels u. ein. Romans. 208
Stephano's, K., Auffindung vortreffl. Kunstdenkmäler in Albanien, Istrien, rc. 207
Ström's Reise in d. Schweiz, der Pestalozzischen Unterrichtsmethode wegen. 207
Wielands Aristipp, gewisse Herausgabe desselb. 206
Desselben Beschäftigungen mit ein. Samml. v. Mährchen, Aufsätzen u. Erzählungen. 207

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Sieben und siebenzigsten Bandes Erstes Stück.

Erstes Heft.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Versuch, die Hauptsätze der philosophischen Religionslehre in Predigten darzustellen, nebst einer Abhandlung über Beförderung des Religionsinteresse durch Predigten, von J. A. L. Wegscheider, Doktor der Philosophie, Kandidat des Ministeriums und Mitglied der theologischen Gesellschaft in Hamburg. Daselbst, bey Bohn. 1801. 14 Bogen 8. 18 Gr.

Die vorangesetzte Abhandlung hat dem Rec. weniger gefallen, als die Sammlung der vier Predigten, die hier abgedruckt sind. In der Abhandlung klagt der Verf. mit Recht, daß die unrichtig urtheilten und handelten, die in ihren Predigten, durch Mißverstand der Kantischen Philosophie verleitet, auf das Gefühl zu wirken vernachlässigten, und bloß reine Pflichtenlehre vortragen wollten. Dagegen sucht er den Satz einzuschärfen, daß eine freymüthige und offene Vernunftbelehrung zugleich mit einer zweckmäßigen Einwirkung auf das Gefühlvermögen der Zuhörer verbunden werden müsse. Diese Abhandlung ist in einem zu schwerfälligen Tone geschrieben und zu lang ausgedehnt, weil sie nach der sich so nennenden kritischen, mit vielen Worten wenig sagenden Methode geschrieben ist. Sie füllt 79 Seiten. Zudem ist das nicht der vornehmste Fehler des heutigen Predigtwe-

sens. Ein Hauptfehler ist der Mangel der Popularität und Herzlichkeit, und verständiger Nachahmung und Benutzung der Bibelsprache, bis an welche der größere Theil, und gerade der religiöseste Theil der Zuhörer, am meisten gewöhnt ist. Freymüthige und offene Vernunftbelehrung ist oft in theoretischer Hinsicht auf der Kanzel ganz an der unrechten Stelle angebracht. Der Lehrer muß dagegen Allen alles zu werden, und so seine Zuhörer nach und nach höher hinauf zu ziehen, und immer Mehrere für wahres Christenthum zu gewinnen suchen. Gerade eine zweckmäßige Benutzung vorhandener religiöser Ueberzeugungen ist oft für die meisten in der Gemeine das einzige wirksame Mittel, ihren Tugendsinn zu wecken; gerade die Erinnerung an gewisse Wohlthaten Gottes durch Jesum beleben am kräftigsten ihren Eifer, Jesu nachzuahmen. Mögen auch vielleicht mit jenen Ueberzeugungen und diesen Begriffen von Wohlthaten Jesu manche Irrthümer verbunden seyn, die noch nicht berichtiget werden können, weil die Zuhörer das nicht zu tragen vermöchten: so ist es doch Pflicht für den Religionslehrer, seine religiösen Belehrungen und Ermahnungen durch die Triebfedern, deren seine Zuhörer bedürfen, in ihrer Wirksamkeit zu verstärken.

Daß Hr. D. Wegscheider selbst von der Wahrheit dieser Bemerkungen überzeugt ist, hat er am besten durch seine Predigten bewiesen, die dem Rec. eben deßwegen besser gefallen, weil der Verf. darin nach der Popularität eines, an die nach der Bibel gebildeten Religionsbegriffe seiner Zuhörer seinen Vortrag anzuknüpfen, verpflichteten christlichen Religionslehrers sichtbar gestrebt hat; so daß nur die Herzlichkeit, Wärme und Innigkeit des eigenen Gefühls nicht so überall sichtbar ist, wie es zu wünschen wäre, und wie sie an einigen Stellen hervorbricht. Freylich haben die Themata selbst, da die neuere Philosophie die hier behandelten gar nicht neuen, sondern altchristlichen Lehren in eine so sonderbare Form eingekleidet hat, dem Verfasser die Popularität nicht nur, sondern besonders die Wärme, Herzlichkeit und Innigkeit erschwert, mit welcher billig eine jede Predigt niedergeschrieben und gehalten werden muß, wenn sie ihre volle Kraft beweisen soll. Aber reißt er sich nur ganz los von den kalten unnöthigen Formen dieser Philosophie, und betrachtet die Lehren der Religion und Moral bloß mit seinem gesunden

Ver-

Verstande, und nach ihrem Werthe für sein Herz: so wird euch, diesen Vorzug seinen Vorträgen in noch höherem Maaße zu geben, ihm gewiß gelingen. Die Themata der vier Predigten sind: 1) Was heißt reines Herzens seyn? 2) Ueber ein schädliches Mißtrauen in unsere Kraft zum Guten. 3) Unser Gewissen ist uns Bürge der Unsterblichkeit. 4) Wie das Streben nach Gottgefälliger Gesinnung unseren Glauben an die göttliche Weltregierung befestigt? Ein Versuch, die Hauptsätze der philosophischen Religionslehre in Predigten darzustellen, können diese Predigten nur in so ferne heißen, in sofern die Themata aus der neueren philosophischen Religionslehre entlehnt sind, und auch in der Behandlung derselben auf dieselbe Rücksicht genommen ist. Aber die Predigten hätten ohne diese Rücksicht gewiß gewonnen; wenn z. B. in der zweyten Predigt der eigentlich religiöse Grund zum Vertrauen auf unsere Kraft zu allem Guten, das Vertrauen auf Gottes Unterstützung unseres redlichen Bestrebens, nicht aus der Acht gelassen wäre.

S.

Biblische Beyträge zu der von D. J. G. Münch, der Philosophie Professor, in Briefen an Emma beantworteten Frage: Werden wir uns wieder sehen nach dem Tode? Nebst verschiedenen Nachträgen von einem Nicht-Theologen, Appelles post tabulam genannt. Friedrichsstadt bey Dresden, mit Gerlachschen Schriften. 1801. 4 Bogen 8.

Es ist nicht wohl einzusehen, was diese Bogen für einen Nutzen haben sollen. Die Schriftstellen sind bisweilen wie bey den Haaren herbey gezogen, und falsch angewandt, oder auch bisweilen ganz unrichtig erklärt. Auch fällt der Verf. sehr oft auf Nebendinge, und es ist beynahe überall so wenig Zusammenhang in seinen Ideen, so wenig Ordnung in der Darstellung, und die Schreibart ist, bey allem Schein von Gelehrsamkeit, womit die Citaten prangen, so buntscheckig, und oft auch so unverständlich, daß man bisweilen nicht einmal weiß, was er haben will.

M.

Commentarii historici decretorum religionis christianae et formulae Lutheranae. Scripsit *C. D. Beckius*, Prof. Lipsi. Lipsiae, apud Dykium. 1801. 2 Alph. 12 Bogen 8. 3 Mg. 12 Gr.

Alle einsichtsvolle Theologen sind von jeher der Meinung gewesen, daß die Geschichte der Glaubenslehren und der Lehren des kirchlichen Systems von sehr großem Nutzen ist, und schon auf Universitäten studiert, und von den akademischen Lehrern also vorgetragen werden sollte, damit der junge Theologe einsehen lerne, wie die dogmatische Theologie nach und nach die gegenwärtige Gestalt gewonnen hat, und die einzelnen Lehrmeinungen entstanden sind. Man hat deßhalb in den neuern Zeiten angefangen, mit dem Vortrage der Dogmatik zugleich die Geschichte der einzelnen Lehren in einer gedrängten Kürze zu verbinden, und Döderlein in der Lutherischen, und Mursinna in der reformirten Kirche haben in dieser Art Hauptbücher geliefert unter den Kompendien der Dogmatik. Etwas, ohngefähr diesen Aehnliches, sind nun auch die Kommentarien des Verfassers; nur daß er hier bloß historisch zu Werke gehet; die Lehren der Dogmatik und die verschiedenen Meinungen darüber, die Beweise dafür und die Einwendungen dawider, ohne darüber zu urtheilen, erzählt, und kurz anzeigt, ohne sie weiter auseinander zu setzen, und dann in den freylich sehr weitläuftigen Anmerkungen unter dem sehr kurzen Text auf alle die alten und neuen Schriften verweiset, worin diese Lehrmeinungen, Beweise, Erörterungen, Einwendungen anzutreffen, geprüft, erhärtet oder widerlegt worden sind.

Rec. muß nun zwar dem Verf. das Zeugniß geben, daß er mit vielem Fleiße Alles gesammlet hat, was hieher gehöret, und daß man nicht leicht irgend eine Lehrmeinung oder einen Beweis, oder eine Einwendung vermissen wird, welche in den ältern oder neuern Zeiten ist vorgebracht worden. Das hat nun aber auch die Folge gehabt, daß man hier noch viele Lehrmeinungen, Beweise oder Einwendungen antrifft, welche einsichtsvolle Theologen längst aufgehoben haben, und aus den besten dogmatischen Schriften längst ausgesondert worden sind. Wenigstens wäre es zu wünschen gewesen, daß der Verf. durch ein freymüthiges Urtheil jedesmal seinen Schülern

ten oder jungen Lesern einen Wink gegeben hätte, welchen Werth sie darauf zu setzen haben. Nur dadurch würde diese Schrift recht nützlich geworden seyn. Eine andere Folge der Vollständigkeit dieses Werks ist, daß bey manchen alten Lehrmeinungen bloß falsche Grundsätze in der Schrifterklärung, oder falsche Erklärungen zum Grunde liegen, die in neuern Zeiten längst mit liberalern und richtigern vertauscht worden, aber hier doch noch beybehalten sind, ohne auf ihre Unrichtigkeit aufmerksam zu machen. In den weitläuftigen Anmerkungen ist freylich eine ungeheure Zahl alter und vorzüglich neuer Schriften angeführt; aber auch manche unbedeutende, bloß wiederholende, was schon in andern gesagt war. Der Studierende sollte immer nur mit denjenigen Schriften bekannt gemacht werden, welche die wichtigsten und vorzüglichsten sind. Er kann ja doch nicht Alles lesen, was geschrieben worden ist, und besonders jetzt geschrieben wird.

Cz.

Gustav Redlich, oder der Prediger, wie er seyn soll. Von G. A. P. Leipzig, bey Sommer. 1801. 16½ Bogen 8. 16 Gr.

Man erwarte hier keinen Roman! Gustav Redlich erscheint bloß auf dem Titel, vielleicht um der Mode wegen sogleich — seinen Namen zu eludiren, und das Bedürfniß eines „Schriftstellers oder Buchhändlers, wie er seyn soll,“ fühlbar zu machen. Das Buch selbst enthält weiter nichts, als eine sogenannte Pastoraltheologie. Der Verf. zeigt die Mittel an, deren man sich bedienen und nicht bedienen dürfe, um ein geistliches Amt zu erlangen; er stellt Regeln auf, die der Prediger in Hinsicht auf sein eheliches und häusliches Leben, und in Hinsicht auf seine Amtsverrichtungen (Predigten, Privatbeichte, Krankenbesuche, Schulaufsicht, Begräbnisse, Taufhandlungen, Trauungen und Abendmalsfeyer) zu beobachten hat; er betrachtet endlich den Prediger in besondern Verhältnissen, und bemerkt, wie er sich als Rathgeber und Schiedsrichter in bürgerlichen Angelegenheiten, wie er sich gegen Verführte und Gefallene, gegen Religionsspötter, gegen Eidleistende vor Gericht, gegen Verbrecher, die zum Tode vorbereitet werden sollen, gegen Kollegen, und zuletzt, wie er sich im Umgange mit Andern und in Rücksicht

auf Kleidung u. dgl. verhalten müsse. Ueberall offenbart sich der moralische Sinn des Verfassers in unverkennbarer Güte; seine Erinnerungen und Rathschläge, die jedoch oft sich nur auf kirchliche Einrichtungen in Sachsen beziehen, sind zweckmäßig, seine Urtheile über streitige Punkte moderat. Aber Alles ist auch so wenig neu, daß man es schon mehrmals gelesen zu haben glaubt, und die Predigten sind so gedehnt, und mit so vielen daharo, nunmehro und zeithero untermischt, daß man in diesem Glauben dadurch noch mehr bestärkt wird. Im Ganzen ist es also wohl das Werk, ungeachtet der entgegengesetzten Bemerkungen des Verfassers in der Vorrede, wo er zugleich „über die Würde des Predigers und die beste Vorbereitung auf seinen erhabenen Beruf" einige Gedanken äussert, als sehr entbehrlich anzusehen.

Sw.

Charakteristische Darstellung der beyden apokalyptischen Thiere, Offenb. Joh. Kap. XIII. Zur richtigen Beurtheilung des gegenwärtigen Zeitpunkts, nebst einem Seitenblicke auf die sehr merkwürdigen politischen Ereignisse unserer Zeit. Reutlingen, bey Mäcken dem Jüng. 1801. 228 Seiten 8. 12 Bl.

Bey allen neueren Aufschlüssen über Offenbarung überhaupt, und über Offenbarung Johannis, darf sich doch nicht leicht irgend eine wichtige Weltbegebenheit ereignen, bey welcher sich nicht hier oder da ein Theosoph auf den Dreyfuß setzte, und aus der Apokalypse zu Enthüllungen der Gegenwart und Vorhersagungen der Zukunft begeistern ließe. Eine der allgemeinsten, und bey einer gewissen Klasse von Theologen beliebtesten Beziehungen eines großen Theils der Apokalypse blieb, besonders seit Bengel, die auf das Papstthum zu wichtig waren, die in der neuesten Zeitgeschichte das mit vorgegangenen Veränderungen, als daß sie die Vertheidiger jener Erklärung nicht hätten in der Apokalypse suchen, und finden sollen. Dieß, glaubt dann unser Verf., sey auch ihm gelungen. Im ganzen folgt er Bengel, jedoch in der Zeitrechnung, und in einigen einzelnen Erklärungen weicht er von ihm ab.

Nach-

„Nachdem der Verf. die Meinung derer, die die Apokalypſe auf vergangene Begebenheiten beziehen, tüchtig abgefertiget hat, kommt er auf die zweyte, welche den Auftritt und das Daſeyn des ſiebenköpfigen Thieres in die hernach folgenden annoch fortdauernde Zeit verſetzt, und von dem römiſchen Papſtthum, als Hildebrand, erklärt. Erſt ſtellet er folgende, von ihm dafür gebrauchte, Parallelſtellen zuſammen: Matth. 24, 23—27. Marc. 13, 21—23. Luc. 17, 22—24. 2 Theſſ. 2, 1—12. 1 Tim. 4, 1—6. 2 Tim. 3, 1—9. 1 Joh. 2, 18. Jud. 17. 18. Dann ſetzt der Verf. mehr als dreyßig Charaktere dieſes Thiers zuſammen, denen wir, zur nöthigen Verdeutlichung unſerer Darſtellung der Meinung des Verfaſſers, nur Nr. 24—30 beyſetzen. Alſo: 24, „Das Thier behauptet bey der Menge ſeiner Irrthümer und den ſchändlichſten Laſtern dennoch den Ruhm einer geiſtlichen Vollkommenheit; 25, macht den Eheſtand äuſſerſt verhaßt, und iſt deſſen gewaltſamer Verfolger; 26, führt zur Beſtrickung der Gewiſſen einen Unterhändler der Speiſen ein; 27, vergreift ſich ſogar an den Heiligen im Himmel, damit, daß es auf ihre Tafel ſeine Lieblinge mit einregiſtrirt, und ihnen als Schutzpatronen und Fürbittern gottesdienſtliche Ehre zu bezeugen, anbefiehlt; 28, bekommt in ſeiner Thiergeſtalt, mitten in ſeinem Laufe, eine tödliche Wunde vom politiſchen Schwerdte; 29, wird aber durch Hülfe des andern Thieres oder falſchen Propheten wieder völlig hergeſtellt; 30, fährt nach ſeiner Genesung fort, ſich noch mehr zu beweiſen, was es von ſeinem erſten Urſprunge anfangs zu ſeyn, eine Peſt der Menſchen, eine Geiſſel der Religion, und der Vater und Vorläufer des zukünftigen groſſen Widerchriſts, des Menſchens der Sünde, und Sohnes des Verderbens, welchen der Herr Jeſus mit der Erſcheinung ſeiner Zukunft vertilgen wird.“ Jeden dieſer Charaktere beweiſet dann der Verf. in ſeiner Art, und wie er glaubt, ſehr bündig. Das Reſultat iſt folgendes: der Auftritt des Thieres aus dem Meere, als des weltlichen Papſtthums, ſey bey Hildebrand oder Gregor VII. zu ſuchen, der im Jahr 1073. durch Hülfe ſeiner ergebenſten Soldaten auf den Thron gekommen ſey; aber erſt 1077. ſeine tyranniſche Gewalt gegen Heinrich IV. bewieſen habe. Der Verf. nimmt das Jahr 1075. als die Mitte dieſer Diſtanz an. Zu dieſer Jahreszahl 666. gewöhnliche Jahre hinzugezählt, käme das Jahr 1741. als das Heinrichs-

jahr Josephs II. heraus, welcher durch Postthume den allerempfindlichsten Herzstoß gegeben habe, worin er mehrere Potentaten zu Nachfolgern habe. Wolle man aber lieber mit Bengel den Anfang des Königreichs zu Jerusalem im Jahr 1099, wozu schon Hildebrand die Anlage gemacht hatte, zum Auftritte des Thieres aus dem Meere annehmen: so komme man, mit 666 Jahren auf das Jahr 1765., worin Joseph den Thron bestieg. Die völlige Besitznehmung hingegen einer absoluten Gewalt von Seiten des Papstthums sey erst unter Heinrich V. in den Jahren 1118—1122. geschehen, als in welchem letzteren Jahre im Occidente die Oberherrschaft dem Papste durch einen förmlichen Reichsschluß zugestanden wäre. Hierzu 42 prophetische Monate, oder abermals 666 gewöhnliche Jahre gezählt, kämen wir auf den Zeitpunkt, worin die tiefe tödliche Verwundung des Thieres so augenscheinlich dadurch ausgeführt sey, daß Joseph II. die Bibel in der Muttersprache herstellte, und sie eines Jeden freyem Gebrauche überließ, daß er die Bilder der Heiligen an den Kirchen ausstreichen ließ, des Papstes Miliz in seinem Lande abdankte, die meisten Klöster reduzirte ꝛc. Wenn ehemals der demüthige Auftritt Heinrichs IV. in Rom die sichtlichste Urkunde der Oberherrlichkeit des Papstes gewesen seyn so wäre die Erscheinung Pius VI. in Wien das jus talionis gewesen, indem er sich wegen seiner tiefen Wunde dort auf der Burg habe einfinden, und vor seinem Oberherren beugen müssen; „so viel nämlich, setzt der Verf. hinzu, „des Thieres angeborne dicke Bärenfüße „seiner Beugung fähig waren. — Doch wird die Wunde erst „recht tödlich werden, wenn die belobten Neufranken nicht „nur den bisherigen Jansenischen Katzenkrieg auf einmal „werden daniederschlagen; sondern auch alle übrigen Anmaaßungen des römischen Stuhls plötzlich zernichten, und „dem heil. Vater die ihnen zugedachte Exkommunikationsbulle dergestalt werden an seine Brust befestigen, daß ihm „der Odem darüber ausgehen möchte!“ Kurz, wir leben in dem Charakter des Papstthums Nr. 28., und haben noch Nr. 29. zu fürchten, und Nr. 30. zu hoffen. (S. oben.) — Der Schwierigkeit, daß der Verwundung des Thieres schon V. 3. gleich nach dem Auftritte desselben erwähnt wird, da doch diese Verwundung erst später folgte, sucht der Verfasser durch die Bemerkung (auf welche er sich Etwas weiß) auszuweichen, daß im Anfange von V. 3. nach den besten Handschrif-

ſtiſten, eben ſo wie V. 1. und V. 11., καὶ εἶδον geleſen ſeyn wolle, welches etwas Neues in der Erzählung von dem Vorhergehenden abgeriſſenes, und zwar hier eine Unterabtheilung des erſten Standes des Thieres in zwey Abſchnitte anzeige. Aber den Beweis aus der Kritik bleibt der Verf. ſchuldig, den er um ſo mehr hätte führen ſollen, da Griesbach und Andere dieſe Worte für kritiſch unächt erklären.

Hiernächſt giebt der Verf. zwölf Charaktere des zweyten Thieres an, unter andern: es ſey aus Aſien gebürtig, habe erſt die Geſtalt eines Thieres, dann die eines falſchen Propheten gehabt, ſey bald nach dem Aufſteigen des erſten Thieres aus dem Meere aufgetreten, und trete mit dem Thiere aus dem Abgrunde zugleich wieder ab; es ſey der Gegenpart des heil. Geiſtes, und ſuche Glauben und Liebe nicht ſowohl zu verdrängen, als zu verunſtalten; es komme dem erſten Thiere in ſeinen Bedrängniſſen zu Hülfe, u. ſ. w. Nachdem dieſe Charaktere nun aus dem Texte erläutert und erwieſen ſind, äußert der Verf. die Vermuthung, ob nicht die anfängliche von der falſchen Prophetengeſtalt wohl zu unterſcheidende Thiergeſtalt des zweyten Thiers aus der Erde in jenem Königreiche zu Jeruſalem zu ſuchen ſeyn möchte, welches Herzog Gottfried von Bouillon wieder eingenommen, oder vielmehr neuerdings angelegt, und ſeine Nachfolger 88 Jahre lang behauptet hätten, woraus bald der Templerorden, desgleichen der Johanniter- oder Maltheſerorden entſtanden ſey. Durch ihre frommen Eroberungen ſey der wahre Glaube zur verunſtaltet, und den Bedrängniſſen des erſten Thieres, des Papſtthums, zu Hülfe gekommen, indem diejenigen Fürſten, welche deſſen Obermacht nicht hätten anerkennen mögen, gleich in den Orient geſchickt wären, um dort aufgerieben zu werden, und indem von der andern Seite aus dem heiligen Lande unzählige Reliquien zur Unterhaltung des päpſtlichen Aberglaubens und der Abgötterey mitgebracht wären ꝛc. Der Verf. entſchuldiget ſich daneben wegen dieſer Deutung beſtens gegen die jetzigen Maltheſerritter, die ſie ihm wohl eben ſo wenig übel nehmen dürften, als Alexander, daß er unter dem Bilde eines Ziegenbocks, und dagegen ſein Feind unter dem Bilde eines Widders in der Weiſſagung vorgeſtellt war. Welche Anwendungen mag übrigens der Verf., wegen der neuerlich ſtipulirten Wiedereinſetzung

hung der Maltheserritter in ihre alten Besitzungen und Rechte, schon wieder im Hinterhalte haben!

Rechten wollen wir nun nicht mit dem Verf. über diese Erklärungen, wir müßten sonst von Reinigung der allerersten Begriffe mit ihm ausgehen. Bey dem Allen würden wir auch bey der Idiosynkrasie seines Systems gegen ihn und die wenigen mit ihm noch Gleichgläubigen, nicht viel ausrichten; der liberalere Leser aber ruft, ohne unsere Widerlegung, schon; eben, jam satis est! Noch weniger mochte mir die hochbetheuerte Absicht des Verfassers in Zweifel ziehen: „das prophetische Ansehen der göttlichen Offenbarung gegen die Vernachlässigung und Mißdeutung zu retten, die wahrscheinlichste Erklärung ins Licht zu stellen, unbefestigte Gemüther in der Wahrheit zu stärken; sichere und sorglose aber von der hohen Gefahr, die sich vielleicht binnen ein (einem) oder zwey Mannsaltern ereignen dürfte, treuherzig zu warnen." Dagegen aber müssen wir dem Verfasser billig auch zu Gemüthe führen, wie er, bey der Vieldeutigkeit der apokalyptischen Bilder, bey der Willkührlichkeit seiner Erklärung, bey der liberaleren Ansicht des Offenbarungsbegriffs, bey der anerkannten temporairen Tendenz des Wunders und mithin auch des Weissagungsbeweises ꝛc. sich auch nur entfernt einfallen lassen kann, seinen Zweck in einer solchen Ausdehnung zu erreichen! Wir empfehlen ihm, unter mehreren trefflichen Werken, zunächst Eichhorns Abhandlung über Propheten, in seiner Einleitung ins A. T. und desselben Kommentar über die Apokalypse zur unparteyischen Prüfung, wenn er deren noch fähig ist.

Um.

Katholische Gottesgelahrheit.

Die heilige Schrift des alten Testaments. Zweyten Theils erster Band, welcher die Bücher Josua, Richter, Ruth und Samuels enthält. Auf Befehl des hochwürdigsten Fürsten und Herrn, Hrns Rupert II. Abts des hochfürstlichen Stifts Kempten, ꝛc. zum Nutzen und Gebrauch der hochfürstlichen

chen Unterthanen, herausgegeben von Dominikus von Brentano ꝛc., fortgesetzt von Thaddäus Anton Dereser, der Gottesgelahrheit Doktor und Professor an der Universität zu Heidelberg. Frankfurt am Main. 1801. 489 Seiten gr. 8. 1 Rl. 16 K.

Zweyten Theils zweyter Band, welcher die Bücher der Könige, der Chronik, Esra und Nehemia enthält. 1801. 536 Seiten. 2 Rl.

Mit demselben Fleiß und mit derselben Brauchbarkeit, wo mit dieses Bibelwesen vom seel. von Brentano angefangen worden ist, wird es vom Hrn. Dereser fortgesetzt. Der erste und zweyte Band des dritten Theils, die Psalmen und Salomonischen Schriften enthaltend, sind schon früher erschienen; die Bücher Tobias, Judith, Esther und Hiob sind noch zu erwarten, und werden den dritten Band des zweyten Theils ausmachen. Die Grundsätze, welche der neue Uebersetzer und Herausgeber bey der Bearbeitung der historischen Schriften des A. T. befolgte, hat er schon in der Vorrede zum zweyten Bande des dritten Theils angezeigt. Unter dem Texte sind selten exegetische, dagegen aber historische und ästhetische Anmerkungen befindlich; jene zur Erleichterung des richtigen Verstandes, diese zur nutzbaren Anwendung der biblischen Bücher. Es ist lobenswerth, daß sich Hr. D. bloß an die grammatisch-historische Interpretation gehalten hat, ohne auf die Denkart unserer Zeiten Rücksicht zu nehmen. Denn dieß ist die natürliche Pflicht des Uebersetzers.

D.

Erbauungsreden für Studierende in den höhern Klassen. Erstes Bändchen. Von Kaj. Weiller. München, bey Lindauer. 1802. 116 Seiten 8. 36 Kreutzer.

Obgleich dieses eigentlich keine geistlichen Reden sind, und die darin aufgestellten Lehren ihren Grund nicht zunächst aus der Religion herholen; so gehören sie doch mit in dieses Fach,

da sie mit diesen den höhern Zweck der Bestimmung des Menschen, Uebereinstimmung seiner intellektuellen und moralischen Ausbildung zu befördern, und dazu vorzüglich das Gemüth junger Studierender zu erbauen, bestimmt sind. Herr W., der sich neuestens erst auf eine eben so freymüthige als nachdrückliche Art gegen die Anschuldigungen des Unglaubens, welche die Feinde des Lichts gegen ihn und seine Schule auszustreuen suchten, gerechtfertiget hat, giebt durch diese Reden den schönsten Beweis seiner eigenen Gesinnungen, und der Grundsätze, welche er unter seinen Schülern zu verbreiten sucht. Möchten die gesegneten Wirkungen, wozu diese Reden so vielen heilsamen Saamen enthalten, ihn bald die erfreulichsten Früchte an seinen Zuhörern sehen lassen, und ihm die Freude gewähren, nicht nur gerechtfertiget vor seinem Gewissen und dem Richterstuhle der Vernunft; sondern auch von der Welt anerkannt als redlicher Beförderer des Guten, Wahren und Schönen, seine Widersacher so durch die deutlichsten Beweise seiner Unschuld zum Schweigen gebracht zu sehen. Durch den Druck dieser Reden macht er auch anderen an seinen Ermunterungen Theilnehmern, und gewiß nicht nur den Schülern; sondern auch manchem Lehrer ein angenehmes Geschenk. Was ließe sich versprechen, wenn in mehreren Schulen der der wahren Religion so nachtheilige Kirchengang in ein so schönes Erbauungsmittel umgewandelt würde. Wohl der Schule! wo die Obern so willig jeder solchen wohlthätigen Verbesserung die Hand bieten, und wo sich auch gleich ein Mann von so reger Thätigkeit und Fähigkeit findet, sie auszuführen. Was Hr. W. über die Entstehung dieser Vorträge in der Vorrede sagt, ist in dieser Rücksicht für ihn und seine Regierung der schönste Beleg. Zur Beurtheilung seiner Arbeit giebt er selbst die deutlichste Erklärung, indem er sagt: „Ich liefere hier nur einige Anmerkungen zu dem Text„e, der in der Brust eines Jeden selbst gedruckt liegt. Was „kann jedes Buch über solche Gegenstände Anderes liefern? „Hier ist das Buch immer bloß der Zeiger, welcher nachwei„set, und nur der Mensch selbst ist das Buch, welches das „Nachgewiesene enthält.“ Möchte Hr. W. nur zur Ausführung seines ganzen Planes bald ein neues Bändchen folgen lassen. Die in diesem enthaltenen Reden sind folgende: 1) Ueber die Nothwendigkeit öfterer Erbauungen — vorzüglich für Studirende; 2) Ueber die Kultur des Sinnes für das Schöne; 3) Ueber die Kultur des Sinnes für das

Hei-

Schaubene; 4) Ueber die Kultur des Sinnes für das Wahre; 5) Ueber die Kultur des Sinnes für das Gute; 6) Ueber die Kultur des Sinnes für das Religiöse. Um zur eigenen Lektüre derselben begierig zu machen, dürfte es genug seyn, nur ihren Inhalt angezeigt zu haben, der zwar nicht in streng philosophischen Ausdrücken angegeben ist; doch aber die Ganzen auch nicht gegen solche Begriffe streitet, da Herr W. nicht nur bloß bey dem auf dunkeln Gefühlen beruhenden Sinn stehen bleibt; sondern überall zu deutlichen Begriffen fortgeht, und dem Ideale der Vernunft sich anzunähern sucht. Als Probe seiner Darstellung ist es genug noch ein paar Stellen abzuschreiben, wozu zunächst Seite 8 auffällt: „Der Mensch ist nur in dem Grade vollkommen, indem er sich als Vernunftwesen entwickelt. Der Charakter des Vernunftwesens aber besteht in einer mit Bewußtseyn verbundenen Thätigkeit, rc. Ein Vernunftwesen soll handeln und soll von seinem Handeln wissen. Es soll thätig seyn; aber in dieser Thätigkeit allein nicht immer bloß außer sich herumstreifen, sondern von Zeit zu Zeit wieder in sich zurückkehren, und seine Thätigkeit auch kennen und leiten lernen; um also nicht bloß getrieben thätig zu seyn, wie jene Wesen, die von ihrer Thätigkeit nichts wissen, sondern frey thätig." Und zum Schluß sagt er: „Aberglaube und Unglaube werden ihnen oft in mannichfaltigen Gestalten und mit mannichfaltigen Lockungen entgegen kommen. Widerstehen sie den Anziehungen beyder. Jeder liegt außer der Mitte, also außer dem Gebiete der Wahrheit. Es ist Irrthum, das Zeichen wie die Sache zu ehren; es ist aber auch Irrthum, die Sache mit dem Zeichen zu verwerfen."

Bl.

Johann Nepomuck Tschupick, der Gottesgelahrheit Doktors, kaiserl. königl. Hofpredigers, neue bisher ungedruckte Kanzelreden auf alle Sonn- und Festtage, wie auch für die heil. Fastenzeit. Fünf Bände. Erster Band, welcher den ersten Jahrgang Sonntagspredigten enthält. Augsburg, bey Doll. 1803. 565 Seiten 8. 1 Gulden 30 Kreutzer.

Die

Die Predigten des verstorbenen Tschokken haben bey seinen Lesern so viel Beyfall gefunden, daß die erste Sammlung davon, von 10 Bänden, schon zum fünftenmal aufgelegt werden mußte; es war also natürlich, daß der Verleger es nun so gangbaren Artikel so viel als möglich zu vermehren suchte. Er ließ also wahrscheinlich allen Rest der vorgefundenen Arbeiten noch durchsuchen, und es gelang ihm so viel zusammen zu bringen, daß er noch eine zweyte Sammlung von neuen fünf Bänden folgen lassen kann. Daß aber die Predigten nicht seyen, will der Verleger nicht nur durch die Vorlegung des eigenhändigen Manuskripts des Verfassers beweisen; sondern ist auch aus ihrem Tone und aus allen innern Kennzeichen zu ersehen. Die Predigten gehen in diesem Bande vom ersten Sonntage im Advent bis zum 24sten Sonntage nach Pfingsten, also auf ein ganzes Kirchenjahr, und am Ende ist noch angehängt eine Predigt am Kirchweihfeste, von der Entweihung der Kirchen, und ein Verzeichniß der merkwürdigsten Sätze oder, besser Begriffe (die nämlich in diesen Predigten vorkommen) nach alphabetischer Ordnung. Wie dürftig dieses Verzeichniß seyn müsse, sieht man schon daraus, daß der Buchstabe A nichts weiter enthält, als: Altarssakrament, Anhörung des Wortes Gottes, und Auserwählte; und eben so B bloß Bedrängte, Bekenntniß der Sünden, Beständigkeit in dem Guten, Beyspiele böse, Bosheit und Buße. Die Predigten selbst sind meist kurz, und tragen das Gepräge des Zeitalters und der Muster, wornach sich ihr Verf. gebildet hat; auch handeln sie meistens praktische Wahrheiten ab. Z. Am Weihnachtssonntage: Von dem rechten Gebrauche unserer Lebenszeit. Am Sonntage nach Neujahr: Man soll von der Welt seine Glückseligkeit nicht suchen. Am zweyten Sonntage nach der Erscheinung: Von den Ergötzungen. Am vierten: Von der Wachbarkeit der Vorgesetzten über ihre Untergebenen, und dgl. Die Grundsätze einer reinen Sittenlehre darf man zwar hier nicht suchen; doch zeigt sich auch schon ohne dieselben hin und wieder ein besserer Geist, der schon für sich selbst dazu hinleitet, wovon wir zum Beweis nur die nächste, beste Stelle anführen wollen. S. 523 heißt es: „Hinweg, wird Gott sagen, „mit allen jenen Tugenden, die keinen übernatürlichen (höhern, übersinnlichen) Beweggrund hatten; sondern von denen nur die angeborne Gemüthsart der Ursprung war.

„Nicht

„Nicht das Evangelium, nicht die Liebe zu mir; sondern eure „rauhe, unruhige und verdrüßliche Gemüthsart hat in euch „die Strenge (heit) und den Eifer für die Sittenverbesserung „hervorgebracht. Nicht das Evangelium; sondern eure geis„zige und eigennützige Gemüthsart machte, daß ihr die Mäs„sigkeit liebtet, und die Verschwendung haßtet. Nicht das „Evangelium; sondern eure finstere und traurige Gemüths„art war die Ursache, daß ihr die Welt flohet, und das „Stillschweigen und die Einsamkeit liebtet.“ Gewiß, ein wahres Wort und freymüthiger Wink, besonders für Klosterleute, bey denen man fast noch wünschen möchte, daß nur keine schlimmern Triebfedern vorwalteten. Daß er in manchen Stücken seine Begriffe noch nicht so berichtiget hatte, ist seinem Zeitalter zu übersehen. So läßt er S. 240 Landplagen über ganze Städte und Länder noch zur Züchtigung der verfallenen Frömmigkeit von Gott verhängt werden. Moyses wird S. 122 wegen eines geringen Mißtrauens mit dem zeitl. Tode bestraft, und seine Schwester Maria, soll wegen einer lästlichen Sünde mit der schrecklichen Strafe des Aussatzes gezüchtiget worden seyn; die letzte Oelung wird auch als leibliches Heilmittel empfohlen, u. a. m.

Bl.

Neue Liturgie des Pfarrers M. in K., im Departement L. Mit einem Anhange von den besten Mitteln, gute Geistliche zu erhalten. Der französischen Nationalsynode zur Prüfung vorgelegt. Tübingen, bey Heerbrandt. 1802. 181 Seiten 8. 12 K.

In der Vorerinnerung sagt der Herausgeber, daß ihm das Manuskript auf eine sonderbare Weise in die Hände gekommen sey, und er dasselbe als eine herrenlose Sache ansehe. Er weiß auch nicht anzugeben, ob der Verfasser ein Franzose oder ein Deutscher sey; eben so wenig, ob die Schrift wirklich der Nationalsynode vorgelegt worden sey. Dem mag nun aber seyn, wie ihm wolle, wenn auch ein deutscher katholischer Geistlicher seine Ueberzeugungen und Vorschläge auf Hoffnung eines dereinstigen guten Erfolgs schriftlich abgefaßt und in Druck gegeben hätte: so muß man ihm den Ruhm

lassen, daß seine Absicht sehr edel, sein Plan gründlich ausgedacht und ausgeführt worden sey. Und es ist zu wünschen, daß seine Schrift nicht nur in seiner Kirche, sondern auch unter Protestanten Sensation erregen, und zum Gebrauch angewendet werden möge.

Der Verf. beschreibt in einer Anrede an seine Amtsbrüder den Gang einer nothwendig gewordenen Religionsverbesserung in Frankreich, weil schon vorher durch die Aufklärung das Gefühl dieses Bedürfnisses erwacht, und nachher in der Revolution zur Ueberzeugung gediehen sey; daß der geforderte Priestereid, welchen eigentlich die Aristokraten veranlaßt hätten, um ihn als Mittel zu einer Gegenrevolution zu brauchen, die Verwirrung in der französischen Kirche vermehrt, und den Ausbruch einer völligen Irreligiosität herbeygeführt hätte; daß er, nach reiflicher Ueberlegung und mit Uebereinstimmung benachbarter Amtsgenossen, den verlangten Eid geleistet, und die Umstände der Zeit benutzt habe, um längst gewünschte kirchliche Verbesserungen in seiner Gemeinde zu Stande zu bringen. Die Art, wie er dabey zu Werke gegangen, ist musterhaft und der Nachahmung werth. Ob es nun gleich scheint, daß Alles, was diese Anrede enthält, nur als Einkleidung erfunden worden sey, um die eigentliche Absicht des Verf. daran zu knüpfen: so ist doch diese Einleitung sehr gut gewählt, weil dadurch die Aufmerksamkeit und Theilnahme des Lesers erweckt und festgehalten wird. Von seiner Absicht bey dieser Schrift sagt er, sie sey diese: „Der Religion Jesu ihre ehemalige Geschicklichkeit wieder zu geben, die allgemeine Weltreligion seyn zu können.“ Nachdem er verschiedene Einwendungen gegen seine liturgischen Vorschläge erwogen und beantwortet, kommt er auch auf das Sinnliche in der Religion. Er bittet die Gegner desselben zu bedenken, „daß sich die Menschen vereiniget haben, gewisse äußerliche Zeichen als Zeichen der öffentlichen Humanität aufzunehmen, gewisse Wörter als Zeichen ihrer Gedanken zu verstehen.“ Und frägt dann: „Sollte es nicht auch möglich seyn, sich darin zu vereinigen, und gewisse äußerliche Ceremonien als einen Ausdruck unserer Empfindungen bey öffentlichen Gottesverehrungen anzusehen.“ Er ist übrigens weit entfernt, die Veranstaltungen für die Sinnlichkeit so weit gehen zu lassen, daß die wahre Gottesverehrung dadurch verhindert oder gestört werde. „Die Meinung, sagt er S. 25, daß man sich

allein

allein durch gewisse religiöse Handlungen, oder durch solche Handlungen Gott wohlgefällig machen könne, die ein jeder Mensch verrichten kann, ohne ein guter Mensch zu seyn, ist Aberglaube." „Der wahre moralische Gottesdienst ist ein Dienst des Herzens, er kann nicht in gewissen Handlungen, welche die Menschen ausschließlich für Gott bestimmt haben; sondern er muß in einer guten Gesinnung und in Beobachtung aller wahren Pflichten bestehen." „Allein es ist Bedürfniß für den noch so unvollkommenen Menschen, daß das Unsichtbare durch etwas Sichtbares und Sinnliches vorgestellt, und gleichsam anschaulich gemacht werde." „Alles was in unsern Kirchen vorgeht, kann nur dann einen Werth haben, wenn es unsere moralischen Gesinnungen belebt, uns in Ausübung unserer Pflichten stärkt, und folglich ein wahres Mittel wird, den wahren moralischen Gottesdienst in uns zu befördern." Er behauptet S. 27: „Die Liturgie sälle von Zeit zu Zeit mit neuen Gebeten, Gesängen, Anreden, Einleitungsformeln, Segenswünschen bereichert werden, damit sie nicht zur mechanischen Gewohnheit werde, wodurch sie unfruchtbar werden würden, und weil sie in der Zukunft mit der Aufklärung gleichen Schritt halten müssen."

Aus dem Angeführten lernt man schon die Grundsätze des Verfassers kennen, und genau nach diesen Grundsätzen sind seine liturgischen Vorschläge und Formulare eingerichtet. Sie sind sehr zweckmäßig auf die Richtung der Gemüther berechnet, ohne es dabey bewenden zu lassen; sondern die erweckte Rührung wird zur Belehrung und Erbauung benutzt. Nun handelt der Verf. 1) von der Messe, aber nicht von der bisher üblichen Messe in der katholischen Kirche; sondern von einer gottesdienstlichen Handlung, welche in Gebet und Gesang, Vorlesung und Erklärung ausgesuchter Stellen aus der heiligen Schrift, Opfer für die Armen, und einer schönen rührenden Abendmalshandlung sub utraque, besteht; die sogenannte stille oder Privatmesse müsse gänzlich abgestellt werden. „Alle Ceremonien, sagt er S. 33, deren Absicht man nicht auf der Stelle einsieht, sind für ihre hohe Bestimmung zu kleinlich und zu unwürdig. Wozu die vielen Rechts- und Linksum kehrt euch, die vielen Kreuze, das oftmalige Küssen des Altars? ꝛc." Die Gründe, welche der Verfasser S. 34 flg. wider die Privatmesse aufstellt, verdienen nachgele-

gelesen zu werden. Wir wollen nur zwey Stellen abschreiben. S. 38: „Wie gefährlich sind Leute in einem Staate, denen der Aberglaube so werth als ihre Existenz seyn muß, weil diese von jener abhängt!“ und S. 39: „Der Pöbel hängt an nichts so eifrig, als an einer Sache, bey der er einerseits so wenig zu thun hat, und von der er sich andererseits so viel verspricht.“ Anstatt der täglichen Privatmesse schlägt er 2) eine Betstunde oder Morgenandacht vor, welche nach seinen Vorschriften auch sehr nützlich werden müßte. 3) Von der Taufe. Alles Abergläubische und Nichtsbedeutende, besonders der Gebrauch der lateinischen Sprache, soll davon entfernt werden. Sein Formular zu dieser Handlung ist musterhaft. 4) Von der Firmung. Wo vom katholischen Ritus zwar noch der Balsam, aber doch auf eine Art beybehalten ist, daß er dem Zweckmäßigen und wahrhaft Christlichen nach seinen Vorschlägen so wenig Abbruch thun kann, als das Wasser dem eigentlichen Zwecke der Taufhandlung. So eingerichtet, ist die Firmung nichts anders, als die Konfirmation in der protestantischen Kirche, und selbst für diese Handlung können protestantische Prediger vom Verfasser viel lernen. 5) Von der Beichte. Ueber Ohren- und allgemeine Beichte sehr gründliche und lehrreiche Betrachtungen, wie auch abermal treffliche Vorschläge, um diesen Kirchengebrauch eine nützliche Einrichtung zu geben. Folgende Stelle charakterisirt den Geist dieser Schrift. S. 97: „Die Nachwelt, wenn sie noch einige Schritte näher an die Volljährigkeit des menschlichen Verstandes rückt, wird über unsere Gewohnheit, etliche Pater und Ave zur Buße aufzugeben, erstaunen, und nicht begreifen können, daß es ehemals Christen gegeben habe, denen es eine Strafe war, mit Gott ihrem Vater zu reden, und Wohlthaten von ihm zu erflehen; was doch eigentlich das Gebet seyn sollte. 6) Von der Versehung der Kranken. So wie die Sache hier eingerichtet ist, kann wieder die sogenannte letzte Oelung nichts eingewendet werden. Es ist ein feyerlicher Krankenbesuch des Predigers, den er für den Kranken und die Anwesenden ungemein fruchtbar macht, und die Krankenkommunion. 7) Von dem Begräbniß der Todten. Ohne alle leere unnütze Ceremonien, ganz im Geiste des Christenthums. Hier, sagt der Verf., hätte er die meiste Behutsamkeit nöthig gehabt, um allmählig statt der alten abergläubischen Meinungen und Gebräuche bessere zu veranstalten. Und man muß es ihm Dank wissen, daß er

das

das Verfahren eines weisen Mannes bey nothwendigen Veränderungen, welchen aber fast unüberwindliche Hindernisse entgegen stehen, so schön dargestellt hat. Es wäre zu wünschen, daß so mancher stürmische Verbesserer bey ihm in die Schule gienge. Wir können nicht umhin, aus diesem Hrn. von den Leichenbegängnissen wieder eine Stelle auszuschreiben. Seite 130 heißt es: „Von Leichenreden bin ich kein Freund. Will man etwas Durchgedachtes sagen: so macht solches einem Pfarrer zu viel Mühe bey seinen übrigen Amtsgeschäfften, da die Zeit, die er darauf verwenden kann, ohnehin kurz ist, und mit einer elenden Schwätzerey ist Niemanden gedient; gar oft kommt der Pfarrer auch in die größte Verlegenheit, daß er loben soll, wo er doch nicht loben kann. Ueberhaupt werden die zu häufigen Predigten unwerth, und ich glaube, daß man bey meinen liturgischen Anstalten manche Predigt ersparen könnte." 8) Von Einsegnung der Ehe. Der Verf. zeigt auch hier, wie überall, richtige Ansicht der Sache, und ein gründliches Verfahren dabey. 9) Von der Priesterweihe und kirchlichen Hierarchie. Man kann sich aus dem bisher Gesagten leicht vorstellen, wie der Verf. über diese Gegenstände urtheile. „Die Priesterweihe, sagt er S. 145, scheint mir unter die abentheuerlichsten Ceremonien zu gehören." Und S. 146: „Man kommt beynahe in die Versuchung zu glauben, daß unsere Kirche bey dieser Ceremonie nur darum so viel Abentheuerliches zusammengerafft habe, um den Uebergängern aus dem Heidenthum in den Priestern neue Gottheiten darzustellen, und denselben bey rohen Völkern ein Ansehen zu verschaffen, welches dieselben, wie sie wohl voraussah, durch Wissenschaften und eigene Verdienste nie zu erwerben im Stande seyn würden." S. 152: „Mein Herz empört sich, und es ist wahre Gotteslästerung in meinen Ohren, wenn unsere Theologen, so ganz auf Kosten der heil. Schrift die Untrüglichkeit der Kirche erweisen wollen," ꝛc. „Der redliche Sucher wird in der Schrift gewiß immer dasjenige finden, was zu seiner Seeligkeit nothwendig ist, und wer nicht redlich in der Schrift sucht, der wird gewiß auch nicht redlicher gegen die Decisionen unserer Kirche seyn."

Doch wir müssen diese Anzeige abbrechen, und führen nur noch an, daß der Verf. im Anhange sehr wohl überdachte Vorschläge macht, von den Mitteln, gute Geistliche

zu erhalten. Sie sind größtentheils auf seine Kirche berechnet; können aber doch, mutatis mutandis, auch protestantischen Regierungen nützlich werden.

D.

Sendschreiben an den Verfasser der neuen Liturgie, dem Pfarrer M. in K., im Departement L. — Von S., Pfarrer in B. — im Departement D. M. 1803. 101 Seite 8.

Der Verfasser ist freylich genöthiget, die nicht nur gut gemeinten, sondern auch wohl durchdachten liturgischen Verbesserungen zu billigen; jedoch so, als wenn er durch sein Lob nur sicher zu machen suchte, und kommt hintennach mit so vielen Einwendungen, daß doch am Ganzen nichts Gutes bleiben soll. Allerdings drückt die neue Liturgie auch die Unvollkommenheit jedes neuen Versuchs, und wenn sie eingeführt werden sollte, würde bey einer strengen Prüfung Manches abgeändert, hinzu oder davon gethan werden müssen; allein auf eine genauere Prüfung der Sache selbst läßt sich der Verf. dieses Sendschreibens nicht ein, ihm ist es nur um die Erhaltung und Vertheidigung der hergebrachten katholischen Kirchengebräuche zu thun, und als ein wahrer advocatus diaboli sucht er in dem Geiste der Schule, die schon der Geburtsort dieses Produkts verräth, mit frommer Miene Alles an der neuen Liturgie verdächtig zu machen, und die alte dagegen als unverbesserlich und völlig angemessen darzustellen. Ihm darin zu folgen, würde dem Leser eben so unnützlich und unangenehm, als dem Recensenten seyn. Um sich aber von diesem Urtheile zu überzeugen, und seine Art zu prüfen und zu widerlegen selbst kennen zu lernen, hebt Rec. nur Einiges als Belege aus. Gleich S. 9 spricht er zwar im Texte „von dem großen Vorsprunge der Deutschen in vielen Zweigen der philosophischen und chronologischen (welche Eintheilung!) „Wissenschaften;“ setzt aber auch zugleich in einer Note hinzu: „Es soll nicht so viel dahinter seyn,“ worüber dann als vorzüglich gültig Lalande's Ausspruch über die Kantische Philosophie angeführt wird. Besonders ist auch Chateaubriant sein Mann; doch helfen auch die Kirchenväter und sogar Weiber, wie z. B. die Mutter Augustins ꝛc. durch ihre Stimme seinen Behauptungen Gewicht

ge-

geben. Dem so natürlichen Vorschlage die fremde lateinische Sprache beym Gottesdienste mit der Landessprache zu vertauschen, setzt er wohl nicht ohne Hoffnung eher Gehör zu finden, S. 50 entgegen: „Weit bedenklicher finde ich es, daß „man in so mancher Flugschrift den Pöbel auf seine körperlichen, äußerst respektablen Kräfte, aufmerksam macht.“ Wer merkt hier nicht die Schlange im Grase?

Eb.

Der christliche Dienstbothe. Ein Gebet- und Erbauungsbuch für Dienende, ganz nach den Verhältnissen ihres Standes eingerichtet. Augsburg, bey Meetz und Kompagnie. 1802. 240 Seiten 8. 48 Kreutzer. Mit einem Titelkupfer und Vignette (Betende bey verschiedenen Arbeiten, z. B. Maurer auf dem Gerüste, eine Magd vor dem Waschtrog kniend, ꝛc. vorstellend.)

Daß bey Produkten von der Art nicht an Befriedigung einer kritischen Beurtheilung, oder an Muster, wie Schlosers Katechismus, u. dgl. zu denken sey, wird jeder Billige zugeben, der auch in dieser Rücksicht nicht einen Sprung erwartet. Allein bessere Erkenntnisse in so sehr kleinen und langsamen Schritten fortschreiten zu sehen, daß Erscheinungen aus dem neunzehnten Jahrhundert kaum von denen aus dem Anfange des siebenzehnten unterschieden werden können, ist doch kein erfreulicher Anblick. Und dem, der nicht eben so weit zurück ist, sollte nicht sogleich bey diesem Gebetbuche diese Vergleichung unangenehm auffallen, das, einen kleinen Anstrich in der äußern Form ausgenommen, seinen Brüdern aus den vergangenen Jahrhunderten so ganz ähnlich ist. Zum Beweis bedarf es nun einiger Stellen, die, wie sie auffallen, abgeschrieben werden sollen. Zuerst den Anfang: „Sobald „du erwachest, frag dich selbst, warum bin ich auf der Welt? „Der Glaube wird dir sagen: Um Gott zu dienen, und „endlich ewig selig zu werden, ꝛc.“ Oder Etwas in Versen:

Lobgesang zur Psim.

„O weise Jungfrau unberührt,
„Ein reinst Gefäß des Herren,

„Mit sieben Säulen wohlgeziert,
„Erhöht zu großen Ehren!
„Kein Mackel sich bey dir einfind't,
„Von Gott bist auserkohren;
„Ganz heilig warst und ohne Sünd,
„Bevor du bist geboren.
„Die Himmelspfort bist du genannt,
„Zur Mutter bist gegeben,
„Dem Sterne Jakobs wohl bekannt,
„Der Engel Trost und Leben, ꝛc."

Nachdem in der langen Litaney die Zahl der Heiligen erschöpft ist, heißt es noch: „Alle heiligen Priester und Leviten, bittet für uns;" und S. 134 wird trotz der päpstlichen Unfehlbarkeit gebetet: „Daß du den apostolischen obersten „Hirten in deiner heiligen Religion erhalten wollest;" wobey für den Verfasser wohl mit einzuschließen seyn dürfte: daß er sie besser kennen lernen möchte.

Mb.

Rechtsgelahrheit.

Repertorium des gesammten positiven Rechts der Deutschen, besonders für praktische Rechtsgelehrte. 5. 6. 7. 8ter Theil. Leipzig, bey Fleischer dem Jüngern. 1801. gr. 8.

Wenn sich die Leute nicht warnen lassen wollen: so muß man sie ihrem Schicksale überlassen. So mag denn auch diese elende Kompilation fernerhin ihre Liebhaber finden, durch deren Unterstützung sie fortgehet! In den vorliegenden Theilen ist sie bis auf den Artikel Immission vorgerückt, welcher kurz und erbaulich also lautet: „Immission ist die Hand„lung, wodurch der Kläger von dem Richter in die Güter „des ungehorsamen Beklagten gesetzt wird."

Di.

Index rerum et verborum, quae in tribus tomis principiorum juris civilis Romano-Germanici *Caroli Christoph. Hofacker* continentur, juxta se-

ſeriem tomorum et paragraphorum ordine alphabetico conſcriptus. Tubingae, ſumtibus Cottae. 1801. 146 Seiten 8. 10 Gr.

Das Hofackeriſche Werk verdient, und bedürfte bey ſeiner zwar ſyſtematiſchen, jedoch ganz neuen Ordnung einen ſolchen Index, welchen wir nach der Unterſchrift der Vorrede einem Hrn. Konſulent Faulhaber in Ulm zu danken haben. Rec. hat ihn nach vielem Durchblättern ziemlich genau, vollſtändig und mit Sachkenntniß gemacht, gefunden; nur hat er mit Bedauern manche Druckfehler bemerkt. Von Seite 137—140 iſt ein Index omnium titulorum, auch nach alphabetiſcher Ordnung angehängt.

Ab.

Juriſtiſch-praktiſches Hauptbuch, oder allgemeines theoretiſch-praktiſches Repertorium, und vollſtändig-alphabetiſches Promtuarium des gemeinen und beſondern deutſchen Civil- Kirchen- Kriegs- Lehn, peinlichen und Wechſelrechts. — Von D. Joh. Gottf. Mößlern, der Rechte (ehemals) Privatlehrern a. d. Univerſität Wittenberg. Zweyter Band. Erfurt, bey Keyſer. 1802. IV. und 538 Seiten 8. 1 Rl. 10 Gr.

Wir haben den Titel dieſes Produktes nur abgekürzt hergeſetzt, überzeugt, daß unſern Leſern die im 15. und 16ten Jahrhunderte gewöhnlichen Titel juriſtiſcher Bücher hinlänglich bekannt ſind. Auch werden ſie Hrn. Mößlers Schriftſtellertalente ſchon hinlänglich kennen, und wir haben daher über das vorliegende Werk weiter nichts zu ſagen, als daß es ein Repertorium und Promtuarium (d. i. eine Handlanger-Arbeit) in der bekannten M. Manier (d. i. eine Handlanger-Arbeit unter aller Kritik) ſey. Es faßt die Worte: Adel—Anung, und wenn die Papier-freſſenden Thiere den Verleger nicht vor der Vollendung des ganzen Werkes auf die Idee bringen ſollten, wozu es nutzbar iſt: ſo hat das Publikum

wohl noch 50 Bände und darüber von diesem Repertorium zu fürchten.

Ag.

Magazin für die Philosophie und Geschichte des Rechts und der Gesetzgebung angelegt, und herausgegeben von D. Karl Grolman. Ersten Bandes viertes Stück. Giessen, bey Heyer. 1801. Seite 367—458. Geheft. 9 K.

Mit dem vorliegenden Stücke ist der erste Band dieses Magazins, zu welchem auch die zwey ersten unter dem Titel: Magazin für Philosophie des Rechts und der Gesetzgebung erschienenen Stücke gezogen worden sind, geschlossen. Es enthält vier Aufsätze, namentlich Nr. VIII. IX. X. und XI. des Ganzen. Nr. VIII. S. 367: Bemerkungen über die Theorie des bürgerlichen Rechts von Cambaceres. Von dem Uebersetzer der Rede des Cambaceres im ersten Hefte, (S. 69.) Sie sind hier noch nicht vollendet, wir können also auch zur Zeit nichts weiter über sie sagen, als daß sie sehr gute Winke über die formellen und materiellen Rücksichten bey Abfassung eines Gesetzbuchs enthalten, und sich in der Form eines Kommentars über Cambaceres Rede, über die vorzüglichsten Gegenstände der bürgerlichen Gesetzgebung, kurz verbreiten werden. Der Verf. zeigt hier so viel Fähigkeit zu dieser Unternehmung, daß zu wünschen wäre, er erweiterte sie zu einer vollständigen Darstellung der Philosophie des bürgerlichen Rechts, an der es so sehr gebricht, und vor deren Erscheinung die positiven Juristen mit ihren Systemen nicht ins Reine kommen werden. IX. S. 387: Einige Bemerkungen über die Beweise, besonders in peinlichen Sachen, vom Advokat Zirkler in Lauterbach. Eigentlich bestimmt dieser Aufsatz nur die Bestandtheile des Beweises. Diese sollen nicht bloß Ueberzeugung des Richters; sondern die Eigenschaft der allgemeinen Mittheilbarkeit haben. Der Beweis soll demnach auf Gründen beruhen, welche das Fassungsvermögen des gemeinen Schlags derjenigen, die auf den Namen vernünftiger Leute Anspruch haben, nicht übersteigen. So richtig auch diese Ansicht des Verfassers ist: so ist doch der Aufsatz im Ganzen wenig reichhaltig. X. S. 402: Einige Be-

Bemerkungen über das Verhältniß des Naturrechts zum positiven Rechte, nebst einer Anwendung davon auf einen interessanten Rechtsfall, vom Advokat Schweikart zu Reichelsheim. Der Inhalt dieser Bemerkungen läßt sich kurz nur so charakterisiren, daß sie sich mehr auf das Verhältniß des Naturrechts zu dem positiven beziehen, als dieses Verhältniß selbst bestimmen. Rec. hat sie weder neu, noch folgereich gefunden. Zur Entscheidung des angehangenen Rechtsfalles führen sie nur mittelbar. Der Rechtsfall selbst ist folgender: Ein unbegüterter Mann wird von einer Dorfgemeinde als Beysaß aufgenommen; der Hausbesitzer, bey dem er sich Anfangs eingemiethet gehabt, sagt ihm die Wohnung auf, und er kann nun nirgends eine neue erhalten. Ist die Gemeinde schuldig, ihm eine Wohnung zu verschaffen? Der Vers. bejaht dieß, weil die Wohnung das Mittel für die Ausübung der Rechte sey, die dem Beysaßen durch seine Aufnahme in die Gemeinde gestattet worden wären. Allein es ist eine andere Frage: ob die Gemeinde bey dem über die Aufnahme des Beysaßen geschlossenen Vertrage, auch solche Mittel zur Ausübung der Gemeinderechte zu verschaffen versprochen habe, wie die Wohnung ist, oder nicht? im letztern Falle ist die Gemeinde nicht verbindlich. Dieser scheint Rec. hier einzutreten, und deßwegen hält er das zweyte in dieser Sache gesprochene Urtheil, welches das erste, das die Gemeinde für verbindlich erklärte, reformirte, für das richtige. Noch folgt diesem Aufsatze ein Anhang über die Frage: Wie dachte man sich zu den Zeiten Justinians das Verhältniß des Naturrechts zum positiven Rechte? Er enthält nur einen Beytrag, der sich mehr auf die Begriffe vom Natur- und positiven Rechte nach römischen Principien bezieht, als auf das Verhältniß, sofern es sich aus der Uebereinstimmung und Abweichung der festgesetzten Bestimmungen mit den naturrechtlichen erkennen läßt. XI. S. 429: Versuch über dem natürlichen Eid außer Gericht, nebst einer Prüfung der Gedanken Malblancs von dem historischen Ursprung und Fortgang ihres Gebrauchs, vom Advokat Zirker. Das pr. L. 17. D. de jur. wird gewöhnlich so ausgelegt: Dadurch daß Jemand erklärt, er wolle sein Recht von dem des Andern abhängig machen, wird er nicht verbindlich, im Fall der Andere, statt dieses Anerbieten zu acceptiren, den Eid referiren sollte, entweder zu schwören, oder seine Sache verloren zu geben. Dieß, sagt der Vers., liege aber nicht

in jener Gesetzstelle. Diese rede bloß von der bereits angenommenen Eidesdelation, und wenn der deferirte Eid nicht geschworen wird: so ist nach Anleitung der L. 5. §. 4. D. de jur., welche bloß vom außergerichtlichen Eide rede, die Folge davon diese, daß die Sache in statu quo bleibe, gleichsam als ob unter den Parteyen nichts vorgefallen sey. Die zuerst angeführte L. 17. sage also nicht mehr als soviel, Niemand kann sich der Vortheile eines angenommenen Eides dadurch theilhaftig machen, daß er den Eid zurück giebt, und erwartet, ob ihn der Andere werde ausschwören können, oder nicht, wie dieß bey dem gerichtlich zugeschobenen Eide der Fall ist. Wir halten diese Sätze für eben so richtig als natürlich; doch wäre zu wünschen gewesen, der Verf. hätte sie durch Gründe aus der Natur der gerichtlichen Eide noch deutlicher ins Licht gesetzt. Der Verf. geht hierauf zur Geschichte der außergerichtlichen Eide über, und glaubt, daß ihre Entstehung und ihr Fortgang nicht, wie Malblanc behauptet, in dem Aberglauben und in dem Einflusse der Geistlichkeit; sondern bloß in dem Vertrauen an die Macht des Eides auf das Gemüth des Schwörenden liege, wo man mit einem hohen Grade von Ueberzeugung darauf rechnete, durch den Schwörenden nicht getäuscht zu werden. Wir glauben, daß Beydes am Ende ziemlich auf Eins herauskommen wird.

Promtuarium juris feudalis Specimen II. doctrinam de felonia ejusque speciebus, observationibus, rebus judicatis et documentis passim collustratam continens, auctore *Carolo Traugott Fischero*, Regim. et Consist. Wurcenensis Secretario. Lipsiae, sumtibus Martini. CIƆIƆCCCII. XVI und 366 Seiten 8. 1 Rthl. 8 gr.

Dieses Promtuarium erhebt sich durch nichts über die übrigen Promtuarien; sondern ist vielmehr ein fades Geschreibsel fadester Art, eine kraftlose Last, die selbst, wenn sie Leben hätte, nur für ein Monstrum gelten könnte. Man findet hier keine Begriffe entwickelt, bloß abgeschriebene Definitionen aus gangbaren und weniger gangbaren Schriften, ohne alle Prüfung, ob sie richtig sind, oder nicht. Verschiedene Meinungen der Gelehrten sind nicht mit kurzen Bestimmungen

gu ihrer Gründe angegeben, bloß das Fachwerk ſteht davon da, und ſind die Gründe ja hingeſtellt: ſo ſtehen ſie ohne alles Urtheil über ihre Gültigkeit oder Ungültigkeit da. Ueberall ſieht es aus, als hätte eine Maſchiene die Feder regiert, die aus einer Maſſe von Schriften Stellen abſchrieb und zuſammenfügte, nach einer Art von Ordnung, und wenn man den Verſuch machen wollte, müßte ſich ein ſolches Promtuarium eben ſo durch Würfel fertigen laſſen, wie man Märſche und Polonoiſen durch Würfelſpiel komponirt. Gleich die erſten beyden Paragraphen, die den Begriff einer Felonie enthalten ſollen, zeugen von einer ſolchen geiſtesloſen Kompilation. „Felonia, heißt es, vulgo dicitur delictum feudale, quod in fidelitatis feudalis violatione conſiſtit, cujusque reus jure in feudo ipſi competente privari poteſt. Senſu ſtrictiori nobis eſt delictum a perſona feudali commiſſum, ſuum tollens feudalem.“ Dieß iſt Alles, und wie richtig der Begriff ſey, ergiebt ſich daraus, daß das Merkmal der Felonie auf die Folge der Handlung geſetzt iſt. Zum Beweiſe der logiſchen Eintheilungskunſt des Verfaſſers mag folgendes Beyſpiel dienen: „*Vera* felonia et immediate in dominum committitur 1) contra ejus *incolumitatem* attentando, ipſum occidendo, inſidias ſtruendo, gravibus injuriis afficiendo: 2) ne *tutus* ſit moliendo vel non cavendo, ut ſit, ſecreta manifeſtando, litteras ad dominum ſcriptas reſignando, dominum in praelio deſerendo, ejus cum hoſtibus faciendo, prodendo — 3) contra *honeſtatem* impingendo, jus etiam domino non faciendo — homagii et ſervitiorum praeſtationem denegando — calumniae ſacramentum exigendo — nexum clientelarem abnegando: 4) *utilitatem* domini non promovendo: 5) contra *facile* et *poſſibile* quod eſt domino, negotia faciendo.“ Die angehangenen Unterſuchungen (ſcil.) über die Nothwendigkeit, keine neue Arten der Felonie zu machen, S. 180, über Lehnspertinenzien, S. 220, über die Frage: ob ſich der Käufer eines Erblehns einer Felonie ſchuldig mache, wenn er das Lehn vor Beſtätigung des Kaufkontraktes akquirire? S. 273, und über einige Wirkungen in Hinſicht auf Lehne geſchloſſener Verträge, S. 283, ſind von gleichem Gehalte, wie das Werk ſelbſt. — Die Sprache, in der dieß Promtuarium geſchrieben iſt, ſoll lateiniſch ſeyn.

Ok.

Prü-

Prüfung der Grundsätze, welche über die Peräquation der Kriegslasten bisher sind aufgestellt worden, von Friedrich Heinrich Haßfeld, fürstlich Oranien-Nassauischem Kammeraſſessor. Frankfurt am Main. 1801. 182 S. 8. 16 gr.

Die Aufschrift stimmt mit dem Inhalte nicht ganz zusammen; nur in dem zweyten Kapitel des dritten Abschnitts werden die Schriften von Weber, Bodmann und mehreren Würtembergischen Schriftstellern, in Beziehung auf die von ihnen vorgeschlagene Besteurungsarten, kritisirt; der Inhalt selbst aber behandelt den Gegenstand ausführlicher. Der erste Abschnitt untersucht die vorhandenen rechtlichen Gründe für die Peräquation, nach Grundsätzen des allgemeinen Staatsrechts und nach positiven Gesetzen, von welchen freylich die ersten bündiger als die letztern sind; dabey bemerkt der Hr. Verf., obwohl ganz hoffnungslos, die Verbindlichkeit des gesammten deutschen Reichs, die im Reichskrieg erlittenen Schäden unter sich zu repartiren. Im zweyten Abschnitt wird die Frage untersucht: welche Kriegsschäden zur Peräquation geeigenschaftet seyen, wobey insbesondere gegen Weber ausgeführt wird, daß nicht alle Kriegsschäden, besonders nicht Plünderungen hierher gerechnet werden können. Das oberste Princip der Peräquation findet der Verf. in der Garantie des Staats, welche nur auf allgemeine Gleichheit derjenigen Lasten geht, welche durch den vom gesammten Staat übernommenen Krieg nothwendig werden; nicht auf zufällige Beschädigungen des Privatvermögens, welche der Staat zwar zu verhüten sucht, aber nicht vergütet; in die Peräquation kommen also die sogenannten Kriegslasten-Abgaben, nämlich, welche entweder der Staat selbst zu Führung des Krieges fordert, oder welche vom Feind während desselben gefordert werden können; nicht aber Kriegsschäden im engern Sinne, welche nämlich keine unbedingt nothwendige Folge des Krieges sind, welche von einzelnen Soldaten zugefügt werden, und was vom Staat nicht gefordert werden konnte; nur wo ein solcher Kriegsschade oder Surrogat einer sonst nothwendigen Requisition angesehen werden muß, kann er Gegenstand der Peräquation werden; was also überhaupt nach diesen Grundsätzen zur Peräquation gehöre, oder nicht, wird vom Verf. in mehre-

ren

in Beyspielen gezeigt. Unter alle Mitglieder des Staates müssen die zu peräquirenden Kriegsschäden gleich vertheilt, und keine Befreyung darf dagegen Statt gegeben werden; auch die herrschaftlichen Domainen und Einkünfte, nicht nur die Landeskassen, werden beygezogen. Der dritte Abschnitt untersucht die Mittel, die Tilgungssumme der liquidirten Kriegslasten zu erheben, und die Rechtlichkeit der Steuer überhaupt, welche von der Art seyn muß, daß sie nicht dem Wohlstand des Staats nachtheilig ist, nicht die Industrie hemmet, und durchaus den Erfordernissen eines guten Finanzsystems entspricht. Der Verf. verwirft die Vermögenssteuer, und will dafür die Grundsteuer nach einem neuen Ertragsfuß; wozu aber auch die sonst befreyten Gutsbesitzer und die privilegirten Corporibus beyzuziehen sind, eine nach dem Einkommen abzumessende billige Gewerbsteuer, und eine Anforderung der Kapitalisten zu einem ihrem Vermögen angemessenen Beytrag; nicht aber förmliche Kapitalsteuer, welche er bedenklich gehalten wird. Endlich der vierte Abschnitt gibt das Verfahren bey der Peräquation, wozu eine eigene Kommission niedergesetzt wird, an; es muß vorerst die Richtigkeit sämmtlicher Posten, und ob sie zur Peräquation geeignet seyen, untersucht, dann die Kriegssteuer so eingerichtet werden, daß sie auf die möglichst einfache Weise erhoben wird, und auf ihre Einnahme sicher gerechnet werden kann; um das Steuerkapital zu finden, soll vor allen Dingen der Nähr- und Gewerbstand des Landes, und die darin cirkulirende Geldmasse berechnet, und wenn auch die Schuldenmasse durch die Liquidation festgesetzt ist, die Peräquation gemacht; dann müssen vor allen Dingen die Interessen der Passivkapitalien richtig abgetragen, die dringendsten Posten zuerst berichtiget, und genaue Rechnung geführt werden. So viel Gutes diese Schrift enthält, und so einleuchtend manche in derselben gemachte Vorschläge sind: so scheint uns doch der Verfasser über manche Schwierigkeiten der Peräquation, wegen welcher sie in manchem deutschen Lande unterbleiben wird, zu leicht hinüber gegangen zu seyn; und daß des Verfassers Rechtskenntnisse eingeschränkt seyen, davon glauben wir in dieser Schrift mehrere Spuren gefunden zu haben.

R.

Ju-

Juristische Beobachtungen und Rechtsfälle, von Günther Heinrich von Berg, Hof- und Kanzleyrath und Advocatus Patriae in Hannover. Erster Theil. Hannover, bey den Gebrüdern Hahn. 1802. 368 Seiten 8. 1 Rf.

Die Beobachtungen und Rechtsfälle, welche der Verfasser in diesem ersten Theile liefert, haben im Ganzen eine so vortheilhafte Seite, daß man sie, ungeachtet der vielen Sammlungen ähnlicher Art, keineswegs für überflüssig halten kann. Sie verbreiten sich über mehrere Rechtstheile, und sind durch Verhandlungen in der Juristenfakultät zu Göttingen, deren Beysitzer der Verf. vor seiner Versetzung nach Hannover war, durch Entscheidungen der Justizkanzley zu Hannover und verschiedene Privatarbeiten veranlaßt. In diesem Theile, dem mehrere folgen sollen, werden 33 Beobachtungen, aus dem Staats-, Privat-, peinlichen- und Kirchenrechte, mitgetheilt. Vorzüglich befriedigend sind folgende Ausführungen: Nr. 1) Ueber die Steuerfreyheit der Kammergüter nach deren Veräußerung; Nr. 2) Ueber erblandmarschallamtliche Rechte; Nr. 4) Ueber die Archidiakonal-Gerichtsbarkeit; Nr. 7) Von der Zurückforderung veräußerter Pupillengüter; Nr. 9) Ueber ein im Zorne errichtetes Testament; Nr. 14) Von dem Rechte, die Schutzjuden mit Reichskriegssteuer zu belegen; Nr. 15) Ueber das Recht, einen Wildzaun anzulegen. Weniger bedeutend hingegen sind die Beobachtungen, welche sich Nr. 3, 5, 6, 11, 12, 13, 16, 17, 18, 19, 20, 27, 28, 29, 30 und 32 finden. Der Verf. hat es, wie man aus den meisten Abhandlungen sieht, ganz in seiner Gewalt, die vorkommenden Rechtsfälle in eine deutliche und gefällige Erzählungsform einzukleiden, und die Rechtssätze selbst, in der natürlichen Ordnung einer wissenschaftlichen Darstellung, darauf anzuwenden. Wir hätten daher gewünscht, daß derselbe diese Form auch bey verschiedenen Gutachten und Erkenntnissen, welche in dem alten, gezwungenen Fakultätsstyle abgedruckt sind, beybehalten haben möchte. Die oft wiederholten Floskeln: Wannenhero anjetzt nachfolgende Fragen erwachsen; ob nun gleich; dennoch aber und dieweil, und dieweil aber dennoch, u. s. w. enthalten einen so widerlichen Barbarismus der Fakultäts-Schreibart, den man in einem Werke dieser Art nicht

nicht erwarten sollte. Uebrigens sind Nr. 21., die Begriffe und Unterschiede zwischen Landesvermeisung, Landesräumung und Landesverbot sehr gut auseinander gesetzt. Nr. 26. wird mit Recht behauptet, daß die Dämme, Deiche an Ströhmen und Gräben zu solchen Meliorationen gehören, welche dem Allodialerben von dem Lehnsfolger, nach einem billigmäßigen Anschlage, vergütet werden müssen. Ob die Notariatszeugenverhöre, wie Nr. 30. behauptet wird, zur Bescheinigung des jüngsten Besitzes, ohne alle Einschränkung, hinlänglich sind? muß wohl insonderheit aus den Prozeßordnungen und aus dem Gerichtsgebrauche bestimmt werden. Was Nr. 31. über die Konfrontation zwischen Aeltern und Kindern ausgeführt wird, enthält einen guten Beytrag zum Kurbraunschweigischen Kriminalrechte. Bey der Nr. 33. befindlichen Ausführung, über die reichsgerichtlichen Mandata de administranda justitia und deren Gränzen, hätte mit bemerkt werden sollen, ob die Reichsgerichte dergleichen Mandate über verzögerte Justiz unmittelbar an die Reichsständischen Ober-Appellations-Gerichte erlassen können; oder ob solche nicht vielmehr an den Landesherrn derselben gerichtet werden müssen? Rec. glaubt, daß Ersteres völlig unstatthaft ist.

Kw.

J. G. Büsch's, Prof. der Mathemat. u. s. w. Völker-Seerecht. In vorzüglicher Hinsicht auf einen (,) dem Friedensschlusse zwischen Deutschland und Frankreich anzuknüpfenden Handlungstraktat. Maynz, bey Volmer. 1801. VIII. und 64 Seiten 8. 10 gr.

Diese kleine, im Jahr 1796 zu Paris in französischer Sprache gedruckte, bey den damaligen Regierungsmitgliedern verbreitete, in Deutschland aber unbekannt gebliebene Schrift, die wir nur zum Theil aus den, an den damaligen französischen Regierungsdirektor Rewbel gerichteten Briefen (siehe Büsch's prakt. hamb. Briefst. f. Kaufl. 2ter Th. Anhang S. 1—41. 1799. 8.); besonders aber aus unsers Verfassers Hauptschrift: Ueb. dan Bestreb. der Völk. neuer Zeit, einand. im Seehand. recht wehe zu thun, ges.

Alex. S. 382—416. (Anhang. S.) Brunen, verdiente allein einer Übersetzung, welche der Verleger nunmehr nach dem Tode des Verfassers hat veranstalten lassen. Die vorliegende Uebersetzung, von deren Richtigkeit wir nicht urtheilen können, weil uns die französische Urschrift fehlt; ist aber in jeder Hinsicht um so mehr dem Originale vorzuziehen, da sie nicht allein fließend und männlich gerathen; sondern auch mit reichhaltigen, wichtigen Noten des Uebersetzers, der sich nirgend genennt hat, versehen ist, welche allenthalben eine richtige Perspektive darstelle, was man von Frankreichs Größe denken, die sich blos auf Eroberungssucht stützt, bey dem nunmehr ratifizirten Frieden zu erwarten hat. Rec. stimmt völlig mit dem anonymen Uebersetzer ein, indem er in den Rheingegenden wohnt, und die alles Völkerrecht beleidigenden Handlungen der Franzosen mit Wehmuth für die Zukunft angesehen hat, welche diese, von Großmuth prunende Nation, in den Monaten Novemb. Dec. und Januar 1801 und 2. auf dem Rheinstrohme, den sie schon jetzt in verschiedener Gegend dominirt, durch ihr Militair und durch ihre Douanenbedienten an rechten Ufer dieses Flusses hat verüben lassen, und wovon die wenigsten Greuel dem deutschen Publikum durch Zeitungsnachrichten bekannt geworden sind. Geschiehet also dieses am grünen Holze, was will's am dürren werden?

Doch wir wollen unsere Leser mit dem Inhalte dieser wenigen Bogen, welcher keine Anzeige desselben hergeborgt, noch die Abhandlung dieser Materie, in Abschnitte und Unterabtheilungen zergliedert worden, im Kurzen Umrisse bekannt machen; jedoch vielleicht bemerken, daß, da der seel. Verf. vor mehr als 5 Jahren dieses Stück schrieb, sich Manches seitdem geändert hat, was gegenwärtig nicht mehr auf unsere Zeiten paßt.

S. 9—57. Von dem Völkerseerechte. Nachdem der Verf. einige allgemeine Ueberblicke über den Zweck der französischen Rheingränze vorangeschickt hat, geht er in eine historische Untersuchung der Vor- und Nachtheile über, welche Frankreich seit 1672, durch seine oft übel angewandten Maaßregeln gegen sich und diejenigen Staaten ausgeübt hat, mit denen es durch Handel und Egoismus in Kriege verwickelt wurde. Hamburg kommt hierbey nicht selten in eine gefährliche Lage, aus der es sich meistens durch ein ziemliches Sümmchen zu ziehen wußte. Daß manche Stellen dieser Schrift

wörtlich mit jenen politischen Briefen [im zuvorgenannten Briefst. a. a. O.] und den historisch-politischen Untersuchungen in dem Bestreb. der Völker ꝛc. übereinstimmt, fällt bey der nachlässigsten Vergleichung auf.) Bey dem Ausbruche des Krieges 1792 führten dagegen die verbündeten Mächte wider Frankreich das Verbot ein, Metalle, Getraide und Lebensmittel ganz und gar nicht nach Frankreich (S. 17—22) auszuführen; England und das deutsche Reich bezeigten sich wegen das Aushungerungssystem sehr thätig, wodurch der Handel der 3 Hansestädte, von Dänemark und Schweden, überhaupt der der Neutralen ins Gedränge kam, wovon das Nöthige in den Noten sehr unterrichtend ergänzt wird. S. 23—30 werden allgemeine Bemerkungen über die Begebenheiten eingeschaltet, welche sich in dem Laufe des Seekrieges für und wider Frankreich ereignet haben, wobey die Schiffahrt der Neutralen, von beyden Hauptarmateurs zur See, nämlich von England und Frankreich, wie bekannt, ungemein gelitten hat. Rußland verhielt sich unter diesen politischen Stürmen bis auf Pauls Wankelmuth neutral, oft mehr passiv als aktiv. Jetzt fängt (S. 30—37.) der Verfasser an, die eigentlichen Grundsätze des Völkerseerechts aufzustellen, nach welchen künftig der deutsche Handlungstraktat mit Frankreich unterhandelt, und abgeschlossen werden dürfte. (Es würde zu Weitläuftigkeiten führen, wenn man die drey Klassen, in welche der Verf. die Traktaten über Kontrebande und erlaubte Waaren eintheilt, hier anführen wollte; sie stehen aber aufgezeichnet in des Verf. Bestreben der Völker, ꝛc. S. 38—48. §. 5—7. und S. 48—101. §. 8—14.) Das Resultat davon, welches der verstorbene Büsch gewiß aus seiner Seele schrieb, dabey aber zu viel auf französisches Wortshalten rechnete, bestehet darin: 1) Keine Schiffe, die keine bestimmte oder traktatmäßige Kontrebande am Bord haben, dürfen aufgebracht werden. 2) Das Recht der neutralen Flagge wird als unverletzlich angesehen. 3) Die Seehäfen, die sogar denen im Kriege begriffenen Ländern angehören, sollen die Neutralität für jene Artikel des Handels genießen, die auf den Krieg gar keinen Bezug haben. 4) Der Begriff von Kontrebande soll auf jene Gegenstände eingeschränkt werden, deren man sich, wie fertige Waffen, Kanonen, Pulver, Metalle, Taue, Schiffsholz, u. dgl. zur Führung des Krieges bedient. (Das sind alles sehr fromme Wünsche, und so müßte es billig seyn, wenn Völkerrecht, Staatsmoral,

rund gegenseitiges Interesse die Grösten und Stärksten Völker in ihren Unternehmungen der Kommerzpraktaten leichte, und in Ausübung bringen ließen. So lange aber die Macht des Stärkern, zumal die der Uebermüthigen, denen es gleichviel ist, ob sie am Rheine oder am Po, am Nil oder am Euphrat fechten, den Zeitumständen gebieten, und allen Völkern, selbst denen Gesetze vorschreiben, die sie nicht durch Waffen, wohl aber durch List überwinden, und durch leere Versprechen, oder durch ränkevolle Vortheilsbenutzen in stete politische Ruhe eingewiegt haben, so lange darf man keine, von allen diesen vier Punkten in einem Handelstraktat Erwartungen, der das wechselseitige Interesse der seefahrenden Völker, und die Bedürfnisse der Industrie hierbey fördern könnte. Um sich hiervon zu überzeugen, darf man nur Arnolds Systems der Seehandel, u. Polit. der Europäer. Vergl. N. A. D. B. 42ster Bd. S. 295 flg. S. 377—490. Erf. 1798. gr. 8., mit der Politik der Franzosen neuerer Zeiten, besonders seit dem Lüneviller und dem Pariserfrieden traktat mit England vergleichen, und dann die Vortheile des Handels erwägen, den Deutschland, die batavische Republik und England aus dieser Friedenskatastrophe ziehen, da Frankreich noch bis auf diesen Augenblick fortfährt, alle englische und deutsche Waaren, jene gänzlich aus dem Herzen Europa zu verdrängen, und diesen wie neulich den Bergischen Kaufmännern u. auf alle Art und Weise den Eingang über die französischen Gränzen und den ihrer Vasalen zu erschweren. Aber Europa thut die Kurzsichtigkeit nicht, die sie aus der Ferne droher. S. 87 flg. blickt B. auch die Vortheile, die Deutschland und die europäischen Staaten aus den Separatfriedensschlüssen mit Frankreich, und aus dem allgemeinen Frieden, in Absicht des allgemeinen und besonderen Land- und Seehandels zu genießen hätten, welche er sich S. 41 flg. auf die Vorschriften des Consolato del mare beruft, die vor allen neuern Seehandlungsstaaten zum Grunde gelegt werden müßten. Ueberdem giebt er S. 105 flg. Winke, in wiefern am sichersten bey entstehenden Kriegen der Kaperey vorgebeugt werden könne, die er völlig unterschreibt. (Sie gemeinnützig der Verf. hier Grundsätze aufstellt, die allgemeine Staatsmaxime werden dürften, wenn nicht das gegenseitige Interesse der, im Seekriege neutralen werdenden Völker daraus Nutzen schöpften, für Rechnung des Staats, oder für Privat-Armatöre Kaper auszurüsten,

eben ſo wenig iſt darum zu denken, daß England und Frankreich je, falls ein neuer Krieg entſtünde, von der, ſeit beynahe 600 Jahren beſtandenen Staatsnorm, ſich einander durch Freybeuter zu ſchaden, abweichen werden. Die Geſchichte redet der Erfahrung das Wort. Die alte Regel der Kriegs- und Waffenſtillſtandesverträge, wider den Feind loß zu gehen (de courre ſus à l'ennemi), die man in den Traktaten zwiſchen England und Frankreich v. J. 1228, 1235, 1238 und 1255 beym Dumont, Tom. I. Liv. I. p. 166, 184, 389 und 398 flg. antrifft, geben hiervon hinlängliche Beweiſe. Das Conſolato del mare, das älteſte der geſchriebenen Seegeſetze im weſtlichen Europa, giebt dazu an mehreren Orten, beſonders Cap. 285. Se nave di mercantia ſi riſcontraſſe con nave de' nimici. p. 486—91. Leyd. 1704. 4. die beſtimmteſte Auskunft, die durch eine alte ſpaniſche Verordnung: Ordenanzas de los armamentos maritimos para la guerra del Corſo, die A. de Capmany y de Montpalau in ſeinem Codigo de las coſtumbres maritimas de Barcelona, pag. XVIII. (a Madr. 1791. 4.) für einen Anhang des Conſ. del mare hält, völlig beſtätigt wird, wiewohl ſie oft, wie das ganze Kaper- und Priſenrecht, auf Koſten der Völkerverträge durch franzöſiſche Schriftſteller, zumal durch la Roche Flavin des parlem. de France, Tom. XIII. Chap. 57. p. 897., Bouchaud theor. des trait. du Comm. p. 484., Clairac us et comm. de la mer, p. 305., Dumont und m. a. vertheidiget wird; man vergleiche nur damit Runsington ſtat. at large, T. I. p. 280. und von Martens Verſ. üb. die Kaper, S. 19 flg., auch deſſen Einl. in das poſit. europ. Völkerrecht, S. 305. §. 266., S. 316. §. 276. und S. 324. §. 284.) S. 49 bis 54. folgen einige Betrachtungen über Frankreichs Handelsverhältniſſe während dem nunmehr geendigten Kriege, und S. 54 bis 57. eine Rekapitulation des abgehandelten Gegenſtandes, worauf S. 58 bis 64. einige Zuſätze des Ueberſetzers folgen, welche die Materie bis zum Februar 1801 bringen. Im Ganzen haben dieſe wenigen Bogen, wovon auch ſchon in Reutlingen ein Nachdruck veranſtaltet worden, mehr Intereſſe, als ein Frachtwagen voll Romane, u. dgl.

M.

Arzneygelahrheit.

Valerian Ludwig Brera, öffentl. auſſerordentl. Lehrers der Clinik, Oberwundarztes und Mitglied vom Sanitäts-Rathe der erſten ſtehenden Legion in Pavia, etc. etc. mediziniſch-praktiſche Bemerkungen über die in der kliniſchen Anſtalt zu Pavia behandelten verſchiedenen Krankheiten. Aus dem Italiäniſchen überſetzt von *Friedrich Auguſt Weber*, d. A. W. D. u. Stadtarzt in Heilbronn am Neckar, etc. *Erſter Theil*. Zürich, bey Orell, et Komp. 1801, 299 Seiten, 1 Rth. 16 Gr.

Der Verfaſſer will, laut der Vorrede, in dieſem Werke „ein getreues Detail der vorſchiedenen Krankheitszufälle, die „ihm in ſeinem kliniſchen Inſtitute vorkamen, ſo wie auch der „u. ternommenen Heilmethoden und der damit übereinſtimmenden Wirkungen darſtellen; zugleich aber auch ſeine Gedanken über die verſchiedenen Krankheiten vortragen.“ Dergleichen Sammlungen von Krankengeſchichten können nun im Allgemeinen einen doppelten wiſſenſchaftlichen Zweck haben: entweder ſollen ſie nämlich uns über das Weſen der Krankheit und die damit verbundenen Erſcheinungen belehren, oder ſie ſollen nur den Nutzen gewiſſer Heilmethoden, oder auch nur gewiſſer einzelner Mittel beweiſen. Die letzte Beſtimmung ſcheint der Verf. auf dem Titel durch den Ausdruck: mediziniſch-praktiſche Bemerkungen andeuten zu wollen; und wenn man das Werk aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet: ſo verdient derſelbe allerdings Dank für die Mittheilung, und jeder praktiſche Arzt wird die Fortſetzung wünſchen. Um deſto mehr thut es dem Rec. leid, daß er von dem übrigen Inhalte dieſes Buchs nicht eben ſo urtheilen kann. Der Verf. theilt uns nämlich außer den Krankengeſchichten auch noch ſein Raiſonnement und Betrachtungen über verſchiedene Theile des Brownſchen Syſtems mit, und unternimmt es, dieſes Syſtem zu berichtigen und weiter auszubilden. So ſehr nun Rec. mit dem Verf. übereinſtimmt, daß daſſelbe mehrere Berichtigungen bedarf, und einer weitern Ausbildung fähig und

werth

noch iſt; und ſo gern Rec. einräumt, daß eine perfecte Bekanntſchaft mit den Schriften der ältern und neuern Aerzte, dergleichen der Verf. auch in dieſem Werke (oft mehr als nöthig war) zeigt, eins der weſentlichen Erforderniſſe zu einer ſolchen Arbeit iſt: ſo gewiß wird man ihm auch einräumen, daß ein ſicherer und feſter Gang im Denken zu dieſem Geſchäffte weſentlich nothwendig ſey, weil wir ſonſt Gefahr laufen, ſtatt fruchtbarer Meditationen und zuverläſſiger Wahrheiten nur Phantaſieen und unfruchtbare Spekulationen zu erhalten. Sehr richtig bemerkt auch der Verf. ſelbſt in der Vorrede, daß nur ein Arzt, der Philoſoph und Praktiker zugleich iſt, die Lehren des Brownſchen Syſtems mit Nutzen erläutern und anwenden kann; und es hat dieſer neuen Lehre vom Anfange an gar ſehr geſchadet, daß die wenigſten ſowohl ſeiner Vertheidiger und Kommentatoren, als auch ſeiner Gegner und Widerſacher zu dieſer kleinen Schaar der Auserwählten gehörten. Daſſelbe Schickſal trifft auch unſern Verf., dem man zwar Fleiß, vielſeitige Beleſenheit und Kenntniß des Brownſchen Syſtems eben ſo wenig als die, durch das Studium der Alten gebildete Beobachtungskunſt abſprechen kann; der aber ſeinen Beruf zum Philoſophen, in dieſem Werke wenigſtens, ſehr unzureichend dokumentirt hat. Die folgenden Bemerkungen mögen dieß Urtheil rechtfertigen.

Voran ſteht eine kleine Einleitung, die manchen wahren und manchen ſchiefen, wenigſtens oft ſehr unbeſtimmt ausgedrückten Gedanken über Medizin und mediziniſche Syſteme überhaupt enthält; dann folgt §. VII. Browns Lehrgebäude. Alle vorbrownſchen Syſteme und Theorieen ſind unbrauchbar geweſen — weil ſie alle abſtrakte Grundlagen (?) hatten. Das Brownſche iſt unter allen das beſte — weil — der Grund und Beweis fehlt; wahrſcheinlich alſo, weil es keine abſtrakte Grundlage hat?? „Durch dieſes Syſtem werden erſt einzelne gute Heilmethoden vorbrownſcher „Aerzte ſanktionirt“ — „und die zuverläſſigſten Beobachtungen der ſcharfſinnigſten Aerzte des entfernteſten Alterthums, „bis auf unſere Zeiten, ſtimmen pünktlich mit denen überein, „die die Grundlage des Br. Syſtems ausmachen.“ Sollte das ſo ganz ausgemacht ſeyn, oder ſind etwa die Beobachtungen, die nicht ſo vollkommen damit harmoniren, deßwegen weniger zuverläſſig? Brown ſoll auch alle wirkſame

Kräfte (giebt's auch unwirksame Kräfte? In diesem Buche steht allemal dieß Beywort dabey) bestimmt haben, die Einfluß auf die belebte Maschine haben??? Auch die Sprache, die Brown eingeführt hat, ist die beste und zweckmäßigste, und ihre allgemeine Einführung ist eine Bedingung der bessern Kultur der Arzneywissenschaft. — Da müssen wir es den neuen Reformatoren schlechten Dank wissen, daß sie diese Terminologie schon wieder verdrängt haben. Von dieser Sprache heißt es S. 28.: „Brown bediente sich in seinem „Systeme einer einfachen, verständlichen, ausdrückenden „Sprache, die zugleich gebührend den Begriff der genannten „Sache malte, und sich mit der wahren analytischen Methode „vereinigte, nicht aber mit der Methode der Induktion (???" und S. 30. heißt es: „Die Brownischen Ausdrücke sind die „Frucht eines langen Nachdenkens, welches sich nach blos „philosophischen und induktionsmäßigen Principien gerichtet „hat. —

S. 43. §. XIX. fängt die zweyte Abhandlung an, die die Ueberschrift führt: Erregbarkeit. Sie ist die räthselhafteste unter allen, liefert aber auch die meisten Belege, für des Rec. oben angegebenes Urtheil. Zuerst wird es dem Brown als ein großes Verdienst angerechnet, daß er gelehrt habe, es sey unmöglich, die wahre Natur der Kraft, die alle Wesen belebt, kurz, der Erregbarkeit (die hier bald Kraft, bald Eigenschaft des thierischen Körpers genannt wird) einzusehen; demungeachtet aber nimmt sich der Verf. doch heraus, über die Natur dieser Kraft zu spekuliren, und da lesen wir denn: „daß diese Kraft ein Produkt der Aktion der Nerven und des Gehirns sey, und ihren Sitz besonders in den Nerven habe; daß sie aber nicht als ein erstes Princip angesehen werden darf, das den Wesen Leben giebt, oder sie lebensfähig macht; sondern dieß sey die Lebenskraft." „Die Lebenskraft ist das erste Principium, welches die Aktion „der Nerven selbst im Stande der Belebung erhält." „Sie „ist kein Resultat einer Kombination der Natur allein, „sondern, (was ist sie?) wenn sie mit einer mehr oder min„der feinen und organischen thierischen Materie in Verbin„dung getreten ist: so pflanzt sie derselben eine mehr oder „minder große Fähigkeit ein, die Stimuluse zu empfinden, „und ihrer Aktion entgegen zu wirken." — Der Beweis für die Existenz dieser Lebenskraft liefert zugleich eine der besten

Pro-

Proben von des Verf. bündiger Manier zu raſonniren. Zuerſt wird behauptet, S. 52. flg. das Gehirn ſey nicht der einzige Sitz der Empfindung, noch das Centrum, aus welchem alle Bewegungen herausgehen und denn alle Senſationen zurückgegeben werden — und weil man Menſchen und Thiere mit Gehirnen von einer beynahe ſteinartigen Härte, ja auch Leibesfrüchte ohne Kopf gefunden hat: ſo folge daraus, „daß die Nerven ſelbſt und eigenthümlich mit Allem verſehen „ſind, was zur Empfindung und Bewegung der Theile gehört, in welche ſie ſich verbreiten, und daß ihre Wirkungen auf ganz keine Weiſe vom Gehirne abhängen;“ dann folgt S. 55. flg. folgende Deduktion: „Das Herz bewegt ſich nicht, als 48 Stunden nach Bebrütung des Eyes, „und der Kopf wird erſt 12 Stunden ſpäter ſichtbar. Dieß „feſtgeſetzt, begreift ein Jeder, daß die Anfänge eines Fötus „vermittelſt einer bildenden Kraft entſtehen, welche nicht die „Erregbarkeit ſeyn kann, da noch das Nervenſyſtem fehlt, „von dem ſie ſelbſt eine Eigenſchaft oder ein Produkt iſt. „Aus einer ſolchen Wahrnehmung erhellet, daß man mit gutem Grunde ſchließen kann, daß die Aktion der Nerven „ſicherlich von einer andern wirkenden Urſache regiert „wird, die auf dem Gehirne beruht, oder mindeſtens „dieſem Organ der Empfindung und des Willens mehr anhängig iſt“ — und dieß iſt dann die Lebenskraft. Hierauf folgt noch ein anderes Beyſpiel vom Daſeyn dieſes erſten belebenden Princips, das noch beweiſender iſt, als das angeführte; und dann ſtellt unſer Verf. folgendes Poſtulat auf: „Die Vernunft verlangt alſo, wir ſollen ein belebendes Princip zugeben, welches die Verrichtungen des Nervenſyſtems „regiert, und folglich den größten Einfluß auf die Operationen ſeiner Eigenſchaften beſitzt, welche Operationen ſich auf „die Erregbarkeit ſelbſt gründen“ — und §. XXVI. wird wieder mit vielem Aufwande von Beleſenheit bewieſen, daß das Gehirn nicht der Sitz dieſes Princips ſeyn könne. Um nicht gar zu weitläuftig zu werden, übergeht Rec. eine Menge ſchöner Sachen, die noch in dieſem Abſchnitte enthalten ſind, bey denen man oft nicht weiß, ob man ſie dem Verf. oder dem Ueberſetzer (der überhaupt durch dieſe Arbeit den obigen Satz praktiſch bewieſen hat, daß die Wirkung der Fingernerven nicht immer vom Gehirne abhängen) oder dem nachläſſigen Setzer und Korrektor zurechnen ſoll. Nur folgende neue Entdeckung verdient noch bemerkt zu werden,

daß die Erregbarkeit nicht allein erschöpft oder angehäuft, sondern auch außerdem noch erhöhet oder niedergedrückt ist kann, so daß sie bey direkter Asthenie zwar angehäuft, aber zugleich auch niedergedrückt, matt und erschöpft kann, so wie auch bey indirekter Asthenie eine Anhäu derselben statt finden kann. — In dem letzten Theile Abschnittes, der von den erregenden Potenzen handelt, det man ebenfalls gute und gesunde Körner mit Spreu Hülsen vermischt; und hie und da findet man auch Schößlinge eines schädlichen Unkrauts, z. B. die Bah „Die Untersuchungen von Girtanner, Lumbol „Darwin und Hufeland reichen nahe an die Gränzen „menschlichen Wissens, und dürfen nicht weiter getrieben „den, weil wir sonst Gefahr laufen, aufs neue in den „hl von mäandrischen Hypothesen zu versinken, durch „che bisher die Fortschritte physischer Kenntnisse gehi „worden sind.“ — Der dritte Abschnitt hat zur Ueberschr Krankheit und Gesundheit. So lange der Verf. Brownischen Sätze wiederholt, ist Alles deutlich; sobald aber anfängt proprio marte zu raisonniren und zu kom stiren, besonders von der erhöheten und erschöpften, bl den und niedergedrückten Erregbarkeit: so verwickelt er gar zu leicht in Widersprüche und Inkonsequenzen, z. B. Milchnährende Kost, Pflanzenkost, ꝛc. sind indirekt schwächende Potenzen; und auf derselben Seite heißt es von denselben Dingen: „sie sind als schwächende Potenzen anzusehen, in sofern sie nämlich weit weniger stimulirend, als zur Erhaltung der Gesundheit erforderlich ist.“ Ein das, was von der sthenischen Anzündung eines Hau sprechenden gesagt wird. Etwas Neues ist nach die Opportunität zur indirekten Asthenie, welche der Verf. als die vierte Opportunität annimmt. Der folgende kurze Abschnitt überschrieben: Heilarten, und Alles ist darin so genau Zahlen und arithmetischen Formeln bestimmt, und nach einer beygefügten Skala (wie die gewöhnlichen, die zu nichts nützen) berechnet, daß uns nur zwey Instrumente, ein Erregbarkeitsmesser und ein Reizmesser fehlen, um der ganzen Heilkunde eine mathematische Gewißheit zu verschaffen. Allerdings findet man auch hier manchen guten Gedanken; aber in die Berechnung des Verf. haben sich einige Rechnungsfehler eingeschlichen. Z. B. Wenn 20 Grad Reiz fehlen: so muß man diese 20 Grad nicht auf einmal zusetzen, sonst würde

„würde sich die Erregbarkeit bis auf 70 anhäufen — „und vielleicht könnte Sthenie entstehen." Nicht allein vielleicht, sondern gewiß würde und müßte Sthenie entstehen; aber nicht weil sich die Erregbarkeit erst bis auf 70 anhäufte, während der Wirkung der reizenden Potenzen; sondern weil die schon angehäufte Erregbarkeit sich nicht so geschwind vermindern könnte, daß sie dem Grade des angewandten Reizes proportional würde.

Hierauf folgt nun, Erstes Kapitel, von Pyrexien, und sowohl einfachen als mit örtlichen Entzündungen und mit Ausschlägen komplicirten Fiebern. In den angehängten Noten heißt dieß der zweyte Heft. „Mich dünkt, sagt der Verfasser, „man würde sich nicht übel ausdrücken, „wenn man die, ein Fieber, genannten Krankheiten auf „folgende Weise definiren wollte: „Sie ist ein mehr oder wi„der allgemeines Leiden, welches sich auf eins oder mehrere „Organe erstreckt, folglich ihre Verrichtungen ändert; in „Rücksicht ihrer Dauer ist diese Krankheit anhaltend, inter„mittirend, nach Maaßgabe daß sie von den oder jenen schäd„lichen Potenzen erweckt wird, die positiv oder negativ auf „das belebende und erregbare Princip wirken, wie auch je „nachdem eine Disposition im Körper herrschet, die fähig „macht, die Einwirkung der Stimulusse zu empfinden, als wo„durch in Wahrheit die Schwäche oder Heftigkeit der Krank„heit, wie auch ihre sthenische oder asthenische Form bestimmt „wird" ! ! — Alle sogenannte hitzige Krankheiten lassen sich auf 4 Klassen bringen; 1) Pyrexien und intermittirende Fieber, 2) Pyrexien und einfache anhaltende Fieber, 3) Pyrexien und anhaltende Fieber mit örtlichen Entzündungen, Ausschlägen, u. s. w. komplicirt, und 4) Pyrexien, die bald einfach, bald komplicirt waren, und in ihrem Verlaufe den Charakter des Fiebers angenommen haben. Von jeder dieser 4 Klassen soll nun insbesondere gehandelt werden; und mit der ersten Klasse wird noch in diesem Bande der Anfang gemacht. Hier zeigt sich nun der Verf. in einem weit vortheilhafteren Lichte, als sorgfältiger und treuer Beobachter, der durch das Studium älterer Schriften gebildet ist. Im Frühjahre und Sommer sind in Paria die Wechselfieber häufig, deren Heftigkeit mit der Sommerhitze zu- und abnimmt; im Herbste, und im Anfange des Winters hingegen zeigen sich oft intermittirende Pyrexien, deren Diagnose hier recht gut angegeben

den wird. Als einen der Hauptvorzüge derselben giebt der Verf. die partikulaken Vortheile an, und sagt, daß sie schnell, auf kleine, und dringende Fälle, öfters wiederholet, angewandt, und vermöge die Ausleerungen, die sie verursachen, die intermittirenden Fieber, über welche sich der Verf. besonders weitläuftig und ausführlich verbreitet, sich derselbe auch sonderlich von kritischen Fiebern entstehen, und nicht eher weichen, als bis diese gehoben waren. Hierbey sind denn auch einige Krankengeschichten angeführt; die aber nicht Alle gleich klärlich sind, indem insonderheit viele als Beyspiele seines Verfahrens mit Mixturen angeführt werden. Bey einer alten Person von vierzig Jahren, nämlich folgende Verordnung: Rec. Succ. citri, spec. Unc. II. Aq. cald. Unc. j. Syr. Unc. j. dasselbe alle 2 Stunden eine halbe Unze zu nehmen. Auf jede Gabe kamen also noch Viertel eines Tropfens vom Mercurio: man sollte doch denken, daß nicht mehr vermöge eines Tropfens auf 15 Tropfen heißt das alle 2 Stunden 15 Tropfen (denn das wird nicht bestimmt): so könne das nach Proportion der ersten Verordnung viel stärker wirken; und am vierten Tage ließ man sie alle 3 Stunden 2 Unzen nehmen. — war diese Cur auch nach der Seite richtig? — Man findet noch andere, besonders über den Arsenik und das caput mortuum. Den Arsenik fand der Verf. außerordentlich wohlthätig, und theilt deswegen hier 24 Krankengeschichten mit, die alle einige Aufmerksamkeit verdienen, da selbe andere Mittel, selbst Wasser, dabey angewendet wurden, und gleichwohl die Kur immer in wenigen Tagen beendigt war; und der Verf. auch versichert, mehrere dieser Personen auch nachher gesund wissen zu haben, ohne in Zeit eines Jahres irgend einen nachtheiligen Folge bemerkt zu haben, die auch wohl bey solchen Gaben und bey solchem Gebrauche des Mittels nicht zu befürchten seyn dürften. Schade nur, daß die Formel, deren sich der Verf. bediene, so undeutlich angegeben ist. Es heißt: „Man nehme eine halbe Drachme Arsenik Pfeffer (?) „und löse es in 6 Unzen destillirten Regenwassers auf, dann „thue man 2 Unzen einfaches Zimmetwasser hinzu, worin „schon eine halbe Drachme Potaschen aufgelöset worden, „und digerire sodann die Mischung eine zeitlang an einem „warmen Orte. Diese 2 Unzen geben ohngefähr 4608 Tro„pfen, ein jeder davon enthält ohngefähr den hundert und

„zwan-

„zwanzigsten Theil eines Granes Arsenik, und noch [illegible]
„so viel damit kombinirte Pottasche, in der Gestalt [illegible]
„arseniuro di potassa, wobey die Pottasche zum Arsenik im
„Verhältnisse eines $\frac{1}{265}$ eines Granes steht." (???) Von
dem cupr. ammon: gab der Verf. ein Viertel bis ein halbes
Gr. mit einem halben Skrp. Zucker alle drey Stunden, und
zum Beweise der Wirksamkeit desselben werden hier 7 Kran-
kengeschichten erzählt. Auch die Zinkblüthen bewiesen sich dem
Verfasser heilsam. Die letzte Krankengeschichte, als Bey-
spiel eines sogenannten bösartigen Wechselfiebers, möchte wohl
den größten Widerspruch finden. Hier überrascht den Verf.
wieder das Theoretisiren und Raisonniren; er fand in dem
Kranken direkte und indirekte Asthenie vereinigt, und rich-
tete auch seinen Heilplan auf beyde. Schade daß der Kranke
starb. — Bey diesem ersten Bande findet man noch ein gut
gearbeitetes Kupfer von dem kehldeckelförmigen Fingerhut,
Digitalis epiglottis, von dessen Anwendung wir wahr-
scheinlich in den folgenden Bänden mehr erfahren werden.

Die Uebersetzung ist unter dem Mittelmäßigen, nicht
bloß wegen einzelner undeutscher Ausdrücke, dergleichen man
auf allen Seiten antrifft, (z. B. die Stimulussen sind zum
Vorwurfe anschreiben, eine unschlußmäßige Definition, die
heutzutägigen Aerzte, ein Rotzfluß (blennorrhoea), ein
Stuttenharn ähnlicher Urin, ꝛc.); sondern wegen so vieler
unverständlicher und fast sinnloser Stellen, die das Lesen des
Buches gar sehr erschweren; z. B. „Wenn also die krank-
hafte Form des thierischen Körpers, mit denjenigen entge-
gengesetzten wirksamen Kräften geheilt werden soll, die sie
hervorgebracht haben, und man ihre Beschaffenheit erkennt,
so wird es auch leicht seyn, die entgegengesetzte Natur der
Mittel zu erkennen, die angewendet werden müssen." [illegible]
S. 45. „Daraus dürfen wir schließen, daß die wichtige
Ursache der abwechselnden und wandelbaren Phänomene
noch verborgen sey, aus welchen die sogenannte Lebenskraft
eigentlich besteht." S. 89. „Von dem Consensu die Rede
ist, heißt es, [illegible] noch andere Fälle, in welchen die
„verschiedenen Theile des lebenden Körpers die Wirkungen
„ihrer Veränderungen, Magen und Darmkanäle zum gleichen
„Ursach willen bemerklich gemacht haben." (??) Diese hin-
länglich ausführliche Anzeige rechtfertigt doch wohl den
Wunsch, daß aus den übrigen Theilen dieses Werkes bloß die

[illegible] praktischen Bemerkungen von einem der Sprache dieser kundigen Uebersetzer ausgehoben und mitgetheilt werden möchten.

Fr.

Joh. Pet. Weidmann, über den Missbrauch des glühenden Eisens, um brandige Knochenstücke abzusondern. — Aus dem Lateinischen, mit Zusätzen und acht Kupfertafeln, von *Joseph* und *Karl Wenzel*, d. A. D. D. Frankfurt am Main, bey Andreä, 1801. 58 Seiten 4. 2 Rthl. 8 Gr.

Wir liefern hier eine etwas verzögerte Anzeige einer noch länger verzögerten Uebersetzung der im Jahr 1797 erschienenen kleinen Abhandlung: „de abusu ferri candentis ad separandas partes ossium mortuas;" worin der Hr. Prof. Weidmann die in seinem größeren Werke: „de necrosi ossium" aufgestellte Behauptung: „daß die Anwendung des glühenden Eisens um todte oder brandige Knochenstücke abzusondern, unnütz und überflüssig sey," gegen den Hrn. Dr. H. R. Koder, welcher das glühende Eisen nachher in Schutz nahm, zu vertheidigen sucht. Die Hauptgründe, auf die sich der Verf. beruft, sind 1) die Erfahrung, daß brandige Knochenstücke ohne Anwendung des glühenden Eisens oder anderer äußerlichen Mittel, bloß durch die selbstständige Wirkung des Organism abgesondert werden, wie sich dieß besonders bey solchen Knochen zeigt, bey denen man ihrer Lage wegen das glühende Eisen nicht anwenden kann; 2) die Unsicherheit und Ungewißheit bey der Anwendung desselben. Sollte auch der Verf. noch nicht alle Wundärzte von der gänzlichen Nutzlosigkeit des Eisens in allen Fällen überzeugt haben: so ist doch zu hoffen, daß er dem häufigen Mißbrauche desselben bey denen, die diese kleine Schrift gelesen haben, Einhalt gethan hat; und dadurch wäre allerdings schon viel gewonnen.

Den größten Theil dieses, sehr splendid gedruckten Werkes nehmen übrigens die Zusätze der Hr. Hr. Wenzel und die Kupfertafeln ein. Die Zusätze sind zwar allerdings größtentheils sehr lesenswerth; aber sie stehen in gar keiner noch-

wen-

mäßige Verbindung mit dem Texte, da sich die meisten auf die Schrift des Hrn. Prof. Himly „über den Brand des todten und harten Theils“ beziehen, und hier nur gelegentlich beygebracht sind; vielmehr sind sie beym Lesen des Textes sogar hinderlich, zumal da man oft eine Anmerkung 6 bis 10 Seiten vor- oder rückwärts suchen muß, so daß man genöthiget ist, um nicht alle Augenblicke aus dem Zusammenhange herausgerissen zu werden, den Text erst allein, und dann die Anmerkungen nachher besonders zu lesen. Wie sehr wäre es daher gewesen, wenn die Hrn. Wenzel die die Anmerkungen berührten Materien im Zusammenhange bearbeitet, und als ein für sich bestehendes Ganzes herausgegeben, oder der vollständigen Uebersetzung angehängt hätten. Die beygefügten Kupfertafeln, welche verschiedene Präparate von brandigen Knochen darstellen, verbessern das Werk in mehrfacher Weise.

Kg.

Ueber die Krankheiten der Gesunden. Für gebildete Nichtärzte entworfen von T. G. A. Roose, der A. D. und Professor zu Braunschweig. Göttingen. 1801. 472 Seiten 8. 1 Rth. 8 Gr.

Ueber den Widerspruch, der in dem Titel des Buches wenigstens zu liegen scheint, wenn man die Bedeutung beyder darin vorkommender Namen konsequent bestimmen will, wollen wir mit dem würdigen Verfasser nicht rechten. Wem das Auffallende desselben anlockt, das Buch zu lesen, den wird die Erwartung angenehm unterhalten, und zugleich belehrt zu werden, gewiß befriedigt finden. Der Verf. hat das Buch in der Absicht, die so gemeinnützigen anthropologischen Kenntnisse verbreiten zu helfen, hauptsächlich gebildeten Nichtärzten bestimmt; es ist aber ohne Zweifel auch dem Arzte ein mit eben so viel Geschmack als Gründlichkeit abgefaßter Beytrag zur Physiologie und Pathologie des Menschen lesenswerth.

„Vollkommen gesund kann Niemand genannt werden!“ sagte schon Galenus. Mit diesem Ausspruche hebt der Verf. die Einleitung seines Buches an. Mit einem Theile des übrigen Buches, nachdem es durch diese den Werth des

Ge-

Gesundheit, über die Wichtigkeit der Kenntniß dieses Zustandes, und der Ursachen, die ihn stören, und über die gehörige Beschränkung dieser Kenntniß bey Nichtärzten, welche nicht in medicinische Halbwisserey ausarten soll, nicht gemeine Bemerkungen vorgetragen hat, bestimmt er im ersten Abschnitte, der eine weitere Ausführung seiner im Jahr 1799 erschienenen Schrift, über die Gesundheit, ist, die Begriffe Gesundheit, und Krankheiten der Gesunden. Das Ideal der Gesundheit, wie er es schildert, und von denen die Bedingungen angiebt, könne in der Wirklichkeit der Natur nicht gefunden werden, weil diese Bedingungen nirgends alle vereiniget sind, und selbst mit den höheren Zwecken, welche die Gottheit bey den Menschen zur Absicht hatte, nicht vereinbar seyn. Der Mensch mußte, seiner Bestimmung gemäß, sich in alle Klimate des Erdballes verbreiten, sich an die verschiedensten Nahrungsmittel gewöhnen, und sowohl dadurch, als durch die Kultur vielfältig verändert werden; diese Veränderungen können bis zu einem gewissen Grade noch in den Gränzen der Gesundheit, d. h. des Zustandes bleiben, in welchem die Verrichtungen des lebenden Körpers zu einem Ganzen zusammenstimmen, so daß Abweichungen vom Ideale der Gesundheit, Abstufungen, specielle und selbst individuelle Modifikationen derselben, — statt finden können. (Dem Rec. heißt Gesundheit der regelmäßige Zustand eines belebten Körpers, in welchem er fähig ist, seiner Bestimmung gemäß, im rechten Grade und auf die rechte Weise thätig zu seyn; in dieser hinlänglich allgemeinen Definition ist dann sowohl der Begriff von Gesundheit eines einzelnen Organs, als der Begriff von Gesundheit eines ganzen belebten Körpers enthalten; da hingegen die Definition des Verfassers nur die Gesundheit des ganzen Körpers umfaßt.) Diese Abweichungen vom Ideale der Gesundheit, wie sie seyn könnte, die noch innerhalb den Gränzen der Gesundheit, wie sie ist, liegen, nennt der Verf. Krankheiten der Gesunden. II. Beschaffenheit der Organe. Dieser Abschnitt sagt eigentlich wenig, und macht gleichsam noch Anhang des vorigen, nur den Uebergang zu den folgenden aus, indem der Verf. über die verschiedenen Grade und Arten der Erregbarkeit einzelner Organe sich auf seine Grundzüge der Lehre von der Lebenskraft bezieht. III. Das Temperament, das heißt: die jedem Menschen eigenthümliche Art von Empfänglichkeit für Reize, und von Rückwirkung auf dieselben. Der

Verf.

Verf. bemerkt sehr richtig, daß die mancherley Potenzen, welche auf unsere Organe wirken, nicht bloß erregen; sondern auch unsere Spannkraft und Erregbarkeit vermehren und vermindern. Einige Betrachtungen über den Ungrund der Humoralpathologie, zu der auch die Galenische Bestimmung der Temperamente gehört; die berühmten zusammengewachsenen Zwillingsschwestern, welche 1701 zu Szony in Ungarn geboren wurden, werden unter andern zum Beweise für die Abhängigkeit des Temperaments von den festen Theilen angeführt, weil die Blutgefäße dieser beyden Mädchen mit einander in einer gemeinsamen Aorte und unterm Hohlader zusammenhiengen, und doch die Temperamente beyder so sehr verschieden waren. Große Abhängigkeit der Seele vom Körper: des Cartes Behauptung, daß die Mittel zur Verbesserung des menschlichen Geistes und Herzens in der Heilkunde gesucht werden müssen, sey nicht ohne Grund; der Verf. verwahrt sich jedoch vor dem Verdachte des Materialismus, und will den Körper nur für das Werkzeug der Seele gehalten wissen. Nationaltemperamente, die offenbar, wenigstens zum Theile, von den Wirkungen des Klima's, der Nahrung, Lebensart auf den Körper abhängen. Erblichkeit des Temperaments, Abhängigkeit desselben von der Art der Erzeugung, von dem Befinden der Mutter während der Schwangerschaft, von der Geburt, von der ersten körperlichen Erziehung. Der idealisch gesunde Zustand würde temperamentlos seyn: einige Menschen kommen diesem Zustande nahe, Lessing habe in seinem Nathan, Wieland in seinem Demokritus einen solchen Menschen dargestellt. Diese Menschen seyen zu keiner Art von Krankheiten vorzüglich geneigt, und fähiger, ein hohes Alter zu erreichen, als Menschen mit Temperamenten. Die Schilderungen der verschiedenen Arten der Temperamente sind wahrlich malerisch. IV. Das Lebensalter. Jedes Lebensalter hat, auch beym gesundesten Menschen, seine eigenthümlichen Verschiedenheiten; ein gesunder Mann ist ganz anders beschaffen, als ein gesundes Kind. Umständlich vom Zustande des Embryo. Es sey absurd, sagt der Verf. mit Recht, von unserm Unvermögen, den Einfluß der Einbildungskraft einer Mutter auf die Bildung ihrer Frucht zu erklären, auf die Unmöglichkeit dieses Einflusses zu schließen. Umständlich ferner von den Veränderungen, welche die Geburt im Kinde nach sich zieht, von dem Eigenen jedes Alters, und dabey

geräth der Verf., faſt unvermeidlich, auch in Betrachtungen über Rhachitis, Lungenſucht, Hypochondrie, und andre Krankheiten, welche nicht mehr Krankheiten der Geſunden heißen können. V. Das Geſchlecht. Das bekannte von den abſoluten und relativen Geſchlechtsverſchiedenheiten aber, wie alles Uebrige, mit eignen Bemerkungen bereichert. Hier auch über die wohlthätigen Wirkungen der Ehe auf die Geſundheit; (wenn nur nicht manche Ehen ſo große Unzufriedenheit der Ehegatten erzeugten, daß gerade ihre Ehe eine Haupturſache ihres ſiechen Lebens und ihres früheren Todes wird! Beccher, aus dem der Verf. eine lange Stelle citirt, hat dieß häufige Unglück wohl gekannt.) VI. Gewöhnung und Gewohnheit. Gewöhnung nennt der Verf. das Vermögen lebender Körper, Fertigkeiten erlangen, und ſolche Veränderungen ihrer Reizempfänglichkeit erleiden zu können, das abſolut (?) wirkſame (abſolut wirkſam iſt wohl außer der Gottheit nichts,) Dinge bey ihnen unwirkſam, und entbehrliche Dinge bey ihnen unentbehrlich werden. (Bey dem Erlangen der Fertigkeiten ſollte hinzugefügt ſeyn: „die der Ungeübte nicht hat,“ und eigentlich iſt dieſes mehr Uebung als Gewöhnung zu nennen, wenigſtens hat es mit den Veränderungen der Reizempfänglichkeit faſt nichts gemein.) Gewohnheit aber nennt er die Neigung lebender Körper, Handlungen auf dieſelbe Art und in derſelben Ordnung zu verrichten. Von beyden ſucht der Verf. ſcharfſinnig die Gründe auf, und hat eine Menge Beyſpiele geſammelt. VII. Idioſynkraſie, d. i. Abweichung einiger Menſchen in der Reizempfänglichkeit von der Regel. Bey manchen Exempeln, die ſowohl davon als von Gewöhnungen erzählt werden, muß man doch denken: „ſi fabula vera!“ weil die Menſchen ſo gar geneigt ſind, etwas Wunderbares und Auffallendes zu erzählen, und wenn es auch einigermaaßen wahr iſt, doch durch Vergrößerung noch wunderbarer und auffallender zu machen. Die eigentlichen Idioſynkraſieen haben ihren Grund in der Beſchaffenheit des Körpers, und man müſſe ſie von den Grillen und Ziereyen unterſcheiden, die aus einer fehlerhaften Richtung der Seele hervorgehn. Damit iſt Rec. ganz einverſtanden; aber weniger damit, daß zum Weſen der Idioſynkraſie etwas Unerklärliches gehöre, und eine Erſcheinung, die man zu den Idioſynkraſieen zählte, ſobald ſie aus dem wahrzunehmenden veränderten Baue und der Miſchung der Organe erklärt werden kann, aufhöre

eine

eine Idiosynkrasie zu seyn, weil dann der ganze Begriff davon bloß in der Unvollkommenheit unserer Einsichten gegründet seyn müßte.

Der Verf. gehört zu den wenigen Aerzten, die das „miscere utile dulci“ trefflich verstehen; der ästhetische und historische Schmuck, mit welchem er sein schönes Werk dem gebildeten Leser so gefallend und anziehend gemacht hat, ist ein Vorzug desselben, der ihm vor so vielen trocknen medicinischen Schriften einen großen Vorzug giebt.

Kz.

Beweis, daß die Ausrottung der Blattern im Züllichauischen Kreise leicht zu Stande zu bringen sey; und Aufmunterung an die Bewohner desselben, sie zu bewerkstelligen; von dem Pastor Röttig zu Padligar. Züllichau, in der Darnmannschen Buchhandl. 1802. 50 S. 8. 5 K.

Ein einziger Mann, der D. Ungnad in Züllichau, hat durch seine Kunst und seinen Patriotismus in einem ausgebreiteten Cirkel Etwas zu Stande gebracht, was an vielen Orten zwar gewünscht wurde; aber nicht ausgeführt werden konnte. In Verbindung mit einem edlen menschenfreundlichen Gutsbesitzer, dem Herrn Hofmarschall Grafen Reuß dem XLIV. hat er die Pockeninokulation so in Aufnahme gebracht, daß ihm Stadt- und Landleute ihre Kinder brachten, um diese Operation an denselben machen zu lassen. Nachdem er sie 30 Jahre lang an einzelnen Individuen verrichtet hatte, gelang es ihm endlich im Jahre 1800, es ins Große zu treiben. Der Herr Graf gab ein Landhaus dazu her, welches mit allem Nothwendigen eingerichtet worden war, und in demselben wurden nach und nach 33 Kinder aus seinen Dörfern geimpft. Der glückliche Erfolg dieses Beyspiels wirkte auf die Entschließungen der Aeltern, schon im Herbste eben desselben Jahres, so kräftig, daß wieder für 112 Kinder um diese Wohlthat gebeten ward. Nachdem sich aber die Güte der Schutzblattern bewährt gezeigt

hatte: so fieng auch der menschenfreundliche Arzt gleich an, davon Gebrauch zu machen. Der edle Graf Reuß veranstaltete bald, daß alle in seinen Dörfern noch übrige Blatternfähige Kinder geimpft wurden; ein anderer Gutsbesitzer, Herr Hauptmann von Unruh, folgte ihm nach, und in mehrern umliegenden Dörfern ward diese Operation häufig verrichtet. So daß in und um Züllichau in wenigen Jahren eine große Menge Kinder gegen die Pockenwuth gesichert wurde. Mit Recht thut daher Herr Pastor Röttig den Vorschlag, daß man diese Wohlthat im ganzen Kreise allgemein machen möchte. Herr D. Ungnad und noch ein ausübender Arzt in Züllichau, haben sich sogar bereitwillig erklärt, Kinder ärmerer Aeltern unentgeldlich zu impfen. Nun beweist der Verf. die Möglichkeit der Ausrottung der Blattern durch ausführliche Berechnungen; zeigt die Art an, wie es am besten und leichtesten bewerkstelligt werden könnte, und schließt mit einer ermunternden Ermahnung an sämmtliche Einwohner des Züllichauischen Kreises, sich dazu geneigt finden zu lassen, indem er das Wohlthätige der Schutzblatternimpfung auf eine rührende und überzeugende Art darstellt. Es ist zu wünschen, daß seine Ermahnungen nicht bloß im Züllichauischen; sondern überall, Eingang finden mögen!

Hb.

Intelligenzblatt.

Ankündigungen.

Bey Friedrich Hermann Nestler in Hamburg, und in allen guten Buchhandlungen ist zu haben:

Aesops des Jüngern Fabeln und Erzählungen für die Jugend, von J. H. Ehlers. 8. 1802. 12 Gr.

Bauer, E. M. D., Ueber ansteckende Krankheiten und Verwahrungsmittel dagegen. 8. 2 Gr.

Beytrag, kleiner, zur deutschen Bühne, von der neuern französischen entlehnt. Enthält: Der Leutnant und sein Rittmeister, oder die Heyrathsprojekte, die vergoltene List, und das Originalgemälde. 8. 1802. 20 Gr.

Blumen aus der alten Geschichte. Ein Lesebuch für diejenigen, welche Verstand und Herz bilden wollen. 8. 1802. 20 Gr.

Das Buchstabierbüchlein, durch welches ein Kind, das die Buchstaben kennt, in wenig Wochen lesen lernen kann. 2te Aufl. 8. 1802. 2 Gr.

Bürger, Elise, über meinen Aufenthalt in Hannover, gegen den ungenannten Verfasser der Schicksale einer theatralischen Abentheurinn. 8. 5 Gr.

Chronik, Hamburgische, für die Freunde, und besonders für die Jugend des Vaterlandes. Mit 1 illum. Charte vom Hamburgischen Gebiet. 8. 1803. 1 Thlr. 4 Gr.

Das Gelübde. Ein Schauspiel in 5 Aufzügen, für die Bühne bearbeitet von G. Wohlbrück. 8. 1802. 16 Gr.

Hamburg und Altona. Ein Journal zur Geschichte der Zeit, der Sitten und des Geschmacks. 1ster Jahrg. 12 Hefte komplet. gr. 8. 1802. 6 Thlr.

Desselben 2ten Jahrg. 1stes bis 4tes Heft. gr. 8. 1803. (wird fortgesetzt.)

Haßmüller, J. J., Tabellen aller Waaren, welche nach Pfunden verkauft werden ꝛc. 2 Abtheil. gr. 8. 1802. 1 Thlr. 16 Gr.

Louis, Ueber Policey-Reformen und die dabey zu beobachtende Vorsicht und Mäßigung. 8. 1802. 10 Gr.

Meyer, Dr. und Domherr, Skizzen zu einem Gemälde von Hamburg. IV Hefte. à 16 Gr. 2 Thlr. 16 Gr. mit Kupf. 8. 1802. (wird fortgesetzt.)

Palmira, Prinzessinn von Persien. Eine heroisch-komische Oper in zwey Aufzügen; nach dem Italiänischen frey bearbeitet von J. J. Ihlee. 8. 6 Gr.

Pölitz, K. H. L., Summarien der philosophischen Sittenlehre, oder propädeutischer Kursus einer wissenschaftlichen Moral ohne Anhänglichkeit an irgend ein System und ohne die Terminologie desselben. Für Gymnasien und bessere Erziehungsanstalten und für den Gebrauch der Privaterzieher in gebildeten Familien geschrieben. gr. 8. 1802. 2 Thlr. 8 Gr.

Reise ins Paulinerkloster, im Fürstenthum Scheerau. 8. 8 Gr.

Reynolds, Josua, Reden über die Malerey. Mit biographischen Nachrichten über ihn. Aus dem Englischen von Kosmeli. gr. 8. 1802. 1 Thlr. 8 Gr.

Schlegel, K. A. M., Populäre Betrachtungen über Religion, natürliche Gotteserkenntniß, Offenbarung und Christenthum. 2 Theile. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Schröders, J., kompendieuse, in Tabellen vorgestellte Silber- und Gold-Rechnung. 4 Abtheilungen. 12. 3 Thlr.

Schütz, Frz. W. v., Geschichte des zehnjährigen Krieges in Europa, in chronologischer Ordnung und gedrängter Kürze unpartheyisch dargestellt, nebst Einleitung über die Veranlassung und Entstehung der französischen Revolution. 8. 1802. 1 Thlr.

Stern, F. C. D., historische Nachrichten vom Lande Wursten; aus alten Urkunden und Nachrichten gesammelt. 1ster Theil, mit Kupf. gr. 8. 16 Gr.

Ueber

Ueber das Alter. gr. 8. 1803. 4 Gr.
Ulrike della Marka. Dialogen aus den Zeiten der Inquisition. Gegenstück zu Lauretta Pisana, von Dr. Albrecht. 2 Th. mit Kupf. 8. 1802. 2 Thlr.

Zur Leipziger Jubilate-Messe 1803 wird erscheinen:

Das Geheimniß. Von Gottl. Bertrand, Verfasser des Mazarins. 2 Theile mit Kupf. 8.
Lais und Theodor. Ein platonisch-lucianischer Dialog, von Louis. 8.
Schmidt, J. J. Dr., Gesundheitsbuch für Schwangere, Gebährende, Wöchnerinnen, Ammen und Kinder, in ihren ersten Jahren. 8.

Schluß und herabgesetzter Preis von Klaproths Asiatischem Magazine.

Da das Asiatische Magazin nicht so glücklich gewesen ist, die zu seiner Fortdauer nöthige Zahl von Abonnenten zu finden: so sehen wir uns genöthigt, dasselbe anjetzt mit Beendigung des ersten Jahrgangs, oder seiner ersten zwey Bände zu schließen, und dieß den sämmtl. geehrtesten Lesern desselben anzuzeigen. Diese 2 Bände machen indessen schon für sich ein eigenes Ganzes, eine schätzbare Sammlung interessanter Materialien von und über Asien aus, und enthalten sehr interessante Aufsätze und Bruchstücke über die und aus der Asiatischen Literatur, Geschichte, Geographie und Archäologie. Sie verdienen daher gewiß in jeder öffentlichen und gut gewählten Privat-Bibliothek ihren Platz. Da uns nun mehrere Freunde der Literatur aufgefordert haben, ihnen den Ankauf dieses Werks durch einen beträchtlich herabgesetzten Preis zu erleichtern: so kommen wir hiermit ihren Wünschen entgegen, und setzen den Preis des Asiatischen Magazins, der bisher 6 Thlr. war, auf 3 Thlr. Sächs. oder 5 fl. 30 Kr. Reichskourant herab, um den kleinen Lager-Vorrath, den wir noch davon haben, schnell aufzuräumen. Wir schmeicheln uns, daß das Publikum gerecht genug seyn, und auch dieß als ein Opfer anerkennen werde, deren wir schon Manches den Wissenschaften und ei-

ner solideren Gelehrsamkeit gebracht haben. Weimar, den 1sten Februar 1803.

F. S. privil. Landes-Industrie-Komptoir.

Nachricht an die Leser des deutschen Obstgärtners.

Der Wunsch der geehrten Leser des deutschen Obstgärtners sowohl, als der des Herrn Herausgebers desselben, dieß wichtige und über die deutsche Pomologie klassische Werk so schnell als möglich zu vollenden, und dabey doch der Sache ihr Recht zu thun, hat uns veranlaßt, mit Genehmigung des Herrn Herausgebers, von heuer an die Einrichtung zu machen, daß jedes Monatsstück eine ausgemalte Tafel der Obstsorten, mit ihrer Charakteristik mehr, und dagegen anderthalb Bogen Text von den vermischten Abhandlungen weniger bekommt. Da nämlich die Vollendung des Werks allein auf die schnellern Fortschritte der Lieferung der noch übrigen interessanten Obstsorten ankommt, und die Materie der vermischten pomologischen Abhandlungen nunmehr abnimmt; so erreichen wir folglich durch diese Einrichtung unsern Zweck, ohne in dem bisherigen Preise eine Aenderung zu machen, und glauben dadurch, daß wir nun jährlich die Abbildung von 12 Obstsorten mehr als bisher liefern, gewiß den Beyfall der Leser zu verdienen, indem sie nun die nahe Vollendung dieses kostbaren, und in seiner Art einzigen Werks über die Obstkultur vor sich sehen. Wir wollen, um die Anschaffung dieses gemeinnützigen Werks, das als Quelle in keiner öffentlichen sowohl als ökonomischen Privat-Bibliothek fehlen solle, soviel als immer möglich zu erleichtern, dem Verlangen mehrerer Liebhaber der Obstkultur, die sich dasselbe noch anschaffen wollten, nachgeben, und den im Jahre 1801 beträchtlich erniedrigten Preis eines ganzen Exemplars davon, noch bis Ende dieses Jahres bestehen lassen. Es sind nämlich bis Ende dieses J. 1802 davon 9 Jahre oder 18 Bände erschienen, welche zusammen im Ladenpreise 48 Thlr. Sächs. Kurrant kosten.

Diese wollen wir bis zu Ende dieses Jahres Liebhabern, welche sich deßhalb direkt an uns wenden, gegen baare Zahlung für 32 Thlr. Sächs. Kurr. überlassen. Minder bemittelte Liebhaber, welchen doch diese Ausgabe für einmal zu

stark

stark seyn sollte, können sie auch zu ihrer Erleichterung in 3 Zahlungen theilen, und

1) den I. bis VI. Band für 8 Thlr.
2) den VII. bis XII. Band für 12 Thlr.
3) den XIII. bis XVIII. Band für 12 Thlr.

nehmen, wenn sie sich nur dabey zum Ankaufe des ganzen Werks gegen uns verbindlich machen; denn für einzelne Theile davon kann dieser wohlfeilere Preis schlechterdings nicht statt finden: so wie auch das Abonnement des laufenden Jahres unveränderlich 6 Thlr. Sächs. Kurr. bleibt. Weimar, im Jan. 1803.

F. S. privil. Landes-Industrie-Komtoir.

Vollständige Beschreibung der Sparöfen und Heerde, welche in der Grafschaft Mark schon seit vielen Jahren gebräuchlich und bewährt befunden sind. Nebst einer Nachricht vom Brodtbacken, Bierbrauen und Branntweinbrennen bey Steinkohlen, und einem Anhange über Thermolampen, Fumivoren und Phlogosiopen der Franzosen, Herausgegeben von Friedrich Christoph Müller, Prediger zu Schwelm, und Mitglied der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Mit 7 Kupfern. Weimar, im Verlage des Landes-Industrie-Komtoirs. 1803. 15 Gr. Sächs. Kurr. oder 1 fl. 8 Kr. Reichsgeld.

Diese kleine höchst gemeinnützige Schrift, welche so eben in unserm Verlage erschienen, und in allen guten Buchhandlungen zu haben ist, wurde eigentlich durch das Kön. Preuß. General-Direktorium, welches eine besondere Kommission zur Einführung der Steinkohlen-Feuerung in sämmtliche Preuß. Staaten niedergesetzt hat, veranlaßt und empfiehlt sich durch ihre praktische Deutlichkeit gar sehr. Besonders interessant muß sie anjetzt seyn, da dermalen in Sachsen, Thüringen, Franken, Schwaben, und mehrern Provinzen Deutschlands die Stein- und Braun- oder Erdkohlen- auch Torf-Feuerung zu Ersparung der großen Holz-Konsumtion täglich mehr empor kommt; das große Publikum aber in zweckmäßiger und nützlicher Einrichtung der Oefen und ökonomi-

nomischen Feuerungen dazu noch nicht genug unterrichtet ist, und daher diese höchstvortheilhaften Märkischen Feuerungsgefäße gewiß in ganz Deutschland eingeführt zu werden verdienen. Folgende Uebersicht ihres Inhalts wird sie gewiß empfehlen, und jeden Oekonomen, Technologen und Hausvater darauf aufmerksam machen.

Inhalt. I. Allgemeine Einrichtung und Vortheile der Märkischen Feuerungsgefäße. II. Einfache Pottöfen. III. Doppelte Pottöfen. IV. Trommel-Oefen. V. Pyramiden-Oefen. VI. Pracht-Oefen. VII. Blinde Oefen. VIII. Mund-Oefen. IX. Die Ferniese. X. Vom Brodtbacken, Bierbrauen und Branntweinbrennen bey Steinkohlen. XI. Vorschlag zu einer sehr einfachen und wohlfeilen Stubenheitzung. XII. Anhang. Verbindung der neuesten französischen Erfindungen von Leben, Lange und Thilorier mit den Märkischen Steinkohlen-Sparöfen. Weimar, im Februar 1803.

F. S. privil. Landes-Industrie-Komtoir.

Anzeige wegen der Fortsetzung von Sprengels Bibliothek der neuesten Reisen.

Von folgenden neuerschienenen Reisen liefern wir unverzüglich in Sprengels Allgem. Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisen Uebersetzungen oder kurzgefaßte bearbeitete Auszüge.

1. Alex. Rochon voyages à Madagascar, à Maroc et aux Indes orientales. Tom. II. et III. Paris 1802. Der erste Theil davon, welcher Madagascar enthält, erschien schon im J. 1791, und ist bereits vom sel. Forster in seiner Sammlung d. n. R. geliefert worden. Diese beyden letzten Theile, welche die Reise nach Marocko und Ostindien enthalten, machen daher ein ganz besonderes Werk, welches wir im IX. Bande unsrer Bibl. liefern.

2. Vue de la Colonie Espagnole du Mississippi, ou des provinces de Louisiane et Floride occidentale en l'Année 1802, par un Observateur resident sur les lieux. A — Duvallon, Editeur. Paris. 1803. Diese schätzbare, und mit Sachkenntniß geschriebene Beschreibung von Louisiana

a und Florida, kommt gleichfalls in den IX. Band unsrer Bibliothek. Da die dazu gehörige Charte weniger gut als das Werk selbst ist, und wir bessere Quellen dazu haben: so werden wir eine neu entworfene bessere Charte dazu liefern.

Der VIII. Band unsrer Bibliothek d. N. R. welcher in nächster Oster-Messe erscheint, liefert 1. Sauers und Billings Reise nach dem Eismeere, mit einer neuentworfenen bessern Charte, als das engl. Original hatte. 2) Einen Auszug aus Durand Voyage au Senegal; und 3) Einen dergleichen aus Jaksons Reise zu Lande von Bengalen nach England.

Der bedauerungswerthe Verlust, den Deutschland und die Wissenschaften durch den am 7ten Januar dieses J. erfolgten Tod des Herrn Prof. und Bibliothekar Sprengel zu Halle erlitten, betraf auch unsere Allgem. Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisen, deren Redaktion er bis zur Hälfte des VIII. Bandes (denn Sauers und Billings Reise ist noch von seiner Hand, und seine letzte Arbeit) vorstand, und so vortrefflich bearbeitete. Wir würden verlegen gewesen seyn, diesen wesentlichen Verlust sogleich wieder zu ersetzen, wenn nicht Herr Prof. F. T. Ehrmann (der sich ehedem durch seine Geschichte der merkwürdigsten Reisen und andere geographische Arbeiten den ungetheilten Beyfall des Publikums erworben, und jetzt hier lebt) auf unser Ersuchen an die Stelle getreten wäre, und die planmäßige Fortsetzung der Redaktion unserer Bibliothek übernommen hätte, so daß nun gar keine Stockung entstanden ist, und die Bibliothek ununterbrochen fortgeht. Weimar, im Februar 1803.

F. S. privil. Landes-Industrie-Komtoir.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Die Kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg, hat den Herrn Dr. Langsdorf zu Greifswalde zum auswärtigen Korrespondenten ernannt.

Der

Der Professor der Moral an dem K. K. Lyceum zu Linz Herr J. Geishüttner, ist zum geistl. Rathe bestellt.

Der Universitäts-Rath der Universität zu Dorpat, hat den Herrn Oberpastor Sonntag zu Riga zum ordentlichen Professor der Kirchengeschichte und theolog. Literatur erwählt. Er wird sein neues Amt bald antreten. Zum Prosektor daselbst ist Herr Dr. Kautzmann in Erlangen erwählt worden, welcher auch den Ruf angenommen hat.

Der Buchhändler Herr F. Oehmigke d. A. in Berlin, hat von dem Kurfürsten von Pfalzbaiern für die Zusendung, der in seinem Verlage erschienenen deutschen Sprachlehre des nach Dorpat berufenen Herrn Professor Rambach, die große goldene Medaille mit dem Bildnisse des Kurfürsten, geschenkt erhalten.

Todesfälle.

1805.

Am 18ten Jänner starb zu Dobien bey Wittenberg der dasige Prediger Herr M. G. F. Pforrenhauer, 56 Jahre alt.

Am demselben Tage auf seinem Gute Wiehe bey Leipzig, Herr H. A. E. Baron von Werthern, Sr. K. K. Maj. und des H. R. R. Erbkammerhüter, Erbadministrator der Klosterschule zu Donndorf, und Kurfürstl. Sächs. Ober-Hofrichter zu Leipzig, im 82sten Lebensjahre. Er war Verfasser des unter dem Namen: Philemon von der Güte erschienenen Processus inhibitivus bey dem Leipziger Oberhofgericht. (1769. 8.) Sein Name fehlt in der 3ten Ausgabe des Mensselschen gelehrten Deutschlands.

Im Februar zu Zürch Herr H. C. Hirzel, Dr. der Medicin, Präsident der dortigen naturforschenden Gesellschaft, 77 Jahre alt. Er ist durch mehrere vorzügliche Schriften, besonders durch seine Beschreibung der Landwirthschaft des philosophischen Bauers Kleinjoch's, bekannt.

Gegen

Gegen das Ende deſſelben Monats zu London der ſeit 36 Jahren am dortigen Hofe akkreditirte Sächſ. Geſandte, Herr H. M. Graf von Brühl, durch mehrere aſtronomiſche, theils in Dresden, theils in London erſchienene Schriften rühmlich bekannt, 67 Jahre alt.

Chronik deutſcher Univerſitäten.

Würzburg. 1802.

Am 29ſten December las Herr Dr. und Profeſſor E. Siebold im mediciniſchen Hörſaale ſeine Antrittsrede: de funiculo umbilicali foetus collum ſtringente, et forcipis obſtetriciae uſum raro indicante.

Gelehrte Geſellſchaften und Preisaufgaben.

Erfurt,

In der Sitzung der Akademie nützlicher Wiſſenſchaften am 17ten Jänner 1803, ward von dem Herrn Präſidenten v. Dacheröden, ein Schreiben des Königs von Preuſſen an die Akademie vorgeleſen, wodurch derſelben Huld und Gnade zugeſichert wird. Hierauf las Herr Dr. Spitz eine Abhandlung vor: Ueber die Entſtehung und Beſchaffenheit des Brückenzinſes in Erfurt. Hierauf wurden verſchiedene Druckſchriften erwähnt, welche unter andern von dem G. R. R. von Hartleben in Salzburg, von dem Pr. J. C. von Engel in Wien, vom Herrn P. Scherer u. ſ. w. herrührten.

In der am 3ten Februar gehaltenen Verſammlung las Herr Profeſſor Bellermann: Bemerkungen über die verſchiedenen Aeren der alten Griechen und deren jetzigen Gebrauch. Hierauf legte der Herr Rath Hellbach aus Weimar eine Abhandlung vor: Ueber Nutzen, Zweck und Einrichtung eines vaterländiſchen Archivs, nebſt einer *Bibliotheca ſcriptorum rerum Erfurtenſium*

et

et Glichensium, bey der hiesigen Akademie nützlicher Wissenschaften. Zugleich erbot er sich, der Akademie seine ganze dahin gehörige Privatsammlung, nebst den Repertorien, Promtuarien und Inventarien, über die res Erfurtenses et Glichenses, unentgeldlich zu diesem Behufe zu überlassen.

Korrespondenz.

Auszug eines Briefes aus Preußen vom 26sten Februar 1803.

Nach dem neuen, dem russischen Kaiser zur Bestätigung vorgelegten Etat der Universität zu Dorpat, sollen jährlich 5000 Rubel auf die öffentliche Bibliothek verwandt werden. Bibliothekar derselben ist der in Deutschland durch seine philologische Arbeiten rühmlich bekannte Herr Dr. C. Morgenstern; Vicebibliothekar der Professor der Geschichte Herr Dr. H. F. Pöschmann; als Bibliothekssekretär ist Herr Petersen angestellt, der zugleich Censursekretär ist. Die Universität übt nämlich ihre eigene Censur, auch bey den aus dem Auslande für sie eingebrachten Schriften, jetzt ohne alle Schwierigkeit aus. Als Herr Professor Morgenstern, welcher die Lehrämter der griechischen und lateinischen Sprache, der Alterthümer, der Geschichte, der Literatur und Künste, der Beredtsamkeit und Aesthetik mit einander verbindet, im Sept. 1802 seine bisherige Professur in Danzig, mit Allerhöchster Genehmigung verließ, hatte er seine beträchtliche Bibliothek, nebst seiner Kunstsammlung von Gemälden, Zeichnungen, ꝛc. zur See nach Riga gehen lassen. Es ward von der dortigen Censur ein Verzeichniß der Bücher zur Prüfung, und von der Rigaischen Tamoschna ein ansehnlicher Zoll für die Kunstsammlung gefordert. Der Eigenthümer wandte sich an S. E. den Herrn Civil-Gouverneur von Richter. Dieser übersandte das, ins Russische übersetzte Schreiben des Erstern dem Minister des öffentlichen Unterrichts, Herrn Grafen Sawadowsky, der es dem Kaiser selbst vorlegte, worauf der gütige Monarch sogleich den Befehl erließ, nicht nur die in Rede stehende Kunstsammlung, sondern alle übrige, zum Behuf der Dorpatschen Universität

kommende Kunstsachen ohne allen Zoll durchzulassen; weshalb die nöthigen Befehle an die Rigaische und Revalsche Zollschna erlassen wurden.

Auszug eines Schreibens von Wien über erprobtes Rindviehpestmittel.

In den sächsischen Provincialblättern vom Julius und August 1802, finde ich eine Nachricht über Ausbruch, Verbreitung und Entstehung der Rindviehpest im Kreisamte Wittenberg und im Amte Coswig — und angewandte Mittel ꝛc. ꝛc. worin man bald einen fremden Referenten, bald den Thierarzt selbst redend, jedoch keine mit Salzsäure kurirte Rindviehstücke findet. Es dürfte daher dem Zwecke ihrer Blätter nicht zuwider seyn, des mit glücklichem Erfolge in hiesigen Landen angewandten Mittels, mit gemeiner Salzsäure, die immer gut seyn und in richtiger Ordnung gebraucht werden muß, zu gedenken. Der in der Wiener Zeitung Nr. 98 unter dem Artikel: Deutschland angezeigten, vom Dr. Frank, Kreisphysikus zu Gnesen in Südpreußen, gemachten Entdeckung, daß die oxygenirte Salzsäure ein specifikes Heilmittel der ansteckenden Viehseuche (Löser-Dürre) sey, verdient die des hiesigen Thierarzney-Professors, Dr. Peßina, an die Seite gestellt zu werden; der schon vor 2 Jahren auf Befehl der niederösterreichischen Regierung viele Versuche mit der gemeinen Salzsäure, und mit eben so glücklichem Erfolge, als Dr. Frank mit der oxygenirten angestellt hat, und dessen darüber herausgegebene Abhandlung: „Anleitung zur Heilung der Rindvieh„pest, mit der eisenhaltigen Salzsäure. Wien. „1802." *) zu Anfang dieses Jahres von der niederösterreichi-

*) Die Anleitung ist auch Auszugsweise im ökonomischen Almanach auf das Jahr 1802, herausgegeben von Leopold Traunmann, Wien, bey Gastler, und in Riem's neuer Sammlung ökonom. Schriften (nun betitelt: Neue Beyträge zur Oekonomie ꝛc.) aufs Jahr 1803, 1ste Lieferung, Leipzig, in der Joachimschen Buchhandlung.

reichischen Regierung und der höchsten Hofstelle allen österreichischen Erbländern zur Richtschnur anempfohlen worden ist. Die Uebereinstimmung der Erfahrungen zweyer weit von einander entfernten glaubwürdigen Aerzte, über die Wirksamkeit eines fast desselben Mittels, scheint nicht wenig den Werth und die Vorzüglichkeit desselben vor allen andern bisher gebrauchten Heilmitteln in dieser Pest zu bestätigen. Ob fernerhin die von Dr. Frank angerühmte, oder die vom Professor Peßina erprobte gemeine Salzsäure den Vorzug behaupten soll, wird leicht durch weitere Prüfung, zu welcher es leider in keinem Lande an Gelegenheit mangelt, und vergliche Wirkung der beyden Arten dieser Säuren ausgemittelt werden können; welches zum Gedeihen der Landwirthschaft und Erhaltung der so wesentlichen Hornviehzucht bald geschehen und bekannt werden möge.

lung, mit allen Tabellen der Berichte; abgedruckt: und damit diese Salzsäure immer recht gut zu erhalten sey: so hat der Herr Dr. Peßina solche selbst bereitet, und bietet sie zu diesem Gebrauche das Pfund zu 45 Kreuzer an, wenn man sich an ihn selbst im Thierspitale, auf der Rabengasse wendet.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Siebzig und siebenzigsten Bandes Erstes Stück.

Zweytes Heft.

Weltweisheit.

Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre, als Handschrift für seine Zuhörer, von Joh. Gottlieb Fichte. Zweyte verbesserte Ausgabe. Jena, bey Gabler. 1802. 346 S. 8. 1 Rthlr. 4 Gr.

Grundriß des Eigenthümlichen der Wissenschaftslehre, in Rücksicht auf das theoretische Vermögen, als Handschrift für seine Zuhörer, von Johann Gottlieb Fichte. Zweyte verbesserte Ausgabe. Ebendaselbst. 1802. 108 S. 8. 9 Gr.

Grundlage der gesammten Wissenschaften, und Grundriß des Eigenthümlichen der Wissenschaftslehre, in Rücksicht auf das theoretische Vermögen, von Johann Gottlieb Fichte. Neu veränderte Auflage. Tübingen, bey Cotta. 1802. 448 S. 8. 1 Rthlr. 16 Gr.

Die Anzeige beyder neuen Auflagen der Grundlehre, ist zufällig verspätet worden. Weil seit dem Jänner 1801, eine gänzlich neue Darstellung angekündigt war: so glaubten wir auch diese noch abwarten zu müssen. Es scheint aber diese neue Darstellung, Hindernisse oder Schwierigkeiten gefunden zu haben, indem bis jetzt (im Februar 1802) nichts davon erschienen ist. Damit also unsere Anzeige nicht gar zu lange

aufgeschoben werde; so müssen wir jetzt die beyden Ausgaben der alten Grundlegung anzeigen.

Was nun zuerst die Verbesserungen anlangt: so können deren nicht sehr beträchtliche hinzugekommen seyn; denn die erste Auflage der erstern Schrift enthält 339 Seiten, mithin die zweyte nur 7 Seiten mehr. Worin die Verbesserungen bestehen, wird nicht näher angegeben; die Vergleichung verschiedener Stellen zeigt, daß sie auf einige wenige Anmerkungen, und hie und da vorgenommene Aenderungen im Texte hinausgehen. Eine genaue Vergleichung beyder Auflagen von Anfang bis zu Ende, kann von einem Recensenten nicht füglich gefordert werden, besonders wenn er glaubt, über die Sache selbst etwas Erhebliches sagen zu können. Die erste Ausgabe der zweyten Schrift, haben wir nicht bey der Hand, und können daher von deren Verbesserungen nichts erwähnen.

Wir wenden uns daher zweytens an die Sache selbst, um über die Beschaffenheit dieses neuen Systems, das Anfangs nicht wenig Aufsehen machte, einige Bemerkungen anzufügen, die jetzt um so mehr zu gelegener Zeit kommen dürfen, als der Enthusiasmus der kühleren Ueberlegung mehr zu weichen scheint. Die Tendenz des Systemes ist keine geringere, als, „die Philosophie zu dem Range einer evidenten „Wissenschaft zu erheben, (Vorrede S. 4.) sie auf unum„stößliche Grundsätze" zu stützen (Ebendas. S. 11.), mithin allem Skepticismus dadurch ein Ende zu machen, wie an andern Orten verschiedentlich erklärt wird. Sie ist keine geringere, als das durch Raisonnement allein zu bewerkstelligen, und aus Vernunft-Gründen alles allein herzuleiten, wie das ganze Gebäude augenscheinlich darthut. Der Verf. fordert daher seine Beurtheiler auf, sich auf diese Grundsätze einzulassen, und zu versuchen, sie umzustoßen (S. 11). Dieser Aufforderung gemäß erklärt Rec. hier unumwunden, daß Hrn. Fichten's Unternehmen völlig unausführbar ist, und daß die Vernunft, oder das gesammte Denkvermögen durch sich selbst allein auf nichts Unumstößliches führen kann. Es kann also noch gar nicht davon die Rede seyn, H. Fichtens sogenannte Grundsätze umstoßen zu wollen. Sie stehen noch nicht, sondern Hr. Fichte muß sie erst selbst feststellen. Er muß erst beweisen, daß das Denkvermögen durch sich allein auf einen unumstößlichen ersten Ursatz führen

ich kann. Dieß hat H. Fichte zwar schon dreist angenommen, aber durch nichts bewiesen, und so lange er dieß nicht kann, ist seine hochgepriesene neueste Philosophie nichts als ein elendes scholastisches leeres Spiel mit Worten und Begriffen. Zwar hat die Vernunft, d. h. das gesammte Denkvermögen, Denkgesetze in sich; aber diese Denkgesetze gewähren in ihrer Anwendung nur eine hypothetische Ueberzeugung, indem sie jederzeit voraussetzen, daß die wirkliche Anwendung der Denkkraft zulässig, und daß der Gegenstand, auf welchen sie angewandt wird, den Bedingungen des Denkens angemessen ist. Wer behauptet, oder nur als möglich annimmt, daß die Denkkraft ganz überflüssig ist, oder höchstens zu einem augenblicklichen und provisorischen Gebrauche dient; wer annimmt, daß die Gegenstände den Gesetzen des Denkens gar nicht unterworfen sind; der kann durch das Raisonnement, und aus Vernunftgründen allein, nie zu irgend einer Ueberzeugung gebracht werden. Ein Unternehmen dieser Art kann daher nie gelingen, und wollen Philosophen mit ihrer Vernunft irgend etwas ausrichten: so müssen sie sich auf etwas außer ihr stützen, mithin auf die Errichtung einer Philosophie durch bloße Vernunft Verzicht thun.

Was hiermit gemeint ist, wird dem, der es noch nicht begriffen hat, durch die Beleuchtung des Grundsatzes deutlicher werden, von welchem die Wissenschaftslehre ausgeht. Es ist dieß kein anderer, als der bekannte Satz, A ist A. Daß dieß Grundsatz als Denkgesetz gilt, wird man nicht leicht bestreiten; aber, kann ein Skeptiker sagen: wie, wenn nun das Denken gar nicht gestattet wird? wie, wenn wir uns blos einbilden, etwas Wahres, Reelles zu denken, in der That aber nur mit Ideen spielen? dann mag dieser Grundsatz immer gelten, ihr werdet aber nie aus ihm allein erhärten, daß außer dem Denken, und in den gedachten Gegenständen, A, A seyn muß? Es sagt auch der Grundsatz nichts mehr, als: wenn ihr denken wollt: so müßt ihr A = A annehmen; warum aber wollt ihr erweisen, daß ein solches Denken zulässig ist, und daß dadurch etwas außer dem Denken erkannt werde? Nehmt an, wird er fortfahren, es sey alles in einer fortlosen, möglichst schnellen Veränderung und Bewegung; könnt ihr da von irgend einem Dinge sagen, A ist A? Ist es nicht, indem ihr denkt, es ist A, schon nicht mehr A?

Könnt ihr von einer daher fahrenden Kanonenkugel, oder von der noch schneller dahin fliegenden Erdkugel, in irgend einem Augenblicke sagen, jetzt ist sie an diesem Orte? In dem ihr diesen Gedanken fassen wollt, ist sie schon nicht mehr da. Ihr sehet also, daß ihr von euren Denkgesetzen keinen Gebrauch machen könnt, wenn ihr nicht voraussetzt, daß die Gegenstände, worauf ihr sie anwenden wollt, etwas ihnen Angemessenes besitzen; und dieß könnt ihr aus den Denkgesetzen allein nimmermehr erweisen. Ihr wollt ferner, wie der nämliche Skeptiker fortfahren, die Philosophie zu einer Wissenschaft erheben, das heißt, ihr wollt, wie ihr euch sonst auch erklärt, alles apodiktisch fest machen, so daß das Gegentheil einen Widerspruch enthalten soll. Nun aber könnt ihr den Satz des Widerspruchs selbst nicht weiter erweisen; folglich müßt ihn von eurer Vernunft als Glauben annehmen. Wie, wenn er außer eurer Vernunft gar nicht Platz hätte? Besinnet euch also, und kehrt mit uns andern Erdensöhnen zu dem zurück, was euch als einleuchtend erscheint, ohne es aus der Vernunft allein herleiten, und auf sie apodiktisch begründen zu wollen; laßt euch an einer hohen Wahrscheinlichkeit genügen!

Wollte man aber auch dieß alles nicht achten: so würde man doch gestehen müssen, daß die Art, wie unser Verf. auf jenen Grundsatz sein Gebäude errichtet, noch weit entfernt ist, ihm eine schlechterdings unumstößliche Festigkeit zu verschaffen. Auch dieß glauben wir unsern Lesern schuldig zu seyn, noch ein wenig mehr ins Klare zu setzen: besonders da wir hierüber sonst noch nichts angemerkt gesehen zu haben uns erinnern; und da wir zugleich Gelegenheit haben werden, die alte Klage über Dunkelheit in dieser Philosophie zu beweisen. Es sucht zwar der Verf. diese Klage dadurch zu entkräften, daß er behauptet, „selbst dabey eine Stimme zu „haben, und versichert, er sey sich bewußt, alles vollkommen klar gedacht zu haben, so daß er jede Behauptung zu „jedem beliebigen Grade der Klarheit erheben wollte, wenn ihm Zeit und Raum genug gegeben werde. (Vorr. S. 9). Das ist eine schöne Verheißung! Wird sie Hr. Fichte je erfüllen? Kann und will er sie erfüllen? Er scheint mit dieser blendenden Verheißung, den Lesern blos Staub in die Augen streuen zu wollen. Er vergaß, was er einige Seiten vorher selbst geschrieben hatte:

Er

„Gegen die Klagen über die Dunkelheit der Unverständlichkeit des bis jetzt auswärts bekannten Theils dieses Buchs, wie auch die Schrift, über den Begriff der Wissenschaftslehre — auf die ganze Schrift: so bekenne ich im Voraus, daß ich im Fache der Spekulation für diejenigen nie etwas Verständliches werde schreiben können, denen sie unverständlich war. Ist jene Schrift die Gränze ihres Verstehens, so ist sie die Gränze meiner Verständlichkeit — Es liegt in der Wissenschaftslehre selbst ein Grund, warum sie gewissen Lesern immer unverständlich bleiben muß.“ (Vorr. S. 8). Ist dem so, wie kann der Verf. versichern, er sey im Stande, jede Behauptung zu jedem beliebigen Grade der Klarheit zu erheben? Jeder beliebige Grad der Klarheit, ist doch wohl kein anderer, als ein solcher, der von jedem Leser nur immer gefordert werden kann! Was aber das Bewußtseyn eines Schriftstellers anfangt, alles vollkommen klar gedacht zu haben; so weiß man, daß dieses sehr leicht täuscht, sonderlich einen eitlen Mann, welcher wähnt, der erste und einzige Philosoph auf dem Erdboden zu seyn, der nie irren kann, und welcher die philosophischen Begriffe aller Andersdenkenden umkehren und auszurotten sich vermißt, im Eifer des Ausdrucks nicht immer sich nach allen Seiten umsieht, und Unbestimmtheiten in Begriffen und Ausdrücken nicht gewahr wird, die sich bey ruhigem Durchdenken jedem vernünftigen Manne, der doch nach andere Philosophen aller Art gelesen und verstanden hat, von selbst aufdringen. Es giebt sogar manche Dunkelheiten, auf die ein Schriftsteller erst durch Andere geführt werden muß, weil er unmöglich alle Bestimmtheiten der Worte, und alle einzelne Fälle, worauf Sätze angewendet werden können, vor Augen haben kann. Ueberhaupt ist das ein auffallender Fehler unsers Verf. und mehrerer unsrer neuesten Philosophen, sich selbst zum allgemeinen Maaßstabe aller Menschen mit großer Zuversicht zu erheben und zu glauben, was ihnen in einem gewissen Augenblicke klar und gewiß erscheine, müsse allen Menschen völlig klar und unumstößlich erscheinen, ohne daß sie sich die Mühe geben dürfen, die Klarheit und Unumstößlichkeit ihrer Sätze zu erweisen.

Hievon ist sogleich der Grundsatz ein Beweis, auf welchen Hr. Fichte ganz keck alles erbaut. „Den Satz, A ist

„A, (so viel als A = A, denn das ist die Bedeutung der logischen Kopula), sagt Hr. Fichte, giebt Jeder zu.“ (S. 3). Daß aber dieser so abstrakt ausgedruckte Satz, mehr als eine Bedeutung haben kann, merkt dieser Philosoph nicht, ob er ihm gleich selbst mehr als eine unterlegt. Hätte er diesen Satz vollkommen klar gedacht: so würde er ihm sogleich die Bestimmung beygegeben haben, in welchem Sinne er ihn aufzustellen gedenke; und da würde gleich das Trügerische dieser so tiefsinnig seyn sollenden Philosophie in die Augen fallen. Dieser Satz heißt nämlich einmal, und zwar ganz eigentlich: was ich beym Urtheilen im Subjekte angenommen habe, das muß ich im Prädikate beybehalten, wie aus seinen konkreten Formeln, z. B. weiß ist weiß, wahr ist wahr, augenscheinlich erhellt. Hiermit ist nun der Satz A = A keinesweges gleichbedeutend; denn das spricht von einer Gleichheit der Größe nach, und giebt einen ganz andern Sinn, den: die nämliche Größe, welche ich dem Subjekte gegeben habe, muß ich dem Prädikate lassen, welches eine besondere Anwendung, nicht den ganzen Umfang des Grundsatzes enthält. Wir werden weiter unten sehen, daß Hr. Fichte diesem Grundsatze noch eine andere Bedeutung unterschiebt, woraus erhellt, daß er nicht ihn selbst, und seinen Inhalt, sondern nur die Formel, oder das Symbolische von ihm klar gedacht hat.

Dieser Mangel an vollkommen klarem Denken des ersten Grundsatzes der Fichtischen Philosophie, offenbart sich in der hieraus unmittelbar gezogenen Folgerung noch auffallender. „Diesen Satz, sagt Hr. Fichte (S. 3), erkennt „man für völlig gewiß und ausgemacht. Sollte aber Jemand einen Beweis desselben fordern: so würde man sich „auf einen solchen Beweis gar nicht einlassen, sondern behaupten, jener Satz sey schlechthin, d. i. ohne allen weitern Grund gewiß; und indem man dieses, ohne Zweifel „mit allgemeiner Bestimmung thut, schreibt man sich das „Vermögen zu, etwas schlechthin zu setzen.“ Nicht so rasch Hr. Fichte! wird hier ein bedächtiger Leser ausrufen: laßt uns erst alles Einzelne genau besehen, um zu erfahren, ob wir ganz im Klaren sind! Es giebt hier mehrere und zwar nicht geringe Steine des Anstoßes!

Zuerst wird hier von Hr. Fichten jener Satz, ohne allen weitern Grund als gewiß angenommen. Hat denn dieser

in Satz gar keinen Grund? Ist es bloß gesetzt, weil er gesetzt ist? Ein Beweis ist zwar nicht vorhanden, das ist, kein anderer Satz, aus welchem er abgeleitet werden könnte. Hat er aber darum auch keinen Grund? Schwerlich! Die Natur des Urtheilens ist dieser Grund, und das Erkenntniß, daß kein Urtheil zu Stande kommen kann, wenn nicht dieß Gesetz angenommen wird. Es wird also hier nicht etwas ohne allen weitern Grund behauptet; vielmehr wird etwas behauptet, weil es die Natur des Urtheilens und Denkens so mit sich bringt, und vermöge der Bestimmung durch die Gesetze des Denkens. Hieraus erhellt, daß ein Vermögen etwas schlechthin zu setzen, aus diesem Grundsatze durchaus nicht zu erweisen steht; und daß mithin Hrn. Fichtens System, weit entfernt unumfaßlich gewiß zu seyn, nicht einmal auf richtigen Schlüssen beruht.

Zweytens enthält das hier gefolgerte Vermögen, etwas schlechthin zu setzen, sehr große Dunkelheiten. Was mit den Sätzen eigentlich gemeint seyn soll, ist vor sich nicht klar, und hätte daher, da es im ganzen System des Verf. die vornehmste Rolle spielt, ganz genau bestimmt werden müssen. Soll das Setzen bloß bedeuten, etwas als wahr und gewiß annehmen, und behaupten, wie der Zusammenhang zu besagen scheint? oder, etwas als vorhanden sich vorstellen, etwas als Objekt vor sich hinstellen, wie es in der Folge des Systems wirklich genommen wird? oder gar, etwas als wirklich darstellen? Hier fehlt es gänzlich an aller Klarheit. Hr Fichte scheint absichtlich das Wort unbestimmt zu lassen, um in der Folge jeden ihm beliebigen Sinn unterlegen zu können.

Drittens endlich, wäre es Hrn. Fichten nicht darum zu thun gewesen, ein System zu erbauen: so hätte er wahrscheinlich einen Blick auf die Erfahrung und auf den Geist seiner folgenden Theorie geworfen, und dadurch gefunden, daß ein solches Vermögen, etwas schlechthin zu setzen, unstatthaft ist. Die Erfahrung nämlich hätte ihm gesagt, daß nicht darum etwas gewiß ist, weil wir es so zu sagen behaupten; daß kein Mensch sich anmaaßt und anmaaßen darf, Andere sollen etwas als ausgemacht annehmen, weil er versichert, es sey ihm unumstößlich, daß bey allen Behauptungen nach einer Beglaubigung gefragt wird; daß endlich der Satz, A ist A, seine Gewißheit nicht daher hat, daß wir

ohne allen Grund für gut finden, ihn als gewiß anzunehmen; sondern daher, daß die Natur unsers Denkens uns dazu unwiderstehlich nöthige. Der Geist seiner folgenden Theorie würde ihm eingehaucht haben, daß er sie auf die Natur des menschlichen Geistes zu gründen versichert, und auf gar wisse in dieser enthaltne Gesetze sich überall beruft, daß folglich das Vermögen, etwas schlechthin zu setzen, bloß, weil es uns so beliebt, nicht statt finden kann. Etwas ohne allen Grund, und schlechthin setzen, heißt doch wohl nichts anders, als es aus bloßer Willkühr setzen. Eine willkührliche Annahme ist aber keine Philosophie, und kann nie auf eine gründliche Philosophie leiten.

Wie der Grundsatz bis jetzt lautet, war aus ihm schwerlich etwas zu machen; Hr. Fichte legt ihm daher eine deutlichere Bedeutung unter, um durch deren Hülfe von der Stelle zu rücken. „Man setzt," spricht er, „durch die Behauptung, daß obiger Satz an sich gewiß sey, wenn A sey; B sey A. Mithin wird das Festgesetzte, daß zwischen jenem Wenn, und diesem So, ein nothwendiger Zusammenhang sey, und der nothwendige Zusammenhang zwischen beyden ist es, der schlechthin und ohne allen Grund gesetzt wird. Ich nenne diesen nothwendigen Zusammenhang vorläufig = x." Hier wird nun der anfänglich kategorische Satz, A ist A in den hypothetischen verwandelt, wenn A ist, so ist A, und dagegen ist nichts einzuwenden. Wenn aber daraus weiter gefolgert wird, daß zwischen beyden ein nothwendiger Zusammenhang angenommen wird; so dürfte man nach strenger Logik diese Folgerung nicht zugestehen. Das A nämlich im Subjekte, ist kein anderes, als das A im Prädikate, weil der Satz ein identischer ist. Nun aber kann nichts mit sich selbst im nothwendigen Zusammenhange stehen; wo ein Zusammenhang statt haben soll, da müssen wenigstens mehrere numerisch verschiedene Dinge seyn, wenn man nicht was ganz Sinnloses sagen will. Es bestätigt sich folglich, was wir oben bemerkten, daß Hr. Fichte, mit allem seinem scharfsinnigen Tiefsinn, nicht einmal vollkommen klar dachte, was er schrieb, sondern bloß an der Formel klebte. Ferner geht der nothwendige Zusammenhang zwischen dem antecedens und consequens des hypothetischen Satzes offenbar nicht auf das Subjekt und Prädikat A; sondern auf die copula ist, und es soll nichts

anders

[illegible] gesagt werden, als: wenn du einmal im Subjekte dem A das Seyn zugegeben hast; kannst du es ihm im Prädikate nicht wieder nehmen. So ist demnach der nothwendige Zusammenhang zwischen den beyden A nicht geschlossen, sondern bloß erschlichen.

Hr. Fichte will nun den Grundsatz, A ist A, in den Satz verwandeln, Ich ist Ich. Das konnte auf einem ganz kurzen Wege geschehen, weil es klar ist, daß der Satz: Ich ist Ich, nichts anders als ein besonderer unter jener allgemeinen Formel enthaltner Fall ist. Allein dann ließ sich das oben Berührte, von dem Vermögen des Ich etwas schlechthin zu setzen, auf das Ich nicht füglich anwenden. Er muß also einen viel künstlichern Weg ausfindig machen, der aber beym Lichte besehen, schwerlich sehr klar gedacht dürfte erfunden werden. „In Rücksicht auf A selbst," fährt Hr. Fichte fort, „ob es sey, oder nicht, ist dadurch „nichts gesetzt. Es entsteht also die Frage: unter welcher „Bedingung ist denn A."

„a) x wenigstens ist im Ich, und durch das Ich gesetzt, denn das Ich ist es, welches in obigem Satze urtheilt, „und zwar nach x, als einem Gesetze urtheilt, welches mithin dem Ich gegeben, und da es schlechthin, und ohne weitern Grund aufgestellt wird, dem Ich durch das Ich selbst „gegeben seyn muß."

Auch hier findet ein strenger Logiker Manches zu erinnern. Einmal, erscheint hier auf einmal ein Ich, welches Ich aber nicht aus dem obigen Grundsatze, sondern aus der Erfahrung herbeygeholt wird. Denn daß die nothwendige Verbindung, und das Urtheilen vom Ich, und durch ein Ich geschieht, lehrt uns nur die Erfahrung. Die Sache selbst zwingt also Hrn. Fichte, welcher sich das Ansehen giebt, er könne und wolle so streng von allem Empirischen abstrahiren, im Felde der Erfahrung sich Stützen zu suchen, die ihm seine bloße Vernunft nicht geben kann. Er widerspricht aber eben dadurch seinen sonstigen Aeußerungen, daß die Philosophie alle Erfahrung erklären müsse, und daß seine Philosophie bloß dadurch ächte Philosophie sey, daß sie dieß Problem genugthuend beantworte. Wollte er aber, und müßte er von der Erfahrung Beystand haben, warum nahm er denn nicht gleich Anfangs zu ihr Zuflucht? Dann würde

die Sache eine ganz andere, und zugleich eine allgemeine vernünftliche Gestalt zuverlässig bekommen haben; aber würde zugleich sein System in seiner ganzen Annehmlichkeit erscheinen seyn.

Zweytens erscheint hier unvermuthet ein Ich, ohne daß man noch weiß, was mit diesem Ich eigentlich gemeint seyn soll; und dieß Ich spielt nachher seine Hauptrolle im ganzen Drama, als eine unbekannte, mit genau charakterisirte Person fort. Dieß verstößt offenbar gegen die vollkommene Klarheit und Verständlichkeit, denn das Ich, ist es ein empfindendes, vorstellendes und denkendes, oder bloß ein denkendes Wesen? Ist es ein denkendes Wesen überhaupt oder bloß ein Individuum, etwa Ich selbst, indem ich dies so und verstehe? Die Erfahrung sagt dieß, daß der Satz A ist A, in einem Ich vorhanden ist; ob ein Ich überhaupt dazu gehört, und ob es wohl Ich gedenken kann, die bloße Satz nicht denken, davon giebt sie mir keine Nachricht. Eben so belehrt sie mich auch nicht so ganz unmittelbar, ob dieser Satz allein und bloß das Produkt meines Denkens, oder nicht vielleicht noch anderer mitwirkender Kräfte ist? Er verkriecht sich also hinter diesem jetzt unbekannten Ich Mancherley, und diese fremde Person ist sehr geschickt, sich unter mancherley beliebiger Gestalt in der Folge zu zeigen, welches in einer streng philosophischen Methode durchaus nicht geschehen darf.

Drittens; den Satz: „A ist im Ich und durch das Ich „gesetzt," wird man schwerlich, weder als das sich einleuchtend, noch als richtig aus dem Vorhergehenden folgend, zugeben können. Nicht als das sich einleuchtend; denn in der Erfahrung finde ich zwar, daß, indem ich mit dem Satze A ist A, jene Verknüpfung (wie ich einstweilen annehmen will) denke, ich dieß Urtheil in mir zu Stande bringe, und daß ich es durch mich zu Stande bringe; ich finde aber damit noch lange nicht, daß dieß meine Denkkraft ohne alle andere Beyhülfe, noch, daß mein Ich es bloß durch sich allein zu Stande bringt. Die Erfahrung sagt mir im Gegentheil, daß ich den Satz: A ist A, und mit ihm jene nothwendige Verknüpfung, nur dadurch denke, daß ich über das sonst vorher gegebene A reflektire, und die Verknüpfung darin erblicke, mithin nicht durch das Denken allein sie bewerkstellige. Sie sagt mir ferner, daß ich diese Verknüpfung nicht hervorbringe, sondern nur sie mit vorgelegte

kann, folgen. Nicht als richtig aus dem Vorhergehenden soll es sich: denn daß das Ich, oder daß Ich im ganzen Satze urtheile, folgt zwar; aber damit folgt noch nicht, daß die Verknüpfung nur in mir vorhanden ist; sie kann ja auch in dem A selbst zugleich mit angetroffen werden. Folgt noch nicht, daß diese Verknüpfung nur durch das Ich gesetzt ist; sie kann ja auch in dem A selbst zugleich mit gesetzt seyn, so daß ihre Wahrnehmung dem Ich nur durch die A abgenommen wird. Auch sehen wir nicht, was Hrn. Fichte zu dem Satze berechtige, daß das x, oder die nothwendige Verknüpfung, die nach obigen Bemerkungen gar nicht einmal vorhanden, sondern nur erschienen ist, ein Gesetz seyn soll, wornach das Ich urtheilt. Wie folgt es, daß das x ein Gesetz für das Ich ist, weil das Ich in dem gegenwärtigen Falle es als ein Mittelglied zwischen den beyden A wahrnimmt? Ja, in diesem Satze ist sogar nicht einmal ein verständlicher Sinn enthalten; wer kann eine nothwendige Verknüpfung zwischen einem Subjekte und einem Prädikate, ein Gesetz seyn, nach welchem das Ich urtheilt? Ein Gesetz drückt eine Regel für alle Fälle aus; wie kann eine nothwendige Verknüpfung selbst ein Gesetz seyn? Das Gesetz kann nur heißen: So oft eine nothwendige Verknüpfung des Subjekts und Prädikats vorhanden ist: so sind sie nothwendig verknüpft. Daß aber eine nothwendige Verknüpfung vorhanden sey, muß in jedem Falle erst deutlich erhellen. Wenn hier diß Klarheit seyn soll: so wissen wir nicht, was Dunkelheit seyn mag.

Viertens endlich zeigt das oben schon Angemerkte, daß das Ich diß Gesetz sich selbst aus eigner Machtvollkommenheit nicht gegeben hat, und daß diß aus dem Vorhergehenden keineswegs folge. Mag immerhin diß Gesetz ohne weitern Beweis aufgestellt werden; und mag immerhin das Ich von der nothwendigen Verknüpfung aus keinem andern Satze sich Grund angeben können: so erhellt dadurch allein noch nicht, daß das Ich, oder das Denken durch sich selbst das Gesetz aufstellt, und daß das Ich das Gesetz sich selbst mache. Wie, wenn es vor allem seinem Denken diß Gesetz schon in sich enthielte? Es ist ein Gesetz des Körpers, daß er in gerader Linie herunter fällt, und diß Gesetz folgt aus keinem höhern; giebt darum der Körper sich das Gesetz selbst?

Wo-

Wohin Hr. Fichte mit dieser willkührlichen Behauptung will, und daß sie angeblich eine der wesentlichsten Stützen seiner ganzen Theorie ausmacht, lehrt die Folge. Er will nämlich hierdurch beweisen, daß das Ich, oder die Denkkraft, alles aus sich selbst allein hervorbringt, dergestalt, daß sie ohne alle fremde Beyhülfe, und ohne alle Mitwirkung äußerer Gegenstände, aus sich allein den ganzen Vorrath unserer Vorstellungen und Erkenntnisse hergiebt. Durch obigen ersten Satz glaubt er nun wenigstens ein wichtiges Stück hiervon erwiesen zu haben, daß nämlich in dieser Denkkraft ein Vermögen liegt, die nothwendigen Verknüpfungen, und somit auch die übrigen Verhältnisse der Ideen aus sich allein zu erzeugen. Wir sehen aber, daß selbst das nicht gefolgen will, und daß die künstlichen Verkettungen dem Worte mehr nichts, als ein vorübergehendes Blendwerk von philosophischen Vorspielen hervorbringen, gleich dem, welches weiland Gorgias von Leontium durch seine Demonstration, daß gar nichts existire, und der Eleatische Zeno, durch seinen apodiktischen Erweis, daß weder Eins noch Vieles existire, zu erzeugen wußte.

Hr. Fichte hat noch den weit schwerern Theil des Hauptsatzes zu erweisen; den, daß auch die Subjekte und Prädikate, und somit die Gegenstände selbst einzig durch das Ich erzeugt, oder gesetzt werden. Hiervon unternimmt der gleich folgende Satz den Erweis so: „b) ob und wie A überhaupt gesetzt sey, wissen wir nicht; „aber da x einen Zusammenhang zwischen einem unbekannten Setzen das A, und einem, unter der Bedingung jenes Setzens, absoluten Setzen desselben A bezeichnen soll: „so ist wenigstens, in so fern jener Zusammenhang gesetzt „wird, A in dem Ich, und durch das Ich gesetzt, so wie „x. X ist nur in Beziehung auf ein A möglich; nun ist „x in Ich würklich gesetzt; mithin muß A auch in Ich „gesetzt seyn, in wfern x darauf bezogen wird." (S. 1.)

Soviel verstehen wir hieraus, daß A deswegen in Ich gesetzt seyn soll, weil der nothwendige Zusammenhang in ihm gesetzt wird; was aber mit dem unbekannten Setzen des A, und mit einem unter der Bedingung des Setzens, vom nothwendigen Zusammenhange, absoluten Setzen desselben A, gemeint seyn mag, zu dessen Verständigung

gung müßten wir irgend einen Oedipus um Beystand ansprechen. Beyde Arten des Setzens, das unbekannte Setzen des A, und das absolute Setzen desselben A, erscheinen hier wie vom Himmel gefallen, und werden durch nichts in ein helleres Licht gestellt. Dieß bey Seite gesetzt, erblicken wir auch in der Folgerung selbst kein Licht. In dem Satz, A ist A, wird ein nothwendiger Zusammenhang beyder A gesetzt, wie wir einstweilen zugestehen wollen; aber ist dieser Zusammenhang nur zwischen den beyden A vorhanden? Ist es vorher dargethan worden, daß er nur zwischen diesen angetroffen werde? Dieß finden wir nicht; wie kann also aus diesem Zusammenhange geschlossen werden, daß A im Ich und durch das Ich gesetzt sey? Könnte nicht auch B, oder irgend etwas Anderes, Kraft desselben Zusammenhanges, vom Ich gesetzt seyn? Folgt also daraus, daß das Ich den nothwendigen Zusammenhang aus eigner Machtvollkommenheit setzt, daß es auch das unbekannte Subjekt und Prädikat setzt? Wie wenn es Kraft dieses Zusammenhanges, blos verschiedene und andere Arten der Verhältnisse setzte? Ein nothwendiger Zusammenhang kann ja auch zwischen bloßen Verhältnissen vorhanden seyn. Wo ein nothwendiger Zusammenhang, oder andere Verhältnisse gesetzt werden, da werden freylich zugleich auch Dinge gesetzt, die in solchem Verhältnisse stehen, weil es uns nicht möglich ist, Verhältnisse ganz rein, ohne alle sich verhaltende Dinge zu denken. Allein diese Dinge selbst werden dadurch nicht näher bestimmt; sondern es steht uns frey, irgend welche dazu anzunehmen. Durch das Setzen eines nothwendigen Zusammenhanges wird folglich im Grunde von Subjekten und Prädikaten nichts näher bestimmt, und die Denkkraft auf nichts Gewisses, sondern blos auf das weite Feld des Möglichen assignirt. Es wird also hiemit kein eigentliches A gesetzt, sondern eine Anweisung gegeben, irgend eines dazu zu suchen; und sonach wird dadurch nicht erwiesen, daß A vermöge des nothwendigen Zusammenhanges im Ich, und durch das Ich allein gesetzt werde, weil jenes A gar wohl auch außer dem Ich aufgefunden werden kann.

Es habe ferner das Ich den nothwendigen Zusammenhang aus eigner Machtvollkommenheit gesetzt, so räth sich

doch hat

hat es ihn ohne Absicht auf A gesetzt, oder ist es durch die Betrachtung von A dazu veranlaßt worden? Hat es das erste gethan: so kann es von diesem Zusammenhange auf das A nimmermehr zurückkommen, noch sich bewogen finden, A zu setzen, weil es x gesetzt hat. Ist aber das letzte: so kann es von x nicht allein auf A zurückgebracht werden, weil A schon vorausgesetzt wird, ein x setzen zu können, und mithin folgt wohl, daß es auch A setzen muß, weil es x gesetzt hat; es hat ja eigentlich x gesetzt, weil es von A ausgegangen war.

Dies erhellt noch deutlicher, wenn wir den Satz, A ist A, von der Formel entkleiden, und ihn in seinem wirklichen Gehalte darstellen. Wenn ich denke, weiß ich was; muß ich da, weil ich ich denke, auch gerade weiß denken? Freylich, wenn ich ist als die logische Kopula denke, muß da irgend etwas Anders noch, als Subjekt und Prädikat dazu denken, und dieß muß ich nicht von der nothwendigen Verknüpfung zwischen beyden, die in manchen Fällen gar nicht vorhanden ist, wie wenn ich sage, heute regnet die Sonne; sondern weil ich sage, daß ich nicht anders kann, ohne einen weitern Grund davon anzuführen: aber was ich dazu denken muß, darauf weiset mich die Kopula nicht, und ich würde es, wenn ich auch noch so sehr darnach suchte, in meinem Verstande allein nimmer mehr entdecken. Es erhellt also klar, daß A ich bin deswegen und dadurch allein nicht gesetzt ist, daß das Ich x, oder die nothwendige Verknüpfung gesetzt hat. Umgekehrt verhält sich vielmehr die Sache so: Ich, (meine gerade die Intelligenz, oder der Verstand in mir ganz allein, beiläufig oft auch die Phantasie) stelle mir etwas A vor, gehe dann zu irgend einem B als Prädikate, oder wiederhole auch das A noch einmal, wenn ich gerade dazu veranlaßt werde, gehe dann mit der Reflexion von A zu B, oder von A zu A hinüber, und werde nun erst die gleiche Verknüpfung, oder dasjenige Verhältniß zwischen beyden gewahr, welches in der logischen Kopula ist, oder mit ihr zugleich ausgedrückt wird. Man sieht also auch aus diesem Beyspiel, daß Hrn. Fichten's ganzes bisheriges Raisonnement nichts als ein bloßes elendes Spiel mit abstrakten Formeln ist, und daß man in solchen Formeln beweisen kann, was man will, sobald man sie so hoch

sich hinauf steigert, daß kein Mensch etwas Weiteres mehr dabey denkt, als die bloße Schaale, oder das leere Symbol.

Von hier geht unser Symbol-Philosoph einen Schritt weiter, um zu folgern, daß, was in Ich gesetzt wird, ist. Er fährt fort: „c) x bezieht sich auf dasjenige A, welches „im obigen Satze die logische Stelle des Subjektes einnimmt, eben so, wie auf dasjenige, welches in der des „Prädikates steht; denn beyde werden durch x vereinigt. „Beyde also sind, in so fern sie gesetzt sind, im Ich gesetzt: und das im Prädikat wird, unter der Bedingung, „daß das im Subjekte gesetzt sey, schlechthin gesetzt, und „der obige Satz läßt sich dennoch auch so ausdrücken: „wenn A im Ich gesetzt ist; so ist es gesetzt, oder, so ist „es." (S. 5).

Hier ist hauptsächlich zweyerley zu erinnern: 1. ist es falsch, daß wenn das Subjekt und die Kopula gesetzt worden ist, auch das Prädikat nothwendig und schlechthin gesetzt werde. Wenn auch das Subjekt, nebst der Intention zu urtheilen schon vorhanden ist, ist doch das Prädikat dadurch keineswegs bestimmt. Habe ich auch ein Dreyeck vor mir, und bin ich gestimmt, darüber zu urtheilen; sage also bey mir selbst, das Dreyeck ist: so kann ich doch nachher noch sagen, dreyseitig, oder dreywinklicht, oder rechtwinklicht, oder Dreyeck, oder noch Anderes mehr. Nicht einmal, daß ein Prädikat gesetzt wird, liegt hierin, denn wie, wenn ich nun grade kein Prädikat antreffe? Wie oft gehen wir nicht darauf aus, ein Prädikat in einem gegebenen Subjekte zu entdecken, ohne es zu vermögen? Wie oft ist nicht unsere Gedankenjagd vergebens? Es ist also eine offenbar unstatthafte Behauptung, daß das A im Prädikate schlechthin gesetzt wird, weil das A im Subjekte gesetzt wird. Auch folgt das nicht, wie Herr Fichte uns einbilden will, aus der in der Kopula gesetzten nothwendigen Verknüpfung; denn diese kann zwischen mehreren Subjekten und Prädikaten vorhanden seyn, führt also durch sich selbst auf keine bestimmte; führt sehr oft auf gar keine, wenn uns nämlich vorher sonst woher keine bekannt sind. Hier haben wir also nichts als Wortphilosophie, oder, wie Jean Paul irgendwo sagt, nichts als reine Sprache.

2. Ist

Ist zwar gegen die Konklusion nichts einzuwenden; wenn A in Ich gesetzt ist, so ist es gesetzt; desto mehr aber gegen den, als gleichlautend angehängten Zusatz: so ist es. Dieß ist eine offenbare Erschleichung. Jederman weiß, und Hr. Fichte hat es vorher selbst bemerklich gemacht, daß dem Wörtlein ist, gar verschiedene Bedeutungen ankleben; und das ist, als logische Kopula etwas ganz Anders sagt, als ist, oder existirt. Hier will nun Hr. Fichte höchst unlogisch aus der ersten Bedeutung die letztere folgern und die Existenz des Subjektes oder Prädikates damit erweisen, daß es im Ich gesetzt ist. Woraus denn allgemein hervorgehen soll, daß alles, was das Ich setzt, oder denkt, wirklich existirt. Diese Folgerung, welche alle Logiker für einen elenden Schluß erklären werden, nimmt Fichte hier in Schutz, und er muß sie in Schutz nehmen; weil sonst sein Idealismus nicht zu Stande kommen kann. Es ist aber beym hellen Lichte besehen, dieser Schutz gleichfalls nur ein Wortschutz; in der That sagt und beweist Hr. Fichte nichts mehr, als was bisher immer als richtig gegolten hatte. Das setzende Ich ist hier kein anderes, als das denkende, oder urtheilende, und die Kraft, wodurch es setzt, keine andere, als die denkende. Es heißt, und kann demnach dieser Satz nicht mehr heißen, als was der Verstand als Subjekt, oder Prädikat denkt, das ist in seinem Denken, existirt für sein Denken; und dagegen hat kein Mensch etwas einzuwenden. Dadurch aber ist das Gedachte noch nicht für das ganze Ich, falls nämlich dieß Ich noch etwas mehr als eine Denkkraft enthalten sollte; und dieß Seyn ist dadurch noch keine ganz vollständige eigentliche Existenz. Das menschliche Ich hütet sich sehr, so lange es bey gesundem Verstande ist, das, was es urtheilend, oder denkend setzt, für existirend anzunehmen. Die Republik, die Plato, und das Utopien, welches Thomas Morus dachte, hüteten sich beyde sehr sorgfältig, als existirend anzunehmen, so sehr sie auch ihrem Verstande gegenwärtig waren. Hr. Fichte scheint dieß selbst zu ahnen, und darum fügt er im gleich Folgenden, um zu dem Satze, Ich bin Ich, zu gelangen, eine nähere Einschränkung bey. „Es „wird demnach," fährt er fort, „durch das Ich, vermittelst x gesetzt: A sey für das urtheilende Ich schlechthin, „und lediglich Kraft seines Gesetztseyns in Ich überhaupt; „das heißt, es wird gesetzt, daß im Ich, (es sey nun insbesondere setzend, oder urtheilend, oder was es auch sey,)

etwas

„etwas sey, das sich stets gleich, stets Ein und dasselbe sey, „und das schlechthin gesetzte x läßt sich auch so ausdrücken, „Ich = Ich, oder, Ich bin Ich.“ (S. 6).

Hier bezöge sich demnach das Seyn bloß auf das Urtheilen, und der obige Satz, wenn A gesetzt ist: so ist es, heiße nichts mehr, als: es ist in der Denkkraft; es hat aber damit von der Existenz sonst noch nichts bekommen. Ist dem so, dann kann auch die Folgerung nichts mehr besagen, als das Ich denkt sich stets als Ein und dasselbe, womit im geringsten nicht erhärtet wird, ob es würklich und außer dem Denken auch so sich befindet. Der Satz, Ich bin, heißt dann hier auch nichts mehr, als: ich bin bloß für mein Denken, ich denke mich als seyend; ob ich aber außer dem Denken existire, davon kann ich kein Wort sagen. Da nun mancher Gedachte nur in den Gedanken vorhanden ist: so weiß ich aus Obigem noch nicht, ob Ich weiter nichts, als ein Gedankending bin. Hier wären wir also gerade da, wo Hume mit seinem Skepticismus auch war, daß wir nämlich mehr nichts von uns sagen können, als daß wir eine Reihe, auf einander folgender Ideen und Perceptionen sind; wären da, wo auch die Pyrrhonisten waren, die alles Seyn weggenommen, und nur das Scheinen oder Erscheinen wollten beybehalten haben. Da nun doch Hr. Fichte mit seinem System dieß nicht zu wollen scheint: so erhellt, daß er sich hier hinter Wortzweydeutigkeiten verkriecht, und somit seinen Lesern am Ende ein Nichts giebt. Der Skeptiker kann dann mit leichter Mühe noch weiter gehen, und Hrn. Fichtens eigene Waffen gegen ihn kehren. Gedachter Hr. Fichte nämlich ist, weil er sich setzt; und er setzt sich schlechthin, ohne weitern Grund, aus eigener Machtvollkommenheit des Ich. Ich, kann der Skeptiker sagen, setzte mich aus der nämlichen Machtvollkommenheit nicht so; sondern setze mich, als stets sich verwandelnd, setze nichts von nothwendiger Verknüpfung, nichts von dem x, bin also nicht stets Ein und dasselbe Ich; sondern stets ein anderes; und kann mithin zu gar keiner festen Entscheidung, zu keinem stehenden System gelangen. Wo bleibt nun die gerühmte Unumfaßlichkeit dieser neuesten Philosophie?

Noch mehr, es erscheint hier sogar ein Widerspruch: Anfangs heißt es, A ist für das urtheilende Ich schlechthin; gleich darauf aber wird gesagt, im Ich ist etwas, das sich

stets gleich ist, dieß Ich sey nun insbesondere setzend, oder urtheilend, oder was es auch sey. Wenn hierdurch das Vorhergehende nicht ganz vernichtet wird: so wissen wir nicht was Vernichten ist. Aus dem, daß etwas bloß für das urtheilende Ich ist, folgt ja keinesweges, daß es auch für das Ich sey, wenn es auch nicht urtheilend, sondern sonst etwas ist.

Zudem ist nicht abzusehen, wie Hr. Fichte aus seinen Vordersätzen zu der Identität des Ich gelangt; noch wie er aus der nothwendigen Verknüpfung zwischen Subjekt und Prädikat ohne einen ungeheuren Sprung zu dieser Identität herabkommen mag. Folgt dann daraus, daß im Ich etwas ist, das sich stets gleich bleibt, daß das Ich selbst sich stets gleich bleibt? Kann nicht das die Verknüpfung enthaltende Ich stets verändert werden, ohnerachtet diese Verknüpfung die nämliche bleibt? Diese nothwendige Verknüpfung ferner hat das Ich ohne allen Grund schlechthin gesetzt; was hindert es, sie wieder aufzuheben, und statt ihrer eine nicht nothwendige Verknüpfung zu setzen? Auch ist eine nothwendige Verknüpfung nicht in allen Urtheilen, und in jedem Urtheile nicht nothwendig vorhanden.

Der Satz, Ich bin Ich, wird hier als ein solcher aufgeführt, der das Ich aus eigener Machtvollkommenheit, ohne weitern Grund setzt, und der also bloß aus dem Denken seinen Ursprung hat. Blicken wir auf die Erfahrung: (Hr. Fichte darf die Erfahrung hier nicht rekusiren, denn er beruft sich selbst, wie wir gleich sehen werden, auf das empirische Bewußtseyn;) so finden wir die Sache ganz anders, und da wird sich schwerlich Jemand erkühnen zu behaupten, er sage, Ich bin Ich, bloß weil es seinem Verstande so beliebt, oder Kraft seines Denkens ganz allein; sondern Jeder wird bekennen müssen, daß wenn er spricht: Ich bin Ich, er diesen Gedanken aus gewissen Erfahrungen und Empfindungen abgezogen, und auf diese ihn gegründet habe. Vor Kant war es keinem Philosophen eingefallen, die persönliche Identität bloß aus der Denkkraft herzuleiten. Kant selbst behauptete dieß mehr, als er es klar bewies. Fichte hat den neuen Satz, wie Mehreres von Kant unbesehens angenommen, hat ihn auch hier nicht klar erwiesen; sondern nur ganz dreist zur Grundlage weiterer Verirrungen und Verwirrungen gebraucht. Aus dem

Vor-

vorhergehenden folgt er keinesweges; denn daß die nothwendige Verknüpfung nicht das alleinige Produkt des Denkens, und daß diese nicht überall im Urtheilen vorhanden ist, haben wir schon oben gelegentlich bemerkt.

Von hier kommt Hr. Fichte zu dem Satze, Ich bin, folgendermaaßen: „Durch diese Operation sind wir schon unvermerkt an dem Satze: Ich bin, (zwar nicht als Ausdruck einer Thathandlung, aber doch einer Thatsache) angekommen. Denn“

„x ist schlechthin gesetzt, das ist Thatsache des empirischen Bewußtseyns. Nun ist x gleich dem Satze, Ich bin Ich, mithin ist auch dieser schlechthin gesetzt.“

„Aber der Satz, Ich bin Ich, hat eine ganz andere Bedeutung, als der Satz, A ist A. Nämlich der letztere hat nur unter einer gewissen Bedingung einen Gehalt. Wenn A gesetzt ist: so ist es freylich als A mit dem Prädikat A gesetzt. Es ist aber doch jener Satz noch gar nicht ausgemacht, ob es überhaupt gesetzt, mithin, ob es mit irgend einem Prädikate gesetzt sey. Der Satz, Ich bin Ich, aber gilt unbedingt, und schlechthin, denn er ist gleich dem Satze x, er gilt nicht nur der Form, es gilt auch seinem Gehalte nach. In ihm ist das „Ich, nicht unter Bedingung, sondern schlechthin, mit dem Prädikat der Gleichheit mit sich selbst gesetzt; es ist also gesetzt; und der Satz läßt sich auch ausdrücken: Ich bin.“ (S 6).

In der That muß man Herrn Fichte's sophistische Kunst bewundern, philosophische Sätze in einander zu verwandeln, welche der Kunst eines Philadelphia, eine Taube in einen Stein, und diesen in eine Perrücke zu verwandeln, schwerlich etwas nachgeben dürfte. Allein, was man den Augen und Phantasie als wahr vorspiegelt, ist deßhalb nicht wahr, so wenig beym Taschenspielen, als bey dialektischer Sophisterey. Wer hätte sich je träumen lassen, in dem so höchst abstrakten Satze, A ist A, die viel specielleren und mit A in nichts, als in der Eigenschaft des Subjektes und Prädikates übereinkommenden Sätze zu finden; Ich bin ich, und Ich bin? Es hat aber diese ungemeine logische Kunst unsers Hrn Fichte, mit der nicht minder ungemeinen des Philadelphia, auch das noch gemein, daß man sie nicht sehr genau besehen, noch in ihre Bestandtheile gemächlich auflösen darf, wie sich auch an

diesem Beyspiele sogleich zu Tage legen wird. Zuerst machen wir die Leser darauf aufmerksam, daß x Anfangs die nothwendige, von Hrn. Fichte schlechthin angenommene Verknüpfung zwischen den beyden A, also anfänglich keinen Satz bedeutete. Darauf erschien dieß nämliche x auf einmal als ein Gesetz des Denkens, und zwar durch nichts anders, als durch das Setzen. Hier kommt es unter der dritten Gestalt des Satzes, Ich bin Ich, zum Vorschein, immer durch das nämliche Machtwort Hrn. Fichte's. Es scheint also dieses x am Ende alles Beliebige seyn zu können, ein wahrer Proteus, der sich unter allen ersinnlichen Gestalten zeigt!

Aber, zweytens, diese Magie kommt hier in eine ziemliche Klemme. Im Anfang heißt, es das x ist schlechthin gesetzt, mithin gilt auch der Satz, Ich bin Ich, also auch der, Ich bin, schlechthin; das war den vorherigen Behauptungen gemäß. Zum Unglück fällt Hrn. Fichte etwas schwer auf das Herz, auf welches mancher Leser von selbst wahrscheinlich nicht gekommen wäre, weil man in den Irrgängen der Wortphilosophie zuletzt fast alle Besinnung verliert, wie die leichtgläubigen Zuschauer des Philadelphia am Ende vor lauter Erstaunen ganz um ihre Beobachtungskraft kommen. „Der Satz, A ist A," sagt Hr. Fichte, „hat nur unter einer gewissen Bedingung einen Gehalt. Wenn A gesetzt ist: „so ist es freylich als A, mit dem Prädikat A gesetzt. Es „ist aber durch jenen Satz noch gar nicht ausgemacht, ob es „überhaupt gesetzt, mithin ob es mit irgend einem Prädikate „gesetzt sey. Der Satz: Ich bin Ich, gilt aber unbedingt, „und schlechthin; denn er ist gleich dem Satze x." Wie dieser Stein des Anstoßes zu heben sey, werden wir nicht bekehrt; denn in dem Zusatze, in diesem Satze x ist das Ich nicht unter Bedingung, sondern schlechthin mit dem Prädikate der Gleichheit mit sich selbst gesetzt, können wir wenigstens die Hebung der Schwierigkeit nicht entdecken. — Die Sache verhält sich so: in dem Satze A ist A, wird A nur hypothetisch gesetzt; und er hieß, nach der obigen Auslegung auch so viel: wenn A ist, so ist A. Hier ist nun klar, daß die nothwendige Verbindung, oder das x gleichfalls nur bedingterweise statt hat. Denn nehme ich von einem hypothetischen Satze das anteredens weg: so fällt auch die Konsequenz; weil diese Konsequenz nur auf der Annahme eines

ni antecedens und consequens beruht. Es wäre höchst sonderbar und unerhört, daß die Konsequenz, oder die nothwendige Verknüpfung bestehen sollte, wenn auch das antecedens und consequens aufgehoben würden; und daß eine Verknüpfung seyn sollte, wo nichts Verknüpftes vorhanden ist. Hieraus ist klar, daß, wenn in dem Satze, A ist A, das erste A nur hypothetisch gesetzt ist, auch x nur hypothetisch gesetzt seyn kann. Da nun das, was wir oben aus einem andern Gesichtspunkte zeigten, nicht schlechthin gesetzt ist; so folgt, daß der Satz: Ich bin Ich, mithin auch der, Ich bin, gar nicht schlechthin gilt. Diese Schwierigkeit findet sich hier gar nicht berührt, geschweige denn hinweggeräumt. Endlich müssen wir noch hinzufügen, daß in dem Satze: Ich bin Ich, noch bey weitem nicht der in seinem ganzen Umfange liegt, Ich bin; so wenig als in dem Satze, ein Centaur ist ein Centaur, der enthalten ist, ein Centaur ist. Wie dieser Centaur ein bloßes Spiel der Dichtung ist: so kann auch Ich vielleicht ein eben solches Spiel der Phantasie seyn, ohnerachtet ich mit Zuverlässigkeit sage, Ich bin Ich.

Von diesem Satze wird in einer Anmerkung eine Erklärung gegeben, die wir nicht mit Stillschweigen vorbeygehen können: „d. h., sagt diese, ganz populär ausgedruckt, „Ich, das in der Stelle des Prädikats A setzende, dem zu „Folge, daß es in der des Subjekts gesetzt wurde, weiß „nothwendig von meinem Subjektsetzen, also von mir selbst, „schaue wiederum mich selbst an, bin mir dasselbe." (S. 7) Wer ein wenig genauer in sich selbst zu blicken gewohnt ist, kann dieß unmöglich zugeben. Nur dann schaue ich mich selbst an, wenn ich erst mich zum Subjekt gemacht, und irgend ein Prädikat gefunden habe, welches ich auf mich beziehe, also wenn Subjekt und Prädikat mir schon vor Augen liegen. Dem zufolge allein, daß ich ein Prädikat allein vor mir habe, schaue ich mich nicht an; so wenig ich mich anschaue, wenn ich mir als bloßes Subjekt vorschwebe, das ist, mancherley Veränderungen fühle, ohne sie auf mich zu beziehen.

Eben so können wir auch der gleich folgenden Behauptung unsers Verf. nicht beytreten, „daß es Erklärung aller „Thatsachen des empirischen Bewußtseyns ist, daß vor allem „Setzen im Ich, vorher das Ich selbst gesetzt sey." (S. 7).

Hierin liegt eine Verwechselung zweyer verwandter Begriffe, und Erfahrungen, und zugleich ein Grundirrthum dieses ganzen Systems. Es will nämlich diese Theorie das Bewußtseyn erklären, welches sich doch, nach genauer Untersuchung, als schlechterdings unerklärlich zeigt. Zu dem Ende verwandelt es diese Theorie in dasjenige Bewußtseyn, welches bey der Reflexion statt hat, und in einem Unterscheiden und Beziehen besteht. Es ist aber offenbar, daß vor diesem ein anderes vorhergeht, worin noch kein Unterscheiden und Beziehen vorkommt, welches aber der Grund alles Unterscheidens und Beziehens ist. Denn was von uns unterschieden und bezogen werden soll, das muß doch nothwendig vorher im Bewußtseyn vorgekommen seyn, weil nicht unterschieden und bezogen werden kann, was uns gänzlich unbekannt und unbewußt ist. Wie es mit diesem Bewußtseyn beschaffen ist, können wir weiter nicht erklären, noch in Worte fassen. Wer seine Philosophie auf jenes Bewußtseyn gründet, dem erscheint nothwendig alles als Produkt der Reflexion, und der wird eben dadurch in das System des Idealismus zuletzt hineingezogen; der muß denn auch behaupten, daß vor allem Setzen im Ich, das Ich selbst vorher gesetzt ist, weil es beym Urtheilen und Reflektiren so geschieht. Vielmehr verhält sich die Sache so: Das Bewußtseyn setzt jenes noch nicht Reflektirende, und noch nicht Unterscheidende voraus, muß aus diesem Letzteren erklärt werden, und jenes ist also nicht der Erklärungsgrund aller Thatsachen des empirischen Bewußtseyns. Die ganze Wissenschaftslehre demnach, die sich damit beschäfftigt, diesen Satz zu erweisen, und die alles aus ihm abzuleiten sich bemüht, hat eine ganz falsche Richtung genommen, und kann gegen den klaren Buchstaben der Erfahrung nicht bestehen.

Hrn. Fichtens unmittelbare Folgerung legt den so eben angezeigten Geist der Wissenschafftslehre noch klärer zu Tage, die wir daher noch ein wenig näher beleuchten müssen. „Wir gehen zurück," heißt es, „auf den Punkt, von welchem wir ausgiengen."

„a) Durch den Satz A = A wird geurtheilt. Alles „Urtheilen aber ist, laut des empirischen Bewußtseyn, ein „Handeln des menschlichen Geistes; denn es hat alle Bedingungen des Handelns im empirischen Bewußtseyn, welche

„zum

„zum Behuf der Reflexion als bekannt und ausgemacht vor„ausgesetzt werden müssen.“

„b) Diesem Handeln nun liegt etwas auf nichts Hö„heres gegründetes, nämlich x = Ich bin, zum Grunde.“

„c) demnach ist das schlechthin gesetzte, und auf sich „selbst gegründete, Grund eines gewissen, (durch die gan„ze Wissenschaftslehre wird sich ergeben, alles) Handelns „des menschlichen Geistes, mithin sein reiner Charakter, der „reine Charakter der Thätigkeit an sich, abgesehen von den „besondern empirischen Bedeutungen derselben.“

„Also, das Setzen des Ich durch sich selbst, ist die rei„ne Thätigkeit desselben. Das Ich setzt sich selbst, und es „ist, vermöge dieses bloßen Setzens, durch sich selbst, und „umgekehrt: Das Ich ist, und es setzt sein Seyn, vermö„ge seines bloßen Seyns. Es ist zugleich das handelnde und „das Produkt der Handlung; das thätige, und das was „durch die Thätigkeit hervorgebracht wird.“ (S. 8).

So muß man freylich philosophieren, wenn man von der Reflexion, oder dem Denken ausgeht; so muß man aber nicht philosophieren, wenn man von dem Bewußtseyn anhebt, welches vor dem Reflektiren hergeht. Hr. Fichte legt den Satz, A ist A, zum Grunde, und stützt damit seine ganze Theorie auf das Urtheilen. Die Erfahrung aber, und die Natur geht von keinem Urtheile, sondern von einen Empfinden aus, aus welchem sich das Urtheilen erst mit der Zeit entwickelt. Diesem zufolge ist denn freylich der reine Charakter des menschlichen Geistes im Handeln, und ein Setzen schlechthin, und alles, was wir an Vorstellungen in uns finden, ist nichts, als ein Produkt dieses Handelns, oder eines Setzens ohne allen weitern Grund. Der Erfahrung zufolge ist es aber nicht so; sondern da ist der Charakter des menschlichen Geistes eine Selbstthätigkeit mit einem Leiden verknüpft, die von außen her ihre Gegenstände leidentlich empfängt. Wenn es nämlich ausgemacht ist, daß das Bewußtseyn der Reflexion, ein anderes voraussetzt, und daß dieß nicht im Unterscheiden bestehende Bewußtseyn, von außen in Bewegung gesetzt wird: so fällt alles, was von der reinen Thätigkeit des menschlichen Geistes behauptet wird, von selbst. Durch die obigen Bemerkungen glauben wir klar gemacht zu haben, daß die entgegenstehenden Be-

hauptungen unsers Verf. keinen festen Halt haben, sondern durch Fehlschlüsse vorgespiegelt sind.

Eben dieß lehren auch die angehängten Folgerungen, die allein Hrn. Fichte schon von seiner Theorie hätten zurückschrecken sollen, wenn er ihnen nur etwas schärfer ins Angesicht geblickt hätte; und wenn er nicht lieber die Ehre, ein ganz neues System erfunden zu haben, durch alle mögliche sophistische Künste hätte befestigen wollen. Das Ich, heißt es, setzt sich selbst, und ist vermöge dieses bloßen Setzens. Daß dieß nicht folgt, ist oben bemerkt; aber es folgt noch etwas Schlimmeres; das Ich bringt sich selbst hervor, welches ein offenbarer Widerspruch ist. Diesem folgt unmittelbar ein neuer; das Ich ist, und setzt sein Seyn, vermöge seines bloßen Seyns. Hier muß also das Ich erst seyn, und dann sich setzen; aber vorher, und nach der ganzen Theorie, muß es erst sich setzen, und dann erst seyn. Es folgt sogleich ein dritter: Das Ich ist zugleich das Handelnde, und das Produkt seiner Handlung; das heißt mit andern Worten, es ist Ursache und Wirkung, Vater und Sohn zugleich in einer Person. Wie kann man glauben, Hr. Fichte habe diese Verkehrtheiten vollkommen klar gedacht? habe sie unparteyisch erwogen? Doch Hr. Schad hat schon behauptet, es gehöre zum Fichteschen Wissenschaften eine ganz besondere Logik. Nach der gewöhnlichen Logik ist freylich nichts als Widerspruch und dialektische Sophisterey gefunden, freylich verknüpft mit einem Scharfsinne, dem man nur eine bessere Anwendung wünschen muß.

Wir sind müde, mehr abzuschreiben, und in diese mit Worten spielende Philosophie weiter einzugehen; allem Ansehen nach würden auch unsere Leser müde werden, uns weiter zu begleiten. Vor der Hand mag dieß Obige hinreichend darthun, daß bey aller vorgespiegelter Bündigkeit und Strenge, dieß System doch nichts weniger, als erwiesen ist. Unsere Leser haben nun genugsam eingesehen, daß auf dem Wege dieses Idealismus das Heil der Philosophie nicht zu erlangen steht. Indeß war es an sich nicht übel, daß eine solche Theorie aufgestellt wurde, damit alle möglichen Wege versucht wurden, in den Tempel der Wahrheit zu gelangen, und damit die deutliche Einsicht, daß dieser sophistische Weg

zum

zum Idealismus zu nichts führt, die Philosophen hinführo abschrecken, ihn wieder zu betreten.

Wir müssen nun noch einen kurzen Begriff abstatten, wie es zugeht, daß von Hrn. Fichte's eben angezeigter Grundlegung der gesammten Wissenschaftslehre zugleich zwey Ausgaben, eine bey Gablern in Jena, die andere bey Kotta in Tübingen, erschienen. Mit diesen beyden Ausgaben desselben Buches hat es eine so ganz eigene und sonderbare Bewandtniß, und diese Bewandtniß wirft auf den Urheber der Wissenschaftslehre ein so ganz sonderbar zweydeutiges Licht, daß wir die Leser mit der Geschichte derselben nothwendig bekannt machen müssen.

Am ersten May dieses Jahres erschien im Intelligenzblatte der Allg. Liter. Zeitung N. 64, eine Erklärung von Hrn. Fichte, worin es wörtlich heißt: „Ich erkläre hiedurch „vor allen ehrliebenden Buchhandlungen, und dem literarischen Publikum, daß nur die im J. G. Kottaischen Verlage erschienene zweyte Auflage meiner Wissenschaftslehre rechtmäßig, und mit meinem Wissen und „Willen veranstaltet ist. — Diese Erklärung würde hinreichen, wenn ich nicht befürchten müßte, daß das Publikum mit Gegenerklärungen behelliget, und die näheren, für „dasselbe nicht gehörigen Umstände dieser Sache, ihm verfälscht vorgetragen werden dürften. Deswegen setze ich „hinzu, daß mit dem Verleger der ersten Auflage, und jetzigem Verbreiter einer zweyten unrechtmäßigen, Hr. „Gabler zu Jena, nur auf eine bestimmte Anzahl Exemplare kontrahirt gewesen, welche er, seiner eigenen Aussage „nach, gegen Ende des Jahres 1799 verkauft gehabt; daß „zwar damals von einer zweyten Auflage zwischen uns „die Rede gewesen, hernach aber, mit beyderseitiger Einwilligung, der Vorsatz aufgegeben worden; daß ich im vorigen Sommer zweymal bestimmt, „seinen Antrag einer solchen zweyten Auflage abgewiesen, „und ihm gemeldet, daß ich hierüber schon einer andern „Handlung Auftrag gegeben; und daß er, seinen letzten Aeußerungen gegen mich zufolge, sein vermeintes Recht lediglich darauf gründet, daß ich müde geworden, ihm eine „und dasselbe noch zum drittenmale zu schreiben."

Dieser Erklärung zufolge, müßte also Hr. Gabler völlig Unrecht gehabt haben, eine zweyte Ausgabe ins Publi-

kam zu bringen. Allein es erschien noch im nämlichen Monate im nämlichen Intelligenz-Blatte N. 68 eine Gegenerklärung vom Hrn. Gabler, die so ganz anders, als die Fichtische lautet, daß man seinen Augen nicht traut, indem man sie lies't. Sie ist wörtlich folgende: „Wenn Hr. Prof. „Fichte, die bey mir erschienene zweyte verbesserte Auflage „seiner Wissenschaftslehre, für unrechtmäßig erklärt: so muß „er zugleich seine eigene Handschrift, seine Briefe und „Worte ableugnen: denn daß diese, meine zweyte Ausgabe, nicht ohne Wissen und Willen des Hrn Verf. veranstaltet seyn kann, bezeugt eine in meinen Händen befindliche Quittung, worin Hr. Prof. Fichte ganz bestimmt „sagt: in Abschlag auf das für die zweyte Auflage der „Wissenschaftslehre akkordirte Honorar an — habe „— Rt richtig ausgezahlt erhalten. Sollte ich es für „nöthig finden: so kann ich mich auch noch weiter erklären.“

Damit nun die Aechtheit der Dokumente, auf welche Hr. Gabler sich beruft, nicht in Zweifel gezogen, oder wohl gar abgeläugnet werden könne, hat die Expedition der Allg. Liter Zeitung noch folgende Bescheinigung hinzugefügt: „Auf ausdrückliches Verlangen des Hrn. Buchhändler Gabler, bezeugen wir hiedurch, daß er uns ein zur „zweyten Auflage erwiedertes Exemplar, „von Prof. Fichte's Wissenschaftslehre, nebst geschriebenen Zusätzen, auch eine Quittung, worin H. Fichte „eine namhafte Summe in Abschlag des Honorars für die „zweyte Auflage erhalten zu haben bekennt, vorgezeigt habe, „und daß wir sowohl in dem revidirten Exemplare und „den Zusätzen, als der besagten Quittung, Hr. Prof. Fichte's eigene Hand erkannt haben.“

Diesemnach versichert Hr. Fichte, die Gablerische Ausgabe sey unrechtmäßig, weil er Hr. Gabler dazu seine Einwilligung nicht gegeben, sondern dessen Antrag dazu zweymal bestimmt abgewiesen habe; und weil Hr. Gabler sein vermeintes Recht dazu lediglich darauf gründe, daß Hr. Fichte es müde geworden sey, ihm eins und dasselbe noch zum drittenmale zu schreiben. Hr. Gabler hingegen beweist aus unwidersprechlichen Dokumenten, daß er nicht nur zu einer solchen zweyten Auflage des Verf. ausdrückliche Einwilligung erhalten; sondern auch sogar ein von ihm revidirtes

tes Exemplar mit eigenhändigen Verbesserungen und Zusätzen von ihm bekommen; ja, was noch mehr ist, ihm sogar eine namhafte Summe in Abschlag des Honorars ausgezahlt habe! Wie ein solches Verfahren des Hrn. Fichte, nach unsern Begriffen, wohl Rechtlichkeit zu nennen ist, brauche Rec. seinen Lesern nicht erst zu erklären.

Was aber sagt nun Hr. Fichte zu diesem allem? Bis jetzt keine Sylbe! Allenfalls wäre doch zu erwarten gewesen, er würde diese Widersprüche, nach der Methode seiner Wissenschaftslehre, durch irgend eine ursprüngliche oder abgetheilte Synthesis mit einander vereinigen, und sie insbesondere dadurch aufheben, daß er etwa versicherte, sie müßten aufgehoben werden, und es sey einem Wissenschaftslehrer, und transcendentalen Idealisten, schlechthin unmöglich, in solche Widersprüche zu verfallen, da er ja bekanntlich behauptet: „Dem, der die Wissenschaftslehre kenne, sey es unmöglich in Irrthum, zu fallen, da die Anschauung nie irre." Es wäre allenfalls zu erwarten gewesen, er würde das nachtheilige Licht, welches hierdurch auf seinen Charakter, und zugleich auf die so hoch gerühmte Wirkung des transcendentalen Idealismus gefallen ist, vermöge deren in ihm die moralische Weltordnung wohnt, und er allen das freudige Rechtthun auf Erden befördern, und allgemein machen soll, durch eine neue und bisher unerhörte Auseinandersetzung der Lehre von den Verträgen, zu entfernen suchen, damit auch dieser Widerspruch mittelst einer ganz originalen Synthesis gehoben würde. Er hätte vielleicht zu deduciren gewußt, es sey sein Benehmen beym Vertrage zwischen Fichte und Gabler, nur eine praktische Anwendung seiner ehemaligen Lehre: „Daß Verträge für ungeschlossen zu „halten sind, wenn Einer von Beyden nicht Wort „halten will. *) Aber er hätte doch wohl überlegen können, daß diese für manche Leute, unter andern für Schriftsteller, welche Einem Buchhändler ein Buch revidirt übergeben, und die Bezahlung, gegen Quittung, einsacken; hernach aber eben dieses Buch einem andern Verleger verkaufen, sehr bequeme Lehre von Gültigkeit der Verträge noch bis jetzt, weder in unsern Gerichtshöfen, noch in der Meis

*) Fichten's Beytrag zur Beurtheilung der franz. Revolution 1ter Theil. S. 121.

Meinung rechtlicher Leute, angenommen ist. Da er nun aber, nachdem er erst so laut sprach, auf Hrn. Gabler's dokumentirte Erklärung kein Wort antwortet: so wird das ehrliebende Publikum, an das er sich anfänglich wegen der Unrechtmäßigkeit, deren Hr. Gabler sich sollte schuldig gemacht haben, wegen seiner eigenen Ehrliebe und Gerechtigkeit sehr im Dunkeln gelassen. Wir hoffen also, Hr Fichte wird nächstens sehr deutlich erklären, wie er das Gegentheil von dem hat öffentlich sagen können, wovon Hr. Gabler dokumentirte Beweise in Händen hat. Zumal auch, da Hr. Gabler vorgiebt: „Sollte ich es für „nöthig finden, kann ich mich noch weiter erklären;" so scheint es Hr. Fichte um so viel mehr sich selbst schuldig zu seyn, nicht etwa kleinmüthig still zu schweigen, sondern das ehrliebende literarische Publikum deutlich zu überzeugen, daß Hr. Gabler nichts in petto haben könne, was Hrn. Fichte zum Nachtheile gereicht, und daß dieser überhaupt immer der moralischen Weltordnung gemäß behandelt habe, welche bisher für ein ausschließliches Eigenthum der Wissenschaftslehre ausgegeben ward, und in dem Erfinder derselben billig vorzüglich wohnen sollte! Sollte denn seine Anschauung ihn in seiner eigenen Angelegenheit haben irre leiten können? das wäre eine üble Vorbedeutung!

Die Kottaische Ausgabe nun unterscheidet sich von der ersten Gablerischen, durch nichts Wesentliches, und sie führet deswegen den Namen der unveränderten mit Recht. Der einzige Unterschied besteht darin, daß die erste Gablerische Ausgabe mit lateinischen; diese Kottaische aber, mit deutschen Lettern gedruckt, und daß das, was bey jener unter dem Titel: Grundriß des Eigenthümlichen der Wissenschaftslehre abgesondert war, jetzt durch fortlaufende Seitenzahlen, mit dem Vorhergehenden verknüpft ist. Diese, als einzig rechtmäßige, vom Verf. förmlich anerkannte Ausgabe, ist also im Grunde schlechter, als die verworfene zweyte Gablerische, denn alle in den letztern hinzugefügten Anmerkungen und Einschaltungen im Texte, sind hier weggelassen worden, und diese hätte doch Hr. Fichte wohl in der zweyten Gablerischen Ausgabe nicht ohne hinlängliche Ursache hinzugefügt. Es ist wirklich sonderbar, daß die von Hrn. Fichte für unrechtmäßig ausgeschriene

Gab-

Gablerische Ausgabe von ihm selbst vollständiger gemacht worden, als die, welche allein rechtmäßig seyn soll!

Das Einzige, was die Kottaische Ausgabe vor der zweyten Gablerischen voraus hat, besteht in einem kurzen Vorberichte, aus dem wir Einiges, die seit dem Jänner 1801 angekündigte, und mit nicht gemeinem Pompe angekündigte neue Darstellung der Wissenschaftslehre betreffend, noch mittheilen müssen. Hr. Fichte sagt: „Während „der Ausarbeitung einer neuen Darstellung der Wissenschaftslehre, hat es sich dem Urheber dieser Wissenschaft abermals „deutlich ergeben, daß die gegenwärtige erste Darstellung vorläufig noch durch keine neue völlig überflüssig „und entbehrlich gemacht werden könne. — Die neue Darstellung wird im künftigen Jahre erscheinen."

Der Leser ersehe hieraus, daß das neue versprochene Licht noch immer nicht angezündet ist, und daß das neue Licht, wenn es je auflodert, doch auch noch von der alten Fackel wird müssen beleuchtet werden, wenn es recht scheinen soll. In dem versprochnen Jahre nur hatten sie freylich hierauf sich keine Rechnung zu machen, denn diese Vorrede ist im Jahre 1801 geschrieben, und das Jahr 1802 ist bereits geendigt, ohne daß von dieser neuen Darstellung etwas Weiteres verlautet. Sie wird also wohl erst in irgend einem künftigen Jahre erscheinen.

C.

Darstellung eines neuen Gravitations-Gesetzes für die moralische Welt. Berlin, bey Unger. 1802. 359 S. 8. 1 Rl.

Der ungenannte Verfasser *) erklärt sich zwar nicht bestimmt über den Hauptinhalt seines Buches; es erhellt aber bald aus Allem, daß er dahin geht, das Gesetz oder die Ursache aufzustellen,

*) Nachrichten zufolge, welche zuverlässig scheinen, soll es Hr. Buchholz seyn, welcher ehemals Professor an der Ritterakademie zu Brandenburg war, und jetzt in Berlin privatisiret. Es stehen von ihm historische und andere Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften, in der Eunomia in Wolkmanns Journal ꝛc.

Meinung rechtlicher Leute, angenommen ist. Da er nun aber, nachdem er erst so laut sprach, auf Hrn. Gabler's dokumentirte Erklärung kein Wort antwortet: so wird das ehrliebende Publikum, an das er sich anfänglich wegen der Unrechtmäßigkeit, deren Hr. Gabler sich sollte schuldig gemacht haben, wegen seiner eigenen Ehrliebe und Gerechtigkeit sehr im Dunkeln gelassen. Wir hoffen also, Hr. Fichte wird nächstens sehr deutlich erklären, wie er das Gegentheil von dem hat öffentlich sagen können, was von Hr. Gabler dokumentirte Beweise in Händen hat. Zumal auch, da Hr. Gabler vorgiebt: „Sollte ich es für „nöthig finden, kann ich mich noch weiter erklären;“ so scheint es Hr. Fichte um so viel mehr sich selbst schuldig zu seyn, nicht etwa kleinmüthig still zu schweigen, sondern das ehrliebende literarische Publikum deutlich zu überzeugen, daß Hr. Gabler nichts in petto haben könne, was Hrn. Fichte zum Nachtheile gereicht, und daß dieser überhaupt immer der moralischen Weltordnung gemäß gehandelt habe, welche bisher für ein ausschließliches Eigenthum der Wissenschaftslehre ausgegeben ward, und in dem Erfinder derselben billig vorzüglich wohnen sollte! Sollte denn seine Anschauung ihn in seiner eigenen Angelegenheit haben irre leiten können? das wäre eine üble Vorbedeutung!

Die Kottaische Ausgabe nun unterscheidet sich von der ersten Gablerischen, durch nichts Wesentliches, und sie führt deswegen den Namen der unveränderten mit Recht. Der einzige Unterschied besteht darin, daß die erste Gablerische Ausgabe mit lateinischen; diese Kottaische aber, mit deutschen Lettern gedruckt, und daß das, was bey jener unter dem Titel: Grundriß des Eigenthümlichen der Wissenschaftslehre abgesondert war, jetzt durch fortlaufende Seitenzahlen, mit dem Vorhergehenden verknüpft ist. Diese, als einzig rechtmäßige, vom Verf. förmlich anerkannte Ausgabe, ist also im Grunde schlechter, als die verworfene zweyte Gablerische, denn alle in den letztern hinzugefügten Anmerkungen und Einschaltungen im Texte, sind hier weggelassen worden, und diese hätte doch Hr. Fichte wohl in der zweyten Gablerschen Ausgabe nicht ohne hinlängliche Ursache hinzugefügt. Es ist wirklich sonderbar, daß die von Hrn. Fichte für unrechtmäßig ausgeschriene

Gab-

Gablerische Ausgabe von ihm selbst vollständiger gemacht worden, als die, welche allein rechtmäßig seyn soll!

Das Einzige, was die Cottaische Ausgabe vor der zweyten Gablerischen voraus hat, besteht in einem kurzen Vorberichte, aus dem wir Einiges, die seit dem Jänner 1801 angekündigte, und mit nicht gemeinem Pompe angekündigte neue Darstellung der Wissenschaftslehre betreffend, noch mittheilen müssen. Hr. Fichte sagt: „Während „der Ausarbeitung einer neuen Darstellung der Wissenschaftslehre, hat es sich dem Urheber dieser Wissenschaft abermals „deutlich ergeben, daß die gegenwärtige erste Darstellung vorläufig noch durch keine neue völlig überflüssig „und entbehrlich gemacht werden könne. — Die neue Darstellung wird im künftigen Jahre erscheinen."

Der Leser ersehe hieraus, daß das neue versprochene Licht noch immer nicht angezündet ist, und daß das neue Licht, wenn es je auflodert, doch auch noch von der alten Fackel wird müssen beleuchtet werden, wenn es recht scheinen soll. In dem versprochnen Jahre nur hatten sie freylich hierauf sich keine Rechnung zu machen, denn diese Vorrede ist im Jahre 1801 geschrieben, und das Jahr 1802 ist bereits geendigt, ohne daß von dieser neuen Darstellung etwas Weiteres verlautet. Sie wird also wohl erst in irgend einem künftigen Jahre erscheinen.

C.

Darstellung eines neuen Gravitations-Gesetzes für die moralische Welt. Berlin, bey Unger. 1802, 359 S. 8. 1 Rl.

Der ungenannte Verfasser *) erklärt sich zwar nicht bestimmt über den Hauptinhalt seines Buches; es erhellt aber bald aus Allem, daß er dahin geht, das Gesetz oder die Ursache aufzustellen,

*) Nachrichten zufolge, welche zuverlässig scheinen, soll es Hr. Buchholz seyn, welcher ehemals Professor an der Ritterakademie zu Brandenburg war, und jetzt in Berlin privatisiret. Es stehen von ihm historische und andere Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften, in der Eunomia in Woltmanns Journal ꝛc.

stellen, nach welchem und durch welche die Entwickelung oder Kultur des Menschen bewirkt wird. Von dieser Entdeckung behauptet er in der Vorrede, „sie werde „durch ein ewiges Naturgesetz, das physische an das moralische knüpfen, und dadurch den Idealismus dergestalt zerstören, daß das menschliche Geschlecht, da wo das Buch „gelesen wird, nie wieder solchen Mißhandlungen Preis gegeben werden könne, als die Franzosen während eines langen Zeitraumes ihrer gegenwärtig überstandenen Revolution waren, denn es sey nur allzusehr erwiesen, daß der „Idealismus allein die Revolutionsplätze mit Blut überschwemmt habe. (S. III—IV). Schon hieraus ist ersichtlich, daß der Verf. das Sonderbare und Paradoxe liebt, und davon liefert die Folge des Buches Beyspiele genug. Daß die in Frankreich Revolutionirenden, Idealisten gewesen wären, hat man bisher nicht gehört; und daß der Idealismus im eigentlichen Verstande, blutdürstig und eigennützig machte, hat man eben so wenig je vernommen; im Gegentheil haben sehr oft die enthusiastischen Anhänger des Idealismus, wie die Neuplatoniker, und alle die diese Mysteriensucht in die Religion trugen, sich in hohem Grade uneigennützig, und allen politischen Umstürzungen zuwider bewiesen. Auch ist, nach sorgfältigem Lesen und Prüfen dieses Buchs, dem Rec. noch nicht begreiflich, wie durch dieß neue Gravitationsgesetz der Idealismus von Grundaus zerstört werden kann.

Mit dieser Liebe zum Paradoxen aber verbindet der Verf. einen nicht gemeinen Scharfsinn, durch den er Manches von einer neuen Seite ansieht, und von manchen Erscheinungen der Grund befriedigender aufstellt, als man ihm fast anzutreffen gewohnt ist. Manches würde er noch besser eingesehen haben, wenn ihn nicht eine so große Lebhaftigkeit, und die Liebe zu seinen einmal festgesetzten Hypothesen oft hinreiße, aus zu wenigen Erfahrungen allgemeine Sätze zu machen. Diese Lebhaftigkeit artet auch leider! nicht selten in einen zu absprechenden Ton aus, der sofort alles Anderslautende, und alles bisher Bekannte verwirft, ohne dazu gehörig berechtigt, ja zuweilen oft, ohne einmal recht verständlich zu seyn. Der Rec., welcher doch so wenig in der Philosophie und ihrer Geschichte, als in der Geschichte überhaupt ein Fremdling zu seyn glaubt, könnte eine Menge von Stellen

len aufzeigen, worin er wenigſtens keinen begreiflichen Sinn hat finden können. Im Vorbeygehen ſollen derer gelegentlich einige angeführt werden. Was aber das Vornehmſte iſt, den Hauptſatz ſelbſt, hat der Verf. wegen dieſer zu großen Lebhaftigkeit und wegen des Mangels am ruhigen Durchdenken, mit erforderlicher Klarheit und Bündigkeit da zuſtellen, aus der Acht gelaſſen; und ſo iſt es gekommen, daß das, was er aus dem ganzen Gravitationsgeſetze herleitet, eigentlich nur aus einem ſeiner Beſtandtheile jedesmal hervorgeht. Wir glauben ihn hierauf aufmerkſam machen zu müſſen, damit er bey mehrerer Muße und Ruhe ſeine Theorie berichtige, nicht aber, um das Buch dadurch herabzuſetzen; denn wir geſtehen ſehr gern, daß wir es mit vielem Vergnügen geleſen, und darin Beweiſe eines Talentes gefunden haben, welches mit der Zeit, und bey weniger Liebe zu paradoxen Hypotheſen, etwas weit Vortrefflicheres und Lehrreicheres hervorzubringen im Stande iſt.

Von dem jetzt Geſagten wollen wir Rechenſchaft geben. Das Buch hebt mit einer neuen Eintheilung der Organe, folgendergeſtalt an: „Gränzenloſe Entwickelung der „Kräfte durch ein geſelliges Leben war die Beſtimmung, welche die Natur dem menſchlichen Gefühle gab, als ſie die „Idee eines ſolchen faßte. Zu dieſem Ende verſah ſie jedes „menſchliche Individuum mit dreyerley Hauptorganen, nämlich 1) mit Lebensorganen, 2) mit Lebens- und Entwicklungsorganen, mit einem Bildungsorgane.“ (S. 3) Hierüber läßt ſich Mehreres erinnern. Der Verf. geht von dem noch ſehr zweifelhaften Satze aus, daß der Menſch ſich ohne Ende fort entwickeln ſoll; billig hätte er demſelben, ehe er darauf ſo ſicher fortbaute, gehörig befeſtigen ſollen; und dadurch würde er ſich ein nicht geringes Verdienſt erworben haben. Zwar kommt er gegen das Ende des Buches auf ihn noch einmal zurück; allein wir wenigſtens haben auch in dem, was er dort als Beweiſe ankündigt, keine beſondere Ueberzeugungskraft gefunden. Dieß iſt alſo ein ſeiner neuen Theorie nicht ſonderlich günſtiger Umſtand. Das Bildungsorgan ferner ſoll doch wohl darum bloß vorhanden ſeyn, damit die Bildung aus ihm und ſeiner Einrichtung begreiflich werde, wie man das Leben, und ſeine Verrichtungen aus dem Lebensorgane, und ſeiner Einrichtung erklärt. Nun aber können wir aus der Natur und Einrichtung keines Organes die

Perr

Perfektibilität des Menschen befriedigend erklären, noch auch an irgend einem Organe die Qualität aufzeigen, welche es zu einer gränzenlosen Vervollkommnung ausschließend tächtig, tauglich machen sollte. Es ist also ein solches Organ eine *qualitas occulta*, womit man alles und nichts erklärt, und diese neue Eintheilung thut sicherlich in der Menschenkunde keine reellen Dienste. Das Bildungsorgan ist dem Verf. das Gehirn. Sollte folglich diese neue Hypothese von reellem Nutzen seyn: so hätte er an dem Gehirne dasjenige aufzeigen, wodurch es zu einer gränzenlosen Vervollkommnung vorzüglich geschickt ist, und dann zugleich nachweisen müssen, wie mit diesen Gehirnbeschaffenheiten die Entwickelung des Menschen in Verbindung steht. Hiervon aber wird nichts erwähnt; sondern sogar, was noch schlimmer ist, die Entwickelung des Menschen wird in der Folge nicht aus einer Einrichtung seines Gehirns, sondern aus dem Antagonismus des Selbsterhaltungs- und Geselligkeitstriebes allein hergeleitet. (S. 13).

In diesem Antagonismus nun besteht eigentlich das neue Gravitationsgesetz; der Verf. selbst spricht dieß folgendergestalt aus. „Da ich in diesem Antagonismus das „Gravitationsgesetz für alle Erscheinungen der moralischen „Welt finde, und der Zweck dieses Werks kein anderer ist, „als meine Leser von der Wahrheit meiner Entdeckung zu „überzeugen: so muß ich beweisen, daß er die einzige Quelle der Entwickelungen ist, durch welche das menschliche Geschlecht geht, und daß keine Erscheinung in der moralischen „Welt, wie groß, oder wie klein sie auch sey, ohne ihn „entstehen kann." (S. 15). Bevor aber der Verf. zu diesem Beweise schritt, hätte er billig den eigentlichen Sinn seines Gravitationsgesetzes genauer erörtern, und ganz bestimmt darlegen sollen. Wir unsers Orts, können es nicht wohl anders, als so verstehen: Die ganze Entwicklung des Menschen, im Einzeln sowohl, als in Ansehung des ganzen Geschlechtes, wird dadurch bewirkt, daß der Selbsterhaltungs- und der Geselligkeitstrieb mit einander im Streite sind. Da aber auch dieß noch den Inhalt dieses Gesetzes nicht klar und bestimmt genug enthüllt, weil man nicht weiß, was und wie viel zum Selbsterhaltungstriebe, und was und wie viel zum Geselligkeitstriebe gerechnet wird: so hätte billig dieß Gesetz in noch anderen, und ganz genau bestimmten Worten ausgedrückt werden müssen.

laſſen. Wie es jetzt da ſteht, weiß man ſich keinen genauen beſtimmten Fall dabey zu denken, an dem, und aus dem man ſeine Wahrheit erſehen könnte, und der Verf. ſelbſt ſtellt nirgends einen oder den andern genau beſtimmten Fall auf. Es ſcheint demnach zu erhellen, daß er ſich ſelbſt nicht recht deutlich beſtimmt und entwickelt hat, was er bey dieſem Antagonismus denken wollte, und dieß wäre doch hauptſächlich nöthig geweſen, da die Entdeckung dieſes neuen Gravitationsgeſetzes der materialiſchen Welt von ſonderlichem Belang ſeyn ſollte. Einen allgemeinen Satz unbeſtimmt hinwerfen, und mit Scharfſinn und Witz allerley blendende Folgerungen daraus herleiten, dient zwar, den Leſer aufmerkſam zu machen, und vielleicht in Verwunderung zu ſetzen. Aber nur durch genaue Beſtimmung der Begriffe, kann die Prüfung ſtatt finden, vor welcher die Blendwerke ſchwinden, und die Wahrheit hervorkommt.

Nächſt dieſem wäre es vor allem zur Belehrung und Ueberzeugung des Leſers erforderlich geweſen, wo nicht am ganzen Geſetze, doch wenigſtens an einem oder dem andern der unter ihm befaßten Fälle, klar zu machen, wie daraus entweder die ganze, oder doch mindeſtens eine und die andere Art der Entwickelung hervorgehen kann. So hätte der Leſer von dem Zuſammenhange zwiſchen Urſache und Wirkung doch einige Vorſtellung bekommen, von welchem er jetzt nicht das Geringſte einſieht. Rec. wenigſtens muß bekennen, daß er ſich, ſelbſt nach aufmerkſamer Durchleſung des ganzen Buches, hiervon noch keinen ſtaten Begriff machen kann; ſondern immer zum Rathen und Vermuthen ſeine Zuflucht nehmen muß, wenn er ſich hiervon Einiges aufhellen will. Ja, nachdem er alles, was der Verf. ſagt, reiflich überlegt und verglichen hat, ſcheint es ihm ſehr deutlich, daß was der Verf. von einem Antagonismus beyder Triebe herzuleiten meint, aus dieſem eigentlich gar nicht, ſondern faſt immer aus Einem Triebe allein hergeleitet wird; und daß dieſem nach der ganze zuführende Beweis fehl ſchlägt. Der Rec. iſt geneigt zu glauben, dem Verf. habe in gewiſſer dunkler Ferne ſich Etwas gezeigt, was er ganz aufzuhellen, über die Freude der Entdeckung, vergaß, und was daher als ein mit vielen Nebeln umhülltes Land anzuſehen iſt, das nach vollige Umſchiffung ſich wahrſcheinlich anders zeigen wird, als es bis jetzt iſt geſehen worden. Er hätte deutlicher und be-

stimmter denken sollen, was er dachte; alsdann würde er vermuthlich gemerkt haben, daß seine neue Erfindung nicht leistet, was sie sollte, und daß sein neues Gesetz viel zu unbestimmt ist.

Wenn Rec. den Inhalt dieses neuen Gravitationsgesetzes, und die bestimmte Bedeutung des Antagonismus sich enthüllen will: so kann er das nicht anders, als auf folgende Art: Um in Gesellschaft zu leben, muß der Mensch einen Theil seiner Kräfte für andere aufopfern, und dadurch geräth der Trieb zur Selbsterhaltung mit dem zur Geselligkeit im Widerstreit. Dieser Widerstreit ist ein mächtiger Sporn zu neuen Anstrengungen, durch welche die Geistes- und Körperkräfte erhöht werden; und mithin eine Ursache der Ausbildung des Menschengeschlechtes. Hierin ist allerdings Wahrheit; aber das Obige ist nicht völlig, was unser Verf. will: denn ihm zufolge, soll dieser Antagonismus die einzige Ursache aller Ausbildung seyn. Und das ist er unläugbar nicht; bey Kindern findet er noch nicht statt, denn diese können noch zur Erhaltung der Gesellschaft nichts beytragen; und doch entwickeln auch sie ihre Kräfte, und entwickeln sie schneller und stärker, als manchmal in den spätern Jahren geschieht. Auch erklärt sich hieraus die Entstehung grosser und ausserordentlicher Menschen allein ganz und gar nicht: Julius Cäsar konnte beyde Triebe befriedigen, auch wenn er nicht Herr von Rom ward; denn er hatte nach der Eroberung von Gallien sich genug erworben, um allen Aufforderungen des Eroberungs- und Geselligkeitstriebes Genüge zu thun; daß er nach Mehrerem strebte, entsprang also nicht aus diesem, nicht aus irgend einem andern Antagonismus, sondern aus einer ganz andern Quelle. Der Antagonismus, wie er hier genommen ist, findet endlich in allen Gesellschaften statt; und doch geht die Ausbildung nicht in allen Arten von Verfassungen gleich gut von statten: mithin muß ausser ihm noch etwas Anderes zur Erklärung dieses Phänomens angenommen werden. Es erhellt hieraus, daß das Gesetz, von welchem die gesammte Ausbildung des Menschen abhängt, von dem Verf. noch nicht vollständig ausgesprochen, sondern nur eines seiner Haupt-Bestandtheile angegeben ist.

Den Beweis des neuen Gesetzes, verspricht der Verf. auf eine doppelte Art zu führen: „einmal, indem er zeigt, „daß da, wo dieser Antagonismus nicht in der Masse der

Gesell-

„Geſellſchaft ſtatt finden kann, an keine Entwickelung zu denken „iſt: und zweytens, indem er beweiſt, daß unſere ganze Eu„ropäiſche Entwickelung aus ihm hervorgegangen iſt.“ (S. 15). Man ſieht, es ſoll alles nur durch die Erfahrung dargethan werden, ohne daß ſich darauf eingelaſſen wird, den Zuſammenhang der Entwickelung mit jenem Antagonismus begreiflich zu machen. Hätte der Verf. auf dieſen zuerſt geſehen: ſo würde er genöthigt worden ſeyn, den Inhalt ſeines Geſetzes ſich deutlicher zu entwickeln, und alsdann würde er auch deſſen Unvollſtändigkeit beſſer eingeſehen haben. In dieſer Art der Beweisführung liegt der ganze Geiſt der Philoſophie des Verf. als welcher durch das ganze Buch ſich dahin vernehmlicher ausſpricht, daß er nichts aus der Natur der Sache will hergeleitet, oder aus den Begriffen der Dinge abgeleitet haben; ſondern daß man ſich überall in der Philoſophie nur auf Fakta berufen, und um deren weitere Ergründung ſich nicht bekümmern ſoll. Seine Philoſophie iſt ganz reiner Empirismus, und zwar, (wir ſagen es ungern) von der gröbſten Art, der das Trachten nach tiefen Urſachen, und nach der Begreiflichkeit der Phänomene ganz entfernt. Und nun wird klar, wie er gleich Anfangs ſo ſeltſamerweiſe ſagen konnte: durch dieß neue Geſetz ſolle aller Idealismus gänzlich zu Boden geſchlagen werden. Er verſtand ſich auch hier ſelbſt nicht ganz! Das neue Geſetz iſt ſeiner Natur nach kein Widerſacher des Idealismus; nur die Art, wodurch es erwieſen wird, iſt es denn wer bloß auf Fakta ſich ſtützt, und über dieſe ſchlechterdings nicht hinausgeht, der kann freylich kein Idealiſt werden! Dieß Beyſpiel beſtätiget, was wir ſo eben von dem Geſetze ſelbſt bemerkt haben, daß unſer Verf. ſich ſeine Ideen nicht genug verdeutlicht, und dadurch in manche unhaltbare Behauptungen verhält, welches demjenigen unfehlbar begegnen muß, der bloße Thatſachen ausſprechen will, ohne vorher über die darin enthaltenen Begriffe reiflich nachgedacht zu haben. Der Verf. behauptet auch hier etwas der Natur der Sache ganz Entgegengeſetztes, indem er den Fall annimmt: daß der Antagonismus beyder Triebe in der Maſſe der Geſellſchaft zuweilen nicht vorhanden ſeyn könne. Wo eine menſchliche Geſellſchaft iſt, da kann er durchaus nicht fehlen, weil jede Geſellſchaft nur dadurch beſteht, daß Einer von ſeinen Kräften etwas dem Andern aufopfert; wer gar nichts

für den Andern thun will, kann mit ihm auf eine längere Zeit schlechterdings nicht beysammen leben.

Wir wollen doch die eben angeführten Beweise des Verf. noch genauer betrachten. Der erste lautet in seiner verkürzten Gestalt so: „Wo die Natur durch die Subsistenz-Basis allzu„viel, oder allzuwenig für eine Nation gesorgt hat, da fin„det keine Entwickelung statt. Als die Spanier zuerst das „südliche Amerika betraten, starrten die Urbewohner sie aus „so dummen Augen an, daß sie zu dem Glauben bethört wer„den mußten, die Südamerikaner wären keine Menschen.“ — (S. 30, 31) „Der Grund hierin ist kein anderer, als „daß in diesem heiß-feuchten Klima, die Feuchtigkeit des „Erdbodens nur bey einer ungeheuern Volksmenge die Un„terstützung des menschlichen Fleißes bedarf. Der Mais „wächst hier von selbst, und diese äußerst nahrhafte Frucht „giebt, in Verbindung mit dem Klima, eine so starke Dispo„sition zur Wollust, daß sie sich in kurzer Zeit erschöpfen. „Kein Wunder, daß hier der Geschlechtstrieb nicht die Quel„le socialer Gesinnungen wird.“ (S. 33). — „Warum ist „Afrika, nach so vielen Jahrhunderten noch immer das Land „der Barbarey? Der letzte Grund kann kein anderer seyn, „als daß das Klima hier eben so wenig einen Antagonismus „der Grundkräfte gestattet, als in Südamerika. Fände „ein solcher statt: so müßten die kleinen Königreiche, wel„che man allenthalben antrifft, schon bey weitem mehr zu„sammengeschmolzen seyn, als sie es gegenwärtig sind.“ (S. 34). Auf diese Art stellt unser Verf. noch mehrere Beyspiele, sowohl von äußerst fruchtbaren, als auch von äußerst unfruchtbaren Gegenden auf, in welchen beyden keine Kultur angetroffen wird.

Wahr und richtig sind diese Bemerkungen ohne allen Zweifel, als Fakta: aber ob sie beweisen, was sie beweisen sollen, dieß ist sehr die Frage. Rec. hat bey seinem Studium der Geschichte der Menschheit das Nämliche längst bemerkt, und es sich, seiner Meinung nach, ungefähr so erklärt: In höchst fruchtbaren Gegenden, ist immer geringere Kultur, weil da der Mensch wenig, oder nichts zu thun, mithin auch wenig aus sich selbst zu machen nöthig hat. In höchst unfruchtbaren Gegenden ist keine Kultur, weil bey aller Anstrengung menschlicher Kräfte nichts zu machen ist, mithin der Mensch keinen Spielraum für deren Entwicke-

lung

lung antrifft. Daß hier der Antagonismus der beyden Grundtriebe fehlt, hat der Verf. nicht dargethan; in den kalten und unfruchtbaren Gegenden, wo die Menschen doch auch Weiber und Kinder haben, ist er vielmehr in sehr hohem Grade vorhanden. In den sehr fruchtbaren hingegen ist er freylich weniger wirksam, weil die Selbsterhaltung durch die bloße Natur fast allein besorgt wird; allein hier liegt die Quelle des Uebels gar nicht etwa in der Abwesenheit dieses Antagonismus, sondern darin, daß die Indolenz und die Sinnlichkeit des Menschen, durch die Natur zu sehr begünstigt wird. Auch fehlt hier der Antagonismus nicht gänzlich; denn der Mann muß bey aller Fruchtbarkeit des Bodens dennoch Weiber und Kinder mit Fischen und mit Fleisch versorgen, muß gegen benachbarte Feinde kriegen, mithin sich selbst der Gesellschaft aufopfern.

Etwas Wahres hat dem Verf. bey der Aufstellung dieses Gedankens in dunkler Form vorgeschwebt, und dieß ist wohl ohne Zweifel, daß die Kultur in sehr fruchtbaren Gegenden, nur dann gedeiht, wenn die Menschen sich sehr anhäufen, und durch diese Anhäufung, wegen der seltner werdenden Lebensmittel, zu Erfindungen und Anstrengungen ihrer Kräfte genöthigt werden. Hier hat allerdings der Antagonismus beyder Triebe seinen Einfluß; aber auch hier hat er ihn nicht durch sich allein. Denn nun kömmt es sehr darauf an, wie die Regierung einer solchen Menschen-Masse beschaffen ist; lenkt diese den Antagonismus gehörig, und gestattet sie den Individuen Spielraum genug, sich neue Erwerbmittel zu erfinden, und nach Gefallen sie in Bewegung zu setzen: so schreitet freylich die Kultur vorwärts. Thut sie das nicht: so bleibt Alles auf einer niedern Stufe stehen, und die große Masse lebt im Elende, wie in Siam, China, und den meisten Reichen des Orients.

Der erste Beweis ist sonach dem Verfasser nicht sonderlich gelungen; laßt uns jetzt auch einige der vornehmsten Stücke des zweyten betrachten, der den größten Theil des Buches einnimmt. Der Verf. bestimmt die Art seiner Führung solchergestalt: „Um diesen Beweis desto überzeugender zu „führen, werde ich die dabey in Betrachtung kommenden Ge„genstände theilen: Ich werde also die wichtigsten Erschei„nungen der moralischen Welt, aus dem Antagonismus des „Selbsterhaltungs- und des Geselligkeitstriebes einzeln er„klären.

„klären. — Es wird also von Staaten, Regierungen, Re„gierungsformen, Religion, Moral, Gesetzgebung, Policey, „Politik, Künste und Wissenschaften die Rede seyn. Von „allen diesen Erscheinungen werde ich zeigen, wie sie nach „und nach durch den Antagonismus, in Verbindung mit dem „Kombinationsvermögen entstanden sind; daß sie zu keiner „Zeit als vollendet betrachtet werden können, und daß ihre „fortgehende Entwickelung bestimmten Gesetzen unterworfen „ist, deren Princip sich nur im Antagonismus wieder fin„det. — Den Anfang meiner Erklärung mache ich mit der„jenigen Erscheinung, welche man Staat nennt.“ (S. 46).

Alle diese Punkte einzeln durchzugehen, würde zu weitläuftig seyn; wir begnügen uns daher, einige der vornehmsten ein wenig zu beleuchten; und die Denkart des Verfassers durch einige der auffallendsten Aeußerungen zu charakterisiren. Ueber die Entstehung der Staaten philosophiert unser Verf. so: „Das Thierreich war die erste Subsistenzbasis des Men„schen; dieß sehen wir noch jetzt an den Wilden aller Welt„theile. Die Noth war es, welche ihn zwang, den Thie„ren den Krieg anzukündigen. — So wurde der Mensch in „den Stand gesetzt, sein Geschlecht zu vermehren, und in„dem der permanente Geschlechtstrieb den Mann an das „Weib fesselte, entstand nach und nach eine Familienge„sellschaft. Die zahmen Thiere wurden in kurzer Zeit auf„getrieben: dieß nöthigte die Menschen zur Verfolgung der „wilderen. — Es wurden Waffen erfunden. — Je mehr „die Gesellschaft anwuchs, desto weniger sicherte der Erfolg „dieser Jagd vor dem Hunger. Fischfang wurde mit ihr in „Verbindung gesetzt. Die Beschwerden desselben führten zu „neuen Erfindungen, man kombinirte eine Angel, einen „Kahn, ein Netz. Indem beyde Arten der Subsistenz ne„ben einander Fortgang hatten, lernte der Mensch Thiere „zähmen, — und so ward aus dem Jäger ein Hirt. — „Durch die Jagd mit dem Thierreich bekannt gemacht, lernt „der Mensch durch diese das Pflanzenreich kennen, — und „so entsteht der erste Feldbau. — Der Feldbau wird durch „Kornbau erweitert. — Der Ackerbau hat das Eigenthüm„liche, daß er fixirt. Ein breiterer Fluß, ein höheres Ge„birge, werden durch ihn unübersteigliche Hindernisse. — „Indeß wächst die Gesellschaft um so schneller und stärker „an, weil der Selbsterhaltungstrieb, eine immer sichere,

„wenn

„wenn gleich noch beſchwerliche Befriedigung findet. Man „ſcheut das Ausdehnen; aber die Noth gebeut. Was in „ſeinem Urſprung Familiengeſellſchaft war, wird jetzt Volk, „das ſich immer weiter ausdehnt, bis es an anderes Volk „ſtößt. Iſt das benachbarte Volk ein Jägervolk; ſo ent„ſtehen Kämpfe, weil jedes Jägervolk, ein Raubvolk iſt. „Dieſe Kämpfe werden mit eben ſo viel Wuth als Hartnäckigkeit geführet, und hören nicht eher auf, als bis das „größere das kleinere in ſich aufgenommen, und ſein Ge„biet dadurch erweitert hat. Die Güter des Lebens haben „indeſſen einen höhern Werth erhalten. — Abmarkungen „werden gemacht, um dem Hader vorzubeugen, der Begriff „von Eigenthum entwickelt ſich immer beſtimmter. — Bald „werden der helfenden Hände allzuviel; wohin mit dem „Ueberfluß? Die Beſchäfftigungen ſaugen an ſich zu theilen. „Hatte bisher jede Familie für ihre Kleidung, und die Ausfer„tigung ihrer nöthigen Werkzeuge geſorgt: ſo entſtanden nach „und nach Individuen, welche ihnen dieſen Theil der Ar„beit gegen einen gewiſſen Erſatz in Naturalien abnahmen. „— Nach und nach entſtanden Schneider, Schuſter, u. ſ. „w. — So entſtehen Staaten, die, wenn man ſie in ihrem „eigentlichen Weſen auffaßt, nichts anders ſind, als „das Werk und die Spielräume des Antagonismus des „Selbſt- Erhaltungs- und Geſelligkeitstriebes, innerhalb „gewiſſer Gränzen.“ (S. 47 — 58).

Schwerlich wird ein aufmerkſamer Leſer in der ganzen Folge dieſer Entwickelung, das Geringſte von dem am Schluß hervortretenden Antagonismus erblickt haben; denn in dieſer Folge zeigt ſich zwar, daß die Noth Menſchen erfinderiſch macht, und daß ſie zu neuen Künſten fortſchreiten, weil die alten nicht mehr zu ihrer Erhaltung hinreichen; es zeigt ſich aber nicht, daß der Antagonismus beyder Triebe an dieſer Noth erheblichen Antheil hat. Will man den Antagonismus hier erblicken: ſo muß man der Hypotheſe durch ein Raiſonnement zu Hülfe kommen, und ſo ſchließen: Warum gehen die Menſchen nicht aus der Geſellſchaft? warum treten ſie nicht wieder in ihre urſprüngliche Wildheit zurück? dann bedürften ſie aller der Künſte, und Erfindungen nicht, die ihnen ihre Geſelligkeit auflegt. Hieraus erhellt denn zwar, daß die Geſellſchaft an der Vervollkommnung beträchtlichen Antheil habe; aber es erhellt noch nicht, daß der bloße Trieb zur Geſelligkeit es iſt, dem man dieß als erſte Urſache zu-

schreiben muß; denn manche von den durch die Gesellschaft bewirkten Erfindungen, gewähren Bequemlichkeiten und Vergnügungen, die sie auch dem egoistischen Menschen wünschenswerth machen. Bey diesem allem bleibt aber doch immer noch ein dunkler Nebel darüber verbreitet, wie denn der Antagonismus die mancherley Verbesserungen bewirkt; und dieß sollte doch billigermaßen der Philosoph auch begreiflich machen, damit die Sache völlig verständlich würde. Aber, wie schon gesagt, auf das wie läßt sich des Verf. Philosophie gar nicht ein; sie scheint nur mit bloßen Thatsachen sich beschäfftigen zu wollen, welche sie ohne weiters für nichts, als Folgen des Antagonismus ausgiebt. Eben dadurch verwickelt sie sich mit sich selbst in Widerspruch. Denn an mehreren Orten liest man, daß alle Ereignisse in der Welt Nothwendigkeit haben, und daß der Gang der Kultur nicht anders, seyn konnte, als er wirklich gewesen ist. Damit aber der Leser diese Nothwendigkeit fühle und verstehe, hätte der Vers. ihn sollen einsehen lassen, wie Eines aus dem Andern folgt. Bloße Thatsachen, als solche in einer Folge betrachtet, zeigen keine Nothwendigkeit. Die Folge hätte ja vielleicht auch anders seyn können.

Auch bey den einzelnen Stücken dieser Entstehungsgeschichte der Staaten, finden wir Manches zu erinnern. Das Thierreich war zuförderst die erste Subsistenzbasis des Menschen im Allgemeinen; weil gewisse Geschicklichkeiten dazu gehören, sich der Thiere zu bemächtigen. Allem Ansehen nach, ward zuerst von Gewächsen gelebt, welches ja auch die in den Wäldern wild gefundenen Kinder beweisen, deren Hauptnahrung immer allerley Pflanzen, Würzeln, u. s. w. waren.

Auf die thierische Nahrung folgte nicht deßwegen das Fischerleben, weil die Jagd immer weniger ergiebig ward; sondern es verhält sich vielmehr, den Nachrichten der Reisenden zufolge, so: Der Mensch in waldreichen Gegenden, wo viele Thiere sind, ward vorzüglich ein Jäger; der hingegen an fischreichen Ströhmen, oder Meeren, welcher wenige Thiere zur Nahrung vorfand, ward hauptsächlich ein Ichthyophag. Bey dieser Gelegenheit merken wir an, daß die von den meisten angenommene Folge des Jäger- Fischer- und Hirtenlebens nicht statt hat. Es giebt keine reine, Jäger- Fischer- und Hirtenmenschen, oder Völker; sondern

alle

als Subſiſtenzarten, oder die meiſten wenigſtens, ſind ſchon Anfangs vereinigt, nur eine darunter hat gewöhnlich, nach Beſchaffenheit der Lage und des Bodens, den Vorzug. Der Hirte iſt zugleich noch Jäger, wie alle tatariſchen Nomaden es ſind; das eigentliche Hirtenleben aber, wie es die Nomaden treiben, iſt nur da ein Abkömmling des Jägerlebens, wo auf einem an Waldungen leeren Boden, die Jagd nothwendig abnimmt, wo zugleich keine Fiſche in hinlänglicher Menge vorhanden ſind, und wo mithin nichts Anders, als dieß Erhaltungsmittel übrig bleibt. Daher findet man auch überall, wo Nomaden hauſen, eine waldleere, an wilden Thieren arme Gegend.

Das Pflanzenreich wird nach dem Verf. erſt dann zur Subſiſtenz gebraucht, nachdem der Jägermenſch durch die Thiere das Pflanzenreich hat kennen lernen. So iſt es aber auch, der Geſchichte nach, ganz und gar nicht. Die Fiſcher- und Hirtenvölker, leben zum Theil auch von Pflanzen, und man wird kein Volk auf Erden aufzeigen, das die Pflanzennahrung gar nicht gebraucht. Die in ihrem Lande wachſenden Pflanzen und Früchte kennen alle rohe Nationen, und wiſſen ſie ſogar bis auf ihre mediciniſchen Kräfte, meiſtens ſehr gut zu benutzen. Aus dieſer Pflanzenkenntniß, fährt der Verf. fort: „entſteht der erſte Feldbau, der den Weibern überlaſſen bleibt, weil die Männer „in dieſen erſten Anfängen nicht Beſchäftigung genug finden.“ (S. 49). Warum der Feldbau entſteht, iſt hier gar nicht erſichtlich. Die Sache verhält ſich ſo: Die Jäger und Fiſcher, beſonders wenn ſie ſich erſt übergroß vermehrt haben, daß ſie ganze Dorfſchaften ausmachen, gerathen oft in Mangel, weil Fiſche und Wild nicht zu aller Zeit in hinlänglicher Menge vorhanden, und zu aller Zeit gleich gut zu fangen ſind; weil endlich beyden, um ſie nicht ganz auszurotten, gewiſſe Ruhepunkte zur Fortpflanzung gegeben werden müſſen. Hierdurch werden die Menſchen gezwungen, noch mehr wie Anfangs aus dem Pflanzenreiche Unterhalt zu ſuchen, und da auch dieſer nicht immer reichlich genug bey der Hand iſt, die Gewächſe zu kultiviren. Anfangs ſammeln ſie wild wachſende Körner, Früchte und Wurzeln; wo aber dieſe fehlen, oder ſelten werden, da ahmen ſie der Natur nach, und ſäen und pflanzen ſelbſt. Der erſte Feldbau bleibt den Weibern überlaſſen, nicht weil er den Männern zu wenig

Beschäfftigung giebt; sondern weil in dieser Periode der Mann den Weibern so viel aufbürdet, als er nur immer kann, und sie, Kraft seines Rechtes des Stärkern, als seine Sklaven betrachtet und behandelt; auch oft deßwegen, weil bey den ersten Anfängen des Feldbaues, ehe dieser ergiebig wird, der Mann immer noch auf die Jagd und Fischerey ausgeht, und also auf den Feldbau noch nicht Acht haben kann, wann er auch wollte.

„Der Feldbau," heißt es weiter, „wird durch Kornbau erweitert." (S. 49.) Hier wird vorausgesetzt, daß vor dem Kornbau ein Anbau anderer Früchte vorhanden gewesen seyn müsse. So ist es aber wieder nicht; sondern allen Beobachtungen der Reisebeschreiber zufolge, wird da, wo Baumfrüchte hinlänglich wachsen, gar kein Korn gebaut; wo wenig Baumfrüchte vorhanden sind, wird nichts als Korn gebaut; wo beyde neben einander gedeihen, werden beyde zusammen gezogen. Das Erste geschieht in den Südseeinseln, das Zweyte, im nördlichen Amerika, bey den Nationen an den großen Seen; das Dritte in Luisiana, und im südlichen Amerika.

„Der Ackerbau," fährt der Vers. fort, „hat das Eigenthümliche, daß er fixirt." (S. 40). Aber auch dieß ist nur unter gewissen Einschränkungen wahr. Im Anfange fixirt der Ackerbau nicht; die Jägervölker an den großen Seen in Nordamerika, bauen zwar ihren Mays; aber ändern ihre Wohnorte und Dörfer beständig, und machen alle Winter große Jagdzüge. Nur dann fixirt der Ackerbau, wenn er erst das vornehmste und beynahe einzige Mittel der Unterhaltung geworden ist, und wenn man gelernt hat, durch Dünger die Fruchtbarkeit der Erde zu restauriren. Der Vers. scheint aus seiner Behauptung, die Entstehung des Grundeigenthums ableiten zu wollen. Wir sagen, er scheint; denn er spricht so unbestimmt, daß man nicht recht weiß, woher dieß eigentlich entstehen soll. „Die Güter des Lebens," heißt es, „haben indessen einen großen Werth erhalten. Entsteht ein Streit, so wird er schon minder blutig geführt. Es finden Unterhandlungen statt, in welchen man von der einen Seite zugesteht, was man nicht ohne Lebensgefahr für sich behalten kann, und von der andern annimmt, was sich nicht ohne Lebensgefahr erobern läßt. Abmachungen werden gemacht, um dem Haß

„der vorzubringen. Der Begriff von Eigenthum entwi„ckelt ſich immer beſtimmter.“ (S. 51).

Wir fragen: warum wird der Streit minder blutig geführt? Weil die Güter des Lebens einen größern Werth erhalten haben? Da mußte er gerade blutiger geführt werden, weil man Güter von größerm Werthe, mit größerer Anſtrengung feſt hält, oder erkämpft. Oder meint der Verf. das Leben ſelbſt, ſo daß jetzt das Leben mehr geliebt würde? dann hat er ſich nicht ſehr verſtändlich ausgedrückt. Auch ſieht man dann nicht, warum das Leben jetzt mehr, als in der vorhergehenden Periode geliebt werden ſoll; wenigſtens findet ſich hiervon kein Grund angeführt. Mit dem Grundeigenthume ſcheint es dem Rec. folgende Bewandtniß zu haben: Der unſtäte Jäger- Fiſcher- und Hirtenmenſch, hat ſchon einiges Eigenthum, nämlich, ſeine Hütte, ſein Geräthe, und der Begriff des Eigenthums entſpringt zuerſt daher, daß Jeder gewiſſe Dinge nur allein gebrauchen kann; und daß er ſie nicht zu jeder Zeit bey der Hand findet, mithin ihren ausſchließlichen Beſitz aus aller Macht behaupten muß. So lange die Menſchen keine bleibenden Wohnplätze haben, machen ſie an den Beſitz des Bodens keine ausſchließlichen Anſprüche, und haben vom Grundeigenthum keine Idee; Jeder verlangt nur, daß der Platz, auf dem eben jetzt ſeine Hütte ſteht, ihm bleibe, ſo lange er da verweilen will. Mit der Einführung des erſten Ackerbaues, verlangt Jeder nur, daß das von ihm beſäte, beſtanzte Erdreich, bis zur Aerndte ſeine bleibe; und nun erſt entſteht alſo einige Erweiterung des Grundeigenthums. Wenn aber ſchon Dorfſchaften errichtet ſind, die ihre Plätze nicht mehr wechſeln; wenn der nämliche Acker ſchon Jahr aus Jahr ein tragbar gemacht werden kann, dann verlangt Jeder ſein Land auf beſtändig, ſelbſt bis auf ſeine Nachkommen zu beſitzen, und nun erſt kommt der Begriff eines Grundeigenthums völlig zu Stande. Was Jeder im Dorfe auf dieſe Art in Beſitz genommen hat, das ward ihm durch ſtillſchweigende Uebereinkunft von den Andern gelaſſen, und es bedarf dazu keiner Fehden, und keiner ausdrücklichen Vergleiche. Wenn aber der Verf. unter dem Grundeigenthume etwa das meint, was ganze Nationen ſich anmaaßen: ſo hat es dort eine andere Bewandtniß, wie dieſes die Ge-

sprüche und die Reisebeschreibungen bezeugen. Schon die Jäger- und Hirtenvölker machen Ansprüche an große Gebiete, von denen sie behaupten, daß sie der ganzen Nation dergestalt gehören, daß jedes einzelne Mitglied darauf jagen, und sein Vieh treiben kann, ohne daß ein Einzelner es sich ausschließend zueignen darf. Die Nationen an den großen Seen in Nordamerika, führen oft blutige Kriege, wenn andere Völker ihr Jagdgebiet betreten; der Begriff eines Nationalbodens ist also älter, als der eines Privatlandes. Jener entsteht früher, weil der Jäger und Hirt ein weitläuftiges Land nöthig hat, um Wild genug zu fangen, um seine Heerden hinlänglich ernähren zu können. Und die ganze Nation eignet sich ein solches Gebiet zu, weil die großen Jagden immer von ganzen Stämmen oder Dorfschaften gemeinschaftlich gehalten, und weitläuftige Heerden gleichfalls von ganzen Horden gemeinschaftlich gehütet werden müssen, damit die Thiere sich nicht zerstreuen, und vor dem Angriffe der reißenden Thiere, wie auch der Räuber, und Diebe gesichert werden.

„So lange die Gesellschaft ausschließend von der Jagd „und dem Fischfang lebte," fährt unser Verf. fort, „mußten sie ihre Vermehrung fürchten, und bald zu dem einen, „bald zu dem andern grausamen Mittel greifen, ihr zuvor „zu kommen. Sobald sie hingegen den Ackerbau ergriffen „hatte, konnte sie der helfenden Hände nicht genug bekommen." (S. 52). Schwerlich ist hier die wahre Ursache der größern Menschenvermehrung bey den ackerbauenden Völkern getroffen. Der Jägermensch hemmt die Vermehrung nirgend absichtlich, und am wenigsten, weil er die zu große Anzahl fürchtete. Kinder, vornehmlich aber Knaben, sind den Jägervölkern an den großen Seen in Nordamerika etwas sehr Erwünschtes. Der Jägermensch kann eine ansehnliche Volksmenge gar wohl leiden, weil er zugleich Krieger ist. Aber die Vermehrung geht in dieser Periode, so wie auch in der Periode des Fischfanges, und des Hirtenlebens nicht gut von statten, weil, wegen des steten Herumziehens, der fast beständigen Kriege, der nicht seltenen entstehenden Hungersnoth, Mancher umkommen; weil die Weiber ihre Kinder zu lange säugen; weil sie nicht gar viele Kinder bekommen, da ihnen die Last der Wartung zu sauer ist; weil sie endlich schwache, gebrechliche Kinder,

Zärt-

Kärtlinge, oder auch wohl Mädchen umbringen, die sie auf den großen Zügen nicht füglich, neben ihren andern sauern Arbeiten, aufziehen können. Diese Ursachen alle fallen beym Ackerbaue weg; ja der Zustand der Weiber wird hier allmählig viel erträglicher, weil ihnen ihre schweren Arbeiten immer mehr abgenommen werden, je mehr der Ackerbau zunimmt, und einziges ehrenvolles Geschäfft wird.

„Bald werden der helfenden Hände zu viel. Wohin „mit dem Ueberfluß? die Beschäfftigungen fangen an, sich „zu theilen." (S. 53). Dieß ist unstreitig keinesweges der wahre Grund, warum in der Periode des Ackerbaues, die mancherley Handwerker, Künstler und Fabrikanten, allmählig entstehen; vielmehr ist es dieser: Der Acker- und Gartenbau allein erfordert seinen Mann, der fast nichts anders thun kann, als diese Geschäffte den ganzen Tag über besorgen. Dieß thut er um so mehr, je weniger der Boden von Natur ergiebig, und je mehr er durch längeres Tragen schon ausgemergelt ist. Der mit dem Landbau sich abgiebt, kann also seine Kleider, Wohnungen, u. s. w. nicht mehr allein zugleich nebenher verfertigen, und in brauchbarem Stande erhalten. Ferner: je mehr der Ackerbau erweitert, und mit dem Gartenbau verbunden wird, desto mehrere und künstlichere Werkzeuge erfordert er, deren Verfertigung der Ackersmann auch nicht alle übernehmen kann: Zu einem etwas schnellern und ergiebigern Ackerbaue, besonders in Gegenden, die nicht äußerst fruchtbar sind, gehören metallene Werkzeuge, hauptsächlich eiserne, also eine ganz eigene Kunst, Metalle zu sammeln, zu reinigen und zu bearbeiten. Hierzu kommt endlich, daß der Ackerbauende Mensch, weil er sich immer mehr gewöhnt, in Häusern zu leben, mehrerer Kleidungsstücke bedarf; daß mehrere Artikel des Putzes nach und nach in Gang kommen; und daß folglich aus diesen Ursachen allen die Arbeiten vertheilt, und für jedes der wichtigsten Bedürfnisse eigene Menschen seyn müssen, die sich ihrer Befriedigung ausschließend widmen. Bloß dadurch, daß der helfenden Händen beym Ackerbaue zu viel sind, würden nie Handwerker entstehn, wenn nicht das Bedürfniß nach Werkzeugen ꝛc. da wäre.

Von hier geht der Vers. zur Ableitung der Regierungen aus seinem Antagonismus über. Wir erwarteten eine Aufzählung der Ursachen, um welchen willen in den frü-

heften

festen menschlichen Gesellschaften eine Regierung seyn muß, und eine Darstellung, wie sich die Regierungen aus den rohesten Anfängen, und zwar bloß nur aus dem, vom Verf. angenommenen Antagonismus allmählich entwickelt haben; fanden aber davon kein Wort; sondern eine Erklärung, wie gewisse Arten zu regieren, nach der Meinung des Verf. entstanden sind, nebst einer Theorie, wie die wahre Art des Regierens, auch nach des Verf. Meinung eigentlich beschaffen seyn muß. „Alle Regierungen" heißt es, „haben nur Eine Bestimmung, nämlich die, den Antagonismus des Selbsterhaltungs- und Geselligkeitstriebes in den einzelnen Massen der Staatsbürger zum Vortheil der ganzen Gesellschaft herzuleiten." (S. 67). Ob der Verf. hierbey etwas deutlich gedacht hat, wissen wir nicht; aber so viel wissen wir, daß es uns nicht gelingen würde, den Sinn der obigen unbestimmt hinzugeworfenen Worte, mit andern Worten deutlich an den Tag zu legen. Auch will es uns nicht gelingen, das gleich Folgende zu durchschauen, welches so lautet: „Ohne Mühe begreift sich, „daß, da die Lebhaftigkeit des Selbsterhaltungstriebes im „umgekehrten Verhältniß mit der Subsistenzbasis steht, diese Lebhaftigkeit durch nichts so sehr vermindert werden „kann, als durch eine fortgesetzte Erweiterung der Subsistenzbasis. Diese Erweiterung kann auf eine doppelte Art „zu Stande gebracht werde: nämlich entweder durch Verlängerung auf dem Wege der Eroberung, oder durch Verstärkung auf dem Wege des Raffinements. Da das Erstere im Ganzen genommen weit leichter ist, als das Letztere: so hat man es so lange vorgezogen, als es gegen „große Aufopferungen gestattet war. Nur die Furcht des „Mißlingens hat hier Schranken setzen können. Aber gerade diese Furcht hat jene Verstärkung der Subsistenzbasis geführt, und nach und nach die Ueberzeugung hervorgebracht, daß eine koncentrirte Macht den entscheidendsten Vorzug vor einer nicht koncentrirten habe. Von „dieser Zeit an ist es ein Verdienst für Regierungen geworden, um Quellen des Erwerbes zu eröffnen." (S. 67). Ueber dieses Thema spricht der Verf. sehr ausführlich; wir müssen aber gestehen, daß er uns in dieser ganzen Ausführung dunkel geblieben ist; ob die Leser ihn besser verstehen können, mögen sie selbst versuchen. Wir unsers Orts, halten nicht dafür, daß es der Regierung durchaus

obliegt,

obliegt, neue Quellen des Erwerbes zu eröffnen; denn dazu würde erfordert, daß die am Ruder sitzen, jedesmal die allererfinderischten Köpfe, und die größten Genies seyn müßten, welches man doch nach aller Billigkeit nicht verlangen kann. Vielmehr scheint uns eine Regierung genug zu thun, wenn sie den neuen Erfindungen nicht in den Weg tritt, und jeder gestattet, sich ihre eigenen Wege zur Subsistenz zu bahnen; wenn sie diejenigen belohnt, oder begünstigt, die hierin wichtige Entdeckungen machen; und wenn sie endlich nur dahin sieht, daß Keiner dem Andern Abbruch thue, noch etwas Gemeinschädliches in Gang bringe.

Von der Regierung wendet sich unser Verf. zur Religion und Moral. Sie gründet sich, ihm zufolge, zu allererst in einer Furcht, auf folgende Art: „Indem die Natur „den Selbsterhaltungstrieb in den Menschen legte, verband „sie damit eine Ahnung, vermöge welcher er Alles fürchten „sollte, über dessen Schädlichkeit oder Unschädlichkeit er noch „nicht belehrt wäre. — Vermöge dieser primitiven Furcht „nun, ist für den Menschen alles Gegenstand der Befürchtung, dessen Kraftumfang die Erfahrung noch nicht gelehrt „hat.“ (S. 108, 109). Dieß ist die alte vage Idee, vom Ursprunge der Religion; die aber einer nähern Bestimmung aus den Bemerkungen der Reisebeschreiber bedarf, auf welche sich der Verf. hier beruft, ohne einen Einzigen anzuführen. Wäre des Verf. Herleitung richtig: so müßte ja der rohe Mensch alles fürchten, und alles zum Gegenstande seiner Verehrung machen: weil ihm alles gleich unbekannt ist. Da aber dieß nicht geschieht: so muß hier noch etwas Anders hinzukommen, und dieß wäre wohl Folgendes: Der Mensch fürchtet nur das Uebel, und die Ursachen desselben sucht er zu entfernen. Nun denkt er alles sich selbst ähnlich, das heißt lebend, empfindend, willkührlich handelnd, ihn verstehend. Den ihn am meisten drückenden Uebeln, giebt er demnach Ursachen mit diesen Eigenschaften, und sucht diese Ursachen auf eben die Art zu entfernen, auf welche er den bösen Willen der Menschen zu entfernen sucht, durch Bitten, Flehen, Geschenke; welche er an die ihm unbekannten unsichtbaren Ursachen seiner Bedrängnisse richtet. Mehrere hieher noch gehörige Mittelideen gestattet der Raum nicht weiter auseinan-

der

der zu setzen. Aber so viel erhellet schon hieraus, daß des Verf. Herleitung der Religion sehr unzulänglich ist.

Den Ursprung der Schamanen, Jongleurs, oder Zauberer scheint der Verf. gleichfalls nicht ganz begriffen zu haben. Ihm zufolge ist er folgendermaaßen beschaffen. „So „wie die Gesellschaft anwächst, entstehen Socialverhältnisse, „Institutionen, Wächter derselben sogar; aber an eine „vollziehendere Macht ist noch nicht zu denken. — „Die Folgen dieses Mangels sind, häufige Verletzungen der „vorhandenen Socialverhältnisse, und Institutionen, — „die Regierung wählt und verwirft, bis sie endlich auf „den glücklichen Einfall geräth, die Furcht der Individuen „vor unbegriffene Naturerscheinungen, zum Vortheil der „ganzen Gesellschaft zu verbrauchen. Von nun an giebt „es Schamanen, Fetischirer, Angekoken." (S. 110) Allen Reisenden zufolge, sind die Schamanen und Fetischirer älter, als die ordentlich eingerichteten Regierungen; selbst die Pesseräh's, und die rohen Wilden an der südlichsten Spitze von Amerika, haben ihre Jongleurs. Diese werden nicht von der Regierung eingeführt, oder zu einem gewissen Zwecke angestellt; sondern sie entstehen von selbst, und befolgen ihre eigenen Zwecke; bis sie in spätern Zeiten entweder selbst die Regierung in die Hand nehmen, oder mit derselben sich verbinden. Nämlich den von selbst entstandenen Glauben an höhere unsichtbare Mächte benutzen Gescheutere dazu, sich ein bequemes Leben zu verschaffen, und durch Austreibung der Krankheitsgeister, wie durch Wahrsagungen, sich ein reichliches, und minder mühvolles Auskommen zu verschaffen, ja daneben sich zu großem Ansehen und vorzüglicher Ehre zu erheben. Diese Schamanen nun schreiben gewisse Arten vor, die höhern Mächte sich geneigt zu machen, welche Anfangs bloß in Geschenken und Opfern bestehen, weil dadurch bey dem rohen Wilden noch am ersten etwas auszurichten ist, und Jeder seine Götter immer nach sich selbst beurtheilt. Nachher kommen zu den Geschenken, auch Kasteyungen, weil diese für sehr wirksam gehalten werden, die Geister zu gewinnen, indem man in den Orden der Schamanen, nicht anders als nach schweren Prüfungen aufgenommen werden kann, damit nämlich nicht jeder Lust bekomme, an einem so reizenden Gewerbe Theil zu nehmen. Dieß zu verstecken, geben die Schamanen

ne vor, nur durch die aller schwersten Kasteyungen, können die Geister gewonnen werden. Von hier kommen sie endlich auf gewisse moralische Vorschriften, und werden so allmählig von selbst einigermaaßen Diener der Sittlichkeit; dieß müssen sie um so mehr werden, als sie immer vor dem übrigen Haufen ein äußeres Ansehen größerer Würde und Heiligkeit behaupten müssen, um den Glauben an ihre göttliche Kunst, und ihren Umgang mit den höheren Mächten zu erhalten. Wie mithin die moralischen Gefühle und Begriffe sich mehr ausbilden, müssen die Schamane hierin immer voranschreiten, und voran leuchten. Bekommen sie jetzt entweder selbst die Regierung in ihre Hände, wie das in Tibet und Aegypten ehemals, zum Theil auch in Hindostan geschehen ist; dann werden sie von der Regierung zu Hülfe genommen, indem durch sie nach und nach ein öffentlicher Gottesdienst gebildet wird; dann wenden sie ihre religiösen Begriffe auf den Staat an, und suchen durch ihr Ansehen und ihre Künste, die Religion auch für die Gesetzgebung wirksam zu machen.

Ueber die Moral läßt uns der Verf. manche Paradoxieen vernehmen; die aber doch nicht alle so neu sind, als er vielleicht selbst mag geglaubt haben, sondern größtentheils aus gewissen Gedanken des Helvetius sich herschreiben. Hiervon wollen wir dem Leser einige der stärksten Proben vorlegen. Der Verf. sagt: „Gerade weil die Moral nur immer „das Abstrakt der Social-Verhältnisse ist, und diese in einer gegebenen Zeit und einem gegebenen Raume nur immer „ein gewisses Maaß der Vollkommenheit haben können, ist die „Moral nie, und nirgend vollständig; sondern in einem „ewigen Werden begriffen. (S. 128) So wie die Sachen „noch jetzt stehen, muß man bekennen, daß ein Addreß-„Kalender, wie unvollkommen er auch sey, jedem Kompen-„dium der Moral vorzuziehen ist, bloß weil er bey weitem „mehr zur Achtung gegen Social-Verhältnisse führt, als „dieses. Man streitet über ein allgemein gültiges Moral-„princip. Als ob es ein anderes geben könnte, als freye „Achtung vor Social-Verhältnisse, oder, wie der Stifter „des Christenthums es nannte, Liebe für die Gesellschaft, in „welcher man lebt? Man rechtet noch immer über die rich-„tigste Definition der Tugend, als ob die Tugend jemals et-„was Anders seyn könnte, als ein auf freyer Achtung gegen „vorhandene Social-Verhältnisse gegründetes Verfahren im

„eignen Wirkungskreise?“ (S. 131) Aus diesem Gesichtspunkte sah auch Helvetius die Moral an; und bedachte nicht, so wenig wie unser Verf., daß doch der Mensch außer der Gesellschaft gewisser Vorschriften bedarf, mit sich selbst zur Einigkeit zu gelangen, und seine Künste harmonisch auszubilden. Beyde bedachten nicht, daß diese Ausbildung und Vervollkommung etwas Allgemeines ist, das in allen Arten von Gesellschaften den nämlichen Gesetzen unterworfen ist, die nur durch die Umstände hier und da etwas abgeändert werden. Beyde bedachten endlich nicht, daß auch die Social-Verhältnisse etwas Allgemeines haben, welches in allen Arten der Gesellschaften das Nämliche bleibt, und mithin auch hierauf allgemeine Vorschriften gebaut werden können.

Der Kürze halber übergehen wir Mehreres, um die Leser mit einigen neuen und sonderbaren Gedanken des Verf. über die Entstehung der Poesie, und anderer verwandter Gegenstände bekannt zu machen. Die Hauptsumme davon wird in folgender Stelle zusammengedrängt: „So „war also die Spanische Poesie das nothwendige Produkt aller der Mittel, welche in Spanien die exekutive Gewalt „gebrauchte, um die gesetzgebende in sich aufzunehmen. Was die spanische Nation zu einer poetischen machte, muß alle Nationen der Erde mehr oder weniger poetisirt haben, oder noch künftig poetisiren, immer wird eine „Exuberanz geistiger Kraft, die der politische Druck hervorbringt, dazu erforderlich seyn, um das Phänomen darzustellen.“ (S. 179) „Jede Nation, die in einer wahrhaft „beglückenden Verfassung lebt, ist für die Poesie verloren, „so lange sie darin lebt. Sie kann Verse machen; aber „Verse sind noch keine Poesie, denn das Wesen derselben besteht in einer von der gewöhnlichen durchaus verschiedenen „Welt.“ (S. 180) — „Alle Poetiker sind überflüssig. „Was sie Brauchbares enthalten, gehört für die Grammatik; alles Uebrige ist unvollkommenes Abstrakt, das zu „nichts benützt werden kann. Eine allgemeine Poetik kann „es nie geben. Der wahre Dichter beabsichtigt nie etwas anders, als Betäubungen gegen seinen staatsbürgerlichen Zustand. Eben daher will er belehren.“ (S. 181) — Daß in diesen Behauptungen etwas Wahres enthalten, und sehr oft die Poesie nichts seyn mag, als eine

Be-

Betäubung gegen den ſtaatsbürgerlichen Zuſtand, ja daß das allgemeine Intereſſe an gewiſſe Dichter-Gattungen zu gewiſſen Zeiten, aus dieſer Quelle ſehr oft entſpringt, wird man nicht in Zweifel ziehen. Aber anzunehmen, daß es immer ſo iſt, heißt wahrlich die Geſchichte der Menſchheit verdrehen, und der geſunden Vernunft trotz bieten. Wir finden Dichter und Gedichte ſchon in den allerfrüheſten Zeiten, ſelbſt bey Huronen und Irokeſen; finden ſie bey den alten Schotten in ihrem noch ſehr unkultivirten Zuſtande; finden Schlacht- und Sieges-Geſänge bey den älteſten deutſchen wie bey allen kriegeriſchen Jäger-Völkern; finden Spott-Geſänge und ſatyriſche Schauſpiele. Bey den Grönländern, Kamtſchadalen, und den Inſulanern der Südſee. Dieſe alle leben unter keinem politiſchen Drucke, und bedürfen keiner Betäubung gegen ihre ſtaatsbürgerlichen Verhältniſſe. Hier ſind alſo des Verf. Behauptungen offenbar zu einſeitig, und bloß von den Spaniern in einem gewiſſen Zeitpunkte abſtrahirt, und zur ſcheinbaren Befeſtigung einer unhaltbaren Hypotheſe gemißbraucht. Alle ſehr lebhafte Gefühle exaltiren unfehlbar die Phantaſie, und gehen mehr oder weniger in Poeſie über, je größer oder geringer die Phantaſie bey dem iſt, deſſen ſie ſich bemächtigen, daher machen Liebe, glückliche oder unglückliche, Freude, luſtige Geſellſchaften, Siege, oder zu beginnende groſſe Unternehmungen überall Dichter, der ſtaatsbürgerliche Zuſtand ſey beſchaffen wie er wolle. Die Poetiker verwirft der Verf., weil ihm alles Dichten ein durchaus nothwendiger, mithin unwillkührlicher Erguß des Gefühls ſcheint; allein er erwäge doch von der andern Seite auch, daß die Ueberlegung und die Vernunft hieran, ſelbſt ohne unſer Bewußtſeyn Theil haben, daß alſo vorher bekannt gewordne Regeln der Phantaſie eine gewiſſe feſte Richtung geben, und beſonders beym Ueberſehen der Arbeit in leichteren Augenblicken, das Urtheil leiten. Der Verf. hat hierbey ohne Zweifel darauf geſehen, daß die Poetiker keine Dichter machen; wer hat denn aber auch je behauptet, daß ſie das können, oder ſollen? Sie ſollen ja nur den von der Natur gemachten Dichter weiter bilden und leiten.

Eben ſo abhold iſt der Verf. allen übrigen Theilen der Philoſophie, die Naturwiſſenſchaften ausgenommen. Die Metaphyſik insbeſondere thut er förmlich in den Bann.

„Unterricht in den metaphysischen Wissenschaften," heißt es, „ist also reiner Zeitverderb, den man bey einem so wichtigen „Geschäfft, als die Bildung ist, durchaus nicht länger verant„worten kann. Will man Etwas an seine Stelle setzen: so „ist es die Geschichte der Künste und Wissenschaften, von „welcher man bisher unfruchtbare Theorieen gegeben hat. „Was sind wissenschaftliche Kompendien, wenn man sie auf„löset, anders, als abgekürzte Geschichten der Künste und „Wissenschaften. Man erweitere sie durch die Geschichte, um „sie lehrreicher zu machen. — Und was die Metaphysik „mit allen den Wissenschaften betrifft, die ihr zur Unterlage „dienen, als Logik, Psychologie, u. s. w. so leisten sie ein„mal nicht, was sie leisten wollen. Das Gravitationsge„setz für die Erscheinungen liegt ihnen viel zu tief, da es, „aufgefunden, nur durch die Geschichte erklärt werden „kann. Die Geschichte also enthält die einzige Philosophie. „Außer ihr ist kein Heil zu finden. Aufschlüsse, die sie nicht „giebt, sind nirgend anzutreffen." (S. 290) Hier haben wir also eine recht durchgreifende Reformation der Philosophie, die damit endigt, alle Philosophie selbst vor der Thür zu werfen. Es sey uns erlaubt, hierbey zu bemerken, daß doch die Untersuchung über unsere allgemeinsten Begriffe immer noch unentbehrlich bleibt, wenn auch die Metaphysik — so wenig wie die Geschichte, — uns mit den Dingen an sich nicht bekannt machen kann. Wir können ohne die Begriffe von Ursache, Wirkung, Grund, Substanz, u. s. w. nun einmal nicht fertig werden, und müssen daher genau wissen, was sie enthalten, und was wir eigentlich damit meinen, um nicht sinnlos in den Tag hinein zu plaudern. Selbst der Geschichtforscher und Beobachter von Thatsachen muß sie kennen, genau kennen, weil sonst seine Beobachtungen immer schief, und seine Resultate einseitig ausfallen werden. Hätte der Verf. sich hiermit vor, oder bey seinem Studium der Geschichte mehr beschäfftigt: er hätte zuverlässig einen großen Theil seines Buches noch ungeschrieben gelassen.

Von der Geschichte handelt unser Verf. zuletzt, und beurtheilt bey der Gelegenheit alle berühmte Geschichtschreiber. Da er von seinem Gravitationsgesetze aus die ganze Welt zu übersehen glaubt: so kommen sie fast alle, am meisten aber die Griechen und Römer schlecht weg; ihnen wird

fast

faſt nichts als das Verdienſt des Styls gelaſſen. Das Werk des Thucydides hat höchſtens den Werth guter Memoiren; Xenophons Rückzug iſt ein Meiſterſtück, aber nur Memoire; die Heroen der griechiſchen Geſchichtſchreibung, ſind trotz aller Reputation, in welcher ſie noch gegenwärtig bey einigen Unwiſſenden ſtehen, hiſtoriſche Naturaliſten zu nennen. Die römiſchen Geſchichtſchreiber hatten eben ſo wenig einen Begriff von einer Darſtellung der allmäligen Entwickelung eines Volkes, als der Griechen. Ganz Unrecht hat der Verf. in ſofern nicht, als eine vollkommene Geſchichte noch nicht geſchrieben iſt, und nie geſchrieben werden kann; theils weil der Verf. einer ſolchen ein wahres Pansoph; theils auch weil er allwiſſend ſeyn, und alle kleinere Ereigniſſe, von welchem große Folgen abhängen, ja die innern Geſinnungen und Plane der handelnden Perſonen, auf das Genaueſte kennen müßte. Nach einem ſolchen durchaus unerreichbaren Ideale dürfen demnach die Geſchichtſchreiber nicht beurtheilt werden. Oder ſollte etwa der Verf. glauben, die griechiſchen und römiſchen Geſchichtſchreiber hätten nur Memoiren geſchrieben, hätten keinen Begriff von einer Darſtellung der allmähligen Entwickelung eines Volks gehabt, deßwegen, weil ſie nichts aus ſeinem Gravitationsgeſetze, oder aus einem Antagonismus zweyer Triebe entwickelten? Es ſcheint faſt ſo. Noch ſind wir, nachdem wir dieß Buch ſehr aufmerkſam durchgeleſen haben, in groſſer Verlegenheit, wodurch denn eigentlich es erfolgen ſolle, daß da, wo dieſes Buch geleſen wird, keine franzöſiſche Revolution erfolgen, und der Idealismus keinen Eingang finden ſoll, wie im Anfange verſprochen iſt. Auf keines von beyden kann ein Buch, wie dieſes, einen Einfluß haben. Dieß hätte der Verf., der ein ſo ſcharfſinniger Kopf iſt, wohl ſelbſt einſehen können. Aber, man kann ſich im Weine berauſchen, man kann ſich in Myſtik berauſchen, man kann ſich in Hypotheſen berauſchen. Alle dieſe Arten von Räuſchen haben das gemein, daß man die Gegenſtände nicht deutlich und klar erblickt, ſo lange der Rauſch dauert.

Oh.

Ueber den Grund unsers Glaubens an Gott und unserer Erkenntniß von ihm. Nebst einem doppelten Anhang, von M. G. U. Breitberger, Professorn zu Ansbach. Stuttgard, bey Erhard. 1802. 9½ Bog. 8. 1 Thlr.

Es hat schon so Mancher in dem praktischen Beweise für das Daseyn Gottes, so wie er in der Kantischen Religionsphilosophie geführet wird, nicht die Bündigkeit und die Ueberzeugungskraft finden können, welche doch nach der Meinung Kants und seiner Schüler darin angetroffen werden soll. Eben so gehet es auch dem Verfasser. Es ist ihm also auch nicht zu verdenken, wenn er hier diese Ueberzeugung und seine Beruhigung auf einem andern Wege sucht, und gefunden zu haben glaubt.

Er läßt hier das Kantische System der praktischen Religionsphilosophie, und besonders den praktischen Beweis für das Daseyn eines Gottes, zwar nicht in seinem ganzen Umfange und nach seiner gewöhnlichen Terminologie; aber doch nach seinen Hauptgedanken und Hauptsätzen vorangehen, und Rec. kann nicht sagen, daß er etwas Wesentliches, was zur Bündigkeit desselben beytragen könnte, vermißt hätte. Nun giebt der Verf. zwar zu, das dieser Beweis etwas sehr Ueberredendes oder vielmehr Uebertreibendes habe. Aber er glaubt doch bemerkt zu haben, daß man, ob man gleich nicht sogleich Etwas dagegen einwenden könne, sich doch nicht bis zur völligen Beruhigung überzeugt fühle; und glaubt die Ursach hiervon theils in der natürlichen Art des Schließens, welche dabey zum Grunde liegt; theils aber auch in einer eigentlichen Unrichtigkeit desselben zu finden.

Es sey unnatürlich, behauptet er, aus dem Daseyn eines Gesetzes auf die Möglichkeit desselben und seiner Beobachtung zu schließen; sondern diese Möglichkeit müsse ja aus andern Gründen erkannt werden. Setze nun diese Möglichkeit, wie hier der Fall sey, den Glauben an das Daseyn eines Gottes voraus: so folge daraus auch von selbst, daß dieser Glaube nicht aus dem Gesetze selbst, sondern ebenfalls aus andern Gründen erkannt werden müsse. Aber dieser Glaube an einen Gott, gehört nun nicht einmal zu den noth-

nothwendigen Bedingungen der Möglichkeit dieses Gesetzes und seiner Erfüllung. Denn dieses praktische Gesetz der Vernunft fordere ja nichts anders, als was vernünftig ist, und die Möglichkeit das zu vollbringen, leuchte ja sogleich einem jeden Vernunftwesen ein. Dazu bedürfe es also gar nicht des Glaubens an einen Gott. Mit uns als Sinnenwesen, verhalte sich zwar die Sache anders. Hier scheine es freylich, daß wir dieses Glaubens bedürfen, um einzusehen, daß wir auch als solche dieses Gesetz zu vollziehen vermögen. Allein, fragt der Verf., gebietet uns denn die Vernunft auch als Sinnenwesen; und hat es denn mit der Verpflichtung, auch als Sinnenwesen ihr Gebot zu erfüllen, schon seine ausgemachte Richtigkeit? Daß wir ein Gesetz in uns finden, fährt er fort, welches so lautet, als ob es uns auch als Sinnenwesen verpflichte, daraus folgt noch nicht, daß es ein wirkliches Gesetz, und nicht Mißverstand, Täuschung, Selbstbetrug ist. Aus der Einsicht, daß uns dieses Gesetz als Vernunftwesen uneingeschränkt angehen müsse, folgt noch nicht, daß es uns auch als Sinnenwesen uneingeschränkt angehe ꝛc. Kurz, es sey hier ein Kreis, in dem man sich herum treibe, eine petitio principii. Zuerst werde (S. 64) ein solches unsere Wohlfahrt (als Sinnenwesen) hinderndes und zerstöhrendes Gesetz, als ein wahres und uns mit Recht verpflichtendes Gesetz angenommen, um daraus die Nothwendigkeit herzuleiten, an Gott zu glauben. Hernach werde aber wieder der Glaube an Gott schon als gewiß und ausgemacht vorausgesetzt, um ein solches Gesetz mit Grund als ein wahres, für uns gültiges Gesetz annehmen zu können, weil sich fast kein anderer Grund finden lasse, der es möglich machte, ein Gesetz, das dem Triebe der Sinnlichkeit widerspricht, als ein uns sinnliche Menschen verpflichtendes Gesetz gelten zu lassen.

Doch der Verf. reißt nicht bloß nieder, nein er bauet auch wieder auf. Bey allen Zweifeln und Einwendungen wider das Daseyn eines Gottes, kann ich doch, sagt er, nicht aufhören es anzunehmen. Ich bin unruhig, wenn ich einen Gott läugne, und ruhig und mit mir selbst zufrieden, wenn ich ihn annehme. Folglich muß mir der Glaube an Gott natürlich, und der Nichtglaube unnatürlich seyn. Er, dieser Glaube, dringt sich mir unwiderstehlich auf; er ist die Stimme meiner ganzen Natur. Ueberdieß hat das Urtheil, es

Ueber den Grund unsers Glaubens an Gott und unserer Erkenntniß von ihm. Nebst einem doppelten Anhang, von M. G. U. Breitberger, Professorn zu Ingolstadt. Stuttgard, bey Erhard. 1802. 9½ Bog. 8. 10 Gr.

Es hat schon so Mancher in dem praktischen Beweise für das Daseyn Gottes, so wie er in der Kantischen Religionsphilosophie geführet wird, nicht die Bündigkeit und die Ueberzeugungskraft finden können, welche doch nach der Meinung Kants und seiner Schüler darin angetroffen werden soll. Eben so gehet es auch dem Verfasser. Es ist ihm also auch nicht zu verdenken, wenn er hier diese Ueberzeugung und seine Beruhigung auf einem andern Wege suche, und gefunden zu haben glaubt.

Er läßt hier das Kantische System der praktischen Religionsphilosophie, und besonders den praktischen Beweis für das Daseyn eines Gottes, zwar nicht in seinem ganzen Umfange und nach seiner gewöhnlichen Terminologie; aber doch nach seinen Hauptgedanken und Hauptsätzen vorangehen, und Rec. kann nicht sagen, daß er etwas Wesentliches, was zur Bündigkeit desselben beytragen könnte, vermißt hätte. Nun giebt der Verf. zwar zu, das dieser Beweis etwas sehr Ueberredendes oder vielmehr Uebertreibendes habe. Aber er glaube doch bemerkt zu haben, daß man, ob man gleich nicht sogleich Etwas dagegen einwenden könne, sich doch nicht bis zur völligen Beruhigung überzeugt fühle; und glaubt die Ursach hiervon theils in der natürlichen Art des Schließens, welche dabey zum Grunde liegt; theils aber auch in einer eigentlichen Unrichtigkeit desselben zu finden.

Es sey unnatürlich, behauptet er, aus dem Daseyn eines Gesetzes auf die Möglichkeit desselben und seiner Beobachtung zu schließen; sondern diese Möglichkeit müsse ja aus andern Gründen erkannt werden. Setze nun diese Möglichkeit, wie hier der Fall sey, den Glauben an das Daseyn eines Gottes voraus: so folge daraus auch von selbst, daß dieser Glaube nicht aus dem Gesetze selbst, sondern ebenfalls aus andern Gründen erkannt werden müsse. Aber dieser Glaube an einen Gott, gehört nun nicht einmal zu den noth-

nothwendigen Bedingungen der Möglichkeit dieses Gesetzes und seiner Erfüllung. Denn dieses praktische Gesetz der Vernunft fordere ja nichts anders, als was vernünftig ist, und die Möglichkeit das zu vollbringen, leuchte ja sogleich einem jeden Vernunftwesen ein. Dazu bedürfe es also gar nicht des Glaubens an einen Gott. Mit uns als Sinnenwesen, verhalte sich zwar die Sache anders. Hier scheine es freylich, daß wir dieses Glaubens bedürfen, um einzusehen, daß wir auch als solche dieses Gesetz zu vollziehen vermögen. Allein, frägt der Verf., gebietet uns denn die Vernunft auch als Sinnenwesen; und hat es denn mit der Verpflichtung, auch als Sinnenwesen ihr Gebot zu erfüllen, schon seine ausgemachte Richtigkeit? Daß wir ein Gesetz in uns finden, fährt er fort, welches so lautet, als ob es uns auch als Sinnenwesen verpflichte, daraus folgt noch nicht, daß es ein wirkliches Gesetz, und nicht Mißverstand, Täuschung, Selbstbetrug ist. Aus der Einsicht, daß uns dieses Gesetz als Vernunftwesen uneingeschränkt angehen müsse, folgt noch nicht, daß es uns auch als Sinnenwesen uneingeschränkt angehe ꝛc. Kurz, es sey hier ein Kreis, in dem man sich herum treibe, eine petitio principii. Zuerst werde (S. 64) ein solches unsere Wohlfahrt (als Sinnenwesen) hinderndes und zerstöhrendes Gesetz, als ein wahres und uns mit Recht verpflichtendes Gesetz angenommen, um daraus die Nothwendigkeit herzuleiten, an Gott zu glauben. Hernach werde aber wieder der Glaube an Gott schon als gewiß und ausgemacht vorausgesetzt, um ein solches Gesetz mit Grund als ein wahres, für uns gültiges Gesetz annehmen zu können, weil sich fast kein anderer Grund finden lasse, der es möglich machte, ein Gesetz, das dem Triebe der Sinnlichkeit widerspricht, als ein uns sinnliche Menschen verpflichtendes Gesetz gelten zu lassen.

Doch der Verf. reißt nicht bloß nieder, nein er bauet auch wieder auf. Bey allen Zweifeln und Einwendungen wider das Daseyn eines Gottes, kann ich doch, sagt er, nicht aufhören es anzunehmen. Ich bin unruhig, wenn ich einen Gott läugne, und ruhig und mit mir selbst zufrieden, wenn ich ihn annehme. Folglich muß mir der Glaube an Gott natürlich, und der Nichtglaube unnatürlich seyn. Er, dieser Glaube, dringt sich mir unwiderstehlich auf; er ist die Stimme meiner ganzen Natur. Ueberdieß hat das Urtheil, es

sey kein Gott, in meinem Denken, Vorstellen und Empfinden, gar nichts für sich; sondern widerspricht vielmehr demselben, aber das entgegengesetzte Urtheil, es sey ein Gott, hat sehr Viel für sich. Es ist meiner ganzen Denkungs- und Vorstellungsart gemäß, ja diese leitet mich sogar darauf. Nur durch diesen Glauben höret aller Widerspruch in mir selbst, und mit mir selbst auf. Ohne diesen Glauben hat meine Vorstellung, daß irgend etwas außer mir für sich Bestehendes vorhanden, und überhaupt eine Welt sey, gar keinen Grund. Durch diesen Glauben aber wird sie erst gegründet, und ist nun nicht mehr leere Täuschung meiner Phantasie. Das Nichtglauben einer Gottheit ist also unvernünftig, und der Glaube vernünftig.

Man kann nicht läugnen, daß das Alles lesens- und prüfenswerth ist. Anhänger Kants würden aber doch auch gegen die Gründe, womit der Verf. den praktischen Beweis für das Daseyn Gottes bestreitet, noch Manches erinnern. Wenn Er behauptet, daß die Möglichkeit eines Gesetzes und seiner Erfüllung nicht aus dem Gesetze selbst; sondern aus andern Gründen erkannt werden müsse: so scheint das nur alsdann der Fall zu seyn, wenn das Gesetz von einem Andern gegeben worden. Aber der Mensch als Vernunftwesen, giebt sich ja dieses Gesetz selbst, (nämlich nach Kants Meinung,) und fühlt sich, selbst wider seine Neigung, verbunden, demselben zu gehorchen. Die Idee von der Möglichkeit des Gesetzes und seiner Vollziehung, fällt also in diesem Fall mit der Idee von der Wirklichkeit desselben in Eins zusammen. Denn was der Mensch selbst für unmöglich hält, wird er sich doch nicht selbst wider seine Neigung als Pflicht auflegen. Wenn der Verf. ferner behauptet, daraus, daß wir ein Gesetz in uns finden, welches so lautet, als ob es uns auch als Sinnenwesen verpflichte, folge noch nicht, daß es auch wirklich ein Gesetz und nicht Täuschung oder Mißverstand sey: so muß er wohl nicht betrachtet haben, daß dieses Gesetz ein Gesetz der Vernunft seyn soll, welche weder täuschen noch mißverstehen kann, (nach den angenommenen Grundsätzen,) und daß es der Sinnlichkeit zuwider ist, welche allein täuschen und zu einem Mißverstande verleiten kann. Aus der Einsicht, daß dieses Gesetz uns als Vernunftwesen uneingeschränkt angehen müsse, folgt freylich noch nicht, daß es uns auch als Sinnenwesen uneingeschränkt angehe.

Allein

Allein das ſoll es ja auch nach dem Kantiſchen Syſtem nicht, es ſoll ja nur das Sinnenweſen in uns alsdann leiten, wenn es nicht gezwungen wird den Geſetzen der Sinnlichkeit zu folgen. Es ſoll aber nicht das ganze Weſen deſſelben zerſtören, und in ein Vernunftweſen verwandeln.

Was nun den Grund des Verf. für den Glauben an eine Gottheit betrifft: ſo giebt er ſelbſt zu, daß dieſer Glaube auf einem Gefühl beruhe; daß ſich aber doch dieſes Gefühl in die einzelnen ſehr richtigen Vorſtellungen auflöſen laſſe, woraus es entſtanden iſt, worin man ihm nun allerdings Beyfall geben muß. Allein man muß doch nie vergeſſen, daß alle dieſe Vorſtellungen nicht Vorſtellungen des Vernunftweſens, ſondern des Sinnenweſens ſind. Bey dem Allen bleibt es aber doch immer wahr, daß es vernünftig iſt, einen Gott zu denken, zu glauben, und nach dieſem Glauben zu handeln.

Der Anhang enthält einen Aufſatz über den Streit des Purismus und Eudämonismus in der Sittenlehre, und einen andern, nämlich eine Grundlegung zu einem vernünftigen Religionsunterricht, welche beyde leſenswerth ſind.

B.

Vertheidigung des gemeinen Menſchenverſtandes gegen die Anmaaßungen der Philoſophen. Frankfurt am Main, bey Eichenberg. 1801. 82 Seit. 8.

Der Zweck des Verf. iſt, laut der Vorrede (S. VIII.), „zu „zeigen, daß eine vollkommen durchgeführte Spekulation „zum Reſultat führe, daß ihre Forderung, Alles ergründen „zu wollen, eine Anmaaßung enthalte, indem ſie von allem „dieſem (?) nichts ergründen könne; daß ihre Bekämpfung „der Ueberzeugungsgründe des gemeinen Menſchenverſtandes „ein Gefecht mit ihren eigenen Geſchöpfen ſey, indem ſie „auf falſche Vorausſetzungen beruhe; und daß endlich der gemeine Menſchenverſtand nicht ſo arm ſey, um ſich genöthigt „zu ſehen, von der Spekulation Beruhigungsgründe zu er-

„hätten; sondern daß vielmehr seine Ansicht allein Beruhigung gewähren könne, und daß folglich der Nutzen der Spekulation nur darin bestehe, uns wieder auf den Gesichtspunkt zurück zu führen, der uns durch Zweifel entrückt wurde.“

Der Zweck ist eines Weisen würdig: nur zweifelt Rec. daß er durch eine Abhandlung von 66 Seiten, (denn mehr Raum nimmt diese Materie in der vorliegenden Schrift nicht ein,) erreicht werden könne. Kant hat wenigstens ein dickes Buch schreiben zu müssen geglaubt, um die Gränzen der theoretischen Vernunft, und der Spekulation zu bestimmen. — Indessen wollen wir sehen, was der Verf. geleistet hat.

Die Abhandlung besteht aus 4 Briefen, wovon die zwey erstern nach S. 2 die wichtigsten Einwürfe gegen die Ueberzeugung des gemeinen Menschenverstandes von dem Daseyn Gottes und der Unsterblichkeit der Seele; die zwey letztern aber die Widerlegung dieser Einwürfe enthalten sollen.

In dem ersten Briefe werden die Begriffe von Gott, daß er ein praktisch-moralisches Wesen, Welt- und Menschenschöpfer, selbst aber unerschaffen seyn, als widersprechend bestritten, und gegen den Beweis vom Daseyn Gottes aus dem Gesetze der Kausalität, eingewendet, daß dieses Gesetz bloß in der Welt der Erscheinungen, als kennbar, mithin zum Beweis vom Daseyn Gottes, als eines übersinnlichen Wesens, ganz untauglich sey.

Hierauf antwortet nun der dritte und vierte Brief, daß wir eben so wenig das Daseyn einer Außenwelt, als des Daseyn Gottes beweisen können, und daß also der Verf. des ersten Briefes, der dieses läugne, und jenes annehme, inkonsequent sey. Daß das Daseyn Gottes nicht durch das Gesetz der Kausalität könne bewiesen werden, sey allerdings richtig; allein auf dieses Gesetz berufe sich auch der gemeine Menschenverstand nicht, um sich vom Daseyn Gottes zu überzeugen. Er halte sich an das Gefühl: und die Ahnung eines höchsten Wesens, deren Quelle sich unsern forschenden Blicken verberge, sey zu seiner Beruhigung hinreichend (S. 60). Der Grund aller Wahrheit sey überhaupt

haupt nicht in den Systemen; sondern außerhalb derselben, in dem Gefühl anzutreffen (S. 62).

Der gemeine Menschenverstand weiß also den Zweifeln und Einwürfen der Spekulation nichts als Gefühl und Ahnungen entgegen zu setzen, und, wenn man es genau besieht, ist er mit seiner Gegnerinn, der Spekulation, in die Hauptsache einverstanden. Denn der gemeine Menschenverstand giebt der Spekulation zu, daß das Gesetz der Kausalität außer der Sinnenwelt keine Anwendung habe, mithin sich vermittelst desselben, das Daseyn Gottes nicht beweisen lasse (S. 59). Er giebt zu, daß wir von Gott keinen Begriff; sondern nur ein Bild haben, das von unserer eingeschränkten Natur hergenommen ist; daß wir uns also Gott und die tugendhaftesten Menschen vorstellen können (S. 58) u. s. w. — Aber das Schlimmste ist, daß der gemeine Menschenverstand noch unvernünftiger ist, als die Spekulation; denn ob er gleich weiß, daß das Bild, das er sich von Gott entwirft, auf Gott gar nicht paßt (S. 57); ob ihm gleich Gott ein unnennbares, völlig unbekanntes Wesen, und der Begriff von ihm ein leerer Begriff ist (S. 57. 58): so ist ihm Gott doch „das „höchste Wesen, dessen Ahnung ihn mit Zutrauen und „Hoffnung erfüllt; und es giebt Augenblicke, wo diese „Ahnung, gleich einer Stimme aus einer andern Welt, zu „ihm herüber tönt, und die fürchterliche Nacht seiner Zweifel, wenn auch nur vorübergehend, erhellt.“ (S. 60). Ja, er freut sich sogar darüber, daß er nicht im Stande ist, Gott zu fassen (S. 58); — also ein Bild, von dem der gemeine Menschenverstand weiß, daß es auf Gott nicht paßt, kann ihn mit Zutrauen und Hoffnung erfüllen; und Unvermögen und Schwäche ist für ihn ein Grund der Freude! — Dieß sind nicht Aussprüche des gemeinen Menschenverstandes; sondern die grundlosesten Verbindungen von Begriffen, deren nur der philosophische Mysticismus fähig ist!

Im vierten Briefe philosophirt der Verf. nicht besser über die Seele. Der gemeine Menschenverstand giebt der Spekulation wieder zu, daß wir vom Daseyn der Seele schlechterdings nichts wissen, d. i. durch keine Vernunftgründe davon

von überzeugt sind (S. 63); unsere Ueberzeugung davon beruhe auf einem bloßen Gefühl (S. 65). Dieses Gefühl zeige uns das Ich nicht als ein Handeln; sondern als ein handelndes: (ob wohl Fichte, der des Verf. Lehrer zu seyn scheint, mit diesem handelnden Ich zufrieden seyn wird?) — Und nun kommt der Verf. am Ende des vierten Briefs, in das Handeln hinein, und folgert daraus auf die leichteste Art von der Welt, daß, da das Ziel unsers Handelns in der Ewigkeit liege, wir auch ewig seyn müssen. So wäre die Unsterblichkeit der Seele mit einem Federstrich bewiesen. — Guter Christian Wolff, wie sehr hättest du die deine Beweise von dem Daseyn Gottes und der Unsterblichkeit der Seele erleichtern können, wenn du die Zauberkraft der Wörter: Handeln, Freyheit, Selbstzweck, Würde der Menschheit u. s. w. gekannt hättest! —

Diesem Büchelchen ist eine Abhandlung über politischen Fanatismus angehängt, die vielleicht das Beste daran ist.

Hd.

Intelligenzblatt.

Ankündigungen.

Bey Friedrich Nicolai, Buchhändler in Berlin, werden in der Leipziger Oster-Messe 1803 fertig:

Bibliothek, neue allgemeine deutsche, LXXIII. bis LXXVIII. Bd. gr. 8.

— — — derselben, Anhang vom XXIX. bis LXVIII. Bde, zweyte und dritte Abtheilung, enthaltend die noch übrigen Anzeigen der von 1796 bis 1800 erschienenen Bücher, nebst doppelten Registern über den XXIX. bis LXVIII. Bd. gr. 8.

Biesters, J. E., neue Berlinische Monatsschrift. Jahrgang 1802. Julius bis December. 8.

— — derselben, Jahrgang 1803. Jänner bis Mai. 8.

Hennert, C. W., Anweisung zu Taxation der Forsten, 2r Th. 2e Aufl. gr. 8.

Geschichte Eduard Humbers, oder, die Folgen allzu rascher Handlungen, von Justus Freyer. 2 Bde. 8. (Roman)

Hüllmann, Karl Dietrich, Historische und Staatswissenschaftliche Untersuchungen über die Natural-Dienste der Gutsunterthanen, nach Fränkisch-Deutscher Verfassung, und die Verwandlung derselben in Geld-Dienste. 8.

Klein, E. F., Annalen der Gesetzgebung und Rechtsgelehrsamkeit in den K. Preuß. Staaten. XXII. Bd. gr. 8.

Lavoisier, Antoin Lorenz, System der antiphlogistischen Chemie. Aus dem Französischen übersetzt, wie auch mit Anmerkungen begleitet von Dr. S. F. Hermbstädt.

Zweyte durchaus verbesserte Ausgabe. Mit 10 Kupfertafeln und dem Bildnisse des Verfassers. 2 Bde. gr. 8.

Martius, Jo. Mic., Unterricht in der natürlichen Magie, oder, zu allerhand belustigenden und nützlichen Kunststücken, völlig umgearbeitet von G. E. Rosenthal. Auch unter dem Titel: Die natürliche Magie, aus allerhand belustigenden und nützlichen Kunststücken bestehend, erstlich zusammengetragen von J. C. Wiegleb, fortgesetzt von G. E. Rosenthal. XVII. Bd. mit 10 Kupfertafeln. gr. 8.

Rambach, Friedrich, Fragmente über Deklamation. Zur Erläuterung des 3ten und 4ten Bds. des Odeum's 2s Heft. 8.

Schwab, Joh. Christoph, Ueber die Wahrheit der Kantischen Philosophie, und über die Wahrheitsliebe der Allgemeinen Literaturzeitung zu Jena, in Ansehung dieser Philosophie. gr. 8.

Vertheidigung Friedrichs des Großen, in Ansehung der Fehler, welche ihm in der Charakteristik der wichtigsten Ereignisse des siebenjährigen Krieges schuld gegeben werden. Nebst einem Anhange über die Erfindung der schrägen Schlachtordnung. gr. 8.

Zerrenner, G. H., der deutsche Schulfreund, ein nützliches Lesebuch für Lehrer an Bürger- und Landschulen. XXVIII. Th., oder, des neuen deutschen Schulfreundes IV. Th. 8.

Künftig kommen heraus:

Forsyth's, Wilhelm, Anweisung zur Kultur der Fruchtbäume; einer neuen Methode sie zu beschneiden und aufzuziehen. Nebst neuen und verbesserten Anmerkungen über die Krankheiten und Mängel aller Arten von Wald- und Fruchtbäumen, und einer besondern Art sie zu kuriren, auf Befehl der englischen Regierung bekannt gemacht. Mit Kupfertaf. gr. 8.

Klügels Encyklopädie, oder zusammenhängender Vortrag der gemeinnützigsten Kenntnisse, sechster Theil in 2 Bänden, enthaltend die Geographie nach einem gemeinnützigen Plan, von J. A. Remer. gr. 8.

Mösers patriotische Phantasieen. I. bis III. Th. Neue verbesserte Aufl. gr. 8.

Bildnisse.

Bildniß des Herrn Joh. Isaak Berghaus, Königl. Preuß. Kleve-Märkischer Regierungs-Kalkulator in Kleve. gr. 8. 4 Gr.

— — des Herrn Thaddäus Antonius Dereser, Dr. und Professor der (kathol.) Theologie zu Heidelberg. gr. 8. 4 Gr.

— — des Herrn Theodor Hagemann, der Rechte Doktor, Königl. Großbritann. und Kurfürstl. Braunschweig-Lüneburgischer Ober-Appellationsrath zu Zelle. gr. 8. 4 Gr.

— — des Herrn Karl Georg Heinrich Graf von Hoym, Königl. Preuß. wirklicher Geheimer Staats-Kriegs- und dirigirender Minister in Schlesien ꝛc. gr. 8. 4 Gr.

— — des Herrn Johann von Müller zu Sylfelden, des H. R. R. Ritter und K. K. Hofrath ꝛc. gr. 8. 4 Gr.

— — des Herrn Franz Oberthür, der heil. Schrift und beyder Rechte Doktor, des Kollegiatstifts zu Haug Kapitular, Fürstl. Würzburgscher Konsistorial- und geistl. Rath ꝛc. zu Würzburg. gr. 8. 4 Gr.

— — des Herrn Julius August Remer, Herzogl. Braunschweigischer Hofrath und Professor der Geschichte und Philosophie zu Helmstädt. gr. 8. 4 Gr.

— — des Herrn Dr. Karl Ludwig Wildinow, Professor der Botanik und Naturgeschichte am Coll. Med. Chirurg. in Berlin. gr. 8. 4 Gr.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Der König von Preußen hat den Professor bey der Militär-Akademie in Berlin und französischen Prediger daselbst, Herr J. P. F. Ancillon, für das Sr. Maj. zugesandte Exemplar

Exemplar seines neuen Werks: Tableau des Révolutions du Système politique de l'Europe depuis la fix du 15ième siécle, die große goldene Medaille der Akademie der Wissenschaften übersand, und ihn, mit Ertheilung einer Pension, zum Hierographen des Preuß. Hauses ernannt.

Anzeige kleiner Schriften.

De Historia Geographiae. Dissertatio historica, quam Praeside J. M. Schroeckhio, Philos. Doct. Histor. Prof. Ord. etc. Die XII. Junii MDCCCII. defendet Auctor J. A. Zeune, Philos. Doctor. Partes II. Vitebergae, typis Charisii. MDCCCII. 4½ Bog. 4.

Der Verfasser redet in der Einleitung von dem Nutzen des geographischen Studiums, und seinem großen Einflusse auf die Ausbildung und Kultur andrer Wissenschaften. Er geht die bisher üblichen Eintheilungen der Geographie durch, zeigt die Mangelhaftigkeit derselben, und thut hierauf den Vorschlag, jene Wissenschaft in die subjektive Geographie oder Erdkunde, und in die objektive oder Erdbeschreibung einzutheilen. Diese Eintheilung legt er zum Grunde, giebt eine gedrängte Uebersicht desjenigen, was in der Geschichte beyder geleistet worden ist, und liefert hierauf selbst einen kurzen Abriß derselben, von den ältesten bis auf die gegenwärtigen Zeiten; welcher von seiner tiefern Sachkunde und ausgebreiteten Belesenheit, sowohl in den Klassikern, als den Geographen und Historikern der mittlern und neuern Zeit einen rühmlichen Beweis giebt, und uns zu dem Wunsche veranlaßt, daß es ihm gefallen möchte, diesen wichtigen hier nur skizirten Gegenstand, einmal ausführlicher abzuhandeln.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Sieben und siebenzigsten Bandes Erstes Stück.

Drittes Heft.

Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Briefe aus der Hauptstadt und dem Innern Frankreichs, von *F. J. L. Meyer. Erster Band.* 227 S. *Zweyter Band.* 234 S. 8. Tübingen, bey Cotta. 1802. 2 Rthlr. 12 gr.

Der bereits durch mehrere andere Schriften rühmlichst bekannte Verf. liefert uns hier die Resultate der Beobachtungen, die er während eines viermonatlichen Aufenthaltes theils in Paris, theils in Bordeaux (im Jahr 1801.) zu machen Gelegenheit fand. Wiewohl nun Rec. eben nicht behaupten möchte, daß man gerade eine Totalansicht von der Lage der Dinge in Frankreich, durch dieses Werk bekommen könnte: so gesteht er dennoch mit Vergnügen, daß es eine Menge höchst interessanter Bemerkungen und Anekdoten über die Vorfälle des Augenblicks, über Bonaparte und dessen häusliches Leben, über den Zustand der Künste und Wissenschaften, über die merkwürdigen Pariser Sammlungen, die berühmtesten französischen Gelehrten, die Sitten und Vergnügungen der Hauptstadt, u. s. w. enthält, in denen allen der Mann von Geist, Geschmack und Kenntnissen nicht verkannt werden kann. Rechnet man nun noch eine Reihe sehr nützlicher Notizen für künftige Reisende, und eine Menge wichtiger merkantilischer Nachrichten aus Bordeaux hinzu: so ergiebt sich von selbst, daß dieses Werk seinen unbezweifelten Werth behält. Schade, daß der Verf. seine Reise durch die südlichen

Departements nicht realisieen konnte, und daß er uns also nichts als einige unbedeutende Fragmente aus einem ziemlich alten Tagebuche zu geben im Stande war.

Was den Styl dieses Werkes betrifft: so will Rec. nur folgende Bemerkung darüber machen. Der Verf. ist ein Mann von Geist und Geschmack, der die Sprache in seiner Gewalt zu haben scheint, und der im Ganzen eine sehr glückliche Darstellungsgabe besitzt; aber er vergißt bißweilen, daß der zu geschmückte Vortrag leicht an den affektirten streift, und daß ein Schriftsteller, wie Meyer, durchaus vortrefflich seyn muß.

Da dieses Werk übrigens keines zweckmäßigen Auszuges fähig ist: so will Rec. nur mit der Versicherung schließen, daß es unter die vorzüglichsten und gehaltreichsten Reisebeschreibungen gehört, die in den letzten Paar Jahren in Deutschland erschienen sind. Wahrscheinlich wird es bey dem Abdruck dieser Anzeige schon allgemein gelesen worden seyn.

Gb.

Hugh Boyds Gesandtschaftsreise nach Ceylon. Mit historisch-statistischen Nachrichten von dieser Insel, und dem Leben des Verfassers, herausgegeben von Lawrence Dundes Campbell. Aus dem Englischen. Hamburg, bey Hoffmann. 1802. 19 Bog. 8. 18 gr.

Boyd war bisher ein eifriger Oppositionsschriftsteller gewesen, als er in die Dienste des Lords Macartney trat, als dieser zu seinem Gouvernement von Madras abgieng, mit dem er daselbst 1781 anlangte. Kurz darauf eroberten die Engländer Trincomale auf Ceylon, und Boyd begleitete diese Expedition als Deputirter des Gouverneurs, und reiste sogleich nach Bestürmung des Ortes nach Candy, mit einem Auftrag des Gouverneurs an den König. Als er wieder zurücksegeln wollte, gerieth er in französische Gefangenschaft, nach den Inseln Mauritius und Bourbon; begab sich nach erlangter Freyheit wieder nach Madras, und wollte seine Gesandtschaftsreise nebst Nachrichten von Ceylon und den beyden fran-

französischen Inseln bearbeiten; starb aber 1794. Sein Freund Campbell gab also im vorigen Jahre, nebst andern Schriften dieses Mannes, auch seine Gesandtschaftsreise nach Ceylon heraus. Da diese Insel durch den letzten Friedensschluß einen Zuwachs an politischer Wichtigkeit erhalten: so konnte diese Reise für Freunde auswärtiger Länderkunde, leicht eine große Erwartung erregen; die sie aber gar nicht befriedigt. Der Herausgeber meine zwar, sie sey ein Seitenstück zu Syme's und Turner's Gesandtschaftsreisen nach Ava und Tibet; allein das ist sie gar nicht, da diese eben so reich an geographischen und statistischen Nachrichten sind, als jene davon leer ist. Sie ist bloß ein trockenes Tagebuch seiner Reise von Trincomale nach Candy, und wieder zurück, einer Reise von 172 englischen Meilen, und unterhält den Leser bloß mit Nachrichten von ausgestandenem Mangel und Unbequemlichkeiten, von Mißtrauen, Langsamkeit und Unentschlossenheit der Insulaner, von steifer Befolgung alter Gebräuche, und sklavischer Unterwerfung unter die Vorschriften eines demüthigenden Hofceremoniels. Das Resultat der ganzen Reise ist, daß Boyd im Namen der Regierung zu Madras dem König zu Candy einen Antrag zu einer Alliance gegen die Holländer that; die aber der König abwieß, bevor nicht der König von Großbritannien selbst an ihn schreiben würde, und sich nur dahin beschränkte, den Engländern seine Freundschaft zu versprechen, und ihnen in Trincomale Zufuhre von Lebensmitteln zu gestatten, ohne die sie sich daselbst nicht hätten halten können. Dieses uninteressante Tagebuch hat nun der Herausgeber dadurch etwas anziehender zu machen geglaubt, daß er demselben historisch statistische Nachrichten von Ceylon vorausgeschickt hat. Sie sind aber meistens nur die alten Nachrichten des Engländers, Knox, und enthalten nicht viel mehr, als was wir bereits von unsern Landsleuten Wolf und Eschelskroon wissen; die statistischen Nachrichten wollen gar nichts sagen. Das Wichtigste scheint uns die ganz kurze Geschichte des Handels und der Verbindungen zu seyn, worin Römer, Araber, Venetianer, Portugiesen und Holländer nach und nach mit Ceylon gestanden haben.

Dr.

Reise durch den Propontis und Pontus Euxinus, von J. B. Lechevalier, Mitglied der freyen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste zu Paris, der Akademieen zu Göttingen, Kossel und Madrid. — Aus dem Französischen übersetzt. Mit 6 Charten. Liegnitz, bey Siegert. 1801. 222 S. und Vorrede nebst Inhaltsanzeige. XIV. S. gr. 8. 1 Rt. 16 K.

Dem literarischen Publikum ist Herr Lechevalier bereits hinlänglich bekannt durch seine Beschreibung der Ebene von Troja; welche nicht nur in der ersten Ausgabe mit Anmerkungen und Erklärungen vom englischen Gelehrten Dalzel, aus dem Englischen übersetzt, und mit Vorrede, Anmerkungen und Zusätzen von Herrn Heyne begleitet; sondern auch nach dem Französischen der zweyten Ausgabe von Herrn Lenzey bearbeitet, und mit mancherley Zugaben von ihm selbst und Anderen bereichert, in Deutschland erschienen ist.

Von beyden Werken hat Rec. in dieser neuen Bibliothek eine ausführliche Anzeige gemacht, und ihnen neben einigen gemachten Ausstellungen das gehörige Lob ertheilt. Ein gleiches kann er dieser Reisebeschreibung, wenigstens ohne Einschränkung, nicht ertheilen. Er erwartete hier recht viel Belehrung, ja selbst eine Vervollständigung und Erweiterung unserer geographischen und statistischen Kenntnisse von jenen wichtigen Gegenden, welche in den Händen einer kultivirteren und industriöseren, die Vorzüge einer solchen Besitzung kennenden und benutzenden Nation, Konstantinopel gar leicht zur Hauptstadt Asiens erheben könnten. Aber seine Erwartung ist nur zum Theil befriedigt worden. Das Original ist zu Paris bey Dentu 1800 in zwey Oktavbänden erschienen. So weit wir diese Uebersetzung, ohne sie mit dem Originale verglichen zu haben, beurtheilen können, scheint sie uns treu zu seyn. Auch ist sie in richtigem und lesbarem Style verfaßt. Das Werk selbst zerfällt in fünf Theile. Der erste enthält die Charten und Beschreibungen des Propontis, der Ebene von Brussa in Bithynien, (welche L. fälschlich für die Hauptstadt dieses Landes ausgiebt) und zuletzt das Gemälde des Hellespont. Im zweyten findet sich die Charte des thracischen Bosporus (nicht: Bosphorus), und eine umständ-

ständliche Topographie seiner Ufer. Die älteren Monumente Konstantinopels sind der Gegenstand des dritten Theils. Der vierte befaßt die Charte dieser Hauptstadt und die Beschreibung ihrer neuesten Denkmäler. In diesen etwas trockenen und einförmigen Stoff hat er durch historische, aus verschiedenen berühmten Schriftstellern, als Gibbon, Cantemir und Delacroix, gezogene Citate mehr Abwechselung zu bringen gesucht. Die im fünften Theile enthaltenen geographischen Beobachtungen über den Pontus Euxinus hat er größtentheils dem Ingenieur-Obersten Lafitte zu verdanken, welche ihm ein Freund desselben, Monnier, jetziger Unterdirektor der Kriegsbaukunst zu Genf, mitgetheilt hat. Das Gemälde von Konstantinopel bleibt immer, selbst nach Herrn Lechev. Angabe, der Hauptgegenstand dieses Werks, und die Gemälde vom Propontis und Pontus Euxinus hat er nur beygefügt, damit die Vorzüge jener Hauptstadt über alle Städte der Welt desto mehr in die Augen fielen. Daß die ersten beyden Theile nichts Neues, hingegen manches Unrichtige enthalten, ist schon von andern literarischen Blättern erinnert worden; aber in der Beschreibung von Konstantinopel, wie es jetzt nach Anlage und Ausdehnung beschaffen ist, mit steter Rücksicht auf das, was es in früherer Zeit vor Besitznehmung der Türken war, hat Herr L. etwas so Genaues und Vollständiges geleistet, daß er alle seine Vorgänger übertroffen hat. Gekannt und genutzt hat L. des P. Gillies Beschreibung und die Zeichnungen von Konstantinopel, welche sich in Bandurii imperium orientale befinden. Dagegen scheint er eine Zeichnung der Stadt, von Bondelmonte im Jahr 1422 gemacht, welche nebst der Beschreibung in der Pariser Ausgabe des Cinnamus steht, nicht gekannt zu haben. Eben so können wir unsern Lesern Lechevaliers Beschreibung der neuen Stadt empfehlen, welche noch ausführlicher ausgefallen ist. Merkwürdig ist die hier aus Toderini mitgetheilte Nachricht von der Bibliothek des Serails, daß unter einer ansehnlichen Anzahl griechischer und lateinischer Handschriften kein Livius aufzufinden gewesen. Die Beschreibung der Küsten des schwarzen Meeres im fünften Theile enthält eigentlich nur kurze allgemeine Nachrichten von den meisten dortigen Landstrichen, welche meistentheils aus andern Werken schon bekannt sind; dagegen sind die Nachrichten, welche L. dem Obersten Lafitte verdankt, sehr lehrreich und interessant; z. B. von den Abasgen am Caucasus; jedoch

nur von den westlichen Theilen des Landes, wo die Türken jetzt auch Etablissements errichtet haben; denn die größeren östlichen Landstriche, wo einst die Türken noch bedeutendere Besitzungen hatten, berelßte Lafitte nicht. Eine eigene Prüfung eines Sachverständigen würde das erfordern, was Lech. am Schlusse seines Werks beybringt: über die Leichtigkeit, Konstantinopel zu erobern, und über die Mittel, dasselbe vor einem Ueberfalle von der Seite der Meerenge am schwarzen Meere zu vertheidigen und beynahe unbezwinglich zu machen. — Zugegeben sind dem Werke sechs Charten, nämlich: 1) eine Charte von mar di marmora, oder von der Propontis der Alten, meistens nach d'Anville. 2) Den Plan der Dardanellen oder des Hellespont. Hier ist die Ausdehnung des thracischen Chersonesus besser und richtiger dargestellt, als auf dem ersten Blatte; übrigens aber giebt diese Charte den Simois und Scamander nach dem hypothetischen Laufe des Verf. 3) Die dritte Charte enthält Brussa und die umliegende Gegend. Hierauf 4) eine Charte, welche die thracische Meerenge darstellt. Hier haben wir einen herrlichen Anblick fast ununterbrochen sich an einander hinziehender Wohnorte; wie diese Küste auch das Buch selbst beschreibt. Das fünfte Blatt giebt eine topographische Zeichnung Konstantinopels, so wie 6) die letzte Charte das schwarze Meer mit den angränzenden Ländern darstellt. Wenn jedoch dieses sechste Blatt, mit Fachs kritisch verfaßter Charte verglichen, schwerlich die Prüfung aushalten möchte: so haben wir dagegen auf dem fünften Blatte einen so genauen und ausführlichen geometrischen und topographischen Abriß von Konstantinopel erhalten, als wir bis jetzt noch nicht besaßen; dieß verrathen schon die Verkehrungen, welche Lech. mit dem Ingenieur Kauffer, unter des Gesandten Choiseul-Gouffier's Schutze, zur Anfertigung desselben traf. Beyde bemühten sich erstlich aus zwanzig abgemessenen Standlinien den Umfang der Stadt, sammt den Punkten der meisten Hauptgebäude, zu bestimmen. Drey Monate hindurch arbeiteten sie, bis sie den Hauptentwurf ganz zu Stande brachten; und dann erfolgten erst die einzelnen Untersuchungen im Innern der Stadt. Herr Lech. gesteht selbst, daß ihm, außer Gilles oben angeführten Zeichnungen, auch d'Anville's Untersuchungen nützliche Dienste geleistet haben.

Kb.

J. Barrow's, ehemal. Sekretärs des Grafen v. Macartney und Oberrechnungsrathes auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, Reisen in das Innere von Südafrika in den Jahren 1797 und 1798. Aus dem Englischen mit Anmerkungen übersetzt. Mit einer Charte und einem Sachregister. Leipzig, bey Rein. 1801. 1 Alph. 12 Bog. gr. 8. 2 Rth. 18 gr.

So sehr die Franzosen ihre Besitznehmung von Aegypten darzu genutzt haben, die Früchte derselben der Welt in mehreren Schriften mitzutheilen: so wenig haben hingegen Engländer geeilt, von ihren während des vorigen Kriegs in allen Welttheilen gemachten Eroberungen, Beschreibungen herauszugeben; und diese Reise Barrow's ist unsers Wissens die erste literarische Folge derselben. Es war 1795, als die Engländer die holländische Capkolonie, ohne viele Mühe, wegnahmen; 1797 langte der Graf Macartney daselbst an, um die Gouverneurstelle zu übernehmen. Eine seiner ersten Maaßregeln war, eine Reise durch das Land zu veranstalten, um theils einen von den Pächtern verjagten Landdroß wieder einzusetzen; theils Nachrichten von den entfernten Theilen der Kolonie einzuziehen, und das gute Vernehmen mit den benachbarten Nationen herzustellen. Er brauchte darzu seinen, schon aus der Gesandtschaftsreise nach China bekannten, Sekretär Barrow. So bescheiden dieser auch von dieser seiner Arbeit spricht: so können wir doch versichern, daß seine Reisebeschreibungen von Allen, die die neuesten Reisebeschreiber von und nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung gelesen haben, doch noch mit einem vorzüglichen Interesse gelesen werden wird. Sie enthält, was der Titel des (1801 heraus gekommenen) englischen Originals sagt, Bemerkungen über die Geologie und Geographie des südlichen Theils von Afrika, eine Naturgeschichte aller auf dieser Reise aufstoßenden Gegenstände, vom physischen und moralischen Charakter der mancherley angränzenden Völkerstämme, und eine Beschreibung des gegenwärtigen Zustandes dieser großen Kolonie. Der Verf. hat zu seiner Reise und deren Beschreibung viele und mannichfaltige Vorkenntnisse, Wahrheitsliebe und Unparteylichkeit, einen geübten Beobachtungsgeist und nicht ge-

meinen Scharfblick, mitgebracht. Ohne daß er absichtlich darauf ausgeht, die bisherige Regierung des Landes zum Vortheil der Englischen zu verkleinern: so springt doch aus allen, dem Verf. aufgestoßenen, Erfahrungen die Erbärmlichkeit der seitherigen Verfassung der Capkolonie, die äußerste Vernachlässigung aller Erziehung, wissenschaftlichen Kultur, und Aufmunterung zur gemeinnützlichen Thätigkeit, die Trägheit, Dummheit, Unsauberkeit und barbarische Grausamkeit der holländischen Pächter, zumal in der Ferne von der Hauptstadt, die zu wenige Nutzung dessen, was der Boden trägt oder tragen kann, zur Beförderung des Handels und zur Aufnahme der Kolonie, so lebhaft in die Augen, daß man mehr als einmal in die Versuchung geräth, die Zurückgabe des Vorgebirges der guten Hoffnung in so nachlässige Hände eben so sehr zu bedauern, als man vorher die Verdrängung der Franzosen aus Aegypten bedauert hatte. Wenigstens unterläßt es der Verf. nicht, allenthalben Winke zu Verbesserungen unter der neuen englischen Regierung, zu geben; z. B. zu besserer Kultur des Weinstocks — er findet bis jetzt keinen Stab oder Baum sich anzuschlängeln; sondern wird höchstens wie ein Johannisbeerstrauch behandelt; zu mehrerm Getraidebau — entfernte Pächter lassen ganze Qu. Meilen Landes ungebaut liegen, bauen höchstens so viel Korn, als sie brauchen, oder thun auch das nicht einmal aus Faulheit, sondern tauschen ihren Hausbedarf gegen Vieh ein; zu ausgebreiteter Viehzucht — große Heerden Rindvieh werden einige hundert Meilen weit durch große und Wasserleere Wüsten nach der Hauptstadt getrieben, wo sie ausgehungert ankommen, und so wie sie sind, sogleich geschlachtet werden — daher das elende Capsche Fleisch; — zu sorgfältigerer Holzkultur, und leichtem Transport zur Hauptstadt; zum Anbau oder Benutzung des Zuckerrohrs, des Oehlbaums, Flachs und seifenartiger Pflanzen; zu Anlegung neuer Seehäfen, Schiffswerfte und Ankerplätze, u. s. w. Das Buch selbst besteht aus sechs Kapiteln. 1) Allgemeine Uebersicht der Capkolonie und ausführlicheren Beschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung. Das Gebiet der Kolonie macht ein Parallelogramm aus, dessen mittlere Länge 350 und die mittlere Breite 233 englische Meilen beträgt, und also einen Flächeninhalt von 128150 englische Qu. Meilen enthält; aber doch nur, die Bevölkerung der Hauptstadt ausgenommen, von ohngefähr 12000 Weißen bewohnt ist. Unfruchtbare, dürre

Ebe-

Eienen, oder ungeheure Gebirgskeeten, die höchſtens mit ſcharfen, ſtzigen und ſchädlichen Pflanzen bewachſen ſind, machen wenigſtens die Hälfte deſſelben aus. Die Capſtadt hat 1100 Häuſer in geraden, parallelen Gaſſen, und mit Einſchluß der Soldaten 6000 weiße Einwohner und 12000 Sklaven. Als die Engländer die hier gewöhnliche Tortur und das Rädern abſchafften, hielt ein Scharfrichter zur Schadloshaltung um einen Jahrgehalt an, und ein andrer erhieng ſich. Das Land wird dermalen in vier Bezirke, in den 1) Cap. 2) Stellenbuſch- und Drakenſteenſchen, 3) Zwellendammſchen und 4) den Groaf-Reynet-Diſtrikt, eingetheilt. 2) Reiſe vom Vorgebirge der guten Hoffnung über die Karroo oder die dürre Wüſte nach Groaf-Reynet, zur Einſetzung des verjagten Droßden. Hier fand der Verf. verſchiedene von franz. Hugonotten abſtammende Anſiedler, die ihre Mutterſprache vergeſſen hatten, ſich meiſtens auf Weinbau legten; aber mit weit mehr Anſtand und Bequemlichkeit lebten, als die ſchmutzigen, plumpen holländiſchen Bauern. 3) Reiſe in das Land der Kaffern, bis zum Sitz des Kafferkönigs. Sie geſchah, um im Namen des Gouverneurs die alten Verträge zu erneuern, die den großen Fiſchfluß, der 10 Längen grade öſtlich von der Capſtadt entfernt fließt, zur gemeinſchaftlichen Gränze der Kolonie und des Kafferlandes machen. Die Kaffern ſelbſt werden als ein wohlgebauter, ſchöner Schlag von Menſchen, mit viel geſundem Menſchenverſtand beſchrieben. In der Nähe der Mündung des van Staackenfluſſes hat man Bleyerze gefunden, die in 200 Pf. Erz 100 Pf. reines Bley und 2 Unzen Silber enthalten ſollen; noch aber wird der Bau vernachläſſigt. Auch der Verf. glaubt, daß das Volk der Hottentotten durch die grauſame Behandlung der Koloniſten in kurzem ganz werde ausgerottet ſeyn, deren Zahl der Verf. gegenwärtig noch auf 15000 anſchlägt. Da man hier keine Art von Uhren kennt: ſo werden die Peitſchenhiebe, die der Unglückliche erhalten ſoll, nicht nach ihrer Zahl, ſondern nach der Zeit beſtimmt, in der der holländiſche Tyranne in ſeinem Phlegma einige Pfeifen Tabak geſchmaucht hat. Wenn das elende Vorſpannvieh ſich die Knie zerfleiſchte, um den Wagen des Verf. fortzubringen, ſtach und ſchnitt der Eigenthümer und Begleiter deſſelben es mit einem ſcharfen Meſſer in den fleiſchichten Theil der Schenkel, ſo daß es unter weiten blutenden Oeffnungen fortziehen mußte! Bißweilen übte man dieſe Grauſamkeit ſogar an Naſe und Zunge aus. Bey den Kaf-

fern ist die Beschneidung im achten Jahr, doch ohne alle religiöse Absicht, eingeführt. 4) Reise in das Land der Buschmänner, oder wilden Hottentotten, an der nördlichen Gränze der Kolonie, die der Verf. als die elendeste, unglücklichste und häßlichste Menschenklasse auf Gottes Erdboden schildert. Der Zweck der Reise war für sie wohlthätig, um sie, nach Aufhebung gegenseitiger Feindseligkeiten, zu einem friedlichen Leben und zum Ackerbau zu gewöhnen: und es hielt sehr schwer, ehe er sich ihnen nähern konnte. Der Verf. sah hier schreckliche Verwüstungen von Heuschreckenschwärmen, deren Larven die Einwohner essen. Giftige Schlangen tödten sie sogleich mit Tabakssaft aus der Tabakspfeife. Der Verf. bestätigt Vaillants Nachricht von der überhängenden Verlängerung der Schaamlefzen der Hottentottinnen. 5) Rückreise längs der Seeküste nach dem Cap. Hier wird der Leser nach so vielen niederschlagenden Gemälden mit einem reizenden Gemälde einer Hernhuther-Mission überrascht. Drey Hernhuther-Missionarien, deren jeder ein Handwerk trieb, (wie die Missionarien in Otaheiti) hatten hier eine christliche Gemeinde von Hottentotten errichtet, die sie nicht bloß zu Christen, sondern auch zu gesitteten Menschen machten, die sich bekleideten, Garten- und Feldbau und andre nützliche Gewerbe trieben, und ihren Sonntag mit einem rührenden Gesang und sehr vernünftigen Predigt feyerten: statt Unterstützung zu finden, sollten sie durch die Brutalität der benachbarten Landleute ermordet werden, wenn es nicht durch einen englischen Befehlshaber verhindert worden wäre. 6) Reise in das Land der Namaaquas, an der äußersten Gränze der Kolonie an der Westküste. Hier lernte der Verf. die Familie kennen, deren Vaillant erwähnt; die aber über die vorgegebne Herzhaftigkeit dieses Mannes lachte, und ihn vieler Unwahrheiten in seiner zweyten Reise beschuldigte. Auch betrat er die elende Ebne, wo de la Caille die Messung seiner Basis von Cap aus endigte. Aus der Druckerey im Cap erscheint nicht ein einziges Buch. Der Kalender dieses Jahrs setzte eine Mondfinsterniß auf den Tag vor dem Vollmond. Der Verf. prophezeyht auch dieser Nation in wenigen Jahren gänzliche Unterdrückung. Eine Frau bezeichnete die Zeit, seit der sie zuerst Christen habe kennen lernen, durch die Zeit, seit der sie ihren Mund nicht mehr füllen könne. Die Uebersetzung ist in sehr gute Hände gerathen. Die sehr genauen naturhistorischen Beschreibungen aller aufgestoßnen Thiere, Bäume und Pflanzen,

zen, gehören unter die vorzüglichen Eigenheiten dieser durchaus lesenswürdigen Reisebeschreibung.

Dr.

Dresden und die umliegende Gegend, bis Elsterwerda, Bauzen, Teschen, Hubertsburg, Freyberg, Töplitz und Rumburg. Eine skizzirte Darstellung für Natur- und Kunstfreunde. Nebst einem Grundrisse und einer Reisecharte. Pirna, bey Arnold. 1801. 476 S. 8. 1 Rl. 12 gr.

Rec. will nicht in Abrede seyn, daß in diesem Werke hier und da ein Paar neue, wenn auch eben nicht sehr bedeutende Nachrichten zu finden seyn mögen; allein im Ganzen scheint es ihm doch nichts weiter als eine Kompilation aus den frühern Beschreibungen und Wegweisern von Dresden zu seyn. Indessen könnte man das bey einem solchen Werke noch immer hingehen lassen, wenn es sich nur durch seine Form auszeichnete. Leider! muß aber Rec. gestehen, daß es ihn auch von dieser Seite ganz und gar nicht befriedigt hat. Der Verf. mag es herzlich gut meinen, und mag eine Menge brauchbarer Kenntnisse haben; aber sein ganzes Werk trägt noch den Stempel jugendlicher Unreifheit. Von einem Wegweiser wollen wir keine Tiraden, keine poetische Prosa hören; wir wollen mit einem Paar Worten wissen, was da zu sehen ist, ohne uns zu bekümmern, was der Ehrenmann alles dabey empfunden hat. Wer kann es z. B. aushalten, wenn der Verf. fast durch sein ganzes Buch in folgenden Dithyramben spricht: S. 349 ff. „Eine Wiese nahm uns auf, von dichtem „Gebüsch rings eingefaßt. Da floh der Pfad, hinein! „(ein sonderbares Bild!) und die Oberwelt mit ihrem Glanze „verschwand. — Jetzt beginnt eine neue Schöpfung, eine „Welt voll Wunder öffnet sich. Das Erhabene, das Schauer„volle, das Erschütternde schwebt über diesen Gigantenmauern!! tritt aus diesen schwarzen Klüften uns entge„gen, und biegt sich unter dem dichten Laube des wild ver„wachsenen Gesträuchs. (wie spielend!) Dante's Phantasie „würde hier die Bilder des Entsetzens, und die großen Ge„stalten finden, die in seiner göttlichen Komödie wandeln. „Er sey unter dem Blau des Himmels an den blumigten

„Ufern

„Ufern des Arno entschlummert. Noch umschweben ihn die „Träume des Frohsinns und der Liebe. Jetzt sey er in dieses „Felsengrab entrückt. Ein Donnerschlag wecke ihn. Blitze „erleuchten die Nacht um ihn her. Doch er erzähle selbst.“ — Nun geht es fort aus dem Dante cum Commentat. perpet. des Verf. — Wozu das alles? — Um eine ganz artige Gegend zu beschreiben; die aber noch lange keine Alpengegend ist. Eben so bombastische Stellen finden sich nun fast auf allen Seiten, und machen die Lektüre des Buches unausstehlich. Wenn doch solche Schriftsteller bedenken wollten, wie sehr sie sich selbst durch solche Uebertreibungen Schaden thun! Und dann ist es ja überhaupt mit der Landschaftsmalerey durch Worte ein sehr mißliches Ding! Wer eine Gegend nicht durch wenige, aber sichere Striche zu schildern versteht, der lasse sich lieber gar nicht darauf ein. Wenn der Verf. einen Rath annehmen will: so sucht er bey einer etwanigen zweyten Auflage diesen Bombast wegzuschneiden; sein Buch wird dann um Dreyviertel dünner, aber eben darum etwas brauchbarer werden. Die beyden Charten sind sehr gut gerathen; doch könnte die Schrift gefälliger seyn.

Gb.

Geographie der Griechen und Römer. Sechster Theil. Drittes Heft. Kleinasien. Bearbeitet von M. Conr. Mannert, ordentl. Professor der Geschichte zu Altdorf. Nürnberg, bey Grattenauer. 1802. 8. VIII S. Vorrede 624 S. Text und XLVIII Register. 2 Rf. 8 gr.

Das zweyte und dritte Heft des sechsten Theils, die aber vollkommene Bände ausmachen, sind der Geographie Kleinasiens gewidmet. Das zweyte Heft, davon wir B. 73. S. 182 — 188 geredet haben, schränkte sich, in den vier ersten Büchern, auf den östlichen Theil ein; jetzt im dritten Hefte also folgt noch der westliche Theil Kleinasiens, vom fünften bis zum neunten Buch.

Das fünfte Buch, von Paphlagonia, Galatia und Phrygia. Paphlagoniens verschiedene Ausdehnung unter verschiedener Oberherrschaft, Fruchtbarkeit und Völkerschaften. Dann folgt die Ortsbeschreibung an der Seeküste, an welcher die

die Griechen frühzeitig Kolonien anlegten, besonders Amasri's an der westlichen Gränze, und Sinope gegen Osten; Orte des innern Paphlagoniens. Galatia; Geschichte der Einwanderung der Galater aus Europa und ihrer Schicksale. (S. 38 ff.); Ortsbeschreibung zeichnet zuförderst Ancyra aus, die blühendeste Stadt, theils durch ihre vortheilhafte Lage an der Handelsstraße, theils durch den Handel, den sie mit ihrem eigenthümlichen Handelsprodukte, der feinen Wolle oder den Haaren der angorischen Ziegen, trieb. Er führet viele andere unbedeutende Oerter an, unter welchen Pessinus, berühmt durch die Verehrung der Cybele und ihre Priester Galli; und Juliopolis oder die Stadt Gordium, bekannt durch den unauflöslichen Knoten des Königs Gordius, den Alexander M. zerhieb, die merkwürdigsten sind. Phrygia; die alten Loriges; ihre Eintheilung in Großphrygia, Kleinphrygia am Hellespont und Phrygia Epiktetus, oder das erobrte Phrygia, die bis ins vierte Jahrhundert dauerte. Er geht die Städte in zwey Richtungen durch, erstlich die in den nördlichen Theilen, und dann die in dem südlichen Striche, am Flußgebiete des Mäanders. Die erstern sind unbedeutend; unter den letztern sind die merkwürdigsten: Kelänä, wo der Mäander entspringt, auch die Quelle des Marsyas, wo der Mythus vom Apollo und Marsyas, den er geschunden, entstand; Antiochus Soter, der den Ruhm eines Städte-Erbauers behaupten wollte, erbauete hernach einige Meilen weiter, da, wo der Marsyas in den Mäander fiel, eine neue Stadt, die er nach dem Namen seiner Mutter Apamea nannte, wohin er die Bürger jener Stadt führte; Colossä oder Colassä, berühmt durch den Brief, den der Apostel Paulus an die dasige christliche Gemeinde geschrieben hat; Laodicea, Hierapolis, Aphrodisias.

Das sechste Buch, Lycia und Karia, S. 150. Lycia, sonst Mylias, hatte die Solymi zu ersten Einwohnern. Sie hatten eine republikanische Verfassung; jede Stadt war unabhängig; aber alle standen in Verbindung gegen auswärtige Feinde. Ihre Schicksale unter der Perser Bothmäßigkeit, unter Alexander dem Großen, unter den syrischen Königen, und nach Besiegung des Antiochus des Großen unter den Römern, die sie Anfangs den Rhodiern überließen. Die Städte Lyciens, worunter Patara die ansehnlichste war, zugleich durch das Orakel des Apollo berühmt. Karia, von

seinem

seiner alten Bewohnern so genannt, aber von Griechen durchmischt, auch von Lelegern und Kaukoniern. Es gerieth unter die Oberherrschaft der Lydier unter Crösus, dann unter die Perser, blieb hernach im Besitze der Seleuciden, bis die Römer den K. Antiochus M. besiegten, da es alsdann den Rhodiern überlassen wurde. Die Küste gegen Mittag, bis westlich an das Kastell Phönix, gehörte den Rhodiern und hieß Peräa Rhodiorum, das den Rhodiern gegenüber liegende Land. Der Verf. schaltet hier, im fünften und sechsten Kapitel dieses Buchs, die geographische Beschreibung der Insel Rhodus selbst ein; S. 202 — 232. Man lieset sie, die Geschichte der Insel und ihrer Städte, ausführlicher erzählt, mit Vergnügen, obgleich Cellarius die Hauptsache schon enthielt. Alsdann folgt die Beschreibung der übrigen Städte Kariens; im 7. Kap. an der Westküste bis Myndus, oder den dorischen Bund; im 8. Kap. die Städte an der Westküste, die zum Jonischen Bunde gehörten, Miletus ꝛc. und im 9. Kap. die Städte im inneren Lande von Karien. Unter die dorischen Städte gehören: Kindus, nach mythischer Vorstellung vom Triopas gestiftet, und von ihm auch Triopium genannt; (der Verf. sagt öfters ungewöhnlich, nach der Mythe, welche Form des Worts wir nicht zu rechtfertigen wissen. Er müßte richtiger sagen: nach dem Mythus, oder nach dem Mythe. Vermuthlich hat der Verf. im Deutschen dem griechischen Worte einerley Form und Geschlecht mit dem deutschen Worte: die Sage, beygelegt.) Halikarnassus, Myndus ꝛc., die von Doriern erbauet waren.

Das siebente Buch, Lydien, nebst der jonischen Küste und den dazu gehörigen Inseln; S. 291 ff. An der Küste und auf den herumliegenden Inseln, waren die Besitzungen der Jonier, die der Verf. zuerst betrachtet. Er macht drey Absätze zur Erleichterung derer, die Geographie studiren. Ueberhaupt ist es seine Gewohnheit, das Aufsuchen der Oerter durch Stellung, Anordnung und Abtheilung leichter zu machen. In den drey erstern Kapiteln geht er die jonische Küste durch, und beschreibt vom Mittag nach Norden: 1) die Oerter von Priene, durch die Zweige des Gebürgs Mykale, bis an die westliche Spitze der Küste, oder das Vorgebürge Trogilium, vor welcher die Insel Samos liegt, und die Stadt Ephesus. Die Geschichte der Insul und Stadt Samus, ihres ausgebreiteten Handels, ihrer Macht, besonders

unter

unter ihrem Tyrannen Polykrates, und ihrer übrigen Seltenheiten; die Beschreibung der Inseln Ikarus oder Ikaria, Patmus und anderer kleinerer Inseln; endlich auf dem festen Lande, gleich an der Meerenge von Samos, das Panonium, oder der Versammlungsplatz der Städte des jonischen Bundes, der Panormus, oder der Hafen von Ephesus, nahe daran der berühmte Dianentempel und die Stadt Ephesus, machen den belehrenden Inhalt aus. 2) Die Küste Joniens bis Klazomene und die daran liegende Insel Chius, S. 313 ff. Kolophon, Lebedus, Teos, Erythrä und Klazomenä. 3) Die Küste Joniens von Smyrna bis Phokäa, S. 331 ff. Außer der genauen Beschreibung der Küste folgt hier insonderheit die Geschichte der Stadt Smyrna, Anfangs einer äolischen Stadt; wie sie Theseus von seiner Gemahlinn benannt habe, wie sie nachher durch Verrätherey an den jonischen Bund gekommen sey, und wie sie Antigonus, in einiger Entfernung, neu aufgebauet habe. Der Verf. vergißt nicht des Homerions und des wahrscheinlichen Geburtsorts Homers, des Meles flusses ꝛc. Gegen 200 Stad. davon entfernt ist die letzte jonische Stadt Phokäa. — Ein eigenes Land bewohnten die Jonier nie. Der Küstenstrich, den sie inne hatten, reichte von Miletus bis Phokäa; Miletus, Myus und Priene lagen im karischen Gebiete, Ephesus, Kolophon, Lebedus, Teos, Erythrä, Klazomenä und Phokäa, auf Lydischem Grund und Boden, so wie auch die beyden Küsten-Inseln Samos und Chios, wozu noch später Smyrna kam. Sie gehörten zu Lydia und Karia, und kamen in der Folge unter die Bothmäßigkeit der persischen Könige; doch behielten sie ihre alte Einrichtung, hatten ihr Panonium und einen aus ihrem Mittel zum Oberhaupte, der ihr Tyrann hieß. Es folgt nun Lydia im vierten und fünften Kapitel, S. 345 ff. Es war ein sehr kleines Land, das von der westlichen Seite die jonischen Städte einschlossen; die aber im Grunde zu Lydien gehörten, und nie eine eigene Provinz ausmachten. Alyattes und sein Sohn Crösus erweiterten erst ihr Land. Die Städtebeschreibung von Sardis und vielen kleineren, auch von Flüssen und Bergen macht den Beschluß.

Das achte Buch, Aeolien, Mysien und Troas, S. 387 ff. in zehn Kapiteln. 1) Die Besitzungen der Aeolier und ihr Bund bestand Anfangs aus 12 Städten, bis die Jonier Smyrna an sich rissen, da er noch 11 Städte ausmachte.

machte. Sie lagen enge beysammen, zum Theil im inneren Lande, bedeuteten viel weniger, als die jonischen Städte, und unterwarfen sich alle schon dem Krösus. Sie hatten viel mehrere Pflanzstädte auf der benachbarten Insel Lesbus und an der nördlichen Küste von Asien; aber diese gehörten nicht zum äolischen Bunde. Kyme ist unter den äolischen Städten die älteste und wichtigste, von welcher die übrigen entsprossen sind, Temnos, Aegä, Neon, Teichos, Larissa, Myrina, Grynium oder Grynia, Elää, Pitane, Kanä. 2. 3) Mysien. Ueber die Abkunft der Mysier und ihre ursprünglichen Sitze. Es entstanden nachher viele Verwirrungen. Das Land an der Küste der Propontis bis nach Abydus heißt durchgängig Mysia, und zwar zum Unterschied von dem südöstlichen Mysien unter dem Olympus und in den Bergketten des Temnus, Klein-Mysien, so wie das letztere Groß-Mysien. Troas ist von beyden eingeschlossen. Pergamum war eine alte mysische Stadt, die unter persischer Herrschaft schon griechische Einwohner hatte; sonst aber sich nicht auszeichnete. Sie hatte aber zur Seite einen steilen Berg, auf welchem eine Burg errichtet war. Lysimachus errichtete ihn, nach Art der Perser, zu einer Niederlage seiner Schätze. Philetärus, ein Bithynier, ward Kommandant der Besazzung. Er fiel hernach von Lysimachus ab, und benutzte gute Gelegenheiten, sich unabhängig zu machen. Diese kleine Herrschaft hinterließ er seines Bruders Sohn Eumenes. Der nächstfolgende Attalus nannte sich schon König, und sein Nachfolger Eumenes erhielt durch das Geschenk der Römer den größten Theil des vordern Asiens, ward ein mächtiger Fürst, und verschönerte die Residenz Pergamum. 4) Die Insel Lesbus, der ganzen eingebogenen Küste gegenüber, die größte unter allen Küsten-Inseln, die von Griechen bewohnt war. Zwischen ihr und der Küste, eine Menge kleine Inseln. 5 — 8) Troas, S. 449, — 511. Die Gränzen des Reichs Troja bestimmt der Verf. von dem Vorgebürge Lektum an, oder vielmehr vom Antandrus an, gerade der Insel Lesbus gegenüber, westlich das ägeische Meer bis zum Hellespont, nördlich am Hellespont der Fluß Rhodius unter Abydus, und östlich ein Zweig des Gebürgs Ida, von der Stelle bey Zeleja aus, südlich durch bis an die Küste bey Antandrus, so daß es sich von Westen nach Osten ohngefähr acht geograph. Meilen ausdehnet, und der ganze Flächeninhalt funfzig geograph. Meilen beträgt. In die Geschichte und Mythen des

Landes

Landes läßt sich der Verf. nicht ein, und verweiset dießfalls auf die vorzüglicheren Handbücher der alten griechischen Geschichte und auf archäologische Untersuchungen. Unterdessen äußert der Verf. seine Gedanken über einige Punkte, welche Homers Abfassungsart seiner Gedichte und die Existenz eines trojanischen Reichs betreffen, (S. 455 ff.) im Allgemeinen und ohne die Gründe weitläuftig zu verfolgen. Die Ueberzeugung eines Mannes, wie Herr M. ist, verdient allemal Aufmerksamkeit, und man höre also seine eigenen Worte: „Ich glaube, nach meiner individuellen Ueberzeugung, daß nur Ein Mann der Dichter der Iliade sey; in welche aber die spätere Hand der Verbesserer ihm fremde Stellen einzuschieben gewußt hat; daß ich es begreiflich finde, wenn ein Mann die paar tausend Verse einiger Rhapsodien seinem Gedächtnisse anvertrauet, und auf die nämliche Art für andere verpflanzet habe; die zusammenhängende, ausgefeilte Verfertigung derselben, ohne Beyhülfe der Schreibekunst aber für eine absolute Unmöglichkeit halte; daß Schreiben und schriftliche Aufsätze bey den asiatischen, im ausgebreiteten Handel lebenden, Griechen, keine so seltene Sache war, als bey dem auf sein Vaterland eingeschränkten, noch halb rohen Bewohner Griechenlands; daß sich eigentlich ein vielumfassender Handel ohne alltäglichen Gebrauch derselben kaum denken läßt; daß von einem geschriebenen Gesetzbuche bey den Lehrern, noch vor diesem Zeitraume, die Rede ist; daß zur Zeit des Dichters Alkäus oder der Pisistraten Briefe schreiben, als eine gewöhnliche Sache angeführt wird; daß Herodot bey den Joniern aus alten Zeiten, ehe sie noch den Gebrauch des Papyrus kennen lernten, von Ziegen- und Schaafzellen spricht, welche zum Schreiben angewendet wurden. — Ferner, daß Homer sehr frühzeitig in einer oder mehrern der, in den Gegenden um Troja angelegten, und von hier aus erst weiter südlich nach Lesbus und die gegenüber liegende Küste verbreiteten äolischen Kolonien lebte. Daß er aber nicht eher als 160 Jahre nach Troja's Zerstörung leben konnte, weil erst um diese Periode die neuen Pflanzstädte innere Festigkeit und durch ihren Handel zugleich Kultur gewannen; daß daher die Angabe von 160 Jahren nach Troja, in dem freylich viel später geschriebenen Leben Homers, nicht ohne innere Wahrscheinlichkeit ist. — (S. 459.) Die Zweifel aber, ob ja ein trojanisches Reich, ein trojanischer Krieg, in den Zeiten der Vorwelt, ihre Existenz gehabt haben, kann in der Seele

eines Mannes, welcher die Angaben der Alten studirt hat, im Ernste kann entstehen. Ohne Rücksicht auf alle übrigen Gründe, ist wohl der einzige zum Erweis der Wahrheit hinreichend, daß die Aeoller im nächsten Jahrhunderte nach dem Krieg auf dieser Küste Kolonien anlegten, und in denselben das Andenken der alten Geschichte war und zu Homers Zeiten durch die vorgefundenen, oder vielmehr erst errichteten Denkmäler ihrer Helden durch Tempel ꝛc. den Nachkommen hinterließen, welche nicht den geringsten Argwohn gegen die Wahrheit der Geschichte je verriethen." Es folgt hierauf die Ortsbeschreibung; die südlichen Striche bis zum Promontorium Sigeum; die Gegend von Ilium bis zur Küste der Skamander und Simois; Alt- und Neu-Ilium, die östlicheren Orte, Dardania. Der Verf. vergißt die kleinsten Oerter nicht. Schade, daß die Charte zu sehr ins Allgemeine gefaßt ist, als daß man sich solche versinnlichen kann. 9) Kleins Mysien, von Abydus, bis zur Mündung des Rhyndakus, S. 511 ff. 10) Groß-Mysien.

Das neunte Buch, Bithynien, S. 545 ff. in fünf Kapiteln. Die Bithyni waren aus Thracien herüber gewandert, und hießen vorhin Strymonii, weil sie ihre Sitze an dem thracischen Flusse Strymon hatten. Sie lebten, wie eine Menge anderer Völker, frey und unabhängig, geriethen hernach unter lydische Oberherrschaft, und mit dem Falle des lydischen Reichs, unter die Perser, die sie bey ihrer alten Verfassung ließen. Die Bithyni benutzten die Zerrüttungen und Schwächen der persischen Monarchie. Dydalsus widersetzte sich ihren Befehlen, und machte Eroberungen. Seine Söhne und Enkel Botiras, Bas und Zipoetes folgten ihm; aber erst dessen Sohn, Nikomedes, benutzte die allgemeine Verwirrung nach Lysimachus und Seleukus Tode, und wird der erste wirkliche König von Bithynien. In dem 2 — 5. Kapitel giebt der Verf. die Ortsbeschreibung: vom südlichen Bithynien, S. 558 ff.; von den Küstenstädten bis zum Bosporus Thracicus, S. 579 ff.; beschreibt die Propontis, den Bosporus Thracicus und die Nordküste Bithyniens bis zum Flusse Sangarius, S. 593 ff.; endlich die nordöstlichen Theile Bithyniens, oder die später sogenannte Provinz Honorias, S. 688 ff.; Ein Register der merkwürdigsten Namen über die drey Hefte oder Bände dieses sechsten Theils beschließet das Werk.

Es

So hat der Verf. wieder einen Haupttheil seiner alten Geographie vollendet; die Erdbeschreibung Asiens, ganz aus den Quellen geschöpft, berichtigt, und durchaus durch Geschichte erläutert und belebt. Die Geschichte ist für Geographie unentbehrlich, theils zur Erläuterung des Ursprungs und des Wachsthums oder Verfalls eines Landes oder eines Orts, theils auch um durch Erinnerung an die Begebenheiten, dem Theater, auf welchen sie geschehen, Leben und Interesse zu geben. Der Verf. hat die Geschichte bis auf die späteren Jahrhunderte fortgeführt, welche Schicksale die Länder und Städte im Mittelalter gehabt, wie sie zerstört und unter türkische Herrschaft gerathen sind. Dabey hat er die wenigen Reisebeschreibungen, die wir haben, sorgfältig benutzt, um die Ueberbleibsel alter Städte und Oerter aufzusuchen. Einen wichtigen Dienst hat er selbst aber künftigen Reisenden durch die Länder Asiens, geleistet, daß er die Maaße der Alten über die Entfernungen der Orte mit Genauigkeit angemerkt, und aus diesen, wie auch den Angaben der Reisenden, und aus andern Nebenumständen die wahre Lage der Orte bestimmt hat. Künftige Reisende können, mit Hülfe dieses Handbuche, die neuern Entdeckungen, über die wahren Namen der von ihnen gefundenen Ruinen urtheilen, richtigere Bemerkungen über die Lage der Länder und Oerter machen, und seine eigenen Angaben, und worinnen er geirrt habe, berichtigen.

Ft.

Romantische Reisen von Jena, Weimar, Erfurth, Gotha, Eisenach, Salzungen, Schweinfurth, Würzburg, Aschaffenburg, nach Frankfurth am Mayn. — Eisenach, bey Wittekindt. 1802. 308 S. 4. 1 Rg.

Oberflächliche Notizen, alltägliche und oft sehr platte Bemerkungen, fade Raisonnements, kindische Empfindeleyen — machen die Summe dessen aus, was dieser Romantische uns in einem bald geschrobenen, bald gemeinen und immer unlautern Styl vorträgt. — Wenn er am Schluß seiner typischen Vorrede den „bescheidnen Mann“ spielt, der die Feder niederzulegen verspricht, wenn er dem unpartheyischen

Publikum nicht gefällt: so kontrastirt diese Maske gar sehr mit mehrern anmaaßlichen Urtheilen, und vornehmlich mit den mehr als groben, beleidigenden und verächtlichen Ausfällen auf die Frauenzimmer in Jena und in Frankfurth am Mayn, wodurch dieser s. v. Wahrheitsliebende Fußgänger, zu der Klasse der Pasquillanten in den Augen jedes rechtlichen Menschen herabsinkt. Einige Proben der Art dieses Verf. zu philosophieren, zu schildern und — zu empfinden, mögen zur Charakteristik dieses Geschreibsels mehr als hinreichend seyn. — S. 220: „Es ist doch eine kuriöse Sache um das Glück! — der glückliche Mensch ist Alles, lustig und froh, alles freut ihn; denn in seiner Freude lebt sein „Glück. Aber diese Lage dauert nur so lange, als das Glück „währt. Darum ist das Unglück noch kuriöser. Der Freude „folgt dann Trauer, — dem Gewinn der Verlust — der „Zufriedenheit die Unruhe. Glücklich ist der Mensch, der „weder glücklich noch unglücklich ist, und das — ist der „Bauer."

S. 237: „Sie (die Natur) gab dem Mädchen Schönheit, mischte die Milch so sanft mit dem Blute: aber man „ist nicht damit zufrieden, und bedeckt diese Farbe der Natur mit dem Pinsel der prahlenden Kunst, bringt Muscheln „auf, und macht vor dem Spiegel Grimassen, wie die Affen, „wenn sie ihr Bild im Silberbache bewundern." — (Alte romantisch!). — „Sie gab dem Mädchen Wuchs und Anstand, eine Gestalt, so schön, daß man sie Stundenlang betrachten kann, und noch nicht müde wird; aber „man ist nicht damit zufrieden, und sucht den Körperbau zu „verbessern, verhüllt die Reize der Natur, verkrüppelt sie, „und glaubt, nun sey es gut: Ist es nicht zum Lachen?" — (Ach nein, zum Gähnen!). — „Den alten Matronen verzeihe ich es noch, wenn sie ihr altes Häuschen zu übertünchen und zu renoviren suchen; aber dem jungen, schönen „Mädchen nie." — S. 258: „O, es geht nichts über die „Musik, mein lieber Kayl! — Da lese ich vor wenig Tagen „Schillers dramatischen Wallenstein, bin ganz weg, völlig in „Extase. — — plötzlich höre ich den Ton der lauten Saiten, „höre eine volle, leichte, reine Flötenstimme, und Herr „Schiller mag mir es verzeihen, wenn ich sein Buch fallen „ließ. — Die Stimme war auch gar zu schön, sie drang „in meine Ohren so süß, so angenehm und bezaubernd, —

„ich

„ich kann es Ihnen nicht beschreiben. O die himmlischen „Engel müssen nicht schöner singen können!“ In diese Sirene verliebt sich unser Mann, und nun „möchte er die Stadt „Frankfurth in seine Arme nehmen und küssen, so lieb und „werth ist sie ihm geworden.“ —

S. 240 begegnet der Verf. aller Kritik auf einmal mit einem dunkeln Gefühl seines eignen Werthes; deßwegen Rec. es auch mit diesem Bekenntniß hier bewenden lassen will. „Nennt mich nimmer,“ — sagt er zu seinem Publikum — „einen Sonderling“ (das wäre denn freylich sehr gelinde!) — „oder gar einen Narren — denn von jeher belegte man den „Menschen mit diesem Namen, der die Wahrheit sagte (!). — „Schimpft mich wie ihr wollt — — ich bin alles zufrieden, „ich mache mir nichts daraus; denn ich finde Ruhe, Glück, „Zufriedenheit und Trost in der Ueberzeugung, daß ich richtig denke.“

Ha.

Sittengemälde von London. Nebst einer vergleichenden Charakteristik seiner Bewohner, von H* in London. Mit Kupfern. Gotha, bey Perthes. 1801. XXIV und 255 S. 8.**

Ein mehr als zehnjähriger Beobachter von London liefert hier die Resultate seiner Bemerkungen. Amtsverhältnisse und andere persönliche Verbindungen setzten ihn eben sowohl in den Stand, das Innere der großen Stadt zu beurtheilen, als ein langer Aufenthalt ihn außer den Verdacht oberflächlicher Beobachtungen flüchtiger Reisenden setzt. Sie sind ohne anmaaßlichen Entscheidungston gesagt; ob man sie gleich oft gewagt, und in vielen Punkten von den bisherigen Nachrichten unsrer vorübereilenden Reisenden sehr abweichend finden wird. — So kommentarisch wie dieses Gemälde zusammengedrängt ist, läßt sich kein Auszug davon geben. Wir wollen dem Beobachter bloß im Allgemeinen folgen, so weit er in diesem Bändchen das noch sehr unvollständige Gemälde liefert, um den Inhalt anführen zu können. Klima von London. Es ist veränderlich, aber nicht ungesund zu nennen. Die herrschenden auszehrenden Glieder- und gallichten Krankheiten, und die Selbstmorde sind zufälligen Ursachen

zuzuschreiben. — Der Lebensgenuß ist bloß für die größte Sinnlichkeit berechnet; wobey der Geist leer ausgeht, und der Gesellschaftslose ist steif. — Die Schmäuse sind zu Zweydrittheil Trinkgelage. Im Innern der Familie herrscht dagegen Frugalität. Die Weyhnachts- und ersten Neujahrswochen sind die Periode der Schwelgerey unter allen Ständen. — Reinlichkeit des höchsten Grades ist allenthalben unter ihnen einheimisch. Sie herrscht in den Wohnungen wie in den Kleidungsstücken, besonders dem Leinengeräthe, aller, selbst der niedrigsten Klasse. — Modesucht beherrscht die Londoner Schönen; (die Nuditäten waren in Paris nie empörender, als sie es in London sind) der Aufwand, den diese Sucht unter den höhern Ständen veranlaßt, ist unermeßlich, und erstreckt sich verhältnißmäßig bis zu den niedrigsten herab. Dagegen kleiden sich Männer selbst vom ersten Range sehr einfach, und unterscheiden sich darin nicht von dem Mittelstande und Handwerkern. Vom eigentlichen Geschmack in der Wahl und dem Anpassenden der Kleidung und des Putzes werden die Londnerinnen von den Französinnen bey weitem übertroffen. — Der gute Geschmack ist hier eben so wenig auch in den schönen und bildenden Künsten zu Hause. — Musikliebhaberey ist allgemein; aber den Geschmack für gute Musik muß man eben so wenig als den für gute Schauspieler und Schauspieldichtung suchen. (tout comme chez nous!) Das nun folgende traurige Gemälde von der tiefen, bloß mit dem äußern Schein einer falschen Delikatesse übertünchten Unmoralität aller Stände wären wir sehr geneigt für übertrieben zu halten, wenn es nicht schon durch die leidige Erfahrung der meisten großen Städte bestätigt würde, wo eben, wie in London, Entnervung und Weichlichkeit die jetzige Generation bezeichnet; nur mit dem Unterschiede von andern Städten, daß im umgekehrten Verhältniß der weibisch geordnten Männer, die englischen Weiber in der Kleidung und im Betragen einen ächten Amazonen-Charakter zeigen. Die hier gezogene Parallele zwischen den heroischen Weibern vor der Fronte der gemusterten Soldaten, und der kommandirenden Officiere mit Regenschirmen u. s. w. ist, wie manches andre Bild dieser Skizzen, wohl etwas übertrieben. Das folgende Gemälde von der Kultur des weiblichen Geschlechts, gereicht den Engländerinnen auszeichnend zur Ehre; — so wie das der tief gesunkenen Freyheit Englands, und des an ihre Stelle getretenen Ministerial- und Golddespotismus den

Freund

Freund der Menschheit betrüben muß. — Charakteristik der großen Masse des englischen Adels — und der im Genußlosen Luxus schwelgenden Großen der Hauptstadt, so wie der sie nachäffenden zweyten und dritten Klasse ihrer Einwohner. — Das Armenwesen in London ist äußerst vernachlässigt, und die Bettlermasse auch außer S. Gile dem Tummelplatz alles Gesindels und aller Bettler- und Beutelschneiderkünste, — groß. — Schlechter Zustand der Erziehung unter allen Ständen. — Verruchteter Stand der Geistlichen, Schilderung ihrer empörenden Lebensart. — Advokaten (hier wie allenthalben mehr plaider minder, Vampyren) und die ihnen verwandten Harpyen, die Londner Aerzte und Quacksalber. — Dieses eben so unvortheilhafte, als bisher noch sehr unvollständige Gemälde von London, das kaum eine angelegte Skizze zu nennen, und selbst in den behandelten Gegenständen sehr unvollständig ist, schließt mit einer, aus einem englischen Werk übersetzten, vergleichenden Charakteristik der Bewohner Londons. Die voranstehenden historischen Nachrichten über den Exminister Pitt sind eben so unvollständig wie der übrige Inhalt dieses Werks, dessen Fortsetzung erwartet werden muß, ehe sich über das Ganze der Darstellung und Behandlung ein Urtheil fällen läßt.

F.

Ant. Friedr. Büschings Vorbereitung zur europäischen Länder- und Staatenkunde, nebst einer statistischen Uebersicht des jetzigen Europa. Sechste, nach des Verfassers Tode völlig umgearbeitete Auflage, herausgegeben von C. P. H. Normann. Hamburg, bey Bohn. 1802. 32 Bog. gr. 8.

Das kleine Büschingische Lehrbuch, das zuerst 1758 fast unter demselben Titel erschien, und vielfältig aufgelegt wurde, gehörte zu den gemeinnützlichen Schriften. Ueber dasselbe ist das vor uns liegende ein Kommentar, für dessen Werth die Namen Büsch, Brodhagen und Normann, die gemeinschaftlich daran gearbeitet haben, hinlänglich bürgen. Von der Büschingschen Arbeit ist dabey nicht viel übrig geblieben.

Der seelige Büsch hat die Paragraphen ausgearbeitet, welche die politische Arithmetik, die Lehren vom Handel und Geldverkehr, der Staatswirthschaft, Versorgung der Armen, und der Kriegsmacht, enthalten. Von dem Herrn Prof. Bredenhagen ist alles, was die mathematische Länderkunde, die eigentliche Produktenkunde, und die Technologie betrifft. Alles Uebrige ist von dem Herrn Hofr. Normann. Da wir voraussetzen können, daß das Büschingische Buch unsern Lesern bekannt sey: so ist es unnöthig, den Inhalt der einzelnen Abschnitte hier anzugeben. In einem jeden sind die abzuhandelnden Gegenstände genauer und vollständiger aneinander gesetzet. Ganz neu hinzugekommen ist ein Abschnitt der von den Schulen und höhern Lehranstalten, den Künsten und Wissenschaften, und der europäischen Kultur; aber unsrer Meinung nach mehr genugthuend und dem Zwecke des Buches recht gemäß abgehandelt. Den Büschingschen Plan, sagt Hr. N. in der Vorrede, hätte er aus mehreren Gründen nicht ganz ändern können noch wollen. Wir können diese Gründe nicht beurtheilen; aber zu bedauren ist es, daß sie da waren. Denn der Plan ist äußerst verwirrt, und die Materie von einander reißend, z. B. die politische Arithmetik steht zwischen den Beschäfftigungen der Menschen mit den Fabriken und Manufakturen und mit dem Handel; die Abhandlung von der Bevölkerung und den europäischen Sprachen fast zuletzt, vor dem Religionswesen und dem wissenschaftlichen Zustande. Herr N. hat je aber doch den Plan in dem Büschingschen Kompendium, der noch verwirrter war, hin und wieder abändern müssen. Daß diese Abänderung nicht durchgreifend ist, wird die schlimme Folge haben, daß sie auch in den Auszug übertragen werden muß, den Herr N. verspricht, und den gewiß das Publikum mit Dank annehmen wird, um dem dadurch dieses größte Werk erst recht brauchbar wird. Folgende einzelne Bemerkungen mögen hier Platz finden. In der historisch-statistischen Uebersicht der neuesten Veränderungen und des Bestandes der europäischen Staaten nach dem allgemeinen Frieden 1802. ist die Bevölkerungsform nur bey denjenigen Staaten angegeben, welche durch die französische Revolution gelitten haben. Rec. sieht den Grund nicht ein, warum derselben bey den übrigen Staaten nicht gedacht ist, da sie gleichwohl einen wichtigen Theil der statistischen Kenntniß der Staaten ausmachen. Die Ueberschrift des Abschnittes verspricht freylich nur die neuesten Veränderungen. Allein

die

die übrigen Angaben, der Finanzzustand der Länder, ihre Kriegsmacht, ihr Handel, gehen in frühere Zeiten jenseits des Friedens zu Amiens zurück. Bey Schweden wird die Revolution, die Gustav III. bewirkte, und die Vereinigungs- und Sicherheitsakte angezeigt. Wir erwarteten also bey Rußland wenigstens, die Erwähnung der so wichtigen Successionsakte von dem Kaiser Paul. Der preußische Staat ist zu kurz abgefertigt; von Frankreich hingegen zu weitläuftig gehandelt, da im Anhange die Senatuskonsulte beynahe völlig abgedruckt sind, durch welche Bonaparte das Konsulat hinlänglich erhielt, und die letzte Veränderung der Konstitution festgesetzet wurde. Den letzten Theil des §. 28 von der Berechnung der Größe der Länder möchte wohl Niemand verstehen, der nicht in diese Materie schon hinlänglich eingeweihet ist. Bey der Landwirthschaft und dem Ackerbau hätte doch auch müssen des Hopfenbaus erwähnt werden, und bey dem Obstweine des Johannisbeerenweins. Die Gesträuche kommen überall nicht vor. Zu den Insekten S. 194 hätte hinter der Kochenille und der Kermes noch die sogenannte Fliege genannt werden können. Vorzüglich gut und ausführlich ist die Lehre von Fabriken und Manufakturen behandelt. Die Ueberschrift S. 267 von den mannichfaltigen Beschäftigungen der Menschen, durch welche sie sich Verdienst und Auskommen geben; sagt mehr als der Abschnitt enthält, in welchem bloß vom Handel die Rede ist. Nicht zwey (S. 319), sondern drey Könige sammelten in den letzten beyden Jahrhunderten einen Schatz; Friedrich Wilhelm I. hinterließ nach der damaligen Beschaffenheit der preußischen Landes einen ansehnlichen Schatz. Die basquische Sprache ist doch gewiß ein Gaelischer Dialect, und S. 181 wird selbst bemerkt, daß das Biscayische mit dem Kymrischen viele Wörter gemein habe. Die auf der vorhergehenden Seite angeführte Versicherung neuerer Sprachforscher, daß das Biscayische mit keiner einzigen der bis jetzt bekannten Sprachen, die mindeste Aehnlichkeit, weder in Tönen, Wörtern, noch im Sprachgebrauch habe; sagt also zu viel. Der Abschnitt von dem Religion- und Kirchenwesen scheint gegen verschiedene andre zu ausführlich zu seyn. Dennoch ist S. 430 der ansehnlichen Sekte der Quäker nicht gedacht. — Diese sämmtlichen Bemerkungen betreffen zu unwesentliche Dinge, als daß der Verf. des Buches oder unsre Leser auf den Argwohn gerathen könnten, als wollte Rec. dadurch den Werth

dieses gemeinnützigen Buchs, das er sogleich zu den seinigen hinzugefügt hat, herabsetzen. Wenn uns der Verf. eine neue Auflage davon giebt, welches vermuthlich bald geschehen wird: so bitten wir sie, noch ein Register hinzuzufügen. Der Gebrauch des Buchs wird dadurch viel bequemer werden.

Jn.

Zusätze und Berichtigungen zu dem geographisch-statistisch-topographischen Lexikon von Baiern. Ulm, bey Stettin. 1802. 6½ Bog. 8. 12 K.

Sie erstrecken sich auf die drey von uns im 6t. Bd. S. 209. dieser Bibliothek angezeigten Bände. Der Verf. ist der dem literarischen Publikum schon bekannte königl. preuß. Justizrath und Polizeydirektor Söck in Schwabach, der zu diesem Behufe handschriftliche Nachrichten sowohl als die gedruckten Vorarbeiten von Aretin's, Hazzi's, Hübners, Vierthalers, u. a. m. benutzt hat. Bey der jetzigen Veränderung der Dinge, die der Jndemnisationsplan in Deutschland herbeygeführt hat, wird auch ein zweyter Supplementband erforderlich seyn, den Jeder zur möglichsten Brauchbarkeit des Werks der neuen Ansicht der Provinzen und Oerter im baierischen Kreise wünschen muß, wenn keine neue Ausgabe erfolgen sollte. Die wichtigsten Artikel, die hier Zusätze und Berichtigungen erhalten haben, sind: Baiern, das Amt Floß, das Pfleggericht Gollingy die Städte Hallein und Laufen, das Pfleg- und Landgericht, nebst dem Kloster Marnsee, die Stadt Mühldorf, die Pfleggerichte Neuhaus und Neumarkt, die Oberpfalz, das Hochstift Passau, (sehr bereichert) das Städtchen Schrobenhagen, das Herzogthum Sulzbach, das Pfleggericht Waging, und das Stift Waldsassen. Die fehlenden Gegenstände sind in alphabetischer Ordnung, mit Hinweisung auf die Seitenzahl des Lexikons, nachgetragen worden. Wir verkennen die Sorgfalt und den angewandten Fleiß nicht; auch rühmen wir die Genauigkeit in Betreff der an mehreren Orten beygebrachten Literarnotizen, wodurch man in den Stand gesetzt wird, sich noch näher über manche Artikel Raths zu erholen. Die neuesten Angaben werden dem Statistiker besonders willkommen seyn, da vielerley unrichtige und veraltete Data verdrängt,

und manche selbst wichtige Gewährsmänner, z. B. Westenrieder berichtigt werden. Wir rechnen dahin Folgendes. Das Herzogthum Salzbach hat nicht 26, sondern nach dem churpfälzischen Wochenblatte v. J. 1800 nur 19 Qu. Meilen. Die Seelenzahl war 1795 überhaupt 31,125. — Das Herzogthum Baiern, dessen Areal man sonst auf 576 Qu. Meilen schätzte, hat nach Hazzi's statistischen Aufschlüssen über Baiern v. J. 1801 nur 514⅝ Qu. Meilen. Die baiersche Getraideexportation beträgt nicht 2 Mill., sondern nach einem zehnjährigen Durchschnitte, nur 160,000 Schessel. In dem genannten Jahre ist in Baiern das geheime Ministerium in 4 Departements getheilt: 1) der auswärtigen Angelegenheiten, 2) der Finanzen, 3) der Justiz und Policey, 4) der geistlichen Sachen. Man findet hier S. 29 ff. genau angegeben, was zum Geschäftskreise jedes Departements gehört. — Erst seit 1799 besitzt Baiern eine Brandversicherungsgesellschaft; der aber noch nicht alle Gerichte und Orte beygetreten sind; 1801 betrug der eingeschätzte Werth 12,919,650 fl. — Die Stadt Pfreimdt hat am 17. Jul. 1890 durch eine Feuersbrunst 146 Häuser verloren. Die mehresten statistischen Angaben der Volksmenge und des Viehstandes sind von den Jahren 1794 und 1795. Andere Nachrichten betreffen historische Erörterungen, Natur- und Kunstprodukte, Gewerbe, u. s. f.

Of.

Geographisches, statistisch-topographisches Lexikon von Franken, oder vollständige alphabetische Beschreibung aller im ganzen fränkischen Kreise liegenden Städte, Klöster, Schlösser, Dörfer, Flecken, Höfe, Berge, Thäler, Flüsse, Seen, u. s. w. Vierter Band. Nebst einem Anhang von der freyen Reichsritterschaft in Franken. Ulm, bey Stettin. 1801. 32 Bog. gr. 8. 2 Rf. 8 Gr.

Der Anhang, der auch besonders verkauft wird, führt den Titel:

Versuch einer historisch-topographisch-statistischen Beschreibung der unmittelbaren freyen Reichsritterschaft

terschaft in Franken, nach seinen sechs Orten. Ebendas. 1801. 10 Bogen. 8.

Fünfter Band. Mit einer Charte. Ebendas. 1802. 24½ Bog. gr. 8. 2 Rthlr.

Der vierte Band, der sich von Nickersfelden (Niedersfelden) bis Kützenweiler erstreckt, ist mit eben der Sorgfalt gearbeitet worden, die wir bey der Anzeige der erstern Bände (B. 62. S. 423. und B. 69. S. 470. dieser Bibliothek) anerkannt haben. Wir freuen uns über die möglichst grosse Vollständigkeit, die dem Werke einen vorzüglichen Werth giebt. Die wichtigsten Artikel, die hier vorkommen, sind: Nürnberg, Oebringen, Ostheim, Römhild und Rothenburg. Nürnberg hat 5000 Häuser (nicht 8000, wie Büsching angiebt) und 200 Strassen. Die letzte Angabe berichtigt die grosse Differenz in der Merianschen Topographie, wo es heißt: Nürnberg habe 528 Gassen. Wie falsch ist eine solche Anzahl! Nicolai ließ auf einem Grundrisse der gedachten Stadt vom Jahre 1732 alle, auch die kleinsten Strassen, mit den Gassen und Gäßchen nachzählen, und man fand 219. In den Vorstädten wurden gezählt, und zwar in Wöhrd 36, in Gostenhof 48 und noch außerdem 19; also zusammen 103 Gässen. Bekanntlich gehören jetzt Gostenhof und Wöhrd zum Schwabacher Kreise des Fürst. Anspach. Rothenburg ob der Tauber ist mit vorzüglichem Fleiße bearbeitet. — Römhild kann sich auch deßhalb einer sorgfältigern und genauern Beschreibung erfreuen, weil wir vor einigen Jahren ein so brauchbares Hülfsmittel durch die vierte Abtheilung der Beschreibung Hennebergs vom Hofr. v. Schultes erhalten haben. Dieser Theil behandelt das Amt Römhild.

Wir erkannten es bey der Beurtheilung der beyden ersten Bände als einen wesentlichen Vorzug an, daß die neue Landeseintheilung von den Fürstenthümern Anspach und Bayreuth beschrieben worden sey; bey mehrern hier vorkommenden Artikeln hingegen finden sich noch die ältern Eintheilungen, die mit leichter Mühe hätten umgetauscht werden können. Hier sind einige Beyspiele: S. 206: „Oberndorf, Weiler bey Beimbach, worin sechs noch dem Anspachschen Oberamte Crailsheim gehörige Unterthanen sich befinden. Statt Oberamt

[illegible] Kammeramt Creilsheim im Creilsheimer Kreise. Eben so wird jetzt unrichtig der Name Oberamt beybehalten. S. 202 bey Obermühle, die im Kammeramte Uffenheim im Anspachschen und S. 311 bey Patenhofen (nicht Patenhosen, einem Weiler im Anspachschen unter dem Kammeramte Burgthann, u. a. a. O. m. Schon besser ist es S. 271 ausgedrückt: Opfenried, ein Weiler, mit 15 in das ehemalige anspachische Oberamt Wassertrüdingen gehörigen Unterthanen. (Jetzt spricht man Kammeramt Wassertrüdingen im wassertrüdinger Kreise). Bey Ostermohe vermissen wir, daß es der Sitz eines Justiz- und Kammeramts ist, welche Bemerkung auch von der Beschreibung des Städtchens Prichsenstadt im uffenheimer Kreise gilt.

Was den Anhang betrifft: so nennt ihn der Verf. nur einen Versuch. Er fühlt die Lücken am meisten, und hofft, daß sie ihm Niemand vorwerfen werde. So viel darf man aber doch sagen, daß es dann räthlicher gewesen wäre, so lange mit der Beschreibung zu warten, bis er, wo nicht alle, doch viele Lücken auszufüllen im Stande gewesen wäre; denn des Mangelhaften ist noch eine zu große Menge. Voraus steht als Muster einer Beschreibung der Artikel: Nordheim im Grabfelde. Die Einleitung handelt von der Ritterschaft, der Reichsritterschaft, der reichsbefreyten Ritterschaft und dem Adel der sechs Orte Landes in Franken. — Wir wünschen dem Verf. auf diesem noch so wenig angebaueten Felde viele fleißige Mitarbeiter.

Die im fünften Bande enthaltene Fortsetzung verdient eben den Beyfall. Sie geht vom Flusse Saal an, und schließt mit dem Hammerwerk Uzmannsbach. Die reichhaltigsten Artikel sind Salzburg (Ruinen eines ehemaligen kaiserl. Pallastes) St. Georgen, das Amt und die Stadt Schleusingen, (sehr reichhaltig) das Schottenkloster, Schwabach, Schwarzenberg, Sennfeld, der Sauerbrunnen Sichersreuth und das Dorf gleiches Namens, (die Beschreibung des Brunnens S. 306 f. findet man wörtlich auch in Leonhardi's Erdbeschr. der preuß. Mon. B. 4. Abth. 2. S. 1437 ff., bis auf die neuesten aus dem fränkischen Merkur entlehnten im Jahre 1795 vorgenommenen Veränderungen) Spalt, (dreymal) Suhla, Thomar und Uffenheim. Der wesentlichste Artikel, der unstreitig am gründlichsten und richtigsten bearbeitet worden ist, ist der Wohnort des Her-

aus-

angeführt, des Herrn M. Brandschuh, Schweinfurt. Er ist außer der Ordnung zuletzt diesem Bande angedruckt, und nimmt von S. 665 bis 780 eine Stelle ein. Herr B. verwirft die gewöhnliche Ableitung des Namens von den Sueven, die hier über den Mayn giengen, da schon in einer Quittung Kaisers Friedrich v. J. 1488 und K. Maximilians v. 1494 der Ort nicht Swevenfurt, sondern Schweinfurt heißt. Mehrere Beweise aus ältern Schriftstellern bestätigen dieses. Der Verf. will die Benennung vom ältern deutschen Namen Suino oder Swing herleiten: (Suenonis oder Suinifurt). Diese Konjektur verdient Beyfall. Uebrigens sind hier auch Berichtigungen der Angaben neuerer Geographen u. a. Büschings und Norrmanns, die der Verf. als Einwohner der Stadt mit Grund ertheilen konnte. — Im Jahre 1800 befanden sich in Schweinfurt 879 Häuser, 948 Bürger und 188 Wittwen. Unter den daselbst befindlichen Schulanstalten ist auch von einer 1783 angelegten Töchterschule die Rede, der eine andere nachgebildet worden ist. Irren wir nicht: so hat jene dem Verf. ihre erste Einrichtung zu danken, ob er gleich hier nichts davon erwähnt. — Die Beschreibung der schwabacher Kattunfabrik S. 215 finden wir richtig; nur daß durch einen Druckfehler von 40 Druckerjungen und Mädchen, die im Jahre 1792 daselbst arbeiteten, die Rede ist, ungeachtet nur 20 gebraucht wurden. Uebrigens existirte schon seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts eine herrschaftliche Kattunfabrik, die 1740 an die Stadt verkauft, und von dieser 1766 wieder an die markgräfliche Kammer veräußert wurde. Der Markgraf von Anspach wendete über 40,000 fl. daran, und übertrug sie darauf in demselben Jahre an den Kommerzienrath Stirner, dessen Wittwe noch jetzt mit Dörgler an der Spitze derselben steht. — Die umständliche Auseinandersetzung der Verfertigungsmethode der schwabacher Nähnadeln wird man schwerlich in diesem Buche erwarten. Sie scheint uns — ihrer Richtigkeit und Gründlichkeit unbeschadet — nicht hierher zu gehören. Dieß dünkt uns der Fall auch bey den biographischen Notizen von einigen im eichstädtschen Städtchen Spalt gebornen Männern zu seyn. Es sind wirklich unbedeutende Dinge dabey zu Sprache gekommen. Wem frommt es, daß der Stadtpfarrer Wolfgang Agricola daselbst über 30 Malefikanten zum Tode begleitet hat? Wohin würde die Aufzeichnung solcher Vorfälle führen? Im engen. sächsisch. topogr. Wörterbuche

Karte ist sie auf alle Fälle überflüssig. — Bey Uffenheim, dem anspachschen Kreise (S. 600.) heißt es nach der neuen Eintheilung sehr richtig: „Dieser Kreis umfaßt die Justiz„ämter Uffenheim, Maynbernheim und Prichsenstadt.“

Die Charte stellt die Stadt Schweinfurt und die umliegende Gegend vor. — Da bekanntlich der fränkische Kreis durch den ausgeführten Entschädigungsplan, in Absicht auf die Landesherrschaften, mehrere Veränderungen erlitten hat: so wird die Anzeige derselben ein Bedürfniß zur Vervollkommnung dieses Werks. Der Verf. sahe dieß voraus, und versprach schon in der Vorrede zum dritten Bande, Tabellen zu liefern, die den Leser mit den neuen Einrichtungen bekannt machen werden. Wir bitten ihn, sie nach der Vollendung des Ganzen mitzutheilen.

Ww.

Neue Sammlung merkwürdiger Reisebeschreibungen für die Jugend, von Joachim Heinrich Campe. Dritter Theil. Mit einem Kupfer (das bey unserm Exemplar fehlt). Braunschweig, in der Schulbuchhandlung. 1802. 17 Bog. 8. 18 Gr.

In diesem Theil ist enthalten: 1) Geschichte eines Schiffbruchs, welchen der englische Fähnrich Prentjes in dem nordamerikanischen Meerbusen St. Laurenz im Jahre 1780 litt. Schon vor sechszehn Jahren erschien sie zu Straßburg, von Wetzeln übersetzt, unter dem Titel: einer Beylage zu Campens Sammlung von Reisebeschreibungen. Jetzt, da der Herausgeber sie selbst in seine neue Sammlung aufnehmen wollte, war kein Exemplar davon in irgend einem Buchladen, nicht einmal in dem Verlagsort selbst, zu erfragen. Sie ist die schauderhafteste Geschichte, die man sich denken kann, und übertrifft an der Reihe der schrecklichsten Unfälle noch weit die Schiffbruchsgeschichte der Juno. Der Herausgeber glaubt, sie seiner Absicht gemäß, zum Schluß, mit einigen Nutzanwendungen versehen zu müssen, wovon die erste ist: „daß das menschliche Leben einer großen Seereise gleiche, und daß man folglich beym Beginnen desselben auf Stürme und Windstillen, auf Frost und Hitz, auf Hunger, Durst und Ungemach aller Art, ja sogar

auf

auf Klippen und Sandbänke, folglich auch auf möglichen Scheitern und auf Schiffbruch gefaßt seyn müsse." Wir können kaum glauben, daß Jemand bey dieser Grausen erweckenden Erzählung so ungerührt bleiben könne, um diese kalte Betrachtung anzustellen; das nächste unmittelbare Resultat, worauf dieselbe führt, ist wohl dieses: Leute, die nicht gezwungen, sondern um der Zucht, oder Strafe, oder den Gläubigern zu entlaufen, den Seedienst wählen, aus dem süßen Traum eines gewissen Glückes zu wecken. 2) Hugh Boyd's Gesandtschaftsreise nach Candy auf Ceylon. Ein trockenes Tagebuch der Reise, die der Verf. 1782 auf Befehl der englischen Regierung, von Trinconomale auch zu dem König von Candy thun mußte, um denselben zu einer Allianz gegen die Holländer zu vermögen. Sie war, bey allen Demüthigungen, die sich der Stolz der Britten gefallen lassen mußte, fruchtlos. Der Anhang, über die Insel Ceylon und ihre Bewohner, enthält keine Bemerkungen, von dem Verf. auf der Reise selbst gemacht, sondern Excerpte älterer Nachrichten, die zum Theil durch den Mangel, den die Reisegesellschaft litte, selbst widerlegt werden. 3) Auszug aus J. Barrows Reise durch das Innere des südlichen Afrika, die Reise ins Land der Kaffern, mit der vortheilhaften Schilderung dieses Volkes, enthaltend.

Gi.

Briefe eines reisenden Russen von Karamsin. Aus dem Russischen von Joh. Richter. Mit Kupfern. Sechstes und letztes Bändchen. Leipzig, bey Hartknoch. 1802. 269 S. 12. 1 Rth.

In diesem letzten Bändchen verbreitet sich der Verf. auch vorzüglich über die Environs von Paris; dann geht die Reise nach London, wo sowohl die Stadt selbst, als auch verschiedene merkwürdige Oerter um die Stadt dem Verf. mannichfaltigen Stoff zu interessanten Beschreibungen, lehrreichen Betrachtungen und Vergleichungen darbieten, welche für den Leser eben so anziehend, als in den vorigen Bändchen vorgetragen werden.

Mm.

Ge-

Gelehrtengeschichte.

1. J. B. Schads, Dr. der Philos. zu Jena, ehemaligen Benediktiners zu Banz, Lebens- und Klostergeschichte, von ihm selbst beschrieben. Mit einer freyen Charakteristik der Mönche zu Banz, und des Mönchsthums überhaupt, u. s. w. Erfurt, bey Hennigs. 1803. 1 Alph. 3½ Bog mit des Verfassers Bildniß. 1 Rg. 8 Gr.

2. Leben und Schicksale (des) Paters Guido Schulz, Franziskaners in Westphalen, nebst dessen Wanderung nach Rom. Mit Anmerkungen über Katholikenthum, Mönchthum und Christenthum, auch über die zuträglichste Verfahrungsart mit den Klöstern, u. s. w. Auf Kosten des Herausgebers. (Leipzig, bey Fleischer.) 1802. 1 Alph. 5¼ Bog. mit einem (elenden) Titelkupfer. 1 Rg. 20 Gr.

Wir nehmen die Anzeige dieser beyden Schriften zusammen, nicht, als ob sie von gleichem Werthe wären; sondern weil ihre Urheber, beyde aus dem Kloster entwichene Mönche, ein ähnliches Schicksal getroffen hat.

Dem Verf. von Nr. 1. muß man die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu gestehen, daß er ein feuriger denkender Kopf ist, dem man es wohl gönnen kann, daß er sich den engen Klostermauern, die den freyen Flug seines Geistes so sehr hemmten, entrissen, und sich in einem demselben mehr angewiesenen Wirkungskreis versetzt hat. Schade, daß er (gleichsam als ob ein ungünstiges Fatum ihm das Anstimmen des hellen Lichtes einer gesunden Philosophie; so wie vorher einer gesunden Theologie versage) sich, wie dieß den Lesern unserer Bibliothek bekannt ist, *) neuerdings in die Nebel-

*) Man s. N. A. D. Bibl. LVIII. Bd. S. 129. 141. LX. Bd. S. 389.

Nebelwolken des Fichteschen Idealismus völlig gehüllt, und sonach mit gleich leidenschaftlicher Anhänglichkeit die Fesseln einer slawischen Autorität mit einer andern vertauscht hat.

Nach einer weitläuftigen Einleitung, worin die Unart herrscht, daß die gemeinsten Dinge in hochtrabenden Phrasen vorgetragen werden, erzählt Herr Schad die Geschichte seines Lebens. Durch die Erziehungsweise eines rechtschaffenen, aber höchst bigotten und dem krassesten Katholicismus ergebenen Vaters, ward in ihm sehr frühe ein schwärmerischer Hang zum Mönchthum geweckt. Kein Wunder, daß er mit leidenschaftlicher Hitze nach der vermeintlichen Ehre geistlich zu werden strebte; zumal da die verkehrteste durch die Mönche zu Banz und die Jesuiten zu Bamberg geleitete Fortsetzung seiner Bildung, auf dem von dem Vater gelegten Grunde, in Unisono mit demselben fortbauete. Diese Erzählung, welche für jeden aufmerksamen Leser die innern Beweise der Wahrheit mit sich führt, ist äußerst interessant. Wer noch nicht die gräuelhafte Seite des Katholicismus kennt, wie dadurch zarten Kindern von der frühesten Jugend an die blindeste Bigotterie eingeprägt wird, der lese, und erstaune! Die Lesung der hirnlosesten Mönchslegenden vollendete bey dem jungen Schad das so zweckmäßig begonnene Werk, und ein Novizenmeister, dem das arme Schlachtopfer, bey seiner im 20sten Lebensjahre erfolgten Admission ins Kloster Banz in die Hände fiel, und welcher eben so sehr Dummkopf als Zelot war, vollendete sie. Unser Schad that Profeß zu Banz, und fühlte sich anfänglich glücklich ein Mönch zu seyn; aber bald drückten ihn die Fesseln dieses unglücklichen Standes, so wie der Fanatismus nach und nach schwand, und die gesunde Vernunft nach und nach empor stieg.

Sieben Jahre lang trug unser Verfasser alle Qualen, die ihm seine erfindungsreichen Peiniger auflegten, mit einem unerschütterlichen Muthe, dem man nur eine würdigere Veranlassung wünschen möchte; dann aber erwachte das Gefühl der zwar niedergetretenen, aber nicht ganz erstickten Menschenwürde in ihm, und er versuchte auf mancherley Weise, Anfangs die bleyerne Hand des Despotismus, welche in Banz, (leider! auch in diesem sonst so gerühmten Stifte, das so manchen gelehrten Mann enthält, dem man eine aufgeklärtere und menschlichere Denkungsart zugetraut hätte,) mit

mit ächt mönchischer Energie über ihn schwebte, abzulenken, und darauf ihr ganz zu entgehen. Nur mit vieler Mühe und sichtlicher Lebensgefahr glückte ihm das Letztere. Er entfloh im November 1798, nachdem er, länger als 20 Jahre in den Fesseln der Klausur geschmachtet hatte, zuerst nach Ebersdorf im Voigtlande, wo der, dort sich aufhaltende, regierende Graf von Reuß sich seiner mit vieler Milde und Humanität annahm. Hierauf gieng er, weil er sich in Ebersdorf nicht für sicher hielt, (denn die unversöhnliche Rachsucht der Mönche stellte ihm nach,) nach Jena, wo er noch jetzt als Privatdocent, und — seiner Versicherung nach, sehr glücklich — lebt, verheyrathet, und Vater eines Sohnes ist. — Daß, nach seiner Entweichung, seine vormaligen Ober- und Mitmönche, nicht nur Alles gethan haben, um seiner wieder habhaft zu werden; sondern daß sie ihm auch überall zu schaden, sogar ihn bey seinem nunmehrigen Landesherrn, dem Herzoge von Sachsen-Weimar anzuschwärzen gesucht, — ihm auch seine Habseligkeiten, — insbesondere seine nicht ganz unbeträchtliche Bibliothek — vorenthalten haben, — dieß Alles ist leider! nur allzusehr im Geiste des, dem Mönchthume eigenthümlichen zelotischen Feuereifers. Es gieng dem guten Schad, eben wie dem rechtschaffenen Xavee Bronner, dessen sehr interessante Lebensgeschichte, *) eben so wie diese von denen verdient mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden, welche den Geist des katholischen Priesterthums überhaupt, noch mehr aber den Geist des Menschen verderbenden Mönchthums wollen kennen lernen.

Eben, weil wir dieser Autobiographie viel Leser versprechen zu können, hoffen, haben wir uns bey der Angabe des Inhalts um so eher kurz fassen zu können geglaubt. Es wird gewiß verständige Leser nicht gereuen, hier lehrreiche Blicke in die innersten Schlupfwinkel klösterlicher Spelunken zu werfen, in welchen so manches edle Gefühl ertödtet, so mancher, zur Menschen- und Familienbeglückung ganz geeigneter Trieb im ersten Keimen zernichtet, und Gottes edelstes Werk — der Mensch, oft bis unter das Thier herabgewür-

*) Man s. F. X. Bronners Lebensgeschichte III. Bände. Zürch. 1795 — 1797.

würdigt wird. Von den vielen ans Unglaubliche gränzenden Beweisen, welche hier von der oft vergessenen oder auch wohl absichtlich übersehenen Wahrheit:

daß der sinnloseste Geist des Mönchthums auch in den besten Klöstern regiert; daß man darin noch um ganze Jahrhunderte, in der Bildung, ja selbst im gesunden (freylich auch von der allerneuesten Philosophie als überflüssig, ja schädlich verschrienen) Menschenverstand zurück ist,

vorkommen, führen wir nur, das S. 272. verzeichnete Fragment, einer von dem P. Josephus Bauer zu Kl. Banz gehaltenen Predigt, „über das Aergerniß, das die Weibsleute durch die weit ausgeschnittenen Brustflecke gäben," an. Er zeigte im ersten Theile, daß die Weibspersonen, und im zweyten, die Schneider diese Schuld trügen. Erstere apostophirte er, wie folget: „Ihr unverschämten Dirnen! warum lasset Ihr Euch Eure Brustflecke so weit ausschneiden? Habt Ihr eine andre Absicht, als die, damit Euch die jungen Leute des andern Geschlechts recht bequem in das Teufelsnest greifen können?"

Mit Erstaunen lieset man hier, daß dieser elende Pfaffe, der solchen schaamlosen Mousens an heiliger Stätte zu predigen sich nicht entblödete, Präses der Heiligen, in dem doch für aufgeklärt gelten wollenden Kloster Banz, blühenden Rosenkranzbrüderschaft ist. Ja dieser niedrig bigotte Zelot, ward auf die, bey Anwesenheit einer fürstbischöflichen Kommission gegen ihn, seiner ärgerlichen Predigtweise wegen angebrachten Denunciation, von seiner Obrigkeit in Schutz genommen, und in obigem Amte bestätigt, zu welchem man freylich nur einen bigotten Dummkopf, nicht einen aufgeklärten gelehrten Mann wird brauchen können. — Man darf mit Grunde hoffen, daß der nunmehrige Landesherr von Bamberg, in welchem bekanntlich Deutschland einen seiner hellsehendsten und würdigsten Regenten verehrt, auch im Kloster Banz den Thron des dummen Mönchsthums umstürzen, die Mönche aus diesem reich dotirten Stifte entlassen, und diesem Institute eine bessere, dem Zeitgeiste angemessenere Einrichtung geben werde! — Vielleicht trägt selbst diese merkwürdige Lebensgeschichte Etwas dazu bey.

Was

Was nun das Verhältniß des Verf. zu seinen vormaligen Obern anlangt: so wollen wir gar nicht in Abrede stellen, daß, selbst nach der einseitigen Darstellung Herrn Schads zu urtheilen, das bekannte: *Iliacos intra muros peccatur et extra*, auch hier seine Anwendung finde. Man sieht sehr deutlich, und es mußte ihm selbst einleuchten, daß seine (an sich im Menschen, nur nicht im Mönche, gar wohl begründete) Renitenz gegen manche, im Kloster zur Observanz gewordene Gebräuche, so wie seine Bestrebungen mit dem Auslande Verbindungen anzuknüpfen, seinen Vorgesetzten und Mitmönchen mißfällig werden, und ihren Unwillen gegen ihn aufachen mußten. Nicht minder läßt es sich mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit annehmen, daß es auch an leichtsinnigen und unüberlegten Aeußerungen und Handlungen von Seiten des Verf. nicht gefehlt, und er dadurch selbe, ohnehin durch die wenigen Berührungspunkte, die er, seiner ganzen Individualität nach, mit seinen Mitmönchen hatte, höchst prekäre Lage, sehr verschlimmert haben mag. Nimmt man hierzu noch, daß er, (wie dieß allen Autobiographen, vom heil. Augustin an, bis auf den ehrlichen Hans Jakob Roußeau, und dem so gelehrten als langweiligen Pütter herunter, ergangen ist, und auch bey der Fragilität der menschlichen Natur wohl ferner ergehen möchte, bis ans Ende der Tage) sehr natürlich die vorgefallenen Begebenheiten nicht zu seinem Nachtheile erzählt hat: so wird unsre obige Behauptung sattsam begründet. Indeß erfordert es doch die Gerechtigkeit zu gestehen, daß das Uebergewicht der Schuld sehr merklich auf Seiten seiner Gegner fällt, deren gehäßiger Pfaffengeist unmöglich zu verkennen ist. Die zum Theil die Menschheit empörenden Mißhandlungen, welche sie ihn, der armseligsten Kleinigkeiten wegen, dulden ließen, welche ihn sogar dem Selbstmorde nahe brachten; die Undankbarkeit, mit welcher der Abt ihm, die sehr wesentlichen Verdienste, welche er sich um ihn erwarb, lohnte, den Handtisch, an dem er oftmals speisen mußte, das Prostituiren bey begangenen unbedeutenden Versehen, die Anschuldigungen nicht begangener Fehler, die sichtlich falsche Imputation demokratischer Gesinnung, die Kinkerlorung wegen einer aus Irrthum im Chor unrichtig angestimmten Antiphorie, vorzüglich aber die absichtliche Vernachlässigung in einer tödtlichen Krankheit — diese und mehrere ähnliche, zu Schonung des Raums übergange-

ne Schädlichkeiten, mußten nothwendig den lebhaften Geist des Verf. zur größten Indignation, ja zur Wuth aufreizen.

Letztere äußert sich besonders lebhaft gegen den vormaligen Prior des Klosters den P. Placidus Sprenger, einen sonst als aufgeklärt bekannten Mönch, der sich durch die von 1775—1790 besorgte Herausgabe der Literatur des katholischen Deutschlands, um dasselbe unstreitig große und bleibende Verdienste erworben hat. Diesen erklärt er auch für den Verf. eines gegen ihn in Henke's Religions-Annalen erschienenen Aufsatzes (Lästerwisches, wie sich der Verf. mit ächt mönchischer Energie ausdrückt), der ihm nicht zu Gesichte gekommen ist; dessen Inhalt aber Herrn Schad sehr zu Herzen geht. Schicklicher wäre es gewesen, meint er statt auf den würdigen Herausgeber jener Zeitschrift, in so unwürdigen Ausdrücken zu lästern, demselben eine bescheiden abgefaßte Widerlegung jener Anschuldigungen zur (ihm gewiß nicht verweigerten) Einrückung zugesandt hätte. Uebrigens wird er wohl selbst einsehen, daß die laut S. 401 von ihm, an alle Redaktoren gelehrter und politischer Zeitungen erlassene Aufforderung, keine anonyme Aufsätze gegen ihn aufzunehmen, weder wirksam seyn, noch sonderlich für ihn einnehmen konnte.

Die Schreibart dieser Lebensbeschreibung verdient mit Ausnahme der von sesquipedalibus verbis strotzenden Einleitung, und einiger Stellen voll billig dem Pöbel zu überlassender Kraftphrasen, wegen ihrer Deutlichkeit und lebhaften Darstellungsweise, alles Lob. Nur hätten wir freylich von einem Manne, der schon so lange das Schriftstellerhandwerk treibt, und sich neuerdings sogar der Schaar der akademischen öffentlichen Lehrer angeschlossen hat, eine gründlichere Kenntniß der deutschen Sprache erwartet, als sich hier verspüren läßt. Er schreibt: eine Bäcke Brodes, er bethete in diesem Buche, einem Greisen, ich wand mich an meine Mutter, meine Geschwistrigen, die Engeley, u. s. w.

Nr. 2. steht dem obenangezeigten Werke an Interesse des Inhalts und der Darstellung gleich weit nach. Der Verf. wird gegen seine Neigung zum Mönchstande gezwungen, gefällt sich, wie sehr begreiflich ist, nicht im Kloster, fällt unfreundlichen strengen Obern in die Hände, geht nach Rom,

Rom, um sich Dispensation von Ordensgelübde zu verschaffen, wird unterwegs vom damals regierenden Kaiser Leopold, sehr huldreich behandelt, bemüht sich in Rom lange vergeblich nach der Erreichung seines Zwecks, erhält endlich durch Vermittelung eines ehrlichen Schweizers die Dispensation; giebt sie aber wegen eintretender Gewissensbisse zurück. — Nun verfügt er sich zu den Franziskanern in die Niederlande, wird der unzüchtigen Belastung junger Mädchen im Beichtstuhl verdächtig, verläßt das Kloster, wandert nach Dordrecht zu seiner Schwester, die ihn wegen eigner Dürftigkeit nicht ernähren kann, verläßt sie daher, und verfügt sich, durch Westphalen nach Halle an der Saale, wo er, durch den gleichfalls exmönchischen Bücherverleiher Bispink unterstützt, Gelegenheit in der lateinischen Sprache Unterricht zu geben, findet, und — beynahe 30 Jahre alt — Student wird. — Der Herausgeber, vielleicht der ebengedachte Bispink, fügt noch einige weitschweifige Herzensergießungen hinzu, die viel Wahres enthalten; aber schon tausendmal gesagt, und was noch schlimmer ist! — besser gesagt worden ist.

Dieß ist der wesentliche Inhalt dieses ziemlich dickleibigen, aber an Interesse und wahrer Ausbeute für Verstand und Herz äußerst dürftigen Buches. Beynahe der sechste Theil desselben, ist mit zum Theil langen Fragmenten aus den bekanntesten deutschen Dichtern angefüllt, die wahrscheinlich jedem Leser bekannt, dem Verfasser und Herausgeber aber eine neue Mähr gewesen sind. Da haben Wieland und Utz, Frau von Berlepsch, und Frl. von Baumberg, Langbein und Thümmel, Salis und Tiedge ihr Scherflein beysteuern müssen den Bogen zu füllen. — Der Verf. gemahnt uns gerade wie ein Bauer, der zum erstenmal in eine große Stadt kommt, und den daher Alles, das Straßenpflaster wie der Kirchthurmknopf, neu und bestaunenswerth dünkt! —

Durch ein sonderbares, dem poetischen Heißhunger des Verf. höchst behagliches, dem Ueberdrusse des Lesers aber äußerst fatales Ungefähr, muß ersterer in einem Bordelle zu Mayland, auf einen eben so nach Gedichten gierigen Officier stoßen, der (wie sich G. S. sehr emphatisch S. 103 ausdrückt, pfiffig, und in Wieland und Blumauer äußerst be-

bewandert ist), der auch ohne Scheu und Hehl ihm seinen wohlgefüllten poetischen Ranzen öffnet, und mit milder Hand ihm stattliche Portionen aus beyden Dichtern austheilet.

E.

Lexikon der seit dem funfzehenten Jahrhunderte verstorbenen, und jetztlebenden Oberlausitzischen Schriftsteller und Künstler, aus den glaubwürdigsten Quellen möglichst vollständig zusammengetragen von G. Fr. Otto, Prediger zu Friedersdorf bey Görlitz. — Zweyter Band erste Abtheilung. H — Lapritz. Görlitz, zu haben bey dem Verfasser, und in Kommission zu Leipzig bey Hertel. 1802. 1 Alph. 3½ Bog. gr. 8. 1 Rt. 12 Gr.

In Beziehung auf unsere Anzeige der beyden Abtheilungen des ersten Bandes, haben wir von der vor uns liegenden Fortsetzung weiter nichts zu berichten, als daß sie jenen, sowohl in Ansehung ihrer Vorzüge als Fehler, vollkommen ähnlich ist. Zu loben ist derselbe unermüdliche Fleiß im Sammeln und Ordnen unzähliger Notizen: zu tadeln, die allzuschlechte Auswahl der letztern, indem auch hier wieder bloße gelegenheitsdichter, medicinische Inauguraldisputationsfiguranten — denn Fabrikanten kann man sie ihres vorgedruckten Namens ungeachtet, gewöhnlich nicht einmal nennen — Verfertiger eines einzigen Aufsatzes in irgend einer periodischen Schrift, und dergleichen Leutchen, als Schriftsteller aufgeführt werden.

Unter die bemerkenswerthen Artikel gehören folgende: Hellmund, Christ. Gottfr., Musikdirektor und Organist zu Lauban, der in Gerber's Lexikon der Tonkünstler fehlt. Herzog, Joh. Ernst, Pastor prim. zu Zittau. Hoffmann, Gottfr., Rektor zu Zittau, (der 12,688 seiner Aufsicht übergebene Schüler zählte.) Horn, Joh. Georg, Rektor

Rektor zu Wittenberg, (der sich ein eigenes System der Mathematik, und ein anderes aus Wolf's und Kant's System schuf. Die beyden ersten ihm beygelegten Schriften erschienen ohne seinen Namen; welches billig, so wie hier, also auch anderwärts hätte bemerkt werden sollen). Freyherr von Hund, der berühmte Reformator der Freymaurerey). Hutter, Elias, der bekannte Orientalist, dessen Todesjahr man aber doch nicht weiß. Das Meiste ist wörtlich aus Willis Nürnberg. Gel. Lexikon entlehnt. Kellner von Zinnendorf, Joh. Wilh., Pfarrer zu Kieslingswalde, der sich besonders durch seinen Eifer gegen das üppige Tanzen, und durch seinen daraus entstandenen Prozeß mit dem berühmten Gottfr. Wilh. von Tschirnhausen, eine Art von Celebrität erwarb. Herr O. macht ihn zum Propheten; was er auch anderwärts gerne thut, ohne zu bedenken, daß es doch nur Zufall ist, wenn dergleichen Vorhersagungen eintreffen. Kreysig, Georg Christoph, der berühmte historische Literator, der zwar kein geborner Lausitzer ist; den aber Herr O. mit aufführt, weil er sich um die Geschichte der Oberlausitz verdient machte. Kriegelstein, David Siegmund, ein Herrnhutischer Arzt; dessen Schicksale aber doch wohl zu einseitig aus Cranz'ens Brüderhistorie erzählt sind. Kunkel, Joh. Christian, Pastor prim. zu Löbau. Langner, Karl Friedr., den Herr O. einen Avanturieur (Avanturier) nennet, dessen jetziger Aufenthalt unbekannt ist. Layritz, Paul Eugen, Bischof der evangel. Brüderunität zu Herrnhut. Für diese Sekte läßt der Verf. auch in dieser Abtheilung eine besondere Vorliebe blicken.

Ehe wir diese Anzeige schließen, halten wir es für Pflicht, den Eifer zu rühmen, mit dem Herr O. die Fortsetzung seines nützlichen Literaturwerks betreibt. Denn ob ihn gleich der Verleger, vermuthlich wegen des zu geringen Absatzes von Exemplarien, seit dem ersten Band verlassen hat; so setzt er es doch auf eigene Gefahr und Kosten muthig fort. Es ist zu hoffen, daß dieser Muth mit gutem Erfolg werde gekrönt werden, wenn erst ganz Deutschland sich von den Kriegsgräueln wird erholt, und durch die neue Organisation Ruhe und Ordnung erlangt haben. Wenigstens sollte doch für jede öffentliche Bibliothek ein Exemplar solcher Werke angeschafft werden! Herr O. wird aber auch für das Sei-

rerer gelehrten Gesellschaften Ehrenmitglieder. Hamburg, bey Hoffmann. 1802. 1 Alph. 15 Bog. gr. 8. 2 Rl.

Auch unter folgendem französischen Titel:

Supplement à la France littéraire de 1771—96, contenant, outre les additions et corrections, les nouveaux articles jusqu'en 1800; par etc. etc.

Das Hauptwerk, an welches sich dieser Nachtrag anschließt, erschien zu Hamburg während der Jahre 1797 und 1798 in drey Bänden, und wurde, so wie überall, also auch in dieser Bibliothek, mit desto größerm Beyfall aufgenommen, da die Franzosen selbst kein Werk über ihre neuere Literatur mit solcher Genauigkeit und Vollständigkeit ausgearbeitet, besitzen. Eine Folge dieses Beyfalles war Ermunterung des Verf., diese Vollständigkeit und Genauigkeit noch höher zu treiben. Daraus hauptsächlich, und aus der Fortsetzung der Literatur bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts, erwuchs dieser reichhaltige Nachtrag. Außer den, vom Verf. selbst gesammelten zahlreichen Notizen, und außer den von französischen, noch mehr aber von deutschen Literatoren erhaltenen Zuschüssen, benutzte derselbe auch die von Desessarts herausgegebenen Siècles littéraires de la France. (à Paris 1800—1801. 6 Voll. gr. 8.) Aber auch er, so wie andere Literatoren, beklagt die Flüchtigkeit und Ungenauigkeit, welche aus allen Seiten dieses theuern Werks hervorblicken, und wovon die vorjährige Allgemeine Literaturzeitung zu Jena, überzeugende, zahlreiche Beweise gab. Herr Prof. Erich that dieß auch in dem zu Paris erscheinenden Magasin encyclopédique; worüber sich der bequeme Franzose ziemlich ungebärdig bezeigt, wie wir aus den von Herrn E. seiner Arbeit vorgesetzten französischen und deutschen Vorreden ersehen. Dort versichert er auch, daß man in diesem Nachtrage aus Desessarts Werke alles Brauchbare finden werde, was er zu der von ihm bearbeiteten Periode lieferte, und zwar, wie natürlich, mit den von ihm gesammelten Materialien, und mit der, den deutschen Literatoren eigenen Akribie, verarbeitet, und dem Plan seines Werks angepaßt. Die Nachlässigkeiten des Franzosen erforderten nicht selten eine völlige Umar-

bei-

bſung ſeiner Notizen, und die Befragung anderer bibliographiſchen Werke, ſo daß er ihm faſt nichts, als ſolche Data, die nicht aus öffentlichen Nachrichten geſchöpft werden können, verdanken kann. Und ſolche Nachrichten ſind noch überdieß weit ſeltener, als in andern Ländern, und im Ganzen minder genau. „Andere nachtheilige Umſtände für den „Bearbeiter eines gelehrten Frankreichs in Deutſchland, ſo „wie in Frankreich ſelbſt, ſind die häufig verdruckten Namen „in den vielen Journalen, der beliebige Gebrauch angenom„mener, zuweilen doppelter, ſtatt oder neben den Familien„namen, die Weglaſſung ſelbſt der Anfangsbuchſtaben der „Vornamen, des bürgerlichen Charakters ꝛc. Umſtände, die „öfters Gelegenheit zu Verwechſelungen und Vervielfältigun„gen geben!“

Dieſer Nachtrag geht nun zwar in Anſehung der bibliographiſchen Notizen nur bis zu Ende des Jahres 1800; aber in Anſehung der biographiſchen Umſtände mußte eine Ausnahme gemacht werden, da Herr E. es unſchicklich fand, einen Schriftſteller, deſſen Amtsveränderung oder Abſterben ihm noch vor dem Abdruck ſeines Artikels bekannt wurde, noch in jener frühern Lage, oder als lebend aufzuführen. Seine Sorgfalt in dieſem Stück verließ ihn nicht bis ans Ende des Werks, wo noch Zuſätze und Verbeſſerungen angebracht ſind.

Was aber den Werth dieſes ganzen, ohnehin ſehr verdienſtlichen Unternehmens noch um Vieles erhöht, iſt das dieſem Nachtrage beygefügte alphabetiſche Regiſter über die Materien der vielen tauſend Schriften, die in demſelben ſowohl, als in den drey Bänden des Hauptwerks verzeichnet ſind. Die Verfertigung dieſes mannichfach nutzbaren Verzeichniſſes erforderte eine genaue Durchſicht aller Artikel des Werks, vom Anfang bis zu Ende, und das höchſt mühſame Eintragen unter die dazu gehörigen Rubriken. So z. B. findet man unter der Rubrik die alle in dem Werk vorkommende Schriftſteller, die über die Luft Etwas geſchrieben; ſo alle, die über dieſes oder jenes Land, über dieſe oder jene Perſon Etwas herausgegeben haben. Dieſes Regiſter zeigt zugleich die Bearbeitungen gewiſſer Klaſſen der Schriftſtellerey, z. B. Erbauungsſchriften und Dichterwerke, deren Stoff der Rubricirung entweder nicht empfänglich oder nicht be-

beschäftig ist, nebst den Namen der Schriftsteller, von deren Werken neue Ausgaben, Uebersetzungen, u. s. w. erschienen.

Noch können wir aus den Vorreden die angenehme Nachricht mittheilen, daß Herr Prof. Erich gesonnen ist, von fünf zu fünf Jahren ähnliche Supplemente herauszugeben, deren jedes eine Uebersicht der schriftstellerischen Thätigkeit französischer Autoren in dem zuletzt weggelassenen Quinquennium, nebst Ergänzungen und Verbesserungen früherer Nachrichten, liefern wird. Zu diesem Behuf theilen wir unseres Orts vorläufig folgende wenige Bemerkungen mit. Sollten wir bey längerem Gebrauch des Nachtrages mehrere sammeln: so werden wir sie dem Jenaischen Literator unmittelbar zufertigen.

S. 47 wird das Jahr der Erscheinung der neugriechischen Uebersetzung von Barthelemy's Reise des jüngern Anacharsis 1799 seyn. — S. 142 wird 1750 als das Geburtsjahr des Dichters Collin d' Harleville angegeben; und in der Vorrede (S. XI.) 1755. Welches ist das Wahre? — Der S. 215 vorkommende de Ghesquie're schreibt sich Joseph Ghesquiere a Rämdonck, war Jesuite, und titulliret sich kaiserl. königl. Historiograph. Er ist ein Niederländer, und hält sich unsres Wissens in Westphalen auf. — Jourdain S. 263 heißt mit den Vornamen Yves Claudius, wie im Hauptwerk richtig angegeben ist. — Die Tableaux chronologiques des ehemaligen Professors Koch zu Straßburg, jetzigen Mitgliedes des Tribunats zu Paris, wurden im J. 1800 zu Göttingen ins Deutsche übersetzt. Von der im J. 1801 gedruckten, verbesserten und fortgesetzten Ausgabe, ist eine unter seinen Augen verfertigte Uebersetzung im J. 1802 zu Straßburg erschienen. — Von der Reisebeschreibung des Franzosen Lian de la Rochefoucauld (S. 288) kam eine englische Uebersetzung heraus zu London 1799, in 2 Quartbänden. — D. Joseph Adam Lorenz (S. 294) starb zu Salzburg, nicht am 22sten Februar 1800; sondern am 20sten oder 22sten Januar 1801. — Schade, daß Herr E. die S. 300 verzeichneten Münzschriften des 1796 verstorbenen Franciskaners Magnan nicht genau angeben konnte, besonders Lusania und Japygia numismatica, die dem Recensenten ganz unbe-

unbekannt ſind, und nach welchen er ſich ſogar in *Lipſii* Bibliotheca numaria vergebens umſah: Wer kann eine befriedigende Notiz davon mittheilen? Auch von dem ohne Magnan's Namen, von Herrn E. mit aufgeführten Iconarium univerſale, das uns eben ſo unbekannt iſt? Deſſelben Schriftſtellers Bruttia numiſmatica erſchien übrigens nicht 1775; ſondern 1773. — S. 308 hätte zur Berichtigung des Artikels **Marbault** angemerkt werden können, daß nicht dieſer ehemalige Geſandtſchaftsſekretär zu St. Petersburg der anonymiſche Verfaſſer des Eſſai ſur le commerce de Ruſſie (à Amſterdam 1777. — nicht 1781. — 8.) geweſen iſt; ſondern le Clerc, Verfaſſer einer Geſchichte des ruſſiſchen Reichs, und eines Atlas du Commerce, der es in dieſem Atlas ſelbſt erzählt, und zugleich dort eine Umarbeitung deſſelben eingerückt hat. Marbault war nur Herausgeber. — Der S. 314 erſcheinende **Karl Franz Philibert Maſſon de Blamont**, Gegner des Präſidenten und Kollegienrath von Kotzebue, jetzt Präfekturſekretär zu Koblenz, iſt, ſo wenig, als ſeine Brüder vom Adel. Blamont im Mömpelgardiſchen iſt zwar ſein Geburtsort; und in ſofern konnt' er ſich von Blamont (nämlich gebürtig) ſchreiben, aber nicht Herr von Blamont. Daß es mit den Aemtern, die er in Rußland verwaltet haben ſollte, und die ihm im Nachtrag beygelegt werden, ſo richtig nicht ſey, hat er nun ſelbſt eingeſtanden. — Die Mémoires de Montgon (S. 338) erſchienen in den Jahren 1752 und 1753. Eine italiäniſche Ueberſetzung, wenigſtens des erſten Bandes, von Marcheſe **Froni** zu Florenz 1753. 8. — Der Graf von Saint-Germain (S. 415) ſtarb nicht am 9ten; ſondern am 15ten Januar 1778. Seine Memoiren ſind ins Deutſche überſetzt worden zu Frankfurt am Main 1780. 8. Von einer neuern Ausgabe des Originals können wir ſo wenig, als Herr Erſch, Auskunft geben. Anführen hätte aber dieſer noch können: Correſpondance particulière du Comte de S. Germain etc. on y a joint la Vie du C. de S. Germain et pluſieurs pièces, qui le concernent. à Londres. 1789. 2 Voll. 8. Ein Auszug aus dieſer Lebensbeſchreibung ſteht in dem Göttingſchen hiſtoriſchen Magazin von Meiners und Spittler Bd. 5. St. 4. S. 653 — 703. — Segur's Hiſtoire des principaux événemens du Regne de Frédéric Guillaume II etc. exiſtirt auch deutſch unter dem Druckort Paris,

Paris, aber zu Leipzig bey Hartknoch 1801. gr. 8. — Doch genug für jetzt!

Rb.

Carl Joseph Bougine', Hochfürstl. Badischen Kirchenraths, ꝛc. Handbuch der allgemeinen Literargeschichte nach Heumanns Grundriß. Nach dessen Tode herausgegeben von C. F. Bougine'. Des sechsten oder Supplementbandes zweyter Theil. Zürich, bey Orell. 1802. 396 S. gr. 8. 1 Rthlr. 20 gr.

In diesem Theil folgen die Ergänzungen zum vierten und fünften Bande des Werks. Sie bestehen durchgehends aus biographischen und bibliographischen Zusätzen, die den ungemeinen Fleiß des Verfassers, mit welchem er unaufhörlich an der Vervollständigung seiner Nachrichten arbeitete, verrathen. Auch sind es nicht bloß verstorbene; sondern sehr viele noch lebende Gelehrte, zu deren Lebensumständen und Schriften er Alles, was sich auftreiben ließ, gesammelt hat. Darunter sind auch hin und wieder Berichtigungen seiner frühern Nachrichten. Selten werden Urtheile über die Gelehrten oder ihre Schriften beygefügt: und diese meistentheils nur in wenig Worten; wie S. 52 über von Einem Ausgabe des Heringschen Kirchen- und Ketzer-Lexikon: „Unvollständig und superficiell." S. 103 über Glücks Erläuterung der Pandekten: „Ein äußerst weitaussehendes Werk." Aus Harles kritischen Nachrichten von kleinen Schriften, 2. Bd. 3. St. ist S. 167 die Entdekung gezogen, daß der wahre Verfasser der Wolfenbüttelschen Fragmente Joh. Georg Pfeiffer, der Sohn eines getauften Juden, gewesen sey, der als theologischer Kandidat zu Braunschweig vergeblich auf Beförderung harrte. Uebrigens lassen sich aus Sammlungen dieser Art keine Auszüge machen. Kleine Verbesserungen könnten auch bey dieser noch angebracht werden. So werden S. 357 Winkelmannen Monumenta antiqua inedita zugeschrieben; die aber bekanntermaßen Italiänisch abgefaßt sind. So ist es Uebereilung oder Vermischung,

miſchung, wenn S. 295 erzählt wird, Johann Schweighäuſer, der Editor des Polybius, habe im J. 1794 ſeinen Kopf unter der Guillotine verloren. Der Herausgeber, der von dieſem Werke ſeines Vaters ſehr beſcheiden ſpricht, und ſelbſt einige Zuſätze beygefügt hat, glaubt, daß dieſer Supplementband Materialien zu einer künftigen Umarbeitung und Vervollkommnung deſſelben enthalte. Wir wünſchen der Gelehrtengeſchichte, die jetzt unter uns beynahe ein neues Leben zu gewinnen ſcheint, das ſie ſo ſehr verdient, viele beträchtliche und gemeinnützige Beyträge; glauben aber, daß nichts mißlicher ſey, als große Werke über das Allgemeine dieſer Geſchichte zu ſchreiben; indem dazu nicht bloß eine ſehr ausgebreitete Beleſenheit und unermüdeter Fleiß im Sammeln; ſondern hauptſächlich ſo viele über alle Wiſſenſchaften und Künſte ſich erſtreckende Kenntniſſe, ein ſo reifer Geſchmack, eine ſo feſte Wahl und Beurtheilung erforderlich ſind, als ſich unter Hunderten von Gelehrten kaum zwey oder drey zutrauen dürften: Eigenſchaften, deren Mangel ſich durch dreiſte und entſcheidende Urtheile, oder witzige Deklamationen niemals ganz verbergen läßt.

Tm.

Bibliſche, hebr., griech. und überhaupt oriental. Philologie.

Theoph. Immanu. Dindorfii, Litt. hebr. in Acad. Lipſ. Prof. Publ. Ord. et Philoſ. Prof. Extr. Novum lexicon linguae hebraico-chaldaicae, Commentario in libros veteris Teſtamenti dialectorum cognatarum imprimis ope, animadverſionibusque praeſtantiſſimorum interpretum locupletatum. *Pars I.* Lipſiae, apud Boehmium, 1801. 3 Alph. 10 Bog. gr. 8.

Der Verf. eines neuen hebräiſchen Lexikons, der die trefflichen Vorarbeiten von mehrern ſchätzbaren hebr. Wörterbüchern bereits vor ſich hat, namentlich des Caſtellus'ſche,

Simonis: Eichhorn'sche, Coccejus: Schulz'sche, Michaelis'sche und Moser'sche, muß entweder etwas Besseres und Planmäßigeres liefern, oder Manum de tabula halten. Der vorliegende Anfang dieses neuen hebr. Lexikons ist leider! ein planloses, zum Theil äußerst mageres, zum Theil unmäßig vollgepfropftes Produkt, das wenig nützen kann. Dem Rec. ist es unbegreiflich, wie ein so kenntnißreicher Mann, als der Verf. ist, ein so ungleiches und deßhalb unreifes Werk in das Publikum schicken konnte. Vorn herein ist es ein Vokabelbuch, ein dürftiger Auszug, größtentheils aus dem Eichhornschen Simonis. Man schlage in den ersten hundert Seiten auf, wo man will, und vergleiche, und man wird sich von der Wahrheit dieser Behauptung überzeugen. Läge die Sache nicht zu sehr am Tage: so würde Rec. einige Seiten abschreiben, z. B. S. 10 אוב, אוד, אוז, אי, אול, אוזל, אוז, etc. Da wo der Verf. abweicht, stößt man auf nicht zu billigende Aenderungen, z. B. gleich das erste Wort אב wird von dem Wurzelworte אבה getrennt, da doch sonst auch in diesem Wörterbuche die Verba den Nennwörtern, wie gewöhnlich, vorgesetzt stehen. Der Verf. hat hier neun (9) fremde Worte zwischen das Verbum und Nomen eingeschoben; denn aus dem angeführten arabischen Worte wird der Verf. doch wohl nicht schließen wollen, daß es ein hebräisches Wurzelwort אבא gegeben habe, von dem man אב ableiten müsse. Der ebendaselbst befindliche Artikel אֵב lautet so: „אֵב m. viror, fructus maturescens, viridis, Dan. 4, 9 ef. Arab. أَبٌ (es fehlt das Theschdid, wie überall Druckfehler häufig sind) gramen s. pabulum. v. *Jelmer Hinlópen* diss. sub praes. *Seb. Rauii*, de eo quod Arabes ab Arameis acceper. et in suam scribendi et loquendi rationem derivarunt. §. 8." Bey einer so kurzen Angabe, in welcher weder das hebräische Wort, wie es Hiob 8, 12 vorkömmt, von dem Chaldäischen in der angeführten Stelle, zu welcher aber noch ein paar andere mit gleichem Rechte gehörten, unterschieden wird, ist da wohl ein solches Citatum zweckmäßig? Der folgende Artikel ist: „אָבִיב participium pass. spicatum, spicas habens, frumentum maturescens, et in gen. omnia (,) quae verno tempore e terra progerminant. Exod. 9, 31. 2) mensis Nisan (,) Aprili nostro respondens. v. *Assemanni* Bibl. Or. T. I. p. 393

et

et J. D. Michael. de mens. Hebr." Daß der Zuschnitt dieses Artikels nur für Anfänger gemacht seyn könne, zeigt dessen dürftige Beschaffenheit; von diesen aber dürfte Assemann wohl nicht nachgeschlagen werden. Statt dessen war es weit nöthiger, die Unrichtigkeit zu vermeiden, daß der Nisan unser April sey, da er bekanntlich in den März und April fällt; es war nöthiger zu bemerken, daß es der erste Monat des Kirchenjahrs, (so wie der Thisri des politischen) war. Thel-Abib ist auch der Name einer Stadt. — Daß der Verf. vorn herein nur wenig gebe, sieht man schon daraus, daß er den ganzen Buchstab א auf 69 Seiten absolvirt, der im Eichhornschen Simonis 199 S. beträgt. Von hier fängt der Verf. an, immer mehr aufzunehmen, so daß derselbe bey dem Ende des Gimel das gedachte Lexikon in der Seitenzahl einholt. Noch auffallender wird vom Daleth an die Habsucht, Alles, was nur einigermaaßen in einen Bibelkommentar gehört, aufzuraffen; und so nimmt das Buch in steigender Progression an Dicke zu, daß es bey dem Worte חמל (Chamal) bereits 1232 Seiten füllt, bey welchem man in dem gedachten Simonis'schen, das eine regelmäßige Gleichheit der Theile beobachtet, erst 572. S. zählt. In dieser Progression wird das Buch, so wie es in He, Vav, Sajin und Chet weiter rückt, gleich einem Schneeball immer dickleibiger. So wie dieser zur Zeit des Thauwetters allen ihm vorkommenden Schnee ohne Auswahl sich anverleibt: so hat es der Verf. hier gemacht. Daher findet man in den letzt gedachten Buchstaben ganze Stellen einzelner Kommentatoren, als Venema's, Schultens, Schnurrer's, Knapp's, und vieler andern wörtlich aufgenommen, welches mit der Magerkeit im Anfange des Buchs einen sonderbaren Kontrast macht. Diesen unerhörten Abstand fühlte der Verf. selbst, und fieng daher an, zugleich mit dem Buche „Supplementa ad priorem maxime libri particulam" zu schreiben. Der erste Bogen dieser Supplemente, bezieht sich auf die ersten anderthalb Seiten des Lexikons. Wenn das so fortgeht: so hat man Hoffnung recht stattliche Supplemente zu erhalten, und von einem Extrem zum andern fortgerissen zu werden, welche Zusätze Rec. erst abwarten muß, ehe er über sie urtheilen kann. — Die typographische Einrichtung ist zur Unbequemlichkeit der Leser anders, als in den guten Lexicis. Es fehlen durchaus die Kolumnentitel; die Bedeutung der Wörter ist nicht durch Kursivlettern von dem übrigen

Texte abgesondert, so, wie Rec. die beyden Proben von der ersten Seite diplomatisch genau abgeschrieben hat. Die citirten Autoren werden, wie man auch aus obigen Beyspielen sehen kann, bald Kursiv, bald ordinär gesetzt; bald werden die verschiedenen Bedeutungen durch Ziffern gezählt, bald nicht; bisweilen werden Absätze gemacht, wo keine seyn sollten: so wird nun in vier Artikel versplittert, mehrere Worte fehlen gänzlich, z. B. אוֹפִיר אֳנִיּוֹת אֳנִיּוֹת Ophir, etc. Die Verbalradices der dritten Person, werden bisweilen durch Infinitive übersetzt. Z. B. צוּר constringere. Hier sucht der Verf. von seinen Führern abzugehen; aber unglücklicher Weise verirrt er sich so, daß er darüber die im Hebräischen gewöhnlichste Bedeutung (insidiatus est?) anzuführen fast gar vergißt. Endlich fehlt es durchaus an Korrektheit des Drucks. Als Probe nimmt Rec. die erste beste Seite, S. 329. Betrachtet man sie genau: so stößt man auf Folgendes. Z. 1 mementionem, statt mentionem; Z. 3 nach populi fehlt das Komma; Z. 4 nach constat steht das Komma; ebend. Michaelis, statt Michaeli; ebend. verisimlior, statt verisimilior; Z. 5 im Worte sententia ist e statt e; ebend. nach *Bocharti* fehlt das Komma; Z. 12 iu, statt in; Z. 19 tns, statt tus; Z. 25 nach unice und demonstravit fehlen zwey Kommata; Z. 29 nach scribit ebenfalls; ist dieses von einer einzigen Seite wohl zu billigen? Die Entschuldigungen, die der Verf. in der Vorrede wegen der Diskrepanz der Theile vorbringt, können das, was an sich nicht lobenswürdig ist, nie lobenswerth machen; denn gerade bey Werken dieser Art muß man sich vorher ganz besonders einen festen Plan entwerfen, nach welchem man arbeiten will. Daß übrigens in einem Buche, das sich auf andere gute Werke stützt, und dieselben fleißig benutzt, mehrere theilweise vortreffliche Sachen vorkommen müssen, versteht sich von selbst.

Biblisches Wörterbuch zum Nachschlagen bey dogmatisch und moralisch schwierigen oder sonst dunkeln bildlichen Wörtern und Redarten. Berlin, bey Schöne. 1800. Erster Theil. A — F. 22 Bog. gr. 8. Zweyter Theil. G — M. 1801. 20½ Bog.

20½ Bog. Ebend. Dritter Theil. R — Z.
1801. 27 Bog. Ebend.

Der ungenannte liberal urtheilende Verf. liefert theils etwas mehr, theils etwas weniger, als der Titel angiebt. Mehr, weil derſelbe außer den dogmatiſch-moraliſch-ſchwierigen, und durch ihren bildlichen Sinn dunkeln Wörtern viele exegetiſche, alterthümliche, hiſtoriſche und biographiſche Artikel gibt; weniger, weil er ſich blos auf die Wörter und Redensarten, die zu der Lutherſchen Ueberſetzung vorkommen, einſchränkt. Der Zweck dieſes Wörterbuchs iſt, die Lutheriſche Bibelüberſetzung leichter verſtehen zu lehren, und dadurch das Forſchen über Chriſtenthum zu befördern; und dieſen Zweck kann dieſes Buch auch in ſeiner jetzigen unvollkommenen Geſtalt bey mehrern Leſern erreichen. Ja es wird gewiſſermaaßen die Stelle eines lexikographiſchen Lemmatums vertreten können, weil es, bey aller Ungleichheit des Plans, viele gute exegetiſche Bemerkungen enthält, durch welche nicht allein Dogmatik und Moral, ſondern auch die auffallendſten Begebenheiten im alten und neuen Teſtamente erklärt worden. Mehrere Artikel ſind gut bearbeitet, als: Abendmahl, Allerheiligſtes, Apoſtel, Auferſtehung, Engel, Erzengel, Fleiſch, Feinde, Geheimniß, Gerechtigkeit, Glaube, Gnade, Heiligkeit, heiliger Geiſt, Licht, Mittler, Opfer, Paſſah, Prieſter, Rechtfertigung, Stern, (den die Magier ſahen) Gaſtabbate, Taube, Tempel, Thon, Weiſſagung, Wiedergeburt, Wolke, Wort, Wüſte, ꝛc. Die Hauptmaterien ſind daher meiſtentheils nach den neuern Anſichten und zu Folge der geſchichtlichen Auslegungsweiſe, und ganz kurz, erklärt worden. Wenn man ſonſt oft das ſonderbare Gemenge jüdiſcher Vorſtellungsarten zuſammen faßte, und dieſes für Chriſtenthum ausgab: ſo hat der Verf. nach dem Beyſpiele und Muſter der Sachkenner, dieſes zu ſcheiden geſucht, und beſonders auch die in Luthers Ueberſetzung vorkommenden eigenen Wörter gemuſtert, und die unrichtig verſtandenen, oder einer Mißdeutung unterworfenen näher beſtimmt. Dabey hat derſelbe die Vorarbeiten anderer Gelehrten, beſonders eines Tellers (doch ohne ihn genannt zu haben, welches nicht zu billigen iſt), benutzt. — Bey dieſen guten Seiten des Buchs ſind folgende Arten von Fehlern

nicht zu verkennen. Die verschiedenen Bedeutungen einzelner Wörter und Redensarten sind nicht philosophisch oder genetisch, wie eine aus der andern folgt, geordnet, und nicht durch Nummern von einander getrennt worden, welches die Uebersicht gar sehr erschwert. Dieser Mängel ist selbst an den rühmlichst angeführten Artikeln sichtbar. — Mehrere andere Artikel lassen Berichtigungen zu, z. B. gleich Abimelech. Dieses ist nicht sowohl ein allgemeiner Name der Könige der Philister überhaupt, als vielmehr nur derer zu Gerar. Baum. In diesem Artikel, den Rec. zu den unreifen rechnet, heißt es S. 99. „Das Baum des Erkenntnisses Gutes und Böses war ohne Zweifel (?) ein Baum giftiger Art, wenigstens für die ersten Menschen und für ihre damalige Körperverfassung. Seine anderweitige Nutzbarkeit könnte dennoch immer groß seyn. Auch konnte er im dortigen Himmelsstriche schädlich; künftig aber, in andern Erdstrichen gepflanzt, gesund seyn. Auch konnte seine Bestimmung bloß die seyn, alle den Menschen schädliche Säfte rings umher einzusaugen, und so den übrigen Gewächsen und der Luft der Gesunderhaltung zu dienen. Nur für den Menschen taugte seine Frucht nicht zum unschädlichen Genuß. An diesem Baum, und durch ihn sollten es klar werden, ob der Mensch das Gute oder Böse wähle; darum ward er ihm durch ein Gesetz Gottes untersagt, mit der Warnung, daß Unglück und Tod die traurige Wirkung des verbotenen, pflichtwidrigen Genusses seyn würde." — Alle diese aus der Luft gegriffenen und höchst unwahrscheinlichen Möglichkeiten fallen weg, wenn man jene alten Urkunden 1. Mos. 1—3 wie andere alte Denkmäler aus dem mythischen Zeitalter betrachtet. — Eben so gezwungen und besserungsbürftig ist der Artikel Butter, und die dabey vorgetragene Erklärung von Spr. Sal. 30, 33. Unter Cölesyrien heißt es S. 179: „Das ist Niedersyrien, wo Tyrus, Sidon, Ptolemais ꝛc. lagen. 2 Macc. 10, 11." Das Unrichtige dieser Behauptung ist aus jedem guten Kompendium der biblischen Geographie zu ersehen, und die angeführte Stelle 2 Macc. beweist das Gegentheil. — So geht es auch mit den Artikeln Aminadab, Cäsien, Recht, u. a. m. Pfahl im Fleisch giebt der Verf. für Fallsucht aus. So gewiß es nach dem ganzen Zusammenhange eine Krankheit war: so ist es dem Rec. dennoch wahrscheinlicher, die weissende Gicht; denn diese paßt besser sowohl zu der ganzen An-

Anzeige stechender Dornen, reißender Disteln, Faustenschläge, ꝛc. als auch zu ähnlichen Stellen, z. B. Luc. 13, 11, wo das krumm und gebückt gehen, als ein Symptom angeführt wird. — Zum Beweis, daß der Verf. seinen Plan ungleich ausgeführt habe, bemerkt Rec. nur noch die geographischen Artikel, die im Buchstab E vorkommen. Dieses sind: Ebal, Eben, Ezer, Edom, Elam, Ephesus, Ephraim. Folglich fehlen: Edon, Eder, Emmaus, Endor. (wohin die Geschichte der sogenannten Hexe von Endor gehört) Engeddi, Ephratha, Ephron, Esdrelon, Eznongeber, und andere Orte, deren Erklärung dem Bibelleser zum Theil noch interessanter seyn müßte. Eben so geht es mit den hier eingeschalteten alterthümlichen, historischen und biographischen Notizen, wobey Rec. nicht einsieht, weßhalb der Verf. sie aufnahm, und einen andern Theil derselben wegließ. Die Regel für die Verfasser solcher Wörterbücher muß billig diese bleiben: entweder alle Artikel einer Art, oder keinen derselben aufzunehmen.

Aa.

Klassische, griech. u. lat. Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

M. Johann Friedrich Jacob Reichenbachs, Konrektoris an der Thomasschule zu Leipzig, allgemeines griechisch-deutsches Handwörterbuch zum Schulgebrauche. Leipzig, bey Barth. 1801. Erster Band. A—K. XVI und 863 Seit. gr. 8. Zweyter Band. Λ—Ω. 1802. VI, 912 und 164 Seit. 4 Rth. 12 gr.

Es kann allerdings sehr auffallen, daß Herr Reichenbach, nachdem im Jahre 1797 und 1798 das Schneidersche kritische Wörterbuch der griechischen Sprache erschienen, und mit so großem, gerechten Beyfall aufgenommen ist, es wagt, gleichfalls ein griechisch-deutsches Wörterbuch herauszugeben. Wenn man indeß die Vorrede des Verf. liest: so kann man

fast nicht umhin, ihn wegen der Herausgabe eines jetzt unnöthig scheinenden Werkes zu entschuldigen. Er sagt nämlich, daß er schon vor eilf Jahren (seit 1790) den Entschluß zu einem solchen Werke gefaßt, und während dieses Zeitraums alle ihm von seinen Berufsgeschäften übrig gebliebene Zeit auf die Ausführung desselben verwandt habe. Natürlich wollte er nun nicht gern, daß sein Jahre langer Fleiß umsonst seyn sollte, und da auch sein Plan von dem des Herrn Prof. Schneider's etwas verschieden war: so konnte er darin leicht einen Antrieb finden, auch nachdem Herrn Schneider's Arbeit erschienen war, mit der seinigen fortzufahren und sie ans Licht zu stellen. Herr Reichenbach wollte kein eigentlich kritisches, für gelehrte Kenner der griechischen Sprache berechnetes Werk; sondern ein für Schüler hinreichendes, durch bequeme, das Sprachstudium erleichternde Einrichtung empfehlungswerthes Wörterbuch liefern. Er setzte daher jedes Wort besonders ab, statt dessen daß im Schneiderschen Werke die Anfangssylben aller Wörter einer zusammengehörenden oder — nicht zusammengehörenden Kolumne mit einem Striche bezeichnet sind; welches selbst für Gelehrte eine nicht geringe Inkonvenienz ist. Ferner führte er weit häufiger und vollständiger, als Herr Schn. es gethan hat, die verschiedene Konstruktion der Wörter an, was allerdings für junge Leute von besonderm Nutzen ist. Gegen diese beyden Vorzüge — von denen jedoch der erste nicht sehr in Anschlag kommen konnte, da sich erwarten ließ (was auch seitdem erfüllt worden), daß Herr Schn. einen Auszug aus seinem Werke für Schulen würde veranstalten lassen, in welchem die einzelnen Wörter abgesetzt worden — überließ nun aber Herr R. dem Schneiderschen Wörterbuche den allerdings wichtigen Vorzug, die angegebenen Bedeutungen wenigstens in vielen Fällen mit Stellen griechischer Autoren zu belegen. Da nun überdem Herrn Sch's Wörterbuch ein kritisches Werk ist, worin manche treffliche Sprachuntersuchungen verwebt sind; so folgt natürlich, daß dasselbe keinesweges durch das später erschienene Reichenbachische verdrängt werden kann, welches auch Herr R. selbst gar nicht beabsichtigt. Ja wenn man bedenkt, daß aus Schülern, d. h. aus Knaben und Jünglingen, für welche Herr R. seine Arbeit bestimmt, mit den Jahren Männer werden, und daß es auch selbst schon erwachsenen Schülern frommt, zum ernsthaften, kritischen Studium der gebildetsten Sprache

der

der alten Welt Veranlassung zu haben: so läßt sich freylich nicht läugnen, daß man wohl selbst Schülern mit Recht den Rath geben könne, die doch immer beträchtliche, wenn gleich für die Papiermasse gar nicht hochangesetzte Summe für das Reichenbachsche Lexikon zu sparen, und sich sofort das größere, nicht viel theurere Schneidersche anzuschaffen. Freylich hat Herr R. seinem Werke noch einen andern Vorzug vor dem seines nächsten Vorgängers zu geben vermeint, indem er auch die dem Neuen Testamente eigenthümlichen Worte und Bedeutungen in dasselbe aufgenommen hat. Allein dieses Verfahren können wir keineswegs billigen. Wer das N. T. in der Grundsprache gehörig kennen lernen will, kann doch mit der getingefügigen Hülfe, die er in dieser Hinsicht durch Herrn R. erhält, nicht ausreichen; sondern er muß sich das Schleusnersche, oder allenfalls das Krebs-Spohnsche Lexikon anschaffen. Die auf manchen Schulen noch herrschende Gewohnheit aber, mit jungen Leuten, denen es noch um kein gründliches, exegetisches Studium des N. T. zu thun ist, das griechische N. T. zu lesen, sollte kein Lexikograph befördern oder erleichtern wollen, zumal da in den letzten Jahren Chrestomathien aus den Werken des Josephus und Philo erschienen sind, welche, wenn schon auf Schulen eine besondere Vorbereitung zu einem gründlichen, akademischen Studium der Religionsurkunden erfordert wird, dazu sehr zweckmäßig gebraucht werden können. In einem bloß zum Schulgebrauch bestimmten Lexikon sollten daher die N. Testamentl. Artikel ganz wegbleiben; eher können sie noch mit Grund in einem kritischen Wörterbuch zum Theil mitgenommen werden. Dagegen sollten unserm Bedünken nach auch in jenem die bey Hesychius, Suidas und andern alten für die Interpretation der Klassiker wichtigen Lexikographen vorkommenden Wörter nicht ganz vernachlässiget werden; was aber Herr R. absichtlich (s. S. XI Vorr.) gethan hat. Fleißige und emsige Schüler der ersten Klasse der Schulen und Gymnasien werden, wenn sie Herrn R's Werk brauchen, und sich kein anderes neben demselben anschaffen können, diesen Mangel allerdings zuweilen fühlen; denn es kommen ja selbst in manchen Kommentarien über die bekanntesten Klassiker zuweilen Wörter und ganze Stellen aus Hesychius ff. vor. Bey alle dem würden wir doch uns der Ungerechtigkeit schuldig zu machen glauben, wenn wir nicht Herrn R. das Zeugniß gäben, daß derselbe durch dieses

Werk nicht bloß einen lobenswerthen Fleiß; sondern auch eine wirklich gründliche, gelehrte Kenntniß des griechischen Sprachschatzes an den Tag gelegt habe. Mag er immerhin das Schneidersche Werk noch zur Vervollkommnung seiner Arbeit benutzt haben; auf eine entehrende Art abgeschrieben hat er es keinesweges. Indessen wünschten wir doch, daß er in einem etwas anderen Tone vom Herrn Schn. in der Vorrede des ersten Bandes gesprochen hätte. Die wenigen Unrichtigkeiten, die er in dem Schneiderschen Werke rügt, sind sehr unbedeutend, und er hätte dieselben wohl am wenigstens auf diese Weise in Anrege bringen sollen, da er mit den Schwierigkeiten, ein solches Werk gegen alle Schwächen und gegen scharfen Tadel zu sichern, vorzüglich bekannt seyn mußte, und er es selbst nicht verkennen konnte, daß auch seine Arbeit ihre nicht geringen Unvollkommenheiten habe. Am mehrsten scheint sich Herr R. darauf zu Gute zu thun, daß sein Werk, obgleich er mehrere Wörter, die Schneider hat, (vermuthlich solche, die ihm nur die Autorität des Hesychius, Suidas und Konsorten [S. XI Vorr.] für sich zu haben schienen,) mit Fleiß weggelassen habe, doch weit vollständiger sey als das Schneidersche. Ja in der Vorrede zum zweyten Bande sagt er, daß in diesem allein mehr als auf hundert Wörter enthalten wären, die man in jedem vorher erschienenen Wörterbuch vergebens suche, und deren kritische Aechtheit er beweisen könne. Auf eine Entkräftung dieser bestimmten Behauptung wird sich nun freylich nicht leicht Jemand einlassen; denn wer wird hier zählen wollen und können? Daß Herr R. viele Wörter liefert, die das Schneidersche und andere für das Lesen der griechischen Profan-Skribenten beabsichtigten Lexika nicht haben, ist kein Wunder, da er den Sprachgebrauch des N. T., vielleicht auch der LXX nach Biel mit in seinen Plan zog. Wir wollen auch nicht läugnen, daß Herr R. außerdem noch seinen nächsten Vorgänger an Wörterzahl übertrifft; indessen ist doch Rec. bey seiner griechischen Lektüre selten auf Wörter gekommen, die Herr R. allein, und nicht ebenfalls auch Schn., wenn auch nicht in dem Werke selbst, doch in den Zusätzen aufgeführt hätte. Dagegen haben wir mehrere Wörter bey beyden Lexikographen vergebens gesucht. Wir wollen jetzt einige angeben: ἀπεδίλωτος (Kallimach. H. in Cerer. 125) eben das, was ἀπέδιλος. ἀπροστασίαστος braucht Philo (dessen so wie des Josephus Sprachgebrauch sonst

Herr

Herr R. sowohl als Schn. mit Recht mitgenommen haben) in demselben Sinn, wie ἀπροστάτευτος. δημόπρατα, τὰ, was öffentlich verkauft wird; ebenfalls Philo. διεξάϊσσω schnell hindurch fahren, (Theokrit Id. XIII, 23); doch haben beyde Lexik. die Form διεξάττω. ἐξούσως der Güter beraubt — bey Philo. ἐρείκη das Heidegesträuch, Theokrit Id. V, 64; εὐβοῦς wer gute Farren hat (Homer. H. an Apoll. 54). ἐφημερεύτης kommt bey Philo II, S. 481 der Mang. Ausg. vor, und bezeichnet einen der täglichen Aufseher in den religiösen Versammlungen der Therapeuten. λαγωδάριον ein Jagdhund, gleichfalls bey Philo. μύμβραξ, imgleichen κέρκωψ und τέφρα Cicaden- oder Heuschrecken-Arten in Aelians Fragm. varr. historr. s. v. τέφρα. πέρσικαι kleine Pantoffeln in Aristoph. Wolken 151. Das Zeitwort παλιμπήγνυμι wieder zusammen fügen, in Theophr. Char. XVII, 4 Schn. Ausg. ποικιλόθρονος mancherley Thronen habend, im ersten Gedichte der Sappho. προκατεπείγω ich dränge zuvor — Josephus v. jüd. Kr. I, 19. §. 6. σεβαστεῖον, τὸ ein Tempel des August, Philo II, 590. σεσαρὸς Adv. mit verzogenem Munde, höhnisch lächelnd (Theokr. XX, 14. (Dieß Wort hätte wenigstens unter σαίρω angeführt werden können.) συνοδοιπόρος ein Reisegefährte; in Theophr. Char. XX, 2 (Schn. Ausg. oder XXIII, 2 der gewöhnl. Ausg.) συνσχολάζειν τινὶ, Jemandes Schüler mit Andern seyn, Plutarch Alex. 65. ὑποκακοηθῆς heimlich bösartig, bey Philo. ἡ ὑποταίνιος nämlich χώρα ist synonym mit ἡ ταινία die Landzunge oder Seeküste, auch bey Philo. ὑψιγύιος hoch, Pindar olymp. Oden V, 31. Auch folgende Worte möchten der Aufnahme in ein griechisches Wörterbuch würdig seyn, wenn gleich ihre Aechtheit oder Bedeutung noch nicht völlig entschieden ist: ἀκριδοθήκα das Grillenhäuschen (Theokr. Id. I, 52 lesen wenigstens eine Florentinische und eine Vaticanische Handschrift ἀκριδοθήκαν, welches allerdings angemeßner scheint, als die Vulgata ἀκριδοθήραν). ἀλιτοβίος oder ἀλητοβίος (wer sich vom Herumtreiben nährt) scheint wenigstens bey Philo II, 537 anstatt ἀλειφοβίος gelesen werden zu müssen; ἀλιτοβίος ist auch bey Hesychius. (Die Ausgaben des Hesych. haben freylich ἀλιτόβριος; dieß ist aber korrupt). ἀνδρόλαγνος lüstern nach Männern, wenn anders Schneiders Vermuthung, daß im Theophr. Charakt. XXX, 2 für das unbekannte und unverständliche ἀνδρόλαλοι zu lesen sey ἀνδρόλαγνοι richtig ist. εὐαγρεσία ein

glück-

glücklicher Fang — nach Toup's Emendation in dem Fragment von Theokrits Gedicht auf die Berenice (S. 291 der Valkenairschen Ausgabe). πλεθρίζειν, das in Theophr. Char. XX, 1 nach einem Zusatz in der Heidelberger Handschrift vorkommt, und wahrscheinlich die Bedeutung (vergl. ἐκπλεθρίζειν) hat: in Einem fort schwatzen oder prahlen. Φειδώνιον μέτρον (in Theophr. Charakt. XV, 4 ed. Schneid.; doch lesen 2 Handschriften Φειδομένῳ μέτρῳ), ein gewisses karges Maaß, das vielleicht ein gewisser Phei-don erfunden, s. Fischer's Index ad Theophr. Char. und Hemsterhuis zu Polluc. Onom. IX, 83. — Das Wörter dieser Art in einem Lexikon das Merkzeichen der Zweifelhaftigkeit haben müssen, versteht sich. Daß aber Herr Schneider mit der Bezeichnung ζω zu freygebig ist, wie Herr Reichenbach rügt, ist wahr. So z. B. προϋπεργάζομαι kommt bey Philo vor, und ὑπνόω hat allerdings auch die intransitive Bedeutung einschlafen. S. Moschus II, 24. Indessen sind wir weit entfernt, Herrn Schneider's Bedenklichkeit zu tadeln, wir halten sie vielmehr für eine rühmliche kritische Vorsicht, da unmöglich ein Lexikograph gleich Anfangs die Belege zu allen einzelnen Wörtern bey der Hand haben kann. Herr R. dagegen hat manche Wörter, die Herr Schn. noch mit ζω. bezeichnet; die aber von bewährter Autorität sind, gar nicht angeführt, z. B. ἡ βαρυδότειρα die Unglücksstifterinn, Aeschyl. ἑπτα 977. δεινοθέτης schreckliche Thaten verrichtend, Moschus VII, 7. (Valkenair will da freylich ἀγανοθέτας lesen; aber ohne Grund). δυσεύνητὴρ der ein übles Lager hat, Aesch. ἑπτα 295. ἐρωτοπλόειν ist wohl in Meleagers Epigr. LXIX, Anthol. Jacobs. I. p. 22 nicht zweifelhaft, auch in Ansehung der Bedeutung nicht: das Meer der Liebe beschiffen, sich der Liebe überlassen. εὐέανος schöngekleidet, Moschus IV, 75. — Auch andere Wörter, die Schn. ohne den Beysatz ζω. anführt, fehlen ohne Grund bey Herrn Reichenb., z. B. ἀγαλματοφόρος (s. Schneider's Anhang und Ruhnken zu Timäus s. v. ἀγαλμα p. 7.) ἀλιτρόβιος (kommt wenigstens vor bey Nonnus in paraphr. Evang. Joh.). ἀμφιάνακτες und ἀμφιανακτίζω, vergl. Aristoph. Wolken 595 (ed. Hermann 591) und daselbst den Scholiasten. ἀπελευθεριάζω ich handle frey — findet sich bey Philo. τὸ ἄπιον die Birne (Schn. hat dagegen bey ἡ ἄπιος die Bedeutung Birne übersehen, welche im Theophr. Char. II, 3

vor-

vorkommt). ἀποκολοκύνθωσις, welches Wort zwar vielleicht bey keinem griechischen Schriftsteller, sondern nur bey Seneca vorkommen mag; aber in einem Lexikon für Schulen doch nicht fehlen sollte. ἀσκαλαβώτης ist in Aristoph. Wolk. 171, und hätte also neben ἀσκάλαβος angeführt werden sollen. ἀχὴν, das Hesych. und Suidas anführen, und das vielleicht auch in Theokr. Idyll. XVI, 33 die richtige Lesart ist. δακρυογόνος und δακρυοπετὴς, welches Schneider in den Zusätzen mit Recht aus Aeschyl. anführt. ἡ βοηλάτις, welche Form bey Moschus VIII, 1 vorkommt. ἐμπαίνιμος — bey Stobäus in Grot. Floril. p. 123. ἐξαγώνιος (vom Kampfe ausgeschlossen), das Herr Schn. aus Lucian anführt; Herr R. aber gar nicht hat, findet sich auch bey Philo II, 60. ζάχρειος — Theokr. XXV, 6 vgl. Schneider. καλοπέδιλα, compedes ligneae, hölzerne Pflöcke an den Füßen der Ochsen, Kühe ff. — hat auch Theokr. XXV, 103. Herr Schn. glaubt freylich, daß καλοπέδιλα als Ein Wort in dieser Stelle falsche Lesart sey, und daß es καλὰ πέδιλα heißen müsse. Aber Rec. sieht dazu keinen Grund. κροκύλεγμος mag vielleicht nur bey Hesych. und bey Scholiasten vorkommen; aber Herr R. hätte es doch bey κροκυδισμὸς mit anführen können. Eben so ist auch von Herrn R. übersehen worden, was Schn. richtig bemerkt, daß τὸ δίμοιρον zuweilen eben das heißt, was ἡ διμοιρία, eine doppelte Portion. S. Theophr. Charakt. XV, 1 Schn. Ausg. Auch fehlt bey R. ἀκιρὸς, welches Schn. zwar anführt; aber ohne es genügend zu erklären. Theokrit XXVIII, 15 ist es gewiß synonym mit dem gleichfolgenden ἀεργὸς, und steht anstatt ἀχειρὴς, wer die Hände nicht zu brauchen weiß, träge. — Ferner sind viele Artikel bey Schn. nicht nur kritischer und gelehrter; sondern auch in Ansehung der Bedeutungen genauer und vollständiger abgefaßt, als bey Herrn R. Z. B. ἄναυρος führt R. bloß als ein Adjektiv an, in der Bedeutung: ohne sanfte Luft, brausend; es ist aber allerdings auch ein Substantiv in der von Schn. angenommenen Bedeutung, wofür sich auch noch die Stellen Anakr. VII, 4. Moschus II, 31 anführen lassen. ὁ βρασμὸς wird auch, wie Schn. im Anhang richtig aus Orpheus H. bemerkt, für Erderschütterung gebraucht; Joseph. v. jud. Kr. I, 19, 4 hat χθόνιος βρασμός. ἐνευκαιρέω heißt auch, wie Schn., aber nicht Herr R., bemerkt: sich womit beschäfftigen, vacare alicui rei,

und

und kommt nicht bloß beym Nicetas, welchen Schn. anführt; sondern auch beym Philo II, p. 522. vor. Bey ἐπιεικῶς hat R. nicht die Bedeutung hinlänglich, ziemlich, die oft bey Attikern vorkommt, z. B. in Platon's Kriton §. 1 ἐπιεικῶς παλαὶ ziemlich lange. Vergl. auch καταβάτις, καταρτύω, ὑμιλλεία, παραβάτις (die Jemanden bey der Arbeit begleitet, Theokr. Id. III, 32), φιμόω verengen, einschließen, Aristoph. Wolk. 592 (ed. Herm. 583), und viele andere Artikel. Dagegen findet man nun freylich auch andere bey Herrn R. vollständiger und genauer, z. B. ἀλαβάρχης (welchem Worte er ganz richtig auch die allgemeine, beym Josephus so oft vorkommende Bedeutung Ethnarch, Landesfürst — giebt), ὁ γλύφανος vergl. Theokr. Id. I, 28. διαθράττεσθαι (übermüthig oder unbesonnen werden, Xenoph. Memor. IV, 2, 35), ἐρευνάω (heißt auch: unternehmen, sich bestreben. Theokr. Id. VII, 45), θάλαμος und θαλάμη (welches letztere Herr R. von θαλάμη unterscheidet), θέσις, καρφολογέω, λεπίδωτος (als Name eines Fisches kommt λεπ. vor Herodot II, 72) und mehrere andere. In einigen Artikeln hat uns Herr R. so wenig als Herr Schn. befriedigt. Beyde geben von ἀκράτισις die Bedeutung an: der nicht gefrühstückt hat, und doch soll, was auch richtig ist, τὸ ἀκράτισμα und ὁ ἀκρατισμὸς das Frühstück, und ἀκρατίζω ich frühstücke — heißen. Jene Bedeutung könnte nur ἀνακράτισις haben, wenn dieß Wort vorkäme. Theokr. Id. I, 51 ist ἀκράτισον gewiß eine falsche Lesart, wofür Warton's Konjektur ἢ ' κάμεον Beyfall verdient. Vergl. Warton zu jener St. und Toup Epistola ad Warton. de Syracusiis p. 342. ἄρδω hat außer den von R. und Schn. angegebenen Bedeutungen, bey Dichtern auch die: ermähren, fördern. S. Pindar Olymp. V, 53 und daselbst Heyne, und Aristoph. Wolk. 283 und daselbst Hermann. ἀποκαθήκω heißt auch zurückführen in Theophr. Char. VI, 2 der Schn. Ausg. ἄρημαι so wie ἀράομαι erklärt Herr R. mit Schn. bloß durch bitten, wünschen, verwünschen: Beyde haben also nicht an das Homerische ἤπιον καὶ καμάτῳ ἀρημένος (Odyss. VI, 2) gedacht; doch hat Schn. unter den Zusätzen ἀρῶ ich beschädige, verderbe. βιάζεσθαι τι muß auch erklärt werden durch: gegen an kämpfen, trotzen. Theokr. XXII, 9. Apollon. Rh. I, 1299. διακύπτειν braucht Philo in einem ganz eignen Sinne; in der Redensart

er nämlich παρέλθειν καὶ διακόπτειν ἐπὶ τὰ κοινὰ ſetzes: hinſtreben, antreten — Staatsgeſchäffte nämlich. ἀπραχηλίζειν haben wir bey Philo auch in der Bedeutung: kürzt machen, beunruhigen — gefunden. ἐπιβάλλειν heißt auch in Theophr. Char. VII, 1 hinzufügen, fortfahren. ἀλισθος hat bey Schn., vielleicht nur durch einen Druckfehler, die Bedeutung ſehr ſchläfrig, und ſo bey Herrn R. vielleicht durch — einen Schreibfehler ebenfalls; es heißt aber ſchlüpfrig, bey Philo II, 457 auch verführeriſch. ζεῦγμα, τό, ſcheint bey Thucydides in mehrern Stellen, z. B. VII, 69, wo τὸ ζεῦγμα τῦ λιμένος vorkommt, die Mündung oder den Eingang des Hafens zu bezeichnen; vermuthlich iſt auch in Theophr. Char. XX, 1 ζεῦγμα (in dieſer Bedeutung) anſtatt διαζεῦγμα, das weder Schn. noch R. anführen, die richtige Lesart. κείρω (äoliſch κέρσω) braucht Moſchus II, 32 in der Bedeutung abpflücken. Bey μεταναύω giebt Herr R. bloß die Konſtruktion mit dem Dativ an, und Schn. erklärt die mit dem Akkuſativ in einer Stelle des Apollonius für zweifelhaft; bey Moſchus IV, 61 iſt ſie aber nicht zweifelhaft. Bey πανήγυρις und συντέλεια fehlt die in Aeſch. ἑπτα 222 und 253 vorkommende Bedeutung, Deorum ſocietas, der Götter-Verein. τεκνόω heißt ebendaſ. 619 im Allgemeinen erzeugen, bewirken. τέτμω kommt als Synonym von τέμνω nicht bloß bey Dichtern, ſondern auch bey Philo I, 282 vor. ὁ ὑπομνηματισμός wurde auch gebraucht für Dekret oder Memorial. S. Cicero ad diverſos XIII, 1 extr. ὁ χαλκὸς iſt in Theophr. Char. XIII, 4. XV, 3. eine beſtimmte kleine Kupfermünze, von der 6 oder 8 Stücke einen Obol ausmachten. — Noch fügen wir einige Erinnerungen über andere Artikel bey. ἀνώλεθρος oder ἀνόλεθρος kommt nicht bloß bey Poeten vor, wie Herr R. durch P anzeigt; ſondern auch bey Philoſophen z. B. Platon. In dem Artikel ἀπατάρια erklärt Herr R. den Monat Πυανεψίων für den December; es iſt aber ein Herbſtmonat, unter πυανεψίων ſelbſt drückt er ſich auch richtiger aus. βεκκεσέλγος hätte wohl etwas genauer, und umſtändlicher erklärt werden können, mit Rückſicht auf die Scholien zu Ariſtoph. Wolken 397. ἐγκροτέω allein heißt wohl nicht: ich ſtampfe mit den Füßen; ſondern es muß wohl ποσσὶ dabey ſtehen, wie Theokr. Id. XVIII, 7. 8. ἁλφηβόλιων erklärt Herr R. für den Februar; es

war aber halb Februar und halb März nach unserm Kalender, und in diesen Monat fiel das Frühlingsfest τὰ Διονύσια κατ' ἀγρούς. Im 2ten Bande S. 239 steht durch einen Druckfehler ὀρεοσκόπος anstatt ὀρνεοσκόπος; auffallend aber ist es, daß Herr R. die Bedeutung dieses Worts unter ὀρνιθοσκόπος suchen heißt; bey ὀρνιθοσκόπος aber auf das nicht erklärte ὀρνεοσκόπος verweist; es sind also beyde Wörter unerklärt geblieben. Das Nomen κοττεία (worüber Ruhnken ad Timaeum zu vergleichen ist,) erklärt Herr R. aus Versehen: ich spiele mit κοττοῖς. Unter πράσσω ist angegeben: πράττομαι τινὰ χρήματα, ich verurtheile Einen zu einer Geldstrafe; ob die Redensart in diesem Sinne irgendwo vorkomme, wissen wir nicht, wir bezweifeln es aber; in Xenoph. Memorabilien I, 2, 5 heißt sie: von Jemandem Geld fordern. συμπαρομαρτέω kommt nicht bloß bey Poeten vor, wie Herr R. angiebt; sondern auch in Aelian's Varr. Hist. III, 1, 13. ὑπεραγάλλομαι (τινὰ) ist nicht sowohl synonym mit ὑπεραγαλλιάω, ich ergötze mich über die Maaße; sondern es heißt: ungemein hochschätzen oder lieben, wie schon aus der richtig angegebenen Bedeutung von ἀγάλλομαι folgt; zum Ueberfluß führen wir noch Aelian V. H. X. 16, 4 an. Daß die naturhistorischen Artikel im Schneiderschen WB. weit gelehrter und genauer abgefaßt sind, als im Reichenbachschen, läßt sich schon von selbst erachten. S. z. B. κόνυζα, wobey übrigens Schn. die Stellen Theokr. Id. IV, 25 und VII, 69 hätte anführen, und eine deutsche Benennung hätte angeben können. — Einen analytischen Theil für die schweren Formen und Dialekte der Wörter hat auch Herr R. dem zweyten Bande angehängt. Es stimmt so genau mit dem Schneiderschen überein, daß wir uns kaum des Gedankens erwehren können, Herr R. habe nur die Bogen des Schneiderschen Werks mit unbedeutenden Abänderungen in die Druckerey gegeben oder abschreiben lassen. Es folgt übrigens, daß der analytische Theil im Reich. W. eben die Unvollkommenheiten hat, wie der im Schn. W.; Unvollkommenheiten, die der biedere Prof. Schn. selbst in der Vorrede seines zweyten Bandes eingestand; die Herr R. aber zum Theil wenigstens hätte zu ändern und zu bessern suchen sollen. Gerade darum, weil er für Schüler arbeitete, hätte er diesem Theile seines Werks einen vorzüglichen Fleiß widmen

men müssen, und auch noch manche seltene Formen, bey denen Schüler anstoßen können, z. B. προσίρησθον in Xenoph. Memor. I, 2, 15 mitnehmen können.

Ns.

Xenophontis Atheniensis Scripta in usum lectorum graecis litteris tinctorum commentariis ad rerum et verborum intelligentiam illustrata a *Benjamin Weiske*. — *Volumen quintum*, Oeconomicum, convivium, Hieronem, apologiam Socratis et memorabilia continens. Lipsiae, sumt. Fritsch. 1802. XVI und 456 S. gr. 8. 1 Rg. 8 gr.

Der mit vieler Vorsichtigkeit und Besonnenheit seinen Schriftsteller behandelnde Herausgeber hält bescheiden den Schritt fort, wie er denselben Anfangs genommen hatte. Allgemeine Uebersichten über Veranlassung, Entstehung, Absicht, Plan, Endzweck und Werth einzelner Werke gehen überall voraus; größere Abschnitte sind wieder mit besondern Inhaltsanzeigen versehen; der Text ist mit Sorgfalt gewogen, und in wichtigen Stellen nach kritischen Gründen verbessert, und in den Anmerkungen das Vorzüglichste in Hinsicht der Lesart, und der historischen oder grammatischen Erklärung beygebracht, so daß in allem Betracht diese Ausgabe des Xenophon zu den besten, zweckmäßigsten und brauchbarsten gehört, die wir in den neuesten Zeiten dem Fleiß und der Einsicht der deutschen Gelehrten zu danken haben. Auch von kluger Mäßigung gegen anders Denkende hat Herr W. viele Beyspiele gegeben, und er kann hierin wirklich Manchem, der sich bey auffallendem Widersprechen nicht ganz schicklich zu benehmen weiß, zum Muster dienen. Man vergleiche z. B. S. 388 §. 10. S. 371 § 8 fg. Vorzüglich tragen die Einleitungen das Gepräge genauer Untersuchung und Würdigung der einzelnen Schriften, und stellen den Leser auf denjenigen Platz, von wo aus er den möglichst richtigen Gesichtspunkt derselben fassen kann. Besonders zeichnen sich auf der Seite die Einleitungen in das Gastmahl, und die Denkwürdigkeiten aus, für welche letztere schon in der deutschen Uebersetzung des Verf. Vieles vorgearbeitet war. Doch

ist hier, nachdem seit jener Zeit über das genannte Werk von Andern noch Manches gesagt war, die Sache noch genauer untersucht und gewogen worden. Nur ist es noch immer nicht ganz erwiesen, daß Xenophon bloß die Ideen und Grundsätze seines Lehrers vorgetragen, und nichts von seiner individuellen Ansicht und Meinung beygebracht haben soll, was, wenn Xenophon des Sokrates Diskurse nicht auf der Stelle jedesmal wörtlich nachschrieb, wie doch nicht dargethan werden kann, beynahe unmöglich gewesen wäre. Selbst bey der Annahme, daß sich Xenophon die Hauptmomente einer jeden Unterredung nachher sofort notirte, um dieselben bey mehrerer Muße dann genauer und sorgfältiger niederzuschreiben, könnte es doch wohl nicht anders geschehen, als daß theils Manches hinzukommen, theils Manches anders, als vom Sokrates geschehen war, gesagt werden mußte. Ueberhaupt glaubt Rec., daß wir die Unterredungen des Sokrates mit seinen Schülern ursprünglich schon aus der Hand des Xenophon nicht ganz zusammenhängend und vollständig erhalten haben, woraus sich in vielen Stellen der Mangel an genauem Zusammenhang wohl am besten erklären läßt. Auch war es wohl die Absicht des Schülers gar nicht, Alles vollständig aufzuschreiben, worüber sich der Meister mit seinen Jüngern ehemals unterhalten hatte; sondern er wollte allem Anschein nach nur das zum nähern Anschauen bringen, wodurch jener gegen die Vorwürfe seiner Ankläger vorzüglich in Schutz genommen werden konnte. Doch über diesen Gegenstand gedenkt Rec., sich bey einer andern Gelegenheit weitläuftiger zu erklären. Uebrigens bedauert er, daß es dem H. W. oder auch der Verlagshandlung nicht gefällig war, die Apomnemoneumata nach der Weiskeschen Bearbeitung unter einem besondern Titel auszugeben. Bey den vielen Editionen, die wir von dem Evangelium des Xenophon bis jetzt schon haben, wäre doch gewiß diese besonders würdig gewesen, in einen allgemeineren Umlauf gebracht zu werden.

P.

Intelli-

Intelligenzblatt.

Ankündigungen.

Leipziger Jubilate-Messe 1803. Neue Verlagsbücher der Stettinischen Buchhandlung in Ulm.

Baurs, Sam., allgemeines historisches Wörterbuch aller merkwürdigen Personen beyderley Geschlechts, die in dem letzten Jahrzehend des achtzehnten Jahrhunderts gestorben sind. gr. 8. 1803.

Bonnets, Karl, Untersuchungen über den Nutzen der Blätter bey den Pflanzen, und einige andere zur Geschichte des Wachsthums der Pflanzen gehörige Gegenstände, nebst dessen Versuchen und Beobachtungen über das Wachsthum der Pflanzen in andern Materien als Erde. Zweyte Auflage, verbessert und mit Zusätzen vermehrt von C. F. Voeckh, und herausgegeben von D. C. W. J. Gatterer, mit 8. Kupfertafeln. gr. 8. 1803.

v. Bourbon's, D. J. C., Geschenk für die Hebammen der Gräfl. v. Stadipn. Herrschaft Warthhausen. 8. 1803.

v. Bestouches, über den Verfall der Städte und Märkte, und die Mittel, ihnen wieder aufzuhelfen. gr. 8. 1803.

Neueste Erfahrungen über zweckmäßige Aufbewahrung, Zubereitung und Anwendung des thierischen Düngers, als einzig ächten Mittels der höchstmöglichen Fruchtbarkeit des Bodens. 8. 5 Gr. oder 20 Kr.

Gatterers, D. C. W. J., Abhandlung über die Verminderung der Feldmäuse. gr. 8. 4 Gr. oder 15 Kr.

— — dessen Neues Forstarchiv, zur Erweiterung der Forst- und Jagdwissenschaft. 10r Band. gr. 8. 1 Rthlr. oder 1 fl. 30 Kr.

Neues historisches Handlexikon, oder kurzgefaßte biographische und historische Nachrichten von den denkwürdigsten Personen besonders neuerer Zeiten bis zu Ende des 18n Jahrhunderts. 5r u. letzter Band. gr. 8. 1803.

des Herrn Abt Ladvokats, historisches Handwörterbuch der berühmtesten Kaiser, Könige, Fürsten, Gelehrten, Künstler ꝛc. 9r und letzter Band. gr. 8. 1803.

Moser's, W. H. v., Forstarchiv zur Erweiterung der Forst- und Jagdwissenschaft, und der Forst- und Jagdliteratur; fortgesetzt von C. W. J. Gatterer. 27r Band. gr. 8. 1 Rthlr. oder 1 fl. 30 Kr.

Schmidts, M. J., Geschichte der Deutschen, fortgesetzt von Jos. Milbiller. 17r Theil, oder der neuern Geschichte der Deutschen 12r Band. gr. 8. 1 Rthlr. oder 1 fl. 30 Kr.

— — derselben Neuere Geschichte. 12r Band für die Besitzer der Wiener Auflage. gr. 8. 1 Rthlr. oder 1 fl. 30 Kr.

v. Seutters, J. H., Ulmische Forstordnung, nebst angehängter Instruktion für die Jäger und Holzwärte. Fol. 1 Rthlr. 8 Gr. oder 2 fl. in Kommission.

Schwarzels, Karl, Uebersetzung und Auslegung des Neuen Testaments, nach seinem buchstäblichen und moralischen Inhalt, zum Gebrauch der Prediger und Religionslehrer. 3r Band. gr. 8. 2 Rthlr. 3 Gr. oder 1 fl. 12 Kr.

Bey G. A. Keyser in Erfurt, ist verwichene Michaelis-Messe herausgekommen und in allen guten Buchhandlungen zu haben.

Almanach der neuesten Fortschritte, Erfindungen und Entdeckungen in den spekulativen und positiven Wissenschaften von Ostern 1801 bis Ostern 1802, herausg. von J. J. Bellermann. 2r Jahrg. 586 und XXVI S. Vorr. und Inh.

Auch unter dem Titel:

Uebersicht der neuesten Fortschritte, Entdeckungen, Meinung und Gründe in den spekulativen und positiven Wissenschaften, namentlich in der Philosophie, Theologie, Rechtsgelehrsamkeit, Staatswissenschaft,

schaft, Pädagogik, Philologie, Archäologie, Geographie und Geschichte, herausg. von J. J. Bellermann. 2r Bd.

Dieser Band enthält nach den Hauptrubriken, davon jede in mehrere abgetheilt sind, folgende Aufsätze: I. Philosophie 27. II. Theologie 101. III. Rechtswissenschaft 17. IV. Staatswissenschaft oder angewandte Politik 38. V. Pädagogik 10. VI. Philologie 65. VII. Archäologie 47. VIII. Geographie 124. IX. Geschichte 47.

D. W. A. Teller, die älteste Theodicee, oder Erklärung der drey ersten Kapitel im ersten Buche der Vor-Mosaischen Geschichte. (2. Kor. 3. 6.) 8. 10 Gr.

ist in meinem Verlage erschienen. Es ist nach des Herrn Verf. eigener Erklärung nur völlige Entkleidung des Bildes. Die ganze kleine Schrift ist nach dem Urtheil eines feinen Kenners in der Allgemeinen Literaturzeitung Nr. 90. d. J. ein Muster des exegetischen Scharfsinns dieses allgemeinen verehrten Veterans, und vorzüglich reich an praktischen Bemerkungen für den Volkslehrer. So wird die Anzeige ihres Daseyns hinreichen, sie denen zu empfehlen, für die sie recht eigentlich bestimmt ist. Jena, im März 1803.

Friedrich Frommann.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Der Dr. Hesse aus Erfurt, der in Konstantinopel die Impfung der Kuhpocken verbreitet hat, ist von dem Hospodar der Moldau Fürsten Marusi, mit 6000 Piastern Jahrgehalt zum Leibarzte ernannt worden.

Der Buchhändler Herr J. J. Braun in Berlin, hat von dem Kurfürsten von Pfalzbaiern für die Zusendung einer

ger in seinem Verlage erschienenen Schulbücher, eine große goldene Medaille von beträchtlichem Werthe erhalten.

Herr Dr. Ettmüller zu Jüterbock, ist Stadt- und Landphysikus daselbst geworden.

Herr Dr. Jäckel zu Breßlau, erhielt das Breßlauer Kreisphysikat, welches Herr Dr. Kupprecht niedergelegt hat.

Der Kurfürst von Pfalzbaiern hat dem Herrn Galleries-Direktor Langer in Düsseldorf, seine Besoldung um die Hälfte vermehrt.

Der zeitherige Diakonus an der Oberkirche zu Langensalze Herr Hellfeld, ist Superintendent daselbst geworden.

Folgende Kommissarien sind von dem Kurfürsten von Pfalzbaiern zu Untersuchung und zweckmäßigen Benutzung der, in den ständischen Klöstern befindlichen Bibliotheken ernannt worden: der General-Landes-Direktionsrath Frhr. von Aretin für die Münchner Hof- und National-, der Prälat P. Hupfauer, für die Landshuter Universitäts-, und der Schulrath J. Schubauer, für die gesammte Schul-Bibliotheken.

Todesfälle.

1802.

Im Junius starb zu Weimar Demois. Corona Schröter. Sie hat sich als Liedercomponistinn und geschmackvolle Sängerinn bekannt gemacht.

Am 27sten Oktober zu Tassulo im Tridentinischen der als Reisender und Verfasser vieler (im Meusel verzeichneten) Schriften bekannte C. A. de Pilati de Tassulo, im 70sten Lebensjahre.

Im November zu Kostanz Herr Dr. M. F. Leiner, Stadtphysikus daselbst, 71 Jahre alt.

Am

Am 25sten December zu Kopenhagen Herr Jens Juel, Professor der dortigen Maler- und Bildhauerakademie, einer der ersten Portrait-Maler unsrer Zeit.

Chronik deutscher Universitäten

Halle. 1802.

Seit dem Julius promovirten bey der medicinischen Fakultät: Herr A. E. A. Weihe, nachdem er unter dem Vorsitze des Herrn H. R. Meckel: de Nosariis, disputirt hatte. Herr F. A. A. Struve, nach Vertheidigung seiner Inauguraldissertation unter demselben Präsidio: de quibusdam Thoracis respirationis Capitibus prodromus, vertheidigt hatte. Herr J. F. Mühlenfeld, welcher gleichfalls unter Meckels Vorsitze über Theses disputirt hatte. Herr W. F. Matthes, dessen unter demselben Präsidium vertheidigte Inauguraldissertation den Titel führt: Doctrinae medicae, quam G. E. Stahlius finxit, rationes. Herr W. State, der sine Praeside: de Zona, sive Zoftere, disputirte. Herr H. A. Seydel, der ebenfalls ohne Vorsitz über medicinische Theses disputirt hatte. Auch ward dem seit funfzig Jahren rühmlichst bekannten praktischem Arzte zu Eisleben Herrn Dr. T. G. Voigtel, bey seiner Semisekularfeyer das Doktordiplom von neuem geschenkt.

Bey der philosophischen Fakultät promovirten: Herr C. W. von Lindner, ohne zu disputiren. Seine Inauguraldissertation handelte: de temperamentis hominum. Herr A. D. Tourte, nachdem er der Fakultät eine Schrift: de acido acetico, überreicht hatte. Herr van Loon ebenfalls ohne zu disputiren. Seine Inauguraldissertation handelt: de discrimine inter obligationem juris generalem et specialem. Herr H. C. Müller, der bereits unter des Herrn Professor Saters Vorsitze de variis generibus Θεοφανειῶν, ἐκπνοῶν disputirt hatte. Jetzt schrieb er: de usu librorum V. T. apocryphorum in N. T. interpretatione justis finibus regendo.

Herr W. Steinbeck Stud. Juris, hat kürzlich ein Specimen: de agnationis idea ex mente iuris Romani genuina, Diff. ad explanandos Ciceronis Topic. C. 6. et de Oratore Lib. I. c. 39. (31 S. gr. 4.) drucken lassen.

Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

In Mainz hat sich eine Gesellschaft von Aerzten gebildet, welche sich ausschließlich mit Untersuchung der Ursachen, Kennzeichen und der Heilart der Epilepsie und der übrigen convulsivischen Krankheiten beschäftigen wird.

Von dem Herzogl. Würtembergischen Synodus ist für dieses Jahr den Schullehrern in den Würtemberg. Landen die Beantwortung folgender Preisaufgabe aufgegeben worden:

„Welche Vortheile haben die öffentlichen Schulen vor dem „häuslichen Unterrichte voraus? — welches sind die, den „öffentlichen Schulanstalten eigenthümlichen Fehler? — „und wie kann man ihnen mit glücklichem Erfolge entgegen arbeiten?“

Anzeige kleiner Schriften.

Einige Züge aus dem Charakter eines würdigen Lehrers. Eine Rede — von B. Salat. München, bey Lindauer. 1803. 30 S. 8.

Diese, von dem durch mehrere Schriften rühmlich bekannten Verfasser, zum Andenken eines seiner verstorbenen Amtsgenossen, des Professors der Dogmatik am Münchner Lyceum, Dr. Stangl, gehaltne Rede, ist in einer simplen und edlen Sprache abgefaßt, und giebt ein Muster der Art ab, wie ein Kollege über den andern mit Wahrheitsliebe und

und ohne Uebertreibung öffentlich sprechen soll. Sie gereicht dem Redner eben so sehr als dem Verstorbenen zur Ehre.

Reichstagsliteratur.

Kurfürsten-Raths-Protokoll. 28. Februar 1 Bog. — 7. März 1 Bog. — 14. März 2 Bog. Fol.

Reichsfürsten Raths-Protokoll. Zweyte Fortsetzung. 28. Februar. — Dritte 7. März. — Vierte 11. März. — Fünfte 14. März. S. 1—61. Fol.

Der Anfang dieser Reichstags-Sessionen bis zum 17. Januar, ist bereits in der A. D. Bibl. angezeigt. Aus mancherley politischen Ursachen geriethen solche eine Zeit lang in Stocken, wie das Datum der einzelnen Fortsetzungen zeiget. Auf Betrieb der Königl. Preuß. Gesandtschaft wurden aber am 28. Februar, nämlich nach Erscheinung des abermaligen Deputations-Hauptschlusses, solche eifrig wieder angeknüpft. Ohne neuen Aufruf wurde bloß in Circulo votirt.

Diese Komitial-Berathung bietet mehrere auszeichnende Vorfälle dar, z. B. die Explikationen zwischen Preußen und Schweden — den Fall, daß der Magdeburgische Gesandte als Sachsen-Weimarscher, (welche Stelle er zugleich mit bekleidet) und zwar wegen der Erfurtschen Angelegenheiten sich selbst interloquiren mußte. Die meiste Bewegung wurde dadurch bewirkt, daß Oesterreich im Fürstenrathe seiner Direktorial-Proposition in dieser Sache eine andere, von der des Kurfürstlichen Kollegii abweichende, Wendung zu geben versuchte, und noch am Schlusse des Protokolls dabey verblieb. Hiergegen verwahrte sich das Reichs- und das Kurfürstl. Direktorium sehr nachdrücklich, und provocirte auf die Beystimmung beyder Reichskollegien, worauf Oesterreich am 11. März submittirte.

Unter den einzelnen Abstimmungen sind die von Baiern am 14. März, und die von Oesterreich am 7. sehr bemerkenswerth. In letzterer sind die Ausdrücke mit vieler Be-

flissenheit ausgewählt, und mit Vorbehalten, Voraussetzungen und Zusätzen vertlausuliret. Hierbey ist aber das Augenmerk bloß darauf gerichtet, daß nicht sowohl der Deputationsschluß, sondern einzig und allein die Konvention vom 26. December die Basis der gesammten Oesterreichischen Ausgleichungen seyn solle, und daß diese im ausgedehntesten Verstande zum Vortheil des Erzhauses ausgelegt und gedeutet werden müsse.

Aeußerst weitläuftig sind die Mecklenburgischen Abstimmungen von Schwerin und Strelitz, wegen der Straßburger Präbenden.

Hauptschluß der außerordentlichen Reichsdeputation. Signatum Regensburg, den 25. Februar 1803; aus Kurfürstl. Mainzischer Kanzley. 39 S. Fol.

Eine wesentlich veränderte Ausgabe des Schlusses vom 23. November 1802. Mehrere §. §. sind zwar neu redigirt; aber mit Beybehaltung der vorigen Ziffer an die Stelle der vorigen gesetzt, so daß die Zahl des Ganzen 89 §. §. ausmacht. Druckfehler, und sogar Auslassungen sind ziemlich darin vorhanden, z. B. §. 7. Linea 6 ist anstatt: von 22,000 fl. zu setzen: von 22,500 fl., und S. 28 Absatz 1—6 ist nach den Worten: Eines Jahres, ein ganz Satz von 6 Zeilen ausgelassen, nämlich Folgendes: vom 1. December 1802 an zu rechnen, vorgebracht, und gütlich, oder gerichtlich erledigt seyn werden. Sollte aber im Mangel gerichtlicher Entscheidung, oder in Verweigerung eines billigen Vergleichs der Grund liegen, warum ein wirklich vorgebrachter Anspruch nicht in dem Laufe des gedachten Jahres erledigt worden ist: so wird derselbe innerhalb eines zweyten Jahres u. s. w. Wünschenswerth wäre es, diese Spuren der Eilfertigkeit möglichst in Zukunft vermiden zu sehen.

Mit dieser Ausgabe ist Folgendes im Archiv des Geschäfftsmannes zu vergleichen.

Expedition du Texte original en langue Françoise, finalement convenu entre les Ministres des Puissances médiatrices

diatrices et la Députation extraordinaire de l'Empire, pour entrer en langue allemande dans l'acte definitif de la Députation. à Ratisbonne, le 5. Ventose an 11. (le 24 Fevrier 1803.) 22 S. Fol.

Enthält die 47 ersten §. §. nach der am 24. Februar zu Stande gekommenen Abänderung, so wie solche von den vermittelnden Gesandtschaften als Original angesehen werden. Jedoch ist auch hierin, nach der von Oesterreich in das Reichsfürstenraths-Protokoll vom 7. März gelegten Abstimmung, früh oder spät eine Abänderung vorauszusehen. Die darin mit aufgenommene Stimmen-Vermehrungs-Angelegenheit, welche zu Regensburg so mancherley Kampf verursachte, ist insbesondere chaotisch genug hingeworfen, um eine abgesonderte Reichsberathung zu verdienen, wie dann auch der Erfolg bewährte.

Auszüge aus den Reklamationen und Vorstellungen. Viertes Heft. 24 S.

Die drey ersten Hefte sind bereits bey der ersten Erscheinung angezeigt. In der nach Wunsch schnell sich folgenden Reihe, sind folgende Rubriken enthalten: 168) König von Schweden, als Herzog von Vorpommern. 169) Graf von Sickingen. 170) Domkapitel von Straßburg. 171) Westphälische Grafen, katholischen Theils. 172) Bischof von Fulda. 173) Erbprinz von Nassau-Oranien. 174) Bischof von Lübeck. 175) Leiningen-Guntersblum und Heidesheim. 176) Leiningen-Westerburg. 177) Erbtruchseß Graf von Wolfegg und Waldsee. 178) Frankfurt. 179) Baden. 180) Erbtruchseß von Wolfegg und Waldsee. 181) Domkapitel von Straßburg. 182) Lippe-Detmold. 183) Kurpfalz. 184) Würtemberg. 185) Mecklenburg-Strelitz. 186) Nassau-Oranien. 187) Bischof von Lüttich. 188) Mecklenburg-Schwerin. 189) Leiningen (welches sehr häufig bisher vorkam). 190) Hollstein-Glückstadt. 191) Wiedrunkel. — Der Kurmainzische Reichsdirektorial-Gesandtschafts-Registrator, auch Fürstlich-Hohenlohe-Waldenburgischer Legationsrath Herr J. B. Cämmerer, fährt fort, diese Auszüge auf eine sehr zweck-

zweckmäßige Weise zu bearbeiten, daher Rec. es sich angelegen seyn läßt, Folgendes hier beyzufügen.

Dadurch, daß in Regensburg zu gleicher Zeit zwey Werke unter dem Titel Auszüge, erschienen, hat sich in deren schnell eingesandten Recensionen Bd. LXXIII. 2. St. S. 403 und 405, eine Vermischung eingeschlichen, welche, wenn gleich sie durch die nachfolgende Anzeige der Fortsetzungen von jedem Werke bereits stillschweigend gehoben ist, doch hier besonders berichtigt zu werden verdient. — Diejenigen Auszüge nämlich, welche unter dem Titel: Erste und zweyte Beylage zu den Protokollen der außerordentlichen Reichsdeputation, anonymisch erschienen, haben kein Recht auf den ersten Titel, welcher S. 405 stehet. Auch wiegen dieselben bey weitem nicht das Verdienst der vorliegenden Cämmererschen Auszüge auf.

Bericht der Würtemberg- und Badenschen Subdelegirten von der Lühe und Hofer an ihre Kommittenten in der Entschädigungssache der Reichsgrafen, d. d. Ochsenhausen, den 29. Januar. Dictatum Ratisbonae, d. 14. Febr. 1803. 6 Bog. Fol.

Eine musterhafte Arbeit, und gewissermaaßen der erste und einzige Gegenstand des Entschädigungswerks, der mit völlig legaler und konstitutionsmäßiger Angemessenheit zu Stande gebracht worden. Diese Pünktlichkeit und Vollständigkeit wurde von der Deputation im Protokoll der 42sten Sitzung feyerlich und einstimmig belobet. Der Bericht mit seinen Beylagen enthält zugleich sehr wichtige neue Aufklärungen über die ehemaligen staatsrechtlichen Verhältnisse der Reklamanten am Konaresse zu Ochsenhausen. Insbesondere sind die der Grafen von Bassenheim, Sternberg, Quadt, Wartenberg und Sickingen, welche letztere beyde unter sich durch Kaufverhandlungen verstrickt waren u. s. w., sehr genau erörtert. Unter den Abgewiesenen bemerkt man den Grafen von Bentheim-Steinfurt, eine Gräfinn von Perouse-Crèange, und sieben Andere, deren Gesuche bereits von der Deputation erledigt waren. Bedauernswerth ist das Schicksal des Grafen von der Leyen. Dieser erhielt in dem ersten Entschädigungstraktate fünf reiche Abteyen, und

im

im vorliegenden Bericht wird er durch die Zurückstellung in die vierte Klasse stillschweigend auf die Aufhebung des Sequesters vertröstet, welche, auch im günstigsten Falle, nur ein Zehntheil der vorigen Einkünfte gewähret. Nach denen, dem Bericht beygedruckten Tabellen, betrugen solche in dem zu Ochsenhausen behandigten zehnjährigen Durchschnitte für die Herrschaften Bliskastell, Oberkirch, Leiningen und Saffig 105,000 Gulden, und für Odendorf, Mönchweiler, Burweiler, Ottenbach, Herbizheim, Rubenheim zur Hälfte, und andere Besitzungen 113,000 Gulden. — Die Art und Weise, wie die Procedur von den Subdelegirten eingeleitet und hier deducirt ist, verdient das Lob aller Publicisten.

Ueber die richtige Anwendung der Entschädigungsgrundsätze auf das Haus Löwenstein-Wertheim. Regensburg. 1803. 38 S. 4.

Eine Kurbaierische Staatsschrift, welche im März am Reichstage vertheilt wurde. Die Differenz zwischen Kurbaiern und Löwenstein rührt von der Vergrößerung des Wertheimischen Entschädigungs-Loses im Plane vom 8. Oktober 1802 (statt der Erklärung vom 6. August) her, wodurch eine Kollision des Interesse bey den Gemeinschaften in dem ehmaligen Bisthum Würzburg entstand. Kurbaiern setzte sich in Besitz, und ein nach Paris abgeschickter Fürstl. Löwensteinischer Geschäftsmann (angeblich der Herr Geheime Rath und Kanzleydirektor von Feder) ließ, (nachdem in Regensburg zwischen den Kurbaierischen und Fürstlich- auch Gräflich-Löwensteinischen Gesandtschaften unterm 14—24. und 28. December 1802, auch 2. Januar 1803, vergeblich Noten gewechselt waren) eine Druckschrift in französischer Sprache ausgehen, welche folgenden Titel führte: Exposé des principes établis pour les indemnités et leur application à la Maison de Loewenstein Wertheim. Gegen diese ist vorliegende Druckschrift gerichtet, und zwar mit der größten Bitterkeit. Die streitigen Punkte hier auseinander zu setzen, wäre zu ausführlich. Dem Löwensteinischen Schriftsteller wird nichts weniger als Unächtheit der Angaben, Entstellung der Thatsachen, Verrückung des wahren Gesichtspunkts, unedle Kunstgriffe u. s. w., zugeschrieben.

Einige

Einige Worte über die Rhein-Schiffahrt von Georg Arnold Jacobi, St. Kurfürstl. Durchl. zu Pfalzbaiern Bergischem Landesdirektionsrath. Mit Bewilligung des Verfassers herausgegeben von dem Handlungs-Vorstand zu Düsseldorf. Düsseldorf, bey Dänzer. 1803. 16 S. 8.

Bey der Rhein-Schiffahrts-Octroy, welche zur Ergänzung der Dotation des Reichs-Erzkanzlers dienen soll, ist das Herzogthum Berg in mancherley Hinsicht vorzüglich betheiliget. Die dortige Kaufmannschaft sandte daher im März 1803 zwey Deputirte nach Regensburg, welche diese Druckschrift mit gutem Erfolg übergaben. Es ist darin vorzüglich der Stapel zu Mainz und Köln historisch und staatsrechtlich beleuchtet, auch das Faktische seit dem Jul. 1801, insbesondere das Benehmen der französischen Behörden am linken Rheinufer, unpartheyisch dargestellt.

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Das Publikum darf (einer in der Mnemosyne St. 1. S. 74. 75. enthaltenen Versicherung zufolge), der Erscheinung eines 5ten Theils von Herders Ideen zur Geschichte der Menschheit, und Wielands Aristipp entgegen sehen.

Der Herr Prof. A. W. Schlegel beschäftigt sich mit Uebersetzung einiger spanischen Schauspiele des Calderone und Lope di Vega, welche zur nächsten Oster-Messe in der Realschulbuchhandlung zu Berlin herauskommen werden.

In demselben Verlage erscheint eine philosophische Moral, nach den Grundsätzen der allerneuesten Philosophie geformt, vom Herrn H. Prediger Schleiermacher zu Stolpe in Hinterpommern.

Lafontaine's neue moralische Erzählungen sind in Paris in 2 Bände übersetzt worden. Der Name des Uebersetzers ist Girard Propiac.

Wie-

Wieland, jetzt der Patriarch des deutschen Parnasses, beschäfftigt sich mit einer Sammlung von Mährchen, Aufsätzen und Erzählungen, von welchen vorzüglich eine von Menander und Glycera die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich ziehen wird.

Herr Geh. R von Göthe reiset in diesem Sommer wieder nach Italien. Jetzt ist er mit der Vollendung eines Trauerspiels beschäfftigt.

Von Lafontaine's neuen moralischen Erzählungen und seiner Novelle die Intrigue, sind unter folgenden Titeln engl. Uebersetzungen erschienen:

New moral Tales, translated from the German of A. Lafontaine. Lond. 1803. (1 Sh. 6 d.)

The Intrigue, a Tale, translated from the German of A. Lafontaine. Lond. 1803. (1 Sh. 6 d.)

Ein Theil der neuen Jesuiten, die sich bisher in Dillingen befanden, ist im Hohenlohischen angekommen, und beabsichtet dort die Anlegung einer Pflanzschule.

Die dänische Regierung schickt einen Gelehrten Namens Ström nach Burgdorf bey Bern in der Schweiz, um sich dort mit der Pestalozzischen Unterrichtsmethode an der Quelle vertraut zu machen.

Der Geheime Rath von Carnea Stephano zu Wien, hat mehrere vortreffliche Kunstdenkmähler in Albanien, Istrien und Dalmatien aufgefunden, und sie nach Wien gesandt.

In Zürch ist seit dem Anfange des Jahres 1803 eine, nach Pestalozzischer Methode eingerichtete Schule, gestiftet worden.

Lafontaine's Roman: Theodor, ist bey Debray in Paris unter dem Titel: Le village de Lobenstein, ou le noûvel enfant trouvé, übersetzt erschienen.

J. Kroymanns gemeinnütziges Rechenbuch ist ins Dänische übersetzt worden.

Der Doktor der Arzneygelahrheit Herr Carstberg in Kopenhagen, wird auf Kosten der dänischen Regierung die vor-

vorzüglichsten, in Europa befindlichen Lehranstalten für Taubstumme besuchen, und zugleich über die bisherigen Erfolge der Anwendung des Galvanismus gegen die Taubheit zuverlässige Nachrichten einzuziehen suchen. Nach seiner Zurückkunft soll in Kopenhagen eine Lehranstalt für Taubstumme angelegt werden.

Der Roman: Geschichte zweyer ehelustigen Mädchen, oder Folgen übereilter Verlobung. Münster, bey Platvoet. 1798, ist unter nachstehendem Titel:

Johanna en Carolina, of de gevolgte eener verdeelte Liefde, eene warschynligke Geschiedenis. Zütphen. 1800. 159 S. 8.

ins Holländische übersetzt. Der Verfasser des Originals war der Lehrer am Gymnasium zu Soest, der nunmehr verstorbene Herr A. F. Kleine.

Herr J. von Müller, der berühmte Verfasser der Schweizergeschichte und K. K. Hofrath und Oberbibliothekar, macht in Gesellschaft eines Grafen Bathiany eine Reise nach Italien und der Schweiz.

Von dem Grafen Julius von Soden zu Bamberg, haben wir ein neues Schauspiel: Pizarro und Almagro, und einen Roman zu erwarten. Von dem letztern befindet sich ein Bruchstück im Bambergischen Taschenbüche auf 1802.

Herr Fr. Schink in Ratzeburg beschäftigt sich mit einer neuen, ganz eigenthümlichen Bearbeitung der Geschichte des Dr. Faust, welche ehestens herauskommen wird.

Neue Allgemeine
Deutsche Bibliothek.

Sieben und siebenzigsten Bandes Erstes Stück.

Viertes Heft.

Deutsche und andere lebende Sprachen.

Rhetorik. Ein Leitfaden beym Unterrichte in obern Klassen. Von G. G. Fülleborn, Prof. am Elisabetanum in Breslau. Daselbst, bey Barth. 1802. 259 Seiten 8. 14 gr.

Der würdige (seitdem leider! allzufrüh verstorbene) Verfasser, gestützt auf eigene, während seines Lehramtes gemachte Erfahrungen, ist fest von der Nützlichkeit und Brauchbarkeit seiner Arbeit überzeugt. Auch Rec. ist dieses, und gehört also nicht in die Klasse derjenigen Geschmackrichter, gegen die der Verfasser in der kurzen Vorrede im Voraus zu Felde zieht. Ohne auf diese Menschen Rücksicht zu nehmen, die ist das Alte nur deßwegen verwerfen, weil es nicht neu ist, entwickelt der Verf. in einer deutlichen und lichtvollen Sprache die Grundsätze der Rhetorik, und erwähnt dabey häufig der Kunststücke und Nothhelfer der ältern Rhetoriker, wenn sie nicht durch bessere neuere Hülfsmittel ihren Werth auch in den Augen des Unbefangenen verloren haben. Seine Sorge geht vorzüglich dahin, daß seine Schüler nicht allgemeine Ansichten; sondern bestimmte Anleitungen bekommen, und nicht über Denkform und Syntheſis schwatzen; sondern Gedanken haben, und darstellen lernen. Neue Ansichten findet man zwar nicht; aber lichtvolle und deutliche, überall

mit den zweckmäßigsten Beyspielen durchwebte Darstellung der vorhandenen Regeln.

Nach einer kurzen Einleitung, wo der Verf. die Rhetorik (Ρητορικη τεχνη) durch „systematische Anweisung „zu der Fertigkeit, schriftliche und mündliche Vor„träge zweckmäßig einzurichten — die gehörigsten Ge„danken mit den besten Worten an der besten Stelle zu sa„gen“ definirt, handelt er im ersten Theile von der Kunst zu denken. Dieser theilt sich wieder in 2 Abschnitte, von welchen der erstere die Lehre: de inventione, oder von der Wahl eines Gegenstandes und der Auffindung der Materialien umfaßt, und vorzüglich gut ausgearbeitet ist. Im zweyten Abschnitte wird die Lehre von der Disposition oder Stellung und Eintheilung der gefundenen Materialien auseinander gesetzt. Der andere Theil handelt von der Kunst zu schreiben, und zwar zuerst vom Mechanischen derselben; worauf Beobachtungen über den Charakter des Styls folgen. Zu dem Mechanischen der Kunst rechnet der Verf. Reinigkeit, Richtigkeit, Sätze- und Periodenbau, und Wohlklang. Bey dem Abschnitte von der Reinigkeit befindet sich „zur Probe „ein Verzeichniß (verdeutschter) fremder Wörter aus „einigen wenigen Blättern unserer besseren Schrift„steller,“ welche zugleich bekannt sind. Nicht alle diese Verdeutschungen umfassen jedesmal den ganzen Sinn des fremden Worts, z. B. Tinktur — Anstrich, Humanität — Menschenthum, Menschheit, und die Verdeutschung: „mit Etwas das Geheyde treiben“ für profaniren möchte wohl den Beyfall Weniger erhalten.

Im zweyten Abschnitte des zweyten Theils: über den Charakter des Styls, werden nach einigen allgemeinen Beobachtungen die Lehren von den Tropen und Figuren, von dem Erhabenen, dem Sentimentalen und Naiven, und dem Komischen abgehandelt. Die Definitionen der Anaphora und Epiphora gefallen dem Rec. nicht, weil das Charakteristische bey der Wiederholung des wichtigen Ausdrucks, der in der lebhaften Phantasiesprache dem Vortrage Haltung geben soll, wodurch sich beyde von einander unterscheiden, nämlich daß sie bey jener jedesmal am Anfange, bey dieser aber am Schlusse der Sätze statt finden muß, nicht angegeben ist. Nach diesen angestellten Beobachtungen über den Charakter des Styls überhaupt, geht der Verf. auf die besondern Ar-

ten

ten desselben in Rücksicht des Gegenstandes und der Form über. Bey dem Artikel vom Geschäftsstyl scheint er dem Prof. Maaß gefolgt zu seyn. Er vergaß aber in Hinsicht auf den Hofstyl die Würde als eine Haupteigenschaft des Geschäftsstyls anzugeben.

Zuletzt folgen noch drey Anhänge. Der erste ist sehr kurz, und handelt von den Hülfsmitteln der guten Schreibart, nämlich von der Lektüre, dem Excerpiren und dem Schreiben. Der zweyte enthält eine prosaische Chrestomathie, welche aus Bruchstücken und vollständigen Aufsätzen aus den Schriften der deutschen Klassiker besteht, deren Auswahl allen Beyfall verdient. 300 Themata zu prosaischen Ausarbeitungen machen den dritten Anhang aus. Indessen kommt das 149ste Thema auch den Worten nach mit dem 280sten völlig überein.

Rtz.

Holsteinisches Idiotikon; ein Beytrag zur Volkssittengeschichte, oder Sammlung plattdeutscher alter und neugebildeter Wörter — Redensarten — Sprüchwörter — erklärter Sitten und Gebräuche. Mit Holzschnitten. Von J. Fr. Schütze, königl. dän. Kanzleysekretär. Hamburg, bey Villaume. Zweyter Theil. 1801. 370 Seiten 8. 1 Rth. 4 ßl. Dritter Theil. 1802. 346 Seiten 8. 1 Rth. 8 ßl.

Den ersten Theil haben wir im 65sten Bande dieser Bibliothek mit Beyfall angezeigt. Besonders sind die Volkssitten der Gegenden, die dieses Idiotikon einfaßt, eine sehr belehrende und interessante Seite desselben. Unter den Sprüchwörtern, und sprüchwörtlichen Redensarten, auch unter den einzelnen Wörtern, kennt man viele eben so wohl außer Niedersachsen, nicht nur in Skandinavien; sondern auch im südlichen Deutschlande. Manche vermeintliche Idiotismen sind eigentlich Schriftwörter oder technische Ausdrücke; z. B. S. 342: der Kraan oder Krahn, auf welcher nämlichen Seite das Adjektiv anstellig dem sonstigen Gebrauch zuwider für verstellt, simulatus, gebraucht wird). Endlich hätten wir

mehrere schmutzige Ausdrücke und manchen Volkswitz, der ganz witzleer ist, aus dem Buche weggewünscht. — Welche Redensarten diesen beyden Gattungen zugehören, überlassen wir dem eigenen Geschmacke des Verfassers zur Beurtheilung. Der zweyte Theil geht (eben wie der zweyte des Bremischen Wörterbuchs) von G bis K. Der dritte von L bis R, und die Nachträge von A bis F. Wir hätten also ohngefähr noch zwey Bände zu erwarten, deren Erscheinung je eher je lieber zu wünschen ist.

Wz.

Handbuch der englischen Sprache und Literatur, oder Auswahl interessanter chronologisch geordneter Stücke aus den klassischen englischen Prosaisten und Dichtern. Nebst Nachrichten von den Verfassern und ihren Werken. Prosaischer Theil. Neue Auflage. 592 Seiten. Poetischer Theil. Neue Auflage. 680 Seiten gr. 8. Berlin, bey Nauck. 1802. 5 Mk. Auf Druckpapier 3 Mk. 8 Gr.

Die Herausgeber dieses Handbuches, von welchem im Jahre 1793 die erste Ausgabe erschien, sind J. W. H. Nolte und L. Ideler. Ebendieselben haben in diesem Verlage ein Handbuch der französischen Sprache in zwey Bänden herausgegeben, wovon im Jahr 1800 auch bereits die zweyte Auflage erschienen ist. Der Zweck, den sich die Herausgeber dieser Handbücher genommen haben, ist, „den Lehrling, welcher bereits die leichtern Hindernisse in Erlernung der englischen und französischen Sprache überwunden hat, und der zur Lektüre der vorzüglichsten in derselben geschriebenen Werke fortgehen will, vorläufig mit der glänzenden Gesellschaft, in die er zu treten gedenkt, bekannt zu machen.“ Zu diesem Ende wird hier dem Lehrling eine Reihe interessanter, charakteristischer und größtentheils als Meisterstücke anerkannter Stellen aus den englischen Klassikern geliefert, und kurze Nachrichten von dem Leben und den Schriften derselben mitgetheilt. Bey einem so beschränkten Raume war die Wahl nicht sowohl wegen der Schriftsteller, die in eine solche

Samm-

Sammlung aufzunehmen waren, als vielmehr wegen der aus jedem Schriftsteller auszuhebenden Stellen schwer; und ob man gleich hier und da eine bessere Stelle nachweisen könnte: so muß man doch den Herausgebern zugestehen, daß im Ganzen sie eine sehr verständige Wahl getroffen haben. Die Schriftsteller, von denen Probestücke in diesem Handbuche geliefert werden, sind in alphabetischer Ordnung: Addison, Aikin, Akenside, Argyle, Amstrong, Barbauld, Beattie, Beresford, Blair, Bloomfield, Bolingbroke, Bruce, Brydone, Burke, Burnet, Burns, Butler, Campbell, Carter, Chatham, Chaucer, Chesterfield, Churchill, Collins, Congreve, Cowley, Cunningham, Denham, Dodsley, Dryden, Drysdale, Dyer, Ferguson, Fielding, Fox, Franklin, Goy, Gibbon, Gillies, Glover, Goldsmith, Grainger, Granville, Gray, Hammond, Harris, Hayley, Hume, Jago, Jerningham, Johnson, Junius, Locke, Lowth, Logan, Lyttelton, Macpherson, Mallet, Mason, Mickle, Middleton, Milton, Montague, Ossian, Parnel, Penrose, Percy, Philips, Pitt, Pindar, oder eigentlich Wolcott, Pomfret, Pope, Prior; Richardson, Robertson, Rochester, Roscoe, Roscommon, Shaftesbury, Shakespeare, Shenstone, Sheridan, Smart, Smith, Smollet, Spenser, Steele, Sterne, Swift, Temple, Thomson, Tickell, Tillotson, Waller, Warton, Watts, Young. Diese Schriftsteller sind von den Herausgebern aber in chronologischer Ordnung gestellt. So nützlich dieses für den ist, welcher den Gang übersehen will, den diese Sprache im Laufe der Zeit genommen hat: so wird jedoch für den Lehrling erfahrlich werden, lieber dieses Handbuch von hinten her zu lesen, und sich zuletzt mit Chaucer, Spenser, u. s. w. zu beschäfftigen. Da Hogarth und Garrick nicht nur große Künstler; sondern auch gute Schriftsteller waren: so hätten auch aus diesen Schriftstellern Probestücke aufgenommen werden können. Wenn S. 391 des prosaischen Theils gesagt wird, daß wir noch keine vollständige Biographie des großen Geschichtschreibers W. Robertsons hätten: so muß den Herausgebern die Biographie unbekannt geblieben seyn, welche sich vor der nach seinem Tode herausgekommenen Fortsetzung der Geschichte von Amerika befindet. Der Rec. kann übrigens vollkommen dieses Handbuch Lehrern und Schülern als ein zur Erlernung dieser Sprache sehr zweckmäßig eingerichtetes Buch empfehlen; er befürchtet nur, daß der Preis für manche Schüler zu hoch seyn wird, obgleich

derselbe nach der Bogenzahl keinesweges dafür kann angesehen werden.

Tm.

Materialien zum Dictiren, nach einer dreyfachen Abstuffung vom Leichten zum Schweren geordnet, zur Uebung in der deutschen Orthographie, Grammatik und Interpunktion; mit fehlerhaften Schemen für den Gebrauch des Zöglings, und mit einer kurzen Theorie der Interpunktion nach logischen Grundsätzen begleitet, von Karl Heinrich Ludwig Pölitz. Leipzig, bey Linke. 1801. XX Seiten Theorie d. Interp., 86 Seiten Materialien, und 110 Seiten Schemata. 16 Gr.

Die Anzeige und Beurtheilung, welche dem Rec. bey diesem Werke obliegen, betreffen, wie schon aus dem ohne Veränderung angegebenen Titel erhellet, theils die von Hrn. P. aufgestellten Principien der Interpunktion, theils die genannten Materialien und fehlerhaften Schemen. Das verdienstliche Unternehmen des Verfassers, die Regeln der Interpunktion durch Ableitung derselben aus der Logik, mehr als bisher geschehen ist, zu fixiren, kann Rec. nicht besser fördern, als wenn er auf einige Schwierigkeiten aufmerksam macht, welche hierbey dem Sprachlehrer im Wege stehen, und selbst einige Unrichtigkeiten rügt, welche ihm in der Abhandlung des Hrn. P. aufgefallen sind. Zuvörderst also muß Rec. im Allgemeinen bekennen, daß Hr. P. durch seine Erklärungen S. 8—13 weit größere Erwartungen von der neuen Festigkeit, welche die Theorie der Interp. durch seine Bemühung, aus der Logik erhalten soll, erregt, als er in der Folge befriedigt. Denn was thut er eigentlich in seiner Abhandlung? Nachdem er die gewöhnlichen Definitionen von Begriffen, Urtheilen und Schlüssen vorangeschickt hat, fährt er S. 12 also fort: „Soll die Logik auf die I. angewandt werden: so muß durch den Sinn und den Faden der Rede selbst bestimmt werden, welche Zeichen in der Mitte und am Schlusse derselben stehen müssen. Jeder aufgenommene Begriff, jeder Satz, und also jedes Urtheil müssen in einem bestimm-

stimmten Verhältnisse zu dem stylistischen Ganzen stehen, aus welchem sich ihre Interpunktion ergiebt. — Nach diesem Maaßstabe (an diesen Maaßstab) gehalten, giebt es: 1) erklärende, 2) fortleitende Sätze," u. s. w. Bey jeder solcher Art von Sätzen giebt nun Hr. P. an, welche Unterscheidungszeichen bey ihnen statt finden. So heißt es z. B. Nr. 7 S. 15: „Reduplikative Sätze werden durch zwey Kommate von dem Vorhergehenden und Folgenden getrennt. Nr. 9 Hypothetische Sätze werden durch ein Semikolon von dem Nachsatze getrennt." Wer sieht aber nicht schon aus den hier angeführten Beyspielen, daß der Verf. eigentlich doch willkührliche oder nur auf den eingeführten Gebrauch gegründete Regeln aufstellt, die er zwar, (und nicht allemal mit Leichtigkeit und Glück,) vermittelst logischer Begriffe und Kunstwörter deutlich macht; die man aber nicht wohl eine Theorie der J. nach logischen Grundsätzen nennen kann. Nicht zur Begründung seiner Regeln hat der Verf. die Principien der Logik; sondern nur zum deutlichen und bestimmten Ausdrucke derselben die Terminologie dieser Wissenschaft gebraucht. Darin hat dann auch Hr. P. keineswegs eine neue Bahn eröffnet; daß er aber auf dem richtigen Wege, (wie er S. 10 sich über seine Absicht erklärt,) einen Schritt vorwärts gethan habe, wird ihm Jeder willig zugestehen. Er hat allerdings ausführlichere und bestimmtere Vorschriften gegeben, und Manches auf Regeln gebracht, was sonst dem bloßen Gefühl überlassen war. Dahin gehört besonders dasjenige, was S. 33 u. flg. über den Gebrauch des Semikolon und den Unterschied zwischen absoluten und relativen Nachsätzen vorkommt; wiewohl Rec. über den ersten Punkt bald nachher seine Bedenklichkeit vortragen wird. Er will nur zuvor noch angeben, was nach seiner Einsicht dem Bemühen, die Interpunktion auf feste Regeln zu bringen, am meisten entgegen steht. Es giebt erstens so feine Verschiedenheiten und gleichsam Nüancen des Sinnes, von welchem doch, wie Jedermann zugesteht, die J. eigentlich abhängt, daß diese Verschiedenheiten auch in dem, was man selbst spricht oder schreibt, oft mehr gefühlt als deutlich erkannt werden. Es giebt hingegen, zweytens, der allgemein bekannten und aufgenommenen Unterscheidungszeichen nicht so viel, als es in mancher Periode Stufen der Abtheilung giebt, welche durch dieselben angedeutet werden sollen. Daher wird der von Hrn. P. gerügten Unvollkommenheit, der bisher üblichen J.

daß nämlich die Gränzen des Kolon und Semikolon oder das Semikolon und Komma in einander laufen; auch vermittelst der Logik, nie vollkommen abzuhelfen seyn. Eben so werden immer Fälle übrig bleiben, in welchen sich im Allgemeinen nicht wohl entscheiden läßt, ob man ein Komma oder gar kein Unterscheidungszeichen setzen solle, weil der Verstand zwar bisweilen eine Trennung zwischen zwey Worten macht; aber eine so geringe, und die so oft vorkommt, daß man sich nur dann erlaubt, sie durch ein Komma zu bezeichnen, wenn dadurch einem Mißverständnisse vorzubeugen ist. Solche in der Natur der Sache gegründeten Schwierigkeiten, die Gränzen jedes Zeichens genau zu bestimmen, gereichen dann allerdings auch unserm Vers. zur Entschuldigung, wenn er hier und da von dem rechten Wege abzuweichen scheint. Wenn er z. B. S. 28 in dem Satze: „Das kannst du so gut als Jener wissen“ nach gut ein Komma setzt: so läßt sich dieß vielleicht durch eine kleine Trennung, welche der Verstand zwischen gut und als macht, rechtfertigen. Allein das K. blieb hier doch wohl mit besserem Rechte weg; denn eine ähnliche Trennung fände auch zwischen jener und wissen Statt, wo Hr. P. doch kein K. setzt. Er hätte diesen Satz mit dem folgenden: „wie er war, so sind alle Andere,“ nicht gleich behandeln sollen. Denn in diesem ist nach war, wo der erste der zwey verbundenen Sätze sich endigt, das Komma offenbar nothwendig; in dem ersten Beyspiele aber, welches der Form nach nur aus einem Satze besteht, ist der Fall anders. Was aber in des Rec. Augen der vor ihm liegenden Abhandlung am meisten schadet, sind die Abweichungen, welche sich Hr. P. in verschiedenen seiner Regeln von dem herrschenden Gebrauche, und besonders von der so wohl begründeten Autorität unsers Adelung, dem er doch selbst seine Schrift dedicirt, meist ohne irgend einen Grund anzugeben, erlaubt hat. Denn wenn ihm auch, wie er selbst in der Vorrede sagt, frey stehen muß, bey seinen Untersuchungen seinen eigenen Weg zu gehen: so that er doch nicht wohl daran, dergleichen orthographische Neuerungen, ehe sie vor dem gelehrten Publikum hinlänglich besprochen worden, und bey der Mehrheit Eingang gefunden haben, in ein Schulbuch aufzunehmen. Rec. kann überhaupt aus leicht zu erkennenden Gründen Neuerungen in der Orthographie, und besonders in der J., wenn sie nicht in augenscheinlichen reinen Verbesserungen bestehen, nicht anders als mißbilligen. Wie kann Hr. P. aber dieses von sei-

nen

nen Vorschlägen oder Vorschriften darthun? Wir wollen einige derselben näher betrachten. Als einen besondern Vorzug seiner Theorie betrachtet Hr. P. die darin enthaltenen festern Grundsätze über den Gebrauch des Kolon und Semikolon, und mit Recht verwirft er die willkührliche Verwechslung derselben. Dieser hat jedoch schon Hr. Adelung in seiner Anweisung zur Orthographie ziemlich vorgebeugt. Unser Verf. aber geht hier in sofern noch weiter, daß er die Gränze zwischen Vordersatz und Nachsatz, auch da, wo Hr. Adelung dem bisherigen Gebrauch zu Folge, ein Komma oder Kolon setzt, immer durch eben denselben Charakter bezeichnet wissen will, und dazu das Semikolon vorschlägt. Rec. ist ebenfalls überzeugt, daß das Lesen und Verstehen einer Schrift in manchen Fällen sehr erleichtert wird, wenn man ein bestimmtes eigenthümliches Zeichen für den Uebergang vom Vordersatze zum Nachsatze brauche. Dazu würde er selbst aber lieber das Kolon empfehlen; weil dieses nicht so wie das Semikolon, — auch nach des Hrn. P. Theorie, — zur Bezeichnung kleinerer subordinirter Abtheilungen gebraucht wird. Denn obschon das Kolon, wie bekannt, auch noch eine andere Bestimmung hat: so ist doch diese theils nicht so häufig, theils besonders leicht zu erkennen. Hr. P. aber mußte sich freylich an das Semikolon halten, weil er dem Kolon zu viel Andres zu thun gegeben hat. So schreibt er S. 19: „vor Begriffen, „die als die herrschenden in einer ganzen Rede angedeutet „oder ausgeführt werden sollen, steht ebenfalls ein Kolon; „z. B. die Bestimmung des Menschen ist: Tugend." Ein solches einzelnes Wort aber, wenn es zumal nach einer andern Regel des Verf. auf eben derselben Seite unterstrichen oder auszeichnend gedruckt ist, überdieß noch durch ein Kolon von der übrigen Rede abzusondern, scheint eine überflüssige Neuerung. Dafür hält Rec. auch das Verfahren des Verfassers vor einzelnen materialiter angeführten Wörtern, die man sonst bloß zu unterstreichen pflegte, ein Kolon zu setzen; wenn er z. B. S. 43 schreiben lehrt: „das Wort: verächtlich;" wo das Kolon eben so wenig Billigung erhalten möchte, als das S. 59 nicht bloß für eine Redensart; sondern auch für ein einzelnes Wort, welches man von einem fremden Schriftsteller entlehnt, empfohlne Anführungszeichen. Die Regel S. 51, auch bey indirekten Fragen, des Tones wegen, das man am Ende darauf legt, das Fragezeichen zu setzen, ist zwar vollkommen gegründet; der Verf. hätte aber die wirklich fra-

beiden Sätze von denjenigen unterscheiden sollen, welche nur erzählungsweise von einer Frage reden, und bey welchen gar kein Fragetón statt findet. Die vier ersten der S. 51, 52 gebrauchten Beyspiele gehören zu der ersteren Art, die übrigen zwey zu der letztern. Der Satz: „er fragte mich, wie „der jetzige Kaiser hieße," trägt das ihm gegebene Fragezeichen mit Unrecht; denn er fragt gar nicht, auch nicht indirekte. Eben das ist auch bey Nr. 3 S. 52. der Fall. Die daselbst angeführten Beyspiele enthalten nur gleichsam todte Fragen, bey welchen weder Fragenur noch Fragezeichen statt findet. Eben so scheint der Verf. auch bey dem Gebrauche des Ausrufungszeichens diejenigen Sätze, in welchen ein Befehl, ein Wunsch, eine Verwunderung nur eingekleidet liegen, mit solchen zu verwechseln, wo dergleichen Gemüthsbewegungen geradezu geäußert werden. Nur bey der letztern Art findet das Ausrufungszeichen statt; also nicht bey den Nr. 55 angeführten Sätzen: „Ich dächte, du thätest mir den Gefallen," oder, „es hat mich befremdet, daß er immer mehr verlangte." In dem letztern Satze ist nicht einmal von einer gegenwärtigen Verwunderung die Rede. Einen unrichtigen Gebrauch des Apostrophs lehrt der Verf. in dem S. 62 angeführten Genitive von Herder und Cramer. Bey Namen, welche sich wie diese auf Konsonanten endigen, fällt der Grund hinweg, aus welchem man sich bey dem Genitivis von Salomo, Cicero, u. dgl. eines Apostrophs zu bedienen pflegt. Man hat nämlich, auch ohne denselben, nicht zu fürchten, daß solche Namen durch Hinzusetzung des s unkenntlich werden.

Wir wenden uns nunmehr zu dem zweyten Theile des kleinen Werkes, welcher die auf dem Titel genannten Materialien und Schemen enthält. Rec. giebt diesem zweyten Theile von Seiten der allgemeinen Brauchbarkeit den Vorzug vor dem ersten; denn die in dem ersten Theile gerügten Unrichtigkeiten oder Neuerungen haben glücklicher Weise, da sie nicht eben diejenigen Fälle betreffen, welche am öftersten vorkommen, auf die in dem zweyten gelieferten Muster keinen großen Einfluß. Diese Muster nämlich bestehen in 142 kurzen deutschen Aufsätzen, welche in drey Kursus vertheilt sind, und meistens kleine Geschichten, großentheils Anekdoten aus dem Leben Friedrichs des Zweyten; im dritten Kursus aber meistens philosophische Materien enthalten, und von wel-

welchen ein Drittheil bestimmt ist, den Schülern zur Uebung im richtigen Schreiben diktirt zu werden; zwey Drittheile aber, um darnach die auf Schreibpapier besonders gedruckten fehlerhaften Schemata, die den Schülern in die Hände gegeben werden sollen, von denselben verbessern zu lassen. Die zu machenden Verbesserungen, durch welche sich die Schüler in der Anwendung der ihnen in gleichem Verhältnisse beygebrachten Sprachkenntnisse üben sollen, betreffen in dem ersten Kursus vorzüglich das Buchstabiren, in dem zweyten die Grammatik, und zum Theil die Interpunktion, in dem dritten das Hinzusetzen sämmtlicher Interpunktionszeichen, die Berichtigung der Konstruktion, u. s. w. Rec. findet die von Hrn. P. zu diesem Zweck ausgewählten Stücke, bis auf wenige Ausnahmen, z. B. S. 13. Nr. 18 der Jugend sehr angemessen; auch ist der Nutzen, so wie das Anziehende solcher Uebungen für junge Leute, unverkennbar. Rec. muß jedoch, von dem Verf. selbst dazu aufgefordert, auch auf einige Schwierigkeiten und Unvollkommenheiten aufmerksam machen, welche er als Schulmann bey dieser Methode und den dazu gelieferten Hülfsmitteln wahrnimmt. Eine Hauptschwierigkeit, über welche Rec. in der Einleitung einige Rathschläge erwartet, ist diese, wie ein Lehrer seinen Schülern, deren Armuth oft die Anschaffung solcher gedruckten Hülfsmittel bey dem Unterricht erschwert, di Schemata in die Hände bringen, und das Verbessern derselben von einer grossen Anzahl Schüler am vortheilhaftesten einrichten könne. So aber ist nicht einmal bestimmt angezeigt, — was doch Rec. vermuthet und unumgänglich nothwendig findet, — daß die fehlerhaften Schemata auch ohne das Buch in Menge für einen geringen Preis, und für welchen, zu haben sind. Auch abgesehen von dieser Schwierigkeit aber ist Rec. nicht dafür, daß ein Lehrer nach dem Vorschlage des Verfassers wöchentlich zwey Stunden des Unterrichts in der deutschen Sprache auf die Verbesserung solcher Schemen verwende. Da vielmehr Hr. P. selbst nöthig findet, mit dem Gebrauche der von ihm gelieferten Materialien auch verhältnißmäßig abgestufte Stylübungen zu verbinden: so würde Rec. zwar bisweilen zur Abwechselung von den gedachten Schemen, so weit es die Umstände verstatten, Gebrauch machen; für gewöhnlich aber lieber die eigenen Arbeiten seiner Schüler öffentlich beurtheilen, und die Fehler, welche die Schwächern machen, von den Geübtern auffinden und verbessern lassen. Diese alle,

ge-

gewöhnliche und natürlichste Methode hat den Vortheil, daß man sich nicht bey dem Unterrichte mit einer Menge Fehler herumschlägt, welchen die Schüler ohnehin nicht ausgesetzt sind. Bey solchen erdichteten fehlerhaften Aufsätzen ist es dagegen unvermeidlich, daß die Schüler viele Fehler zu verbessern bekommen, welche sie allerdings leicht verbessern können, weil sie die richtige Aussprache und Orthographie, (die verschiedenen Provinzen Deutschlands, so wie die verschiedenen Stände, machen hier freylich einen großen Unterschied,) von Kindheit auf gehört, und beym Lesen und Lesenlernen gesehen haben; sie haben aber von dieser Verbesserung geringen Nutzen, weil sie gar nicht nöthig hatten, vor solchen Fehlern gewarnt zu werden. Andere Fehler hingegen, in welche sie vielleicht sehr oft fallen, weil sie die in ihrer Provinz herrschende Aussprache dazu verleitet, kann Niemand so vorhersehen, daß er bey Verfertigung solcher Schemen Rücksicht darauf nehmen könnte. Bey den Schemen des dritten Kursus macht der philosophische Inhalt mit der nicht bloß fehlerhaften; sondern zuweilen wahrhaft kauderwälschen Schreibart einen wunderlichen Kontrast. Hier würde Anstatt solcher Versetzungen und Auslassungen, bey welchen das Ordnen und Ergänzen zwar eine nützliche, (nur für den größten Theil der jungen Leute zu schwere) Uebung des Genies gewähren; eigentlich aber mit dem Unterrichte in der deutschen Sprache in geringem Zusammenhange stehen, lieber, — was Hr. P. selten oder nie gethan hat, — solche Fehler angebracht haben, die aus unrichtig gewählten Ausdrücken, vornehmlich aus Verwechselung von Synonymen entstehen. So findet man zwar z. B. in dem letzten Stück der Schemen Grundriß mit Grund verwechselt; gleich zu Anfange des ersten der beyden Gedichte, welche H. aufgenommen hat, schwebt der Rhein durch Deutschlands Gauen; diese Fehler aber sind auch in dem korrekten Abdruck unberichtigt geblieben.

Die Materialien zum Dictiren machen eigentlich den kleinsten Theil des Buches aus; der korrekte Abdruck der fehlerhaften Schemen aber ist zum Dictiren eben so brauchbar. Beyde Arten von Aufsätzen aber sind besonders als Materialien zu Leseübungen zu empfehlen. Dazu eignet sich sogar der größere Theil der von dem Verf. gesammelten Stücke nach des Rec. Ueberzeugung mehr als zum Dictiren. Bey Materialien

rialien zum Dictiren nämlich hat man weniger auf das Anziehende und Amusante des Inhalts Rücksicht zu nehmen, als bey Lesematerialien; die Aufmerksamkeit des Schülers ist da dem Lehrer ohnehin gesichert. Dagegen prägt sich, was junge Leute nachschreiben, zumal wenn es noch einmal mit ihnen durchgegangen oder, ihrem Gedächtniß vorzüglich eingeprägt worden ist, und sie können es überdieß in ihren Büchern immer wieder überlesen und nachschlagen. Aus diesem Grunde dictirt Recensent seinen Schülern nur solche Sachen, die ihnen zu wissen vorzüglich nützlich, und dabey schwer zu behalten sind. Wie reich an Stoff hierzu die Geschichte, die Naturkunde, die Geographie, selbst der Sprachunterricht seyn, braucht er hier nicht erst anzuführen; daß aber Dictata solches Inhalts, wenn man nur ihre Form darnach einrichtet, geschickt sind, alle die Vortheile zu gewähren, die man bey dem Dictiren beabsichtiget, fällt ebenfalls in die Augen. In dieser Hinsicht nun kann Rec. zum Dictiren nur einen kleinen Theil der vor ihm liegenden Materialien empfehlen. Zu diesem Gebrauche würde er das Junkersche Handbuch gemeinnütziger Kenntnisse bey weitem vorziehen. — Doch Rec. muß hier abbrechen, und bittet den Leser, die Länge dieser Anzeige mit dem Interesse, welches Rec. seiner Pflicht gemäß an jeder Verbesserung des öffentlichen Unterrichts nimmt, und mit seiner eben so gerechten Achtung für die Talente und den gemeinnützigen Fleiß des Verfassers, zu entschuldigen.

L.

Erziehungsschriften.

Chr. Lud. Lenz, Director Gymnasii Nordhusani, de Basedowio, de paedagogiis Dessavienſi et Schnepfenthaliano, deque nimium hodie neglecto latinae linguae ſtudio et uſu. *Andr. C. Dietrich*, Paſt. prim. und erſter Schulinſp. zu Nordhauſen, von den Hülfsmitteln zum Flor einer Schule. *C. G. Lenz*, Prof. Gymn. Gothani, de Horatii Archyta, ſive oda XXVIII. libri I. Gotha, bey Ettinger; Leipzig, bey Reinicke; Nordhauſen, bey Groſſe. 1802. 1½ Bo-

Bogen 4. (Geheftet 14 K. Zum Besten der Nordh. Schulbibliothek.)

Diese Sammlung von Schriften ist als Denkmal der angefangenen glücklichen Restauration des zwar nicht in den letztern; aber doch in frühern Jahren sehr berühmten Gymnasiums der bisherigen fr. Reichsstadt Nordhausen für Freunde des verbesserten Schul- und Erziehungswesens ungemein merkwürdig. Nicht leicht konnte die Wahl zu dem im Jahr 1801 erledigten Direktorat dieses Gymnasiums auf einen zur Reformation einer gelehrten Bildungsanstalt fähigeren Mann fallen, als auf den Hrn. C. L. Lenz, welcher schon längst durch seine Theilnahme, Anfangs am Basedowschen Philanthropin in Dessau; seit 15 Jahren aber an dem Salzmannschen Erziehungsinstitute zu Schnepfenthal bey Gotha, als praktischer Erzieher und als Lehrer in vielfachen Kenntnissen, vorzüglich in der griechischen und römischen Literatur rühmlichst bekannt ist; neuerlich aber durch die von ihm (Gotha, 1801. in zwey Bänden) herausgegebenen Bemerkungen auf seinen Reisen in Dänemark, Schweden und Frankreich seine vielfachen Erfahrungen im Fache der Erziehung und des Unterrichts, so wie überhaupt seinen Eifer für alles Wahre und Gute, und sein hohes Interesse für das Studium der Alten, als Grundlage einer jeden gelehrten und wahren Geistesbildung, ganz besonders an den Tag gelegt hat. Von ihm läßt es sich mit Recht erwarten, daß er sowohl die gegründeten Forderungen der Schullehrer von der alten Observanz, als die der neuern Erzieher beachten, und den gelehrten Unterricht mit dem in gemeinnützigen, den Menschen als Menschen angehenden Kenntnissen in der seiner Leitung anvertrauten Lehranstalt glücklich zu vereinigen suchen werde. Unbegreiflich ist es daher dem Rezensenten, der Hrn. Lenz nur durch den Ruf und aus seinen öffentlichen Arbeiten (zu denen auch seine Aufsätze in Wiedeburg's humanistischem Magazin, und in andern Journalen gehören) kennt, unbegreiflich ist es ihm, daß, wie sich aus der Einladungsschrift ergiebt, bey seiner Berufung nach Nordhausen, Gegner gegen ihn auftreten konnten, welche ihn als einen die alte Literatur vernachlässigenden Schulrevolutionär schilderten. Wir müssen dieses bemerken, weil Hr. L. in seinem Einladungsprogramm und in seiner Antrittsrede

gleich-

gleichsam eine Apologie für sich in Hinsicht auf die gegen ihn laut gewordenen Aeußerungen geliefert hat. Beyde, jetzt zusammengedruckte Erstlinge seiner Wirksamkeit zu Nordhausen, werden nun aber höchst wahrscheinlich auch hinreichen, um alle Konnexion, sie möge motivirt gewesen seyn, wie sie wolle, gänzlich niederzuschlagen; denn Hr. L. zeigt sich in beyden Aufsätzen aufs neue als einen Mann von gesundem Urtheil, und als Freund und gründlichen Kenner der alten klassischen Literatur. In dem Programm handelt er von dem ehemaligen Basedowschen Philanthropin zu Dessau, und von der noch jetzt blühenden Salzmannschen Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal; er giebt es zu, daß Basedow das nicht geleistet habe, was er mit so vieler Eitelkeit ankündigte; beweiset aber, was unter unparteyischen Beobachtern längst entschieden ist, daß Basedow doch unsterbliche Verdienste um das, als er zuerst auftrat, so überaus erbärmliche Schul- und Erziehungswesen habe, und daß Vieles von der Dessauischen Unterrichtsmethode jetzt in und außerhalb Deutschland zum wahren Nutzen der Jugend angenommen sey. In Ansehung der Salzmannschen Anstalt zeigt er besonders, daß das Studium der alten Sprachen daselbst keinesweges bey dem der neuern und bey der Beschäfftigung mit gemeinnützigen Wissenschaften hintenangesetzt werde; sondern daß bisher (besonders durch ihn, so wie durch Hrn. Weissenborn) viele Zöglinge, die sich für einen gelehrten Beruf bestimmt hätten, durch angemessenen Unterricht in der klassischen Literatur nur für die Universität vorbereitet, und in der gründlichen, die Bildung des Geschmacks berücksichtigenden Interpretation der Griechen und Römer, so wie in Verfertigung guter lateinischer Aufsätze und im Lateinischsprechen geübt wären. Zur Bestätigung seiner Nachrichten theilt er einige Proben von den poetischen Versuchen, die seine ehemaligen Zöglinge in lateinischer Sprache gemacht haben, mit; Versuche, die, wenn sie gleich dem Kenner Manches zu wünschen übrig lassen, doch eine größere Applikation für das, was ehemals in Schulen die Hauptsache oder fast einzige Beschäfftigung war, zeigen, als jetzt auf manchen Gymnasien, die ausschließlich für gelehrte Bildung bestimmt sind, angetroffen wird. Mehrere vollständige lateinische Gedichte von ehemaligen Schnepfenthalischen Zöglingen, zum Theil mit einer metrischen französischen oder deutschen Uebersetzung von den Verfassern selbst begleitet, hat Hr. Lenz am Ende dieser Sammlung kleiner

Schrif-

Schriften angehängt. — In der Antrittsrede handelt er den gewählten Gegenstand de latinae linguae studio et usu nimium quantum hodie neglecto, mit vieler Einsicht und Lebhaftigkeit ab, und macht seine Vorsätze, durch einen zweckmäßigen Unterricht in der Latinität die gelehrte Ausbildung der Schüler des Gymnasiums zu befördern, bekannt. Unter den von ihm angedeuteten Maaßregeln haben wir nur die sehr wohl gewählte aus: daß die Schüler, die in den Lehrstunden mit Geschmack deutsch übersetzten Stücke aus griechischen Klassikern zu Hause ins Lateinische übersetzen, und dann zur Korrektur einreichen sollen. Nur wird dann zu verhüten seyn, daß träge Schüler nicht gedruckte lateinische Versionen ausschreiben. Unter den Anreden und Wünschen am Schlusse der Rede wird, wie wir hoffen, besonders der mit eben so viel Wärme als Bescheidenheit ausgedrückte Wunsch: daß die Obern und die wohlhabenden Bürger Nordhausens für Anschaffung der dem Gymnasium nothwendigen Büchersammlung und der zum Unterricht in der Physik und Naturgeschichte erforderlichen Hülfsmittel Sorge tragen, imgleichen sich die bessere Salarirung der übrigen Lehrer und die Unterstützung einzelner, der Hülfe bedürftigen und würdigen Schüler angelegen seyn lassen mögen, einen recht bleibenden Eindruck gemacht haben. Wir bemerken noch, daß Hr. L. in der Rede wie in der Einladungsschrift und in den ihnen beygegebenen angehängten Noten viele, sehr passend gewählte, treffliche Stellen aus griechischen und römischen Schriftstellern mitgetheilt hat, wahrscheinlich um dadurch seinen Behauptungen und frommen Wünschen desto mehr Nachdruck zu geben. Er zeigt dadurch, daß er die Alten mit Rücksicht auf das, was der Zweck aller gelehrten Studien seyn sollte, nämlich Befestigung eines gesunden Urtheils und Zueignung edler Maximen, gelesen habe. — Zwischen dem Einladungsprogramm und der Antrittsrede des Hrn. Lens steht die vom Hrn. Inspektor Dietrich gehaltene deutsche Einführungsrede von den vorzüglichsten Hülfsmitteln zum Flor einer Schule. Enthält freylich auch diese Rede keine neuen, schimmernden Ideen: so ist sie doch in einer deutlichen und bestimmten Sprache abgefaßt, und ihr Verf. erscheint als ein aufgeklärter und richtig urtheilender Mann, dem die vernünftige, den Zeitumständen angemessene Einrichtung des Nordh. Gymnasiums am Herzen liegt. Eine sehr schöne Zugabe zu dieser Sammlung von Schulschriften ist das (S. 73—87.) an den

Hrn.

Hrn. Direktor Lenz gerichtete, lateinische Glückwünschungsschreiben ſeines Bruders, des Hrn. Prof. C. G. Lenz zu Gotha. Es enthält eine ſehr intereſſante Nachleſe zu dem, was in neuern Zeiten über Horazens 28ſte Ode des erſten Buchs von Mitſcherlich in ſeiner Ausgabe dieſes Dichters und vom Prof. Wolf zu Halle in ſeinen vermiſchten Schriften und Aufſätzen (Halle 1802.) S. 431—51 iſt geleiſtet worden. Ein künftiger neuer Bearbeiter jener trefflichen, aber ſchwierigen Ode wird die hier gelieferten gelehrten und ſcharfſinnigen Erläuterungen nicht zu überſehen haben. Einiges wollen wir ausheben. Zuerſt macht Hr. Prof. Lenz es wahrſcheinlich, daß der bekannte griechiſche Dichter Leonidas von Tarent ein Epigramm auf den unglücklichen Tod des Philoſophen Archytas von Tarent verfertigt, und Horaz dieſes zum Muſter in jener Ode genommen haben möge. Dann beweiſt er ausführlicher, als es bisher geſchehen war, daß der Dichter unter dem V. 1—6 redenden Nauta keinen gemeinen und unwiſſenden Schiffer; ſondern vielmehr einen angeſehenen und vorzüglich gebildeten, Seehandel treibenden Bürger aus Tarent oder einer andern Gegend Groß-Griechenlands, wo die Wirkſamkeit des Pythagoras bekannt genug war, verſtanden habe. In Erklärung der Worte (V. 5 und 6) aërias tentaſſe domos cer. weicht Hr. L. von Mitſcherlich ab, und beſtimmt den Sinn ſo: Archytas, etſi mente ea ingenia ſupra mortalia evectus, ita ut mori non deberet videretur, tamen moriendi neceſſitatem effugere non potuit. Auch V. 30 und 31 erklärt er abweichend von Mitſch., nämlich ſo: Parumne curas laetus committere, quia nocturnum ſit non tibi, ſed poſteris demum? und im Folgenden verwirft er mit Recht die gewöhnliche Meinung, daß Horaz den Archytas ſagen laſſe: *Forte* poenis affectum ſi nautam ipſum. und verſteht unter Fors—Fatum non incertum ſed nullo evitandum pacto. — Noch erwähnen wir, daß Hr. Direktor Lenz auf den letzten Blättern dieſer Sammlung von Opuſculis ſcholaſticis Nordhuſanis eine Nachricht von einer Schulfeyerlichkeit beygefügt hat, die er zur Beruhigung eines dortigen Gymnaſiaſten, der durch den Tod ſeines Vaters in tiefen Schmerz verſetzt war, veranſtaltete. Die von ihm an den vaterloſen Jüngling gehaltene, aus elegiſchen Verſen beſtehende deutſche Anrede zeigt ihn als einen gefühlvollen Freund ſeiner Zöglinge, der gern eine gün-

sige Gelegenheit, auf ihre sittliche Bildung selbst öffentlich zu wirken, benutzt.

Ns.

Das Industrieschulwesen, ein wesentliches und erreichbares Bedürfniß aller Bürger- und Landschulen. Von K. L. F. Lachmann, ältestem Prediger an der Andreaskirche zu Braunschweig. Daselbst und Helmstädt, bey Fleckeisen. 1802. 277 Seiten 8. 1 Rl.

Herr Prediger Lachmann hat schon in seiner Preisschrift: Ueber die Umschaffung vieler lateinischen Schulen in zweckmäßig eingerichtete Bürgerschulen, ꝛc. (S. diese Bibliothek LXII. B. 1. St. 256. S.) darauf angetragen, daß künftige Bürger in den Schulen eine schicklichere Anleitung zu ihren Berufsgeschäfften erhalten sollen; in dem jetzt vor uns liegenden Buche führt er seine Idee ausführlicher und bestimmter aus, und behauptet, daß alle Stadt- und Landschulen Industrieanstalten werden sollen. Diese Behauptung ist nun zwar nicht neu, und ist, wie bekannt, schon an vielen Orten realisirt worden. Aber die Organisirung der Industrieschulen, welche er vorschlägt, und für die einzig beste erklärt, ist neu. Alle Industrieschulen, wo literarischer- und Arbeitsunterricht getrennt ist, so gut sie auch organisirt seyn mögen, hält er für unvollkommen, und meint, daß Beyde dem Orte und der Zeit nach schlechterdings verbunden seyn müsse. Ein so eingerichtetes Schulwesen ist, nach seiner Behauptung, der Natur allein angemessen, weil jeder Mensch immer zu gleicher Zeit geistig und körperlich beschäftigt seyn müsse, und schon aus der Unruhe der Kinder, welche nicht wissen, was sie mit ihren Händen, Augen, ꝛc. beginnen sollen, wenn sie stille sitzend bloß literarisch unterrichtet werden, erhelle, daß sein Vorschlag der Natur angemessen sey. Er läugnet zwar die sich dabey zeigenden Schwierigkeiten nicht; ist aber doch auch nicht verlegen, sie aus dem Wege zu räumen. Er giebt indessen zu, daß die eigentliche Anweisung zur Arbeit vom literarischen Unterrichte getrennt werden müsse; sagt aber nicht bestimmt genug, wo und wenn Jenes geschehen müsse. Wie wir überhaupt in seinem Buche diese Hauptsache, nämlich

einen

einen genauen Plan zur sämtlichen Anlage und fortdauernden Leitung einer Schule nach seiner Angabe vermißt. Er beruft sich an mehreren Orten auf eine Industrieschule in Braunschweig, welche ganz seiner Idee entspreche; aber eine ausführliche Beschreibung dieser Schule, nach ihrer ganzen detaillirten Einrichtung, hat er nicht gegeben, welches doch das Nothwendigste gewesen wäre. Wenn man nämlich wüßte, wie lange diese Schule schon bestehe, wie groß die Anzahl der Kinder, der Lehrer und Aufseher sey, wie viele Stunden des Tages Schule gehalten, wie die Schulzeit eingetheilt werde, was für Anstalten zum eigentlichen Arbeitsunterrichte vorhanden seyen, u. dgl. m. so hätte man daran ein anschauliches und zur Nachahmung oder zur Verwerfung brauchbares Beyspiel; man könnte die Angaben von dem, was die Kinder bereits gearbeitet und verdient haben, übersehen und beurtheilen, und besonders auch in Rücksicht auf das erforderliche Personale, den nothwendigen Raum, die Schulpolicey und den Kostenaufwand unterrichtet werden. Denn ob wir gleich in seinen Versicherungen von der trefflichen Verfassung seiner Schule auch eben keinen Zweifel setzen wollen: so können wir doch schwer glauben, daß das Ideal, welches er in seinem Buche aufstellt, von dieser Schule abstrahirt oder bloß das Resultat dessen sey, was in derselben bereits existirt. Der Verf. kann hingegen nicht anführen, daß er selbst Modifikationen zugegeben habe; denn er hat doch nur so nebenher davon geredet, und immer behauptet, daß das Industrieschulwesen, wenn es was taugen soll, schlechterdings nach seinem Ideal eingerichtet seyn müsse, ja, daß es auch so schwer nicht sey, als es den Anschein hätte. Wir wollen zugeben, daß in Stadtschulen sich wohl noch Lehrer und Aufseher nach des Verf. sehr hoch gespannten Erfordernissen zusammenfinden dürften; aber wo soll denn ein solches Personale auf dem Lande herkommen? Auch das wollen wir zugeben, daß thätige und unterrichtete Männer es in Stadtschulen dahin bringen dürften, daß die Vereinigung des literarischen Unterrichts und der Arbeit recht gut von statten gienge; aber mit den Kindern des Landvolks verhält sich die Sache nicht so. Man muß auch gestehen, daß es recht schön wäre, wenn alle Schulkinder zu einem solchen Grade von Aufmerksamkeit gebracht würden, daß sie Alles oder doch das Meiste leisteten, was der Verf. in seinem Ideal aufstellt; aber es ist keine Hoffnung vorhanden, daß es so allgemein werden möchte. Der

Verf. richtet zwar eine Oberschuldirektion ein, die den ganzen Umfang der Angelegenheit kennen, die Sache mit unermüdetem Eifer betreiben, und es dahin, durch Glimpf und Ernst, bringen soll, daß alle Schullehrer ihrem Wink gehorchen, u. s. w. Wir wünschen ihm Glück dazu, und daß diese vollkommene Schuldirektion eine so große Anzahl von geschickten und redlichen Männern finden möge, als sie brauchen würde, um eine so große Anzahl von Stadt- und Landschulen zu organisiren. Es wäre zwar allerdings sehr viel dazu geholfen, wenn in den ersten Schulen schon Zöglinge gebildet würden, die man dann weiter anstellen könnte; aber damit müßte es doch langsam gehen, und bis dahin müsse das Schulwesen, wie der Verf. meint, so gut als gar keins seyn.

Man sieht wohl, daß der Verf. für seine Idee viel zu stark eingenommen sey. Er weiß sie zwar mit vielem Wortgepränge und scheinbaren Gründen zu empfehlen, und, wie schon gesagt, die Schule nach seiner Angabe müßte sehr vollkommen seyn; aber es giebt mehrere Wege, um zum Ziele zu gelangen. Schade, daß so mancher Schriftsteller mit seinem einzig mögliche, einzig wahre, ꝛc. sich selbst den Gesichtskreis verengt. Außerdem, daß es sehr schwer hält, Lehrer zu finden, welche das zu leisten im Stande wären, was zu einer Schule, wie sie der Verf. haben will, gehört: so entsteht auch die Frage, ob nicht bey solchen Schulen, wo Unterricht und Arbeit nach Ort und Zeit getrennt sind, recht sehr füglich auch der Geist der Kinder in der Arbeitsstube beschäfftiget werden kann? Warum sollte denn die Lehrerinn mit den Kindern nicht manches Nützliche sprechen, sich mit ihnen über das Materielle und Formelle ihrer Arbeiten unterhalten, ihre Begriffe und Urtheile, die sich in ihren Unterredungen äußern, berichtigen, ein Lied mit ihnen singen, gute Gefühle erwecken und unterhalten können? Die Kinder, welche in der Unterrichtsstube bleibt, hat genug zu thun, wenn sie der Lehrer zu beschäfftigen weiß. Wüßte oder wollte er es aber nicht: so würde es in dem Falle noch schlimmer seyn, wenn man in der Lehrstube auch arbeitete. Wenn der Verf. behauptet, daß die Arbeit das beste Mittel sey, die unruhige Zerstreuungsliebe der Kinder zu mäßigen, und ihre Aufmerksamkeit beym Unterricht zu fesseln: so scheint er nur an Schulen gedacht zu haben, wo es der Lehrer nicht versteht, die Kin-

Kinder in Aufmerksamkeit zu erhalten. Aber er beschwert sich sogar darüber, daß man die den Kindern so natürliche Unruhe und Beweglichkeit in den Schulen einschränke. Man mag vielleicht in manchen Schulen zu weit gehen; aber daß es den Kindern zur Gewohnheit werde, ganz unwillkührlich beym Hören und Reden in beständiger Unstätigkeit zu seyn, ist doch wohl nicht zu wünschen. Solche Leute machen sich lächerlich oder gar unausstehlich. Es ist Pflicht des Erziehers, seine Zöglinge vor einer solchen Angewöhnung zu bewahren, und sie beym Hören und Reden zu einer anständigen Ruhe zu gewöhnen. Die Forderung des Verfassers: man müsse die Handarbeit beym Unterricht psychologisch richtig betreiben — ist leicht hinzuschreiben; aber schwer zu erfüllen; mit solchen leeren Worten ist den Schulen nicht geholfen.

Recensent konnte nicht unterlassen, seine Meinung vorzutragen, obgleich der Verfasser behauptet, daß Niemand, der nur einen Funken von Wärme für Menschenwohl in seinem Busen lodern fühle, Etwas gegen seinen Vorschlag einwenden könnte. Er hat in seinem Eifer oft solche Ausfälle gethan; z. B. S. 248: „Der Prediger, welcher „dergleichen bey seiner Gemeine nicht einzuleiten wagt, ist zu „bedauern! ich fürchte, daß seine übrigen Amtsverhältnisse „auch wenig nutzen. Sollte wohl ein Einziger ganz unverschuldet sich in diesem Fall befinden?“ Es war nämlich von einem würdigen Prediger die Rede, welchem es glückte, in einem Dorfe eine Industrieschule einzurichten, wo weder ein Schulhaus, noch ein Gehalt für den Lehrer existirte. Und nun glaubt Hr. L. daß es Alle können sollen.

Wenn der Verfasser etwas weniger für seine wirklich noch unreifen Ideen eingenommen wäre, würde sein Buch, worin schon Vieles enthalten ist, was eine ernstliche Ueberlegung verdient, noch nützlicher seyn.

G.

Neu eingerichtetes Elementarwerk in Fragen und Gegenfragen, ꝛc. Von Christian Gottl. Bröder, Pastor zu Beuchte und Wedding. Erster Theil. XXXV. und 563 Seiten 8. Auf Kosten

des Verfassers und in Kommission bey Kulemann in Braunschweig. 1802. 1 Alph. 3 B.

Der Verfasser, der sich schon lange durch seine größere und kleinere lateinische Sprachlehre vortheilhaft bekannt gemacht hat, täuscht die Erwartung derjenigen nicht, welche sich das vorliegende Werk, von einer günstigen Idee für dasselbe geleitet, anschaffen. Der Zweck desselben, nämlich Bildung und Uebung des Verstandes und Erweckung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens, wird gewiß von denjenigen Lehrern und Aeltern erreicht werden, die es gehörig zu benutzen verstehen. Der größte Theil des Buchs besteht aus Fragen, deren Beantwortung durch die Gegenfragen erleichtert wird, „und da es, sagt der Vers. in der Vorrede, „nach der Natur der Sache nicht möglich ist, auch nur eine einzige Frage „mit einem bloßen Ja oder Nein zu beantworten: so wird „alle Gedankenlosigkeit verhindert, und ein fortdauerndes „Nachdenken erfordert, welches durch die Auswahl der Sachen selbst auf eine angenehme Art unterhalten wird.“ — So enthält z. B. der zweyte Abschnitt des fünften Kapitels, der von den Bedürfnissen handelt, welche die Kleidung betreffen, 10 Fragen, wovon die zwey ersten heißen: „Was „muß man haben a. zu Kleidungsstücken aus dem Thierreiche? b. den Saasen ihre Haare, die man Wolle nennt, abzuschneiden, oder die Schaafe zu scheeren?“ — Hierauf folgen zehn Gegenfragen, die auf die obigen zehn Fragen Bezug haben. Die zwey ersten sind: „Wozu braucht man a. „die Haare und Felle vieler Thiere? — b. eine Schaafscheere, eine große Scheere ohne Nieth, deren Arme hinten durch einen stählernen biegsamen Bügel, der die Stelle „einer Feder vertritt, verbunden sind?“ — Im zweyten Abschnitte des zehnten Kapitels, das von der Luft handelt, heißen die beyden ersten Fragen: „a. Was ist der Schall? — „b. Was pflanzt den Schall fort?“ — Die beyden Gegenfragen sind: „a. Wie heißt eine zitternde Bewegung der „Luft, die auf das Gehör wirkt? — b. Was thut die Luft „bey dem Schalle?“ —

Das Ganze ist überhaupt in 15 Kapitel eingetheilt. Die sechs ersten handeln: von Abtheilung und Vergleichung deutscher Wörter, von den Verwandtschaften der Menschen,

von

von benannten Größen, von der Zeit und den Festtagen, von den Bedürfnissen der Menschen, von gemeinen Geschäfften der Menschen. Die neun folgenden sind der Naturlehre gewidmet, und in einem Anhange findet man kleine physikalische Experimente nebst Erklärungen für Kinder. Von diesen Erklärungen sagt der Verfasser in der Vorrede: „Um die „Wahrheiten der Physik anschaulich zu machen, sind Experi„mente mit Naturkörpern nothwendig; die aber, wenn sie „gemeinnützig und für Jeden anwendbar seyn sollen, von der „Art seyn müssen, daß sie keines Vorraths von künstlichen „Instrumenten bedürfen und nicht kostbar sind. Ich habe „deßhalb am Ende eine Anzahl solcher Experimente beyge„fügt, und nur hie und da unter dieser Rubrik Einiges mit „angeführt, was gerade nicht Experiment genannt werden „kann; aber doch so merkwürdig ist, daß ich es nicht wege„lassen durfte. Zugleich liefern sie einen Beytrag zur Be„antwortung der Frage: Wie man Kinder beschäfftigen solle? „die schon mehrmals in öffentlichen Blättern aufgeworfen, „und nirgends hinreichend beantwortet ist, u. s. w."

Wm.

Wie lehrt man Kinder im Buche der Natur lesen? oder Sokratische Unterhaltungen eines Lehrers mit seinen Schülern über Gegenstände der Natur. Von Johann Heinrich Pöhlmann. Erstes Bändchen. Mit zehn Kupfertafeln. Erlangen, bey Palm. 1802. 26 Bg. 8. 1 Rl. 12 Kr.

Auch unter dem Titel:

Versuch einer praktischen Anweisung für Schullehrer, Hofmeister und Aeltern, welche die Verstandeskräfte ihrer Zöglinge und Kinder auf eine zweckmäßige Weise üben und schärfen wollen. Zweytes Bändchen.

Die Absicht des Verfassers ist, solchen Lehrern, die mit der schweren Kunst, bestimmt zu fragen, und Begriffe Sokra-

tisch zu entwickeln, noch nicht vertraut sind, ein Buch in die Hände zu liefern, dessen sie sich bey ihrem Unterrichte, nach der Form nach, bedienen, und durch dessen Gebrauch sie sich allmählich an eine bessere Fragmethode gewöhnen könnten. Diesen beobachteten Nutzen für Lehrer selbst kann dieß Buch, wie wir glauben, sehr gut gewähren; denn der Verf. versteht allerdings die Kunst, einen Begriff oder Gedanken in seine Theile zu zerlegen, und ihn von mehreren Seiten anzusehen, zu bestimmen und zu entwickeln. Nur scheint uns seine Darstellung oder Fragmethode etwas zu weitläuftig und zu gedehnt, so daß wir an der fortdauernden Aufmerksamkeit der Kinder zweifeln, wenn Lehrer die Gespräche des Verfassers, wie er in der Vorrede als thunlich vorstellt, mit ihren Schülern wörtlich halten wollten. So wie die uns vom Xenophon und Plato überlieferten Gespräche des Sokrates noch heutiges Tages denjenigen, welche der Jugend Begriffe bestimmen und verdeutlichen wollen, als praktische Methodik dienen können, eben so, und in einem fast noch höheren Grade können auch die Gespräche, welche der Verf. in diesem Buche vorlegt, angehende Lehrer auf einen zweckmäßigen Unterricht der Jugend hinleiten, und dazu vorbereiten. Bey eigenen Versuchen des Sokratischen Unterrichts aber wird der Lehrer dann schon durch die Lebhaftigkeit oder Trägheit seiner Schüler erinnert werden, wie weit er in verschiedenartiger Wendung und Entwickelung abstrakter Begriffe, und in detaillirter Darlegung dieser und jener Kenntnisse gehen müsse. Der Inhalt des Buchs ist folgender: 1) Unterhaltungen über die Körper im Allgemeinen. Begriff eines Körpers. Allgemeine und besondere Eigenschaften der Körper. (S. 1—61.) 2) Einleitung der Körper in natürliche und künstliche. (bis S. 70.) 3) Eintheilung der natürlichen Körper in organisirte und unorganisirte. (bis S. 94.) 4) Eintheilung der organisirten Körper in Pflanzen und Thiere. (bis S. 111.) 5 und 6) Von inneren Theilen der Thiere, und von der Eintheilung der Thiere in Klassen. (bis Seite 142.) 7) Entwickelung des Begriffes Art und Gattung. (bis S. 175.) 8) Unterhaltungen über die Säugthiere im Allgemeinen. (bis S. 302.) 9) Ausführliche Unterhaltungen über einige Säugthiere, als Budel, Katze, Eichhorn. (bis S. 348.) Aus dieser Uebersicht ergiebt sich, daß der Verf. einen systematischen Gang nimmt. In der Naturgeschichte hält er sich genau an das Linnéische System. Nie-

gends

gends finden wir angegeben, von welchem Alter man sich die Kinder denken solle, mit denen diese Unterhaltungen geführt werden. Daraus aber, daß der Verf. in dem ganzen Buche noch nichts von Gott, als dem Urheber der Natur sagt, und er durch den gegenwärtigen Kursus auf den Religionsunterricht, den er künftig zu liefern gedenkt, erst vorbereiten will, schließen wir, daß diese Unterhaltungen für noch sehr junge Kinder bestimmt sind. Dann scheint uns aber der systematische Unterricht in der Naturgeschichte, und die große Ausführlichkeit desselben nicht sehr angemessen. Ueberhaupt glauben wir, daß ein so sehr ins Detail gehender Unterricht in der Naturgeschichte, jungen Leuten, die sich nicht ex professo auf Natur- oder Heilkunde legen wollen, nur auf Kosten anderer nothwendiger und nützlicher Kenntnisse gegeben werden kann, und auch nur selten durch anhaltende Aufmerksamkeit der Schüler belohnt wird. Uebrigens hat der Verf. ganz Recht, daß auch der Unterricht in der Naturgeschichte Sokratisch seyn muß. Unter den 10 Kupfertafeln sind die erste illuminirte, welche einen Menschen mit seinen innern Theilen, um den Kreislauf des Bluts im Körper anschaulich zu machen, und die achte, welche ein Skelett, um die Nerven des menschlichen Körpers zu zeigen, darstellt, die besten.

Fm.

Jakob Ehrenmann, oder die Schule zu Wiesenfeld. Eine Geschichte fürs Volk auf dem Lande, wie auch in unsern Städten, und zunächst für junge Leute. Abgefaßt von Gregor Krämer, Pfarrs-Koadjutor zu Berndorf unweit Salzburg. Werdet nicht wie Roß und Esel, die keinen Verstand haben. Leipzig und Augsburg. 1802. 381 Seiten 8.

Hr. Kr. hat sich schon durch einige Schriften als ein Beförderer der Aufklärung in seinem Vaterlande bewiesen, und sein Eifer für die gute Sache zeigt sich auch hier auf eine unverdenkbare Art. Zwar haben Wierthaler und Andere schon die Bahn gebrochen, im Salzburgischen eine bessere Unterrichtsmethode einzuführen, und es bedarf also nur eines Anstoßes,

um das Gute in fortschreitender Zunahme zu erhalten: doch ist auch dieses schon mit nicht geringen Schwierigkeiten verknüpft, da das Volk dieser Gegend, nach dem, was Hr. K. demselben noch nöthig findet zu sagen, noch sehr weit zurück seyn muß. Auf den ersten Anblick könnte es daher nicht leicht scheinen, diese Schrift unter ein Fach zu bringen, da sie im Allgemeinen auf Beförderung der Volksbildung und einer besseren Erziehung überhaupt vorzüglich abzuzwecken, und daher auch den Grund jeder Hoffnung des Besserwerdens auf eine Verbesserung in dieser Rücksicht zu bauen scheint. Zwar haben wir in der Geschichte des Dorfes Traubenheim von Schlez, wie auch in der Geschichte Miltheims in dem allbekannten Beckerschen Noth- und Hülfsbüchlein, und P. Stolzli's trefflichen Volksschrift: Lienhard und Gertrud, schon die besten Muster der Art; doch kann es in mancher Hinsicht sehr nützlich seyn, wenn nach dem Bedürfniß besonderer Gegenden besondere Hülfsmittel aufgefunden werden, und Hr. K. verdient daher allerdings Dank, seine Aufmerksamkeit darauf gerichtet, und diesem Bedürfniß für sein Vaterland so gut abgeholfen zu haben. Da es für dieses zunächst bestimmt ist: so war es unvermeidlich, manches Lokale in der Sprache, im Tone und in der Sache selbst anzubringen, um die Schrift so viel möglich zu einem Spiegel der Wirklichkeit zu machen, daher ihm auch, wie er in der mit lateinischer Schrift gedruckten „Vorrede für gelehrte Leser" sagt: „nicht „verargt werden kann, wenn er manchmal absichtlich einem „veralteten oder platten Ausdruck oder Satze Raum gab." In der deutschen Vorrede für gemeine Leser giebt er gleichsam einen Gebrauchszettel von seinem Buch, oder die gemeinsten Regeln, die beym Lesen überhaupt zu beobachten sind, um selbst Leute, die vielleicht in ihrem Leben, außer ihrem Gebetbuch, kein Buch in der Hand gehabt haben, dadurch zum andächtlichen und nützlichen Lesen anzuführen, und seinen er also z. B. sagen zu müssen glaubt: „Wie viel soll man auf „einmal in diesem Buche lesen? Wie vielmal soll man es „durchlesen? Was, und wie soll man darin lesen?" und dabey sogar die Regel für nothwendig hält: „So oft man das „Buch wieder von der Hand legt, muß man die Stelle, bey „welcher man aufhörte, wohl anmerken. Man legt nämlich „ein Papierlein, oder ein vom Buchbinder angehefteres „Bändlein entzwischen, damit man das Nächstemal gleich „weiß, wo man fortzufahren hat." Hieraus sieht man nun

denn

deutlich, was für eine Klasse von Leser der Verf. voraussetzt, und in welchem Tone er ohngefähr mit ihnen spricht. So sehr er sich in demselben auch immer herabzustimmen und verständlich zu machen sucht: so zeigt sich doch auch bey ihm, wie schwer es sey, alle allgemeinern Ausdrücke unserer abstrakten Sprache zu vermeiden, welches auch gleich der Anfang seiner Vorrede beweist. „Liebe Freunde“, heißt es, „nicht „wahr, ihr wollet durch dieses Buch verständiger werden? „Ja, und besser soll euch dieses Buch auch machen. Dazu „ist es geschrieben, und gedruckt worden. Es kömmt Vieles „darin vor, was eure Kenntniß berichtigen kann, ꝛc.“ welches Letztere gegen das Uebrige gewiß schon für Viele zu hoch ist; und so verständlich und geläufig es jedem nicht ganz gemeinen Menschen ist: so würde ein konkreterer Ausdruck hier doch mehr Eingang gefunden haben. Leichter war dieses in der Schrift selbst zu vermeiden, die größtentheils aus Gesprächen besteht, welche die Bauern des Dorfs mit Jakob Ehrenmann, der durch Klugheit und Rechtschaffenheit sich unter ihnen Ansehen und Einfluß erworben hat, über alle ihnen vorkommende wichtige Angelegenheiten halten, und worin der Verfasser zwar geläuterte, aber gewiß nicht gefährliche Grundsätze aufstellt. So sagt er z. B. gleich S. 16, da er erzählt, wie Jakobs Frau von einer plötzlichen Ohnmacht überfallen wurde: „Barthel Ernst (der überhaupt durchs Ganze die Rolle des Widersachers spielt) „überschüttete, so „sehr auch Jakob wehrte, ihren ganzen Leib mit Weihwasser, „welches doch nur dazu bestimmt ist, um denjenigen, der „sich damit besprengen will, zu erinnern, daß er so rein von „Sünden seyn soll, als sey er gleichsam mit Wasser davon abgewaschen — und nur der Bader wand(te) die vernünftigsten Mittel an.“ Schön spricht er S. 45 von der Beichte und dem Ablaß: „Bey demjenigen findet der fruchtbarste Ablaß statt, der von den Sünden abläßt.“ Gut, und leider! noch die meisten Kirchen treffend, sind seine Vorschläge, das Unwesen mit den Hunden aus der Kirche zu verbannen, und den Vögeln durch drätherne Gitter vor den Fenstern und Thürvorhängen den Einflug zu verwehren, wodurch so oft die Andacht gestöhrt, und selbst oft „das Altarsblatt schändlich bemackelt wird.“ Treffend sagt er vom Gebet: „Die Kanzel ist nicht zum Beten, sondern zum Predigen bestimmt. Das lange Beten verlöscht nur den Eindruck der Predigt. Man muß weniger

„mit-

„mit Worten beten; dafür aber desto mehr mit den Gedanken bey Gott seyn, und nach dem Gewissen leben.“ Eben so hell und nachdrücklich erklärt er sich über Wallfahrten, die Messe, die abgesetzten Feyertage, Bruderschaften, Feyertagsschulen, u. dgl. Vorzüglich geht, wie schon der Titel zeigt, seine Absicht auf das Schulwesen; er dringt auf die Nothwendigkeit des Unterrichts im Lesen und Schreiben, kämpft gegen die Vorurtheile der Quacksalberey und des Wahrsagens, zeigt die schlechte Einrichtung der Schulhäuser, und macht überhaupt auf so viele Gegenstände aufmerksam, die das Wohl des Volks zu befördern beytragen, daß zu wünschen ist, daß sein Buch recht ausgebreiteten Beyfall finde, und vorzüglich unter seinen Landsleuten die glückliche Wirkung hervorbringe, die der Verf. zu erreichen wünschte, und die gewiß die angenehmste Belohnung für ihn wäre. Daß es Leute geben sollte, die seine guten Absichten verkennen, und ihn zu verketzern suchen sollten, wollen wir zur Ehre der Menschheit nicht glauben. Inzwischen scheint der Verf. schon darauf gefaßt zu seyn, und sich zu kräftigen Widerstand gerüstet zu haben, was er ihnen daher auch im Voraus anräth. Die eingestreuten Lieder, die ihrem Zweck nach nicht auf ästhetische Vollkommenheit Anspruch machen, und also auch nicht nach den strengen Regeln der poetischen Kunst zu beurtheilen sind, werden allerdings beytragen, Lust und Liebe zum Guten rege zu machen und zu nähren.

Bs—Eb.

Lesebuch in Beyspielen, für dienende Mädchen, und solche, die es werden wollen. Erste Sammlung. Berlin, bey Müller. 1802. 6½ Bogen 8. 7 Gr.

Diese kleine Schrift enthält 32 Erzählungen, die einen moralischen Zweck haben, und deren Inhalt aus der Sphäre der dienenden Klasse entlehnt ist. Gute und böse Eigenschaften der weiblichen Dienstbothen werden in Beyspielen dargestellt. Diese sind in einer natürlichen und faßlichen Sprache vorgetragen, und werden nützlich werden können, wenn das weibliche Gesinde sie lieset, und darauf achtet. Schreiber dieses, der die Verbesserung der Dienstmädchen, besonders in moralischer Hinsicht, so sehr wünscht, zweifelt indessen sehr, ob sie dieses Buch, wenn die Herrschaften es auch anschaffen

soll-

ſollten, mit dem Eifer leſen und beherzigen werden, als ſo manches Liebeshiſtörchen und Abentheuer. Am brauchbarſten würde daſſelbe in Anſtalten ſeyn, wo künftige Dienſtbothen erzogen und unterrichtet werden, wohin Waiſenhäuſer und Induſtrieſchulen gehören. Wenn der Lehrer es daſelbſt vorleſen ließe, und darüber katechiſirte: ſo würde manches Saamenkorn auf ein gutes Land fallen, und zur geſegneten Aerndte aufwachſen. Die guten Lehren, die ermunternden und warnenden Beyſpiele würden auf die jungen Gemüther einen tiefern und bleibenden Eindruck machen, von dem ſich während der Dienſtzeit die beſten Folgen verſprechen ließen. Für weibliche Perſonen, die ſchon mehrere Jahre, beſonders in großen Städten gedient haben, hofft Rec. in der Regel durch dieſes Buch wenig Beſſerung.

Of.

Finanz- Kameral- und Policeywiſſenſchaft.

Materialien zur Policey- Kameral- und Finanzpraxis, für angehende praktiſche Staatsbeamte. Von D. Heinrich Benſen, Prof. in Erlangen. Zweyten Bandes erſtes Heft. Erlangen, bey Palm. 1802. 158 Seiten 8.

Dieſes Heft handelt von Relationen. Der Verfaſſer beſchränkt dieſen Begriff S. 7. nur auf rechtliche Gegenſtände, und iſt in ſeinem Unterricht für den angehenden Juriſten ziemlich vollſtändig. Der Kameraliſt aber wird kurz abgefertiget, und wirklich kürzer, als er nach dem Titel erwarten dürfte.

Bz.

Handbuch zur praktiſchen Kenntniß der königl. preuſſiſchen Acciſeverfaſſung und Geſetze, zunächſt für königl. Acciſe-Offizianten des preuß. Staats, alsdann für das ganze acciſepflichtige Publikum be-

Als Resultat der angeführten statistischen Angaben ergiebt sich, daß das Areal des preußischen Staats (hier ist noch ganz Kleve, Geldern, Meurs einbegriffen; dagegen fehlen aber die neuen Provinzen, die dem Könige als Entschädigung zugefallen sind.) 5795¾ Quadratmeilen enthält, worauf sich 8,267618 Einwohner befinden. Die letztern berichtigten im Jahr 1798 (mit Ausschluß von Süd- und Neuostpreußen) 28 Millionen Thaler Einkünfte, und unterhielten eine Landmacht von 230,000 Mann. Die Einkünfte vom platten Lande fließen aus den königl. Domainen, den Lehn- Ritter- Pferdegeldern, der Kontribution, den Nahrung- und Schutzgeldern, dem Kavalleriegelde, dem Hufen- und Giebelschoß, der Kriegsmetze, der Naturalfouragelieferung, den Potsdamschen Bettgeldern, der Branziese, dem Schäfer- Schattenhufengeld und dem Horn- und Klauenschoß. Ueber die Beschaffenheit aller dieser Einkünfte wird hier umständlich geredet, so daß jeder Leser einen richtigen Begriff davon erhält. Auch sind die Verordnungen, wodurch die Art der Erhebung festgesetzt worden ist, mit den temporellen Veränderungen jedesmal angezeigt, so daß man darin über jede Abgabe nähere Belehrung finden kann. S. 133 ist die Rede von den Abgaben der Bewohner der Städte, wozu gehören: der Servis, die Bürger- Nahrungs- Schutz- Wasser- Grund- Fabriken- Gewerbs- Trank- Chargen- Luxus- Juden- Vermögens- Erbsteuer, die Lösung, der Generalhufenschoß, das Zinskorn, der Zuwachs, die Bierziese, der Novalzehend, Schoß, Königszins, das Bürgermal, Kunst- Laternen- Armenkassengeld, Gewerbs- und Zunftgelder, Plombirungsgefälle, Siegel- und Stempelgelder und Konsumtionsauflagen bey der Accise. — Nun beweiset der Verf. die Nothwendigkeit der Einführung der Konsumtionsaccise, und prüft die Gründe, die man dagegen vorzulegen pflegt. Besonders gefällt uns das, was hier S. 154 flg. über die Anstellung der Accise- und Zollofficianten und ihre vorgängige Prüfung, ehe sie in den Dienst treten, gesagt wird. Es ist freylich traurig, wenn man dazu mitunter untaugliche Subjekte wählt, die oft gar keine Schulkenntnisse haben, die sie doch zu der Stelle, die sie einnehmen sollen, gebrauchen. Auch ist es beherzigenswerth, was über das Sportuliren und Geschenkenehmen der Accisebedienten angeführt ist.

Die erste Abtheilung des dritten Abschnitts, S. 169 bis 310, enthält den Accisetarif für die ost- und westpreußischen

schen Städte, so wie es 1730 angefertigt, 1769 revidirt, und nachher von Zeit zu Zeit bis zum Monat März 1801 abgeändert ist. Die zweyte Abtheilung erläutert und erklärt einige Dunkelheiten in dem Tarif aus den vormals erlassenen Verordnungen, worauf der Verf. zugleich die Fehler und Mängel der Accisetarife überhaupt darlegt, und ältere Reglements abdrucken läßt. Er beurtheilt die pr. Acciseverfassung in den verschiedenen Zeiten, und giebt die Abänderungen und neuern Verfügungen an. Aus Allem erhellet deutlich, daß er mit Sachkenntniß seinen Gegenstand behandelt hat, und ins Innere eingedrungen ist. Möchten die aus Patriotismus und Liebe zum Guten gegebenen Winke und Vorschläge von den Obern geprüft, und bey befundener Zweckmäßigkeit benutzt werden!

Außer jenen, bey dem Titel genannten Quartseiten, sind diesem Bande noch 4 Bogen in Folio beygelegt, die das Verzeichniß von 16 diesseits der Weser belegenen Accise- und Zolldirektionen, nebst allen dazu gehörigen Zoll- Konsumtions- und Administrationsämtern enthalten.

Wir wünschen diesem wirklich nützlichen Werke, welches das unverkennbare Gepräge des Fleißes und der Sorgfalt an sich trägt, gedeihlichen Fortgang, und einen billigen Verleger, da die Kosten für das Ganze sonst zu stark werden. Vielleicht wäre es gut gewesen, wenn der ganze so vielen Raum einnehmende Accis-Tarif, nebst dem angehängten Verzeichnisse fortgeblieben wären, da doch wahrscheinlich der Tarif gedruckt ist, und von Jedem eingesehen werden kann. Eben so hätte vielleicht das in extenso abgedruckte Reglement S. 394 abgekürzt werden können, damit man nur die Stellen vor sich hätte, die einer Erläuterung bedürfen. Auf solche Art wäre das Werk wohlfeiler geworden.

Ww.

2) Oekonomisch-juristische Grundsätze von der Verwaltung des Domainenwesens in den preußischen Staaten, ꝛc. von J. D. Nikolai, königl. Krieg. u. Dom. Rath. (jetzt erstem Direkt. d. Kammer zu Kalisch in Südpr.) Erster Theil. Berlin, bey Unger. 1802. XVI. und 272 Seiten 8. nebst 2¼

Bogen Tabell. Zweyter Theil. Ebend. 1802. VIII. und 232 Seiten 8., mit 9½ Bogen Tabell. 2 Rl. 12 Gr.

2) Lehrbuch sämmtlicher Kameral- und Rechtswissenschaften, u. s. w. Von Johann Georg Bauer. Ersten Bandes erster Theil. Heilbronn, u. s. w. bey Claß. 1802. X. und 420 Seiten gr. 8. 1 Rl. 4 Gr.

Obgleich der Zweck und die Bestimmung beyder Schriften sehr verschieden ist: so haben sie doch Vieles mit einander gemein, so daß wir kein Bedenken tragen, ihres verwandten Materials wegen dieselben kollektiv dem Publikum vorzulegen.

Nr. 1) ist eine Erweiterung und völlige Umarbeitung des längst bekannten und geschätzten Werks: Juristisch ökonomische Grundsätze von General-Verpachtungen der Domainen in den preußischen Staaten, in eben diesem Verlage, 1785. (20 Bogen 8.), die ein anderer Mitarbeiter schon in der A. D. B. 62. B. 1. St. S. 92—94 mit dem, dieser Schrift gebührenden Lobe angezeigt hat. Vielleicht dürften Einige glauben, das vorliegende Werk sey eine, mit einem geänderten Titel versehene neue, und ansehnlich vermehrte Ausgabe des letztern Buches; das können wir aber nicht sagen: vielmehr ist es ein eigenes neues Werk, wobey jenes zum Grunde liegt, wie wir sogleich an einigen Theilen der vorgetragenen Materien sehen werden.

Die erste Schrift handelt bloß von Generalverpachtungen der Domainen, die gewöhnlichste Verwaltungsart in den königlich-preußischen Staaten, wobey mit auf ökonomische Kenntniß Rücksicht genommen wird; das vorliegende Werk, und zwar dessen erster Theil, schildert in dreyen Abtheilungen zuförderst I. S. 1—7 das Wesen, den Ursprung und gesetzlichen Gang in Rücksicht der Vorrechte der Domainen; der II. S. 8—223 dagegen, die Landwirthschaft im Allgemeinen und Besondern, eine nothwendige Vorkenntniß, ohne welche man, weder das Domainenwesen überhaupt, noch deren Verwaltung in den mannichfaltigen Zweigen der Ei-

Finanzpraxis bearbeitet, ohne deren Vortheile in der Staatswirthſchaft beurtheilen kann. Die III. S. 254—272 iſt das zu beſtimmt, die verſchiedenen Verwaltungen und Beſtimmungsarten der Domainen, unter ihren abwechſelnden Geſichtspunkten darzuſtellen, wobey die angehängten Tabellen das Eine wie das Andere zweckmäßig verſinnlichen.

Der zweyte Theil iſt in acht Abſchnitte gegliedert. Der Verf. handelt darin von den Generalverpachtungen der Domainen überhaupt, und den dabey zu beobachtenden Grundſätzen der Ertragsausmittelung, — ihrer Veranlaſſung, — des Verpachtungsgeſchäfftes, — der Rechten und Pflichten der Generalpächter, — und den Verhältniſſen der Landleute, die als einzelne Pächter der Domainen-Grundſtücke dabey vorkommen, insbeſondere. Auf dieſe Principien ſind I. S. 1—11, die Pachtanſchläge überhaupt; II. S. 12—112 die ſpeciellen Grundſätze, und die Verfahrungsart bey der Veranſchlagung; III. S. 115—155, die nothwendigen Ausgaben, welche für die Domainen, außer den Anſchlägen vorkommen; IV. S. 156—178, das Weſen des Verpachtungsgeſchäfftes, und der ganze Inhalt der Generalpacht-Kontrakte; V. S. 179—183, der Gang der getroffenen Verpachtung, und die rechtliche Form der, zwiſchen dem Staate und dem Generalpächter getroffenen Kontrakt; VI. S. 184 bis 195, die Regulirung und Sicherheitsleiſtung der Pächter, und VII. S. 196—208, das Uebergabegeſchäfft bey Verpachtungen berechnet. Den Beſchluß macht der VIII. Abſchnitt, der S. 209—232, von den Pflichten, Rechten und Immunitäten der Domainen-Beamten, u. ſ. w. handelt. Daß hiebey im ganzen Werke vorzüglich auf die Kurmärkſche und Südpreußiſche Verfaſſung Rückſicht genommen, und alſo weniger andere Provinzialgewohnheiten berührt und auseinander geſetzt worden, hat der im Ganzen ſehr gründlich unterrichtete Verf. ſchon auf dem Titel geſagt, und in den Vorreden zu beyden Theilen hinlänglich entſchuldigt. Nichts deſto weniger kann dieſes Buch jedem Kameraliſten und Finanzgeſchäfftsmanne in den übrigen alten und neuen preuß. Provinzen, auch allen andern deutſchen Beamten im Finanz- und ökonomiſchen Fache zu einem brauchbaren Handbuche dienen, aus welchem man viele gemeinnützige theoretiſch-praktiſche Kenntniſſe zu erlernen im Stande iſt, die jedem Staatsbeamten, in den vorkommen-

den Geschäfften, mit einiger Routine verbunden, Nutzen stiften. Daß aber dem Verf. 1. B. S. 214 in der Note, keine gedruckte recht gute Anleitung zum ökonomischen Rechnungswesen, nach Art der kaufmännischen Buchhaltung bekannt ist, zeigt Mangel literarischer Kenntniß in diesem Fache. Wem sind nicht Bergbaus, Wöhner und Hinze Anleitungen bekannt? — Uebrigens ist der Styl und Vortrag, wie Plan und Ausführung, in mehreren Hinsichten empfehlungswerdig. —

Nr. 2) hat ebenfalls sein Gutes; wiewohl es für eine andere Klasse Kameral-Beamten, nämlich für die, welche nicht studirt haben, bestimmt ist. Einzelne Fälle ausgenommen, wird aber das Buch, das übrigens sehr gut und systematisch zusammengesetzt worden, seinen beabsichtigten Zweck nicht erreichen. Denn da es zunächst für Schreiber, die auf Staatsämter Anspruch machen wollen, gewidmet ist, — denen aber, aus Mangel klassisch-methodischer Vorkenntnisse, die in diesem Handbuche vorgetragenen Kameral- und Rechtswissenschaften, selbst bey der musterhaftesten Anstrengung, höchstens nur Gedächtnißwerk, also bloß empirische Wissenschaft bleibt: so kann das Werk wohl höhern, oder durch klassische Bildung zu logischen Schlüssen gehörig vorbereiteten Verstandeskräften, nur nicht dem gemeinen Schreiber, in dem Sinne, worin wir dieses Wort fassen, hinlänglich dienen. Von dieser Seite betrachtet, ist es den Würtembergischen Beamten, für welche es in Plan und Ausführung recht gut eingerichtet und abgefaßt worden, besonders gewidmet; Beckmann, v. Burgsdorf, v. Sonnenfels und einige Andere liegen dabey zum Grunde; Manche sind in vielen Stellen wörtlich abgeschrieben. —

A.

1) Du Thalweg du Rhin, considéré comme limite entre la France et l'Allemagne; des péages et des douanes établis sur les deux rives du Rhin; et du droit de relache forcée, appartenant aux deux villes de Mayence et de Cologne. Mayence, chez Crafs. Vendimiare An X. (Oktober 1801.) 45 Seiten 8. 5 Bl.

Die

Dieselbe Schrift auch deutsch, unter dem Titel:

Ueber den Thalweg des Rheins, in Hinsicht auf Gränze zwischen Frankreich und Deutschland; über die auf beyden Rheinufern angelegten Zölle, Mauthen und die den zwey (beyden) Städten, Mainz und Köln, zustehende Stapelgerechtigkeit. Mainz, bey Craß. 1801. 45 Seiten 8. 4 Mr.

2) De la libre navigation du Rhin, ou reclamation des villes de la rive gauche contre le droit d'étape de Cologne et Mayence. Par *P. E. Paravey*, Negociant à Coblence. Coblence, de l'imprim. de la nouv. libr. 1801. 95 Seiten 8. 8 Mr.

Beyde Schriften, die Franzosen zu Verfasser haben, handeln im Wesentlichen einen und den nämlichen Gegenstand ab; doch die Art, wie dieses geschiehet, ist in den meisten Stücken verschieden: wir wollen von jeder derselben, und von ihren Eigenheiten und Vorzügen, so wie von ihren Schwächen Nachricht geben.

Nr. 1) hat — ungeachtet der Verfasser sich nicht genannt — den ehemaligen General-Kommissär der 4 Rheindepartements, nunmehrigen Staatsrath Jollivet, der im Januar 1802 durch den jetzigen Präfekten des Donnersberger Departement Jean de Bon-St. André ersetzt wurde, zum Verfasser. — Obgleich derselbe sich allenthalben in dieser Schrift das Ansehen giebt, als wolle er, nach Staatsverträgen, und insbesondere nach den Grundsätzen des Rastadter Kongresses und des Lüneviller-Friedens, das Wohl beyder Nationen beherzigen, die durch den Vater Rhein von einander getrennt werden: so zeigt er doch überall Blößen und Schwächen, die mit dem Staats- und Völkerrechte im Widerspruche stehen, und die im Ganzen diese Blätter zu einer elenden Brochüre herabwürdigen, in der einige deklamatorische Sophismen sich auszeichnen, welche das Princip geltend machen sollen: Frankreich, als stärkere Macht, gebühre

dürfe das Recht, von seinem deutschen Gränzufer den Vorzug auf dem Rheine fordern zu dürfen, und solche Anordnungen zu treffen, welche der Konvenienz des französischen Gouvernements für die Gegenwart und Zukunft angemessen wären. In der Hinsicht nimmt er zwar den Thalweg, als denjenigen Theil des Strohms an, auf welchem die Schiffe das Fahrwasser finden, (ein Ausdruck, der im Rheingau üblich ist, wo durch Thalweg, das Fahrwasser des Rheins verstanden wird); hält aber dafür, daß die französische Regierung das Recht habe, auf diese ihre natürliche und politische Gränze, die ihr durch Friedens-Verträge zugesichert worden sey, ihre Mauthbeamten schicken, und die vorüberfahrenden Schiffe anderer Völker visitiren zu dürfen. (Auf die Weise würde den franz. Douanenbeamten das Recht eingeräumt werden müssen, ihre Räubereyen und Bedrückungen, wie im Herbste 1801 der Fall war, bey Thal Ehrenbreitstein, bey Unkel, Mülheim am Rheine, zu Düsseldorf, Kaiserswerth, Rhynderhaus [Orsoy gegen über], Wesel, im Bislicher-Kanal, zu Rees, Emmerich, Lobith, und zu St. Nikolaus Ward, oder auf der südöstlichen Spitze der Betuwe, wo der Rhein sich, Kekerdom gegen über, in Rhein und Wahl theilt, und wo an allen diesen Punkten das Fahrwasser unmittelbar neben dem rechten Rheinufer vorbey geht, über welche der Leinpfad führt, ungestraft und nach Grundsätzen des neurepublikanischen Völkerrechts ausüben zu dürfen! Ein solches Eigenthumsrecht auf dem Flusse setzt Keiner von allen Lehrern des Staatsrechts fest, von Hugo de Groot an (s. de bello et pacis; Lib. II. Cap. 3. §. 17. p. 132.) bis auf von Martens (s. Einleitung in das europäische Völkerrecht, S. 44 flg. §. 32.). Und wie würde dieß mit der so oft von Franzosen gerühmten Freyheit des Handels, der Meere und der Flüsse zu reimen seyn?) Der Verf. geht so weit in seinen Behauptungen: man müsse, um den Kontrebanden zu steuren, sogar auf das gegenseitige Ufer hinüber gehen dürfen, um den Schleichhandel auszurotten; dieß Recht solle alsdann auch den Deutschen zustehen. Der Verf. schlägt daher vor: man müsse die französisch. Mauthbeamten, durch schwimmende Batterien, oder durch Land-Batterien auf den Ufern, wo ihre Komtoirs etablirt wären, in den Stand setzen, die vorüber fahrenden Schiffe in Respekt zu setzen, damit diese sich der Willkühr der Douanerie unterwürfen. (Wenn nun dergleichen Maasregeln auch von den

Deut-

Deutſchen ausgeübt würden: was würde dann aus der, Vertragsmäßig bedungenen und zugeſtandenen freyen Schiffahrt auf dem Rheine werden? und wie lange würde der Frieden währen, den man auf die ewigen Grundſätze des Naturrechts befeſtiget hat? —) Was endlich in Abſicht des Stapelrechts von Mainz und Köln vorkömmt: ſo iſt dieſes allzu unbedeutend, als daß man ausführlicher davon, wie über das Ganze der Schrift länger verweilen ſollte. —

Nr. 2) iſt vorzüglich gegen das Stapelrecht zu Köln und Mainz gerichtet. Obgleich er durchgängig mit Heftigkeit gegen dieſes, aus dem Mittelalter herrührenden Gebrauchsrecht eifert: ſo läßt er ſich in ſeiner Hitze nicht durch bloße Deklamationen hinreißen; ſondern unterſtützt Alles mit bedenkenden Gründen, die, ungeachtet nichts Neues darin angetroffen wird, doch im Ganzen recht gut zuſammengeſetzt, lichtvoll geordnet, und in einer Kraftſprache vorgetragen werden. Der Verf. theilt daher dieſe Bogen in vier Abſchn. ein. Im erſten zeigt er aus hiſtoriſchen Gründen die Widerrechtlichkeit des Stapelrechts, deſſen Urſprung in der letzten Hälfte des 13ten Jahrhunderts angenommen wird. Im zweyten wird das Stapelrecht als abgeſchmackt und mit den franzöſiſchen Geſetzen ganz unverträglich erklärt. (Aber, was thut dieß zur Sache, wenn nur Vortheile für die Staatskaſſe, oder den Privatbeutel der franzöſiſchen Beamten daraus entſtehen! Leidet das Geſetz nicht Ausnahmen? — Und ſind die Friedensverträge nicht wächſerne Naſen, die jeden Eindruck annehmen? — Der, dem das Recht zuſteht, von fremden, unabhängig ſeyn ſollenden braven Völkern, erwarten zu dürfen, daß er ihnen, nach ſeiner Konvenienz, eine Konſtitution gebe, welche er wolle, kann ja alle Augenblicke die Geſetze der großen Nation mittel- oder unmittelbar in dieſem oder jedem anderen Falle verändern!) Der dritte Abſchnitt verſichert: das Stapelrecht ſtreite mit dem Intereſſe Frankreichs, Deutſchlands, Bataviens, ꝛc. (Als Kaufmann hat der Verf. recht; als Politiker muß er aber die Hände in den Schooß legen, und nach Regensburg gehen, wo man in dieſen Tagen, während Rec. dieſe Anzeige ſchrieb, die Abſchaffung des Stapelrechts, dem Biederſinn der franzöſiſchen Großmuth überlaſſen hat.) Nach dem vierten und letzten Abſchnitte ſtreitet das Stapelrecht auch mit den Raſtadter und Lüneviller Friedensver-

trägen, wodurch der Thalweg des Rheins, als Gränze zwischen Frankreich und Deutschland festgesetzt wird. Die frohen Aussichten, die der Verf. für die Schiffahrt und den Handelsstand am linken Rheinufer, besonders für Koblenz erträumt, liegen in der gespannten Phantasie eines Franzosen, dem bey seinem glänzenden Elende, der Muth, zu siegen nicht vergeht.

F.

Technologie.

Des Herrn Johann Karl Garnels, königl. schwedischen Ober-Hohofenmeisters ꝛc. Abhandlung vom Bau und Betrieb der Hohöfen in Schweden. Aus dem Schwedischen übersetzt von J. G. L. Blumhof, königl. Eisenhütten-Gehülfen zur Rothen-Hütte bey Elbingerode, ꝛc. Mit Anmerkungen begleitet von M. A. Lampadius, Prof. der Chemie, ꝛc. zu Freyberg, und K. G. Börner, Eisenhütten-Verwalter zu Schmiedeberg. Erster Theil. Freyberg, in der Craziischen Buchhandlung. 1800. 282 S. 8. Zweyter Theil. 1804. 676 Seiten.

Nach der Einleitung, welche Bergwerks- und Schmelzgeschichte zum Zwecke hat, handelt der erste Theil von der Kunst des Hohenofenbaumeisters in sieben Kapiteln, und der zweyte vom Betrieb des hohen Ofens, oder der Kunst des Hohöfners, in einer Vorbereitung, eilf Kapiteln, und einem Anhange.

1752 wurde Bergrath, Ritter und Direktor der Schwarzschmiede, Sven Rinmann, zum ersten Oefvermasmästare im Reiche ernannt. Die Brucks-Societät bestimmte für einen und einige Jahre nachher für mehrere Oefvermasmästare ehrenvolle Besoldungen. In dieser Periode fieng die schwedische Hohöfnerey, welcher man jetzt die

die Würde eines auf wiſſenſchaftliche Kenntniſſe geſtützten Berggewerbs zugeſtand, an, in Aufnahme zu kommen.

Was der ſeel. Rinmann nicht vollenden konnte, dieß haben ſeine Nachfolger in dieſem Geſchäffte, der Direkteur über die Feinſchmiede, Bengt Quiſt Andersſohn, der verſtorbene Direkteur über die Hohöfnerey, Magnus Allgulin, und der Direkteur über die Staßeiſenſchmiede, Salamon von Sockenſtröm fortgeſetzt, und zum Theil ergänzt.

Auf die Entdeckungen dieſer Männer, welche dem Verfaſſer zu ſeinen eigenen Verſuchen als Wegweiſer dienten, gründet ſich das Weſentlichſte dieſer Abhandlung; beſcheiden erklärt er ſie für eine bloße Einleitung in die Eiſenſchmelzkunſt, wie ſie, dieſe Kunſt, jetzt iſt.

Die ältere chemiſche Theorie iſt noch Grundlage des zweyten Theils. Mangel an Zeit und viele Geſchäffte, beſonders in Norwegen, haben den Verfaſſer verhindert, den theoretiſchen Theil nach dem neuen chemiſchen Syſtem umzuarbeiten; indeſſen hat Profeſſor Lampadius dieſem Mangel durch beygefügte erläuternde und berichtigende Anmerkungen abgeholfen.

Ueberhaupt gewinnt dieſes an ſich wichtige Werk durch die Anmerkungen ungemein viel, und die deutſchen Eiſenhüttenmänner und Verwalter ſind denen Herren, welche die Mühe der Ueberſetzung und Erläuterung übernommen haben, recht vielen Dank ſchuldig. Das zweyte Regiſter enthält die vornehmſten ſchwediſchen Kunſtausdrücke, als Beytrag zu einer künftigen neuen Ausgabe des Möllerſchen Wörterbuchs.

Eine ausführliche Anzeige wird dem wißbegierigen Theil deutſcher Hüttenmänner Ueberfluß ſeyn, Andere aber ſchwerlich aus ihrem Schlaf erwecken.

Bz.

Magazin aller neuen Erfindungen, Entdeckungen und Verbeſſerungen für Fabrikanten, Manufakturiſten, Künſtler, Handwerker und Oekonomen. Nr. 2. 3. 4. Leipzig, bey Baumgärtner. 1802. gr. 4. Jede Nummer 1 Rf.

Eine ausführliche Anzeige bey Erscheinung der ersten Nummer und Gedanken des Recensenten über die Anlegung und innere Einrichtung dieses Magazins, findet man in dem LXIX. Bande 4. Hf. S. 257. der N. A. D. Bibl.

Da dieser Band der Bibl. kürzlich erst erschienen ist: so war es der Zeit nach nicht möglich, daß die Herren Herausgeber des Magazins auf das dort Gesagte Rücksicht nehmen konnten; die Technologie würde in wissenschaftlicher Hinsicht gewiß gewinnen, wenn es geschähe.

Aus den drey Nummern, die seitdem erschienen sind, erhellet, daß das Werk guten Fortgang gewinnt, und mit Vergnügen hat Rec. kürzlich die Anzeige der Buchhandlung gelesen, daß die erste Nummer schon vergriffen sey, und eine zweyte Auflage davon gemacht werden müsse; daraus ergiebt sich dann die tröstliche Folge, daß das Publikum diese Art von Kenntnissen verlangt. Diese drey Nummern sind reichhaltiger als die erste; denn die zweyte enthält 17 Erfindungen, ohne die kurzen Anzeigen von 12 neuen; die dritte 12, und 25 kurze Anzeigen; und die vierte 18 und 14 kurze Anzeigen.

Die Kupfer, Papier und Druck sind eben so gut und schön, als in der ersten Nummer.

Wir verbinden damit zugleich die Anzeige eines andern ähnlichen Werks:

Neues Repertorium der vorzüglichsten und neuesten Erfindungen und Verbesserungen zum Behufe der Künste, Manufakturen und Gewerbe; herausgegeben von J. G. Geißler, Mitgliede der naturforschenden Gesellschaft in Halle. Erster Theil. Zittau, bey Schöps. 1802. Mit zwey Kupfern. 18 K.

Hr. Geißler hat seinen Plan nicht so weit umfassend angelegt, als die Herausgeber obigen Magazins, und will nur die vorzüglichsten Erfindungen aufnehmen. Er sieht dieses Repertorium eigentlich als eine Fortsetzung seiner Beschreibung und Geschichte der neuesten und vorzüglichsten Instrumente

mente und Kunstwerke, ꝛc. ꝛc., die bis zum zweiten Theil angewachsen war, und zu seiner Zeit von einem andern Recensenten in dieser Bibl. angezeigt worden ist.

Hr. G. verspricht, dieses Repertorium nicht nur durch eine besonders kritische Auswahl der Materien; sondern auch noch dadurch interessanter zu machen: „daß er von Zeit zu „Zeit Beschreibungen von technischen Materien aufnehmen „werde, welche in seinem mechanischen Laboratorium selbst „bearbeitet werden, und er daher nicht nur für die wirkliche „Ausführbarkeit stehe; sondern auch nicht ermangeln werde, „die Vortheile und die Art treu anzugeben, welche bey ihrer „Bearbeitung selbst anzuwenden sind, oder in wiefern Mängel oder sonstige Vorzüge bey diesem oder jenem Instrumente zu erwarten stehe.“

Dieß wäre sehr löblich, und Rec. wünscht, daß es recht häufig geschehen möge; das Repertorium wird dadurch einen ausgezeichneten Vorzug vor andern ähnlichen Sammlungen erhalten, und somit würde ein Wunsch erfüllt, den Rec. längst gehabt, und auch schon geäußert hat.

Ein Vorzug dieses Repertoriums ist auch der, daß bey jeder Erfindung die Quellen genau angegeben sind, aus welchen die Beschreibung gezogen ist, welches man allen dergleichen Sammlungen nicht genugsam empfehlen kann.

Für diesesmal, da der erste Theil des Werks angezeigt wird, wollen wir doch die Inhaltsanzeige geben, damit der Leser sehen kann, was er darin zu suchen hat.

1) Beschreibung einer sehr einfachen Luftpumpe, vom Hrn. Mechanikus Haas. 2) Beschreibung einer verbesserten Mandel; oder Wäschrolle, von G. Jee. 3) R. Collins Feuerrettungsmaschinen. 4) Prony's allgemeiner Träger für Wagebalken. 5) Ueber die Zubereitung des Bleysalzes, von Pontier. 6) Adams Verfahren, Teleskope tragbarer zu machen. 7) Davy's Nachricht von einem neuen Eudiometer. 8) Ueber die Komposition der Emaillen, von Clouet. 9) Pattersons Verfahren, die Hadleyschen Quadranten zur Rückbeobachtung einzurichten. 10) Bemerkungen über die Wirkung der Wagenräder auf die Wege, von Cummings. 11) Smethurst's Beschreibung einer neuen Lampe. 12) Nachricht von einigen vorzüglich wichtigen Instrumenten, welche

welche in meinem mechanischen Laboratorium verfertiget worden sind.

Es wird dieses Repertorium immer auch mit gutem Nutzen neben obigem Magazin der Erfindungen bestehen, und empfiehlt sich vielleicht der größeren Menge der Liebhaber der Technologie durch den wohlfeileren Preis. Es hat aber freylich dagegen auch kein so schönes Papier, und keine so feinen (aber doch deutlichen und richtigen) Kupfertafeln, als das Magazin.

Pr.

Handlungswissenschaft.

Versuch einer kritischen Uebersicht der Völker Seerechte. Aus der Geschichte der Staatslehre und der Philosophie, in Hinsicht auf ihre Streitigkeiten bearbeitet von Ludolf Holst, b. R. D. u. s. w. Erster Theil. Hamburg, bey Bachmann. 1802. 406 und XIV Seiten 8. 1 Rl. 16 K.

Der Verfasser, der sich schon durch verschiedene Abhandlungen aus dem Handlungsfache auf eine vortheilhafte Art bekannt gemacht, liefert hier den Anfang eines sehr wichtigen Werkes. Im ersten Abschnitte schickt er eine kritische Uebersicht der vornehmsten Schriftsteller voraus, welche die Neutralitätsrechte im Allgemeinen, und die Schiffahrtsrechte besonders abgehandelt haben, von den ältesten Zeiten an bis auf gegenwärtige Zeit. Mit gründlicher Gelehrsamkeit zeigt er, daß die Griechen und Römer diesen wissenschaftlichen Zweig gar nicht gekannt haben, daß ihnen in ihrer Sprache selbst ein passender Ausdruck fehlt, das moderne Wort Neutralität zu bezeichnen. Sogar in den Verordnungen der mittlern Zeiten kommt nichts von dem vor, was Staaten bey ihrem Seehandel, vorzüglich in Kriegszeiten gegen einander zu beobachten haben, weil das Bedürfniß ihre Aufmerksamkeit noch nicht darauf hinwarf. Erst in spätern Zeiten, bey der beständigen mehreren Annäherung der Völker Europens, bey der darin liegenden Anlage größerer Zwistigkeiten, bey dem im-

immer mehr sich durchkreuzenden Interesse wird die Erhaltung der Neutralität zum Bedürfniß. So entwickelten sich nach und nach die Untersuchungen über Rechte der Neutralität. Bey der ersten Dämmerung der wieder auflebenden Künste und Wissenschaften im 12ten und 13ten Jahrhundert finden wir schon einige Spuren über die Neutralität und ihre Rechte; doch sind die Ideen der Schriftsteller sehr schwankend, und vom eigentlichen Gesichtspunkt sehr entfernt. Alb ericus Gentilis, ein italiänischer Rechtsgelehrter des 16ten Jahrhunderts, der aber sein Vaterland verließ und nach England gieng, ist der erste, der diesen Gegenstand etwas näher betrachtet hat. Zu der Zeit der Königinn Elisabeth waren den die Schiffahrtsrechte der Neutralen bestritten und vertheidigt; und gaben ihm Anlaß, mit seinem Werke de jure belli hervorzutreten, in welchem er in verschiedenen Stellen von der freyen Schiffahrt redet; die Entscheidung des Rechts oder Unrechts derselben aber für schwer hält. Hugo Grotius, der im Anfange des 17ten Jahrhunderts schrieb, sahe die Frage über die richtige Bestimmung der Neutralitätsrechte, als eine schwer zu beantwortende Frage an; jedoch entschied er für den Satz: Freundes Gut ist in feindlichen Schiffen frey; aber in Ansehung dessen, was neutralen Mächten erlaubt sey, dem Feinde zuzuführen, macht er einen Unterschied unter Kriegsbedürfnissen, die nach dem Völkerrechte verboten, — Bedürfnissen des Luxus, die keinem Streit unterworfen, und Waaren, die in und außer dem Kriege Bedürfnisse sind, als Geld, Lebensmittel, Schiffsbaumaterialien, dabey auf den Zustand des Krieges geachtet werden müsse.

Nach ihm haben in der zweyten Hälfte des 17ten und in der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts mehrere Gelehrte das Völkerrecht bearbeitet; aber sie haben entweder das von Hugo Grotius Gesagte bloß wiederholet, oder sind die Schiffahrtsrechte übergangen. Im Jahr 1759 trat Martin Hübner, während dem siebenjährigen Kriege, also zu einer Zeit auf, wo zuerst die Schiffahrtsrechte in Ansehung der darüber geltenden abweichenden positiven Völkerrechte in einer öffentlichen Sprache vorkamen. Er zerspaltet aber in seinen Untersuchungen den Rechtsbegriff. Er untersucht nämlich zuerst, was nach dem allgemeinen Rechte für die Neutralen behauptet werden kann, und wenn er dieses

zu

gefolge für die freye Schiffahrt Neutraler entschieden hat: so untersucht er dieselben Schiffahrtsrechte ebenfalls nach dem positiven Völkerrechte; aber hier war es ihm nicht möglich, ihre Gültigkeit eben so gut vindiciren zu können, weil es Grundsätze vom conventionellen (positiven) Völkerrecht hegt, die mit jenen nicht bestehen können, und das positive Völkerrecht von dem primitivum abgesondert mehr und mehr von dem Geiste des Zeitalters, dem Eigennutze, dictirt wird. Später zeigt sich Ferdinando Galiani, ein italiänischer Rechtsgelehrter, als der größte und scharfsinnigste Vertheidiger der Neutralen, in seinem Werke: dei Doveri dei Principi neutrali verso i Principi guerreggianti et di questi verso i principi neutrali. Napoli 1782, mußte ihn seine Regierung meistens im amerikanischen Kriege auffordern, in welchem Werke er alle Theile des Neutralitätsrechts zusammen zu fassen sich bemüht hat. — Doch werden ihm von unserm Verfasser Fehler gezeigt. — Lampredi, ebenfalls ein italiänischer Rechtsgelehrter, schrieb 1788 ein schätzbares Werk über den Handel der neutralen Völker in Kriegszeiten: in welchem er aber ebenfalls in die Irrthümer seines ebengenannten Vorgängers gerieth. In dem letzten Jahrzehend hat sich ein anderer Italiäner, Dominique Alberto Azuni, als Schriftsteller in diesem Fache gezeigt. Er hat vortreffliche Ideen; nur sind sie nicht genau und richtig angewandt, und er macht viele Fehlschlüsse. Dem ohngeachtet behält sein Werk: Systeme universel de principes du droit maritime de l'Europe, vorzüglich der mannichfaltigen Notizen wegen über die Gesetzverordnungen mehrerer Länder und Staaten, einen nicht geringen Werth. Außer den bisher genannten Schriftstellern, welche den Gegenstand der Neutralitätsrechte systematisch zu entwickeln gesucht haben, giebt es verschiedene, welche die Gemeinsätze, die zur Vertheidigung der Rechte der Neutralen gehören, hingestellt haben, ohne sich weitläuftigen in ihre theoretischen Untersuchungen einzulassen. Unter deutschen Schriftstellern gehören dahin Lotze, Hennings, Gteck, J. W. Schlegel und Eggers. — Math. Justus Berneman hat 1800 über die gebräuchliche Visitation der neutralen Schiffe, und über die Konvoi, nebst einem Mittel, beyde durch ein allgemeines garantirtes Seehandels-Völkerrecht zu heben, eine Schrift ans Licht gestellt, die voll schöner, wichtiger und humaner Gedanken ist; nur möchte es wohl an Ausführbarkeit seiner Vorschläge fehlen. Zu diesen

Schrift-

Schriftstellern über die Schiffahrtsseerechte kommen noch eine Menge von Hülfsschriften, über See-Eigenthumsrecht, Seegericht und Seepolicey, Strandrecht, Schiffahrtspolitik, u. s. w. von denen der Herr Doktor Holst ebenfalls die vornehmsten anführt, und die Musterung passiren läßt. Nach dieser Uebersicht enthält der Zweyte Abschnitt eine geschichtliche Darstellung des ältern und des neuern Seerechts. — Bey der Darstellung des ältern Seerechts wird zuförderst der Streitpunkt angegeben und bezeichnet. Das ältere der Schiffahrt der Handelsvölker vorgeschriebene Gesetz lautet also: Freundes Gut in einem feindlichen Schiffe ist frey; feindliches Gut in einem freundlichen Schiffe ist unfrey; dahingegen das neuere Seegesetz die Vorschrift gerade umkehrt, und sagt: Freundes Gut in einem feindlichen Schiffe ist unfrey, feindliches Gut in einem freundlichen Schiffe ist frey. Jedoch wie wenig diese Vorschriften in den neuern Zeiten befolgt worden, welche Abweichungen davon statt finden, zeigt sich deutlich in dem kurzen Umriß des Kaper-Systems, das der Verf. in allen seinen Hauptheilen und verschiedenen Epochen darstellet, nachdem er Grundlinien zu einer praktischen Geschichte des Seeraubes, dessen Entstehung, Fortgang und Dauer gezogen, und die verschiedenen Epochen und Stufen des Seeraubes geschichtlich dargestellt. Hierauf geht er zu einer historisch-kritischen Untersuchung des bekannten Consolato del mare fort, die sehr ausführlich und lesenswerth ist. Von diesem kommt er zu der weiteren Aufnahme und fernern Fortgang des ältern Seerechts, von den ältesten Traktaten an, bis auf die Mitte des 17ten Jahrhunderts. — Die Holländer suchten es in der ersten Hälfte desselben bey den Seemächten dahin zu bringen, daß die alten Gesetze umgeändert würden, und das freye Schiff auch die Güter frey mache. Johann von Witt, Staatspensionair von Holland, arbeitete besonders an diesem Entwurf, und führte ihn aus; und so entstand das neuere Seerecht, welches zuerst in dem Traktat zwischen Holland und Spanien 1650, darauf zwischen Holland und Frankreich 1662 errichtet, und 1667 in England aufgenommen wurde. Es währte aber nicht lange: so entstanden Schwierigkeiten über die Erklärung jenes allgemeinen Ausdrucks: Frankreich publicirte 1681 die harte ordonnance de la marine, die dem Inhalt der vorigen Traktaten ganz entgegen gesetzt ist; es verspottete im spanischen Successionskriege alle Neutralitätsrechte, und wenn es

gleich

gleich in neuern Zeiten von seiner Strenge etwas nachließ: so ist der Satz, daß ein freyes Schiff die Güter frey mache, doch nie hergestellt worden. England hat mit den nordischen, an Frachtfahrt so reichen Staaten, nie Traktaten geschlossen, in denen jener Satz aufgenommen wäre, vielmehr denselben umgangen oder bestritten. Die Streitigkeiten über die Schiffahrtsrechte wurden besonders lebhaft während des amerikanischen Krieges, und veranlaßten die nordische Konvention, und die daraus entstandene bewaffnete Neutralität von 1780. Mit dieser Epoche beschließt der Herr Verfasser den ersten Theil seines Werks; denn ob er gleich die Rubrik: Fortgang der Schiffahrtsrechte und ihrer Streitigkeiten, vom Ende des amerikanischen Krieges bis zum Ausgange des Revolutionskrieges, vorzüglich in Hinsicht ihrer angenommenen, der Geschichte des Seewesens bisher noch unbekannten Modifikationen am Ende des letztern Krieges, hinstellt: so entschuldigt er sich doch, daß vor mancher Scene der Vorhang noch nicht aufgehoben werden dürfe. — Wir müssen denn der Ausarbeitung dieser Epoche in dem zweyten Theile dieses Werks entgegen sehen, und wünschen, daß der Herr Verfasser damit nicht zu lange zögere; daß er aber auch dabey den Kommerziologen nicht zu sehr bey Seite setze; denn wenn er sich mit Thatsachen und mit den Reklame-Akten, die er an seinem Wohnorte zum Ueberfluß einzusehen Gelegenheit hat, bekannt macht: so wird er finden, daß besonders in den englischen Untergerichten, hauptsächlich in Amerika, nicht mit der Gerechtigkeitsliebe gegen die Neutralen verfahren worden, die er an einigen Stellen so sehr rühmt. Indessen benimmt dieses der Vortrefflichkeit seines, mit dem größten Fleiße ausgearbeiteten, Werkes nichts, dessen Vollendung wir mit Verlangen entgegen sehen.

Bz.

Das gewerbfleißige Deutschland, oder systematisch geordnetes Verzeichniß der jetzt lebenden Kaufleute, Fabrikanten, Manufakturisten, u. s. w. — Nebst Erläuterungen zur Handlungserdbeschreibung, Fabrik- und Waarenkunde. Dritter Theil, welcher die Lausitzen und beyde Schlesien und

enthält. 1801. XVI. 240 und LXXIX. Seiten 8. Vierter Theil, welcher Böhmen und Mähren enthält. 1802. VIII. und 298 Seiten 8. Ronneburg, bey Schumann.

Auch mit dem Titel:

Allgemeines Handlungs- und Fabriken-Adreßbuch (,) auch Handlungs-Erdbeschreibung der Lausitzen, und von Böhmen und Mähren. 2 Rt. Sächs.

Auch diese beyden Theile gleichen den beyden vorigen, wovon wir schon in unserer N. A. D. Bibl. gehörigen Orts das Nöthige erinnert haben; nur Schade, daß der Verf. für seine oftmalige Aufforderung sachkundiger Männer, so wenig mit handschriftlichen Nachrichten belohnet, folglich bey der Ausarbeitung dieses Theils, mehr als ihm selbst lieb war, zu gedruckten Hülfsmitteln seine Zuflucht zu nehmen genöthiget worden. (Aber — möchten wir fragen: war denn die schnelle Beförderung des Buchs so äußerst nöthig, daß die Einziehung der Korrespondenz-Notizen, welche die Handschrift desselben in vielen Punkten ergänzt und berichtiget haben würden, nicht abgewartet werden konnte? Oder eilte man deßwegen mit dem Abdruck desselben, um die Meßartikel zu vervielfältigen?) Der Artikel Breslau, so kurz er auch S. 83 des dritten Theils abgefaßt ist, wird im Nachtrage S. 170—210 desto ausführlicher beschrieben. Der Verf. versichert in der Vorrede S. 4 flg., daß er diese Beschreibung dem königl. Bank- und Wechsel-Sensal, F. W. Beer in Breslau, verdanke. Hätte der Verf. mehr dergleichen Freunde: so würde sein Buch dadurch merklich gewinnen, und den Abnehmern im Gebrauche gemeinnütziger werden. Im Anhange des dritten Theils, S. 223—232 werden verschiedene Preiskourante von allerley schlesischen Waaren, die in Breslau's Niederlagen zu haben sind, nach Kourant-Valuta geliefert; es hätte aber auch die Zeit, in welcher diese Preise statt fanden, angezeigt werden sollen, welches in Zukunft nicht unterlassen werden darf, um die chronologische Norm dergleichen Notizen den Zweck ihrer Bestimmung dadurch nicht verfehlen zu lassen. Im vierten Theile ist die Nachricht von

Prag, S. 6 flg. natürlich am ausführlichsten. Interessant sind S. 134 und 146 die Nachrichten von Rumburg und Schönlinde, in welchen Städten, bekanntlich, seit 10 bis 15 Jahren die Industrie sich ansehnlich vermehrt hat. Uebrigens kann dieses Buch, wie seine Vorgänger, besonders denen nützlich werden, welche Handlungsgeschäffte von und nach denen, auf dem Titel genannten Gegenden, im Großen betreiben. Die zu Ende des dritten Theils angehängten dreyfachen, und am Ende des vierten Theils beygefügten vierfachen Wort- Sachen- und Namenregister, erleichtern den Gebrauch desselben merklich.

A.

Vollständiges Handbuch der Waarenkunde, für angehende Kaufleute, Mäkler, Manufakturisten, ꝛc. in systematischer Ordnung herausgegeben von Gerhard Heinrich Buse, u. s. w. Fünfter Band, welcher die Beschreibung der Edelgesteine — enthält. Mit Kupfertafeln. Erfurt, bey Henning. 1801. XX. und 604 Seiten gr. 8. 2 Rt.

Auch unter folgendem Titel:

Das Ganze der Handlung, oder vollständiges Handbuch der vorzüglichsten Handlungskenntnisse für angehende Kaufleute, Mäkler, ꝛc. in systematischer Ordnung herausgegeben von u. s. w. Des ersten Theils fünfter Band, welcher die Beschreibung ꝛc.

Von den frühern Bänden dieser Waarenkunde haben wir zu seiner Zeit in dieser N. A. D. Bibl. gehörigen Orts Nachricht gegeben. Was wir anfänglich vermutheten, trifft richtig ein, nämlich: Weitschichtigkeit des Werks. Schon von diesem Zweige des Ganzen der Handlung haben wir fünf Bände; der sechste soll die übrigen Specerey- und Materialwaaren enthalten; wenn das so fortgeht, wie viel Bde. werden alsdann noch mit den Kunstprodukten der Waarenkunde in allen Erdtheilen angefüllt werden können? — Wo

blei-

bleiben nun die übrigen Theile der Handlungskunde, von denen der Verf. auch schon mehrere Bände geliefert hat? — und doch kann man, recht und billig geurtheilt, nicht behaupten, daß eine unnütze Weitläuftigkeit in Behandlung einzelner Artikel statt finde. Alles ist kurz und gründlich, wiewohl nicht überall richtig auseinander gesetzt; auch der Druck dabey ökonomisch genug eingerichtet. Doch wir wollen von dem Inhalte und dessen Bearbeitung in vorliegendem Bande in der Kürze handeln. Den Anfang macht die Fortsetzung der Waarenartikel.

XIII. Waarenkunde für Juwelenhändler; sie enthält überhaupt und die besondern Arten der Edelgesteine, sowohl die vom ersten als zweyten Range. Jede enthält 12 Arten, die S. 3 — 90 beschrieben werden. Im Nachtrage S. 91—98 sind Grundsätze verbreitet, wie man sich beym Einkaufe der Juwelen, besonders bey Beurtheilung der eingefaßten zu benehmen habe. In diesem ganzen Abschnitte ist Krünitz ökonom. Encyklop. und die in derselben angeführte Literatur zweckmäßig benutzt; aber auch oft wörtlich excerpiret worden. —

XIV. Waarenkunde für Berg- Manufakturisten. S. 99—604. Sie begreift den ganzen Umfang aller, in den Handel kommenden Mineralien und Metalle; edle und unedle, auch Kompositionen der ganzen und Halbmetalle. Auf Fabriken und Schmelzhütten ist gleichfalls Rücksicht genommen. Nächstdem kommen die Salze, sowohl die metallischen, als erdigen und alkalischen Salze vor. Auf sie folgen die brennbaren Mineralien; die mineralischen Färbestoffe, die metallischen Farben, zumal die von Quecksilber, Kupfer, Bley, Zinn, Wißmuth, Kobalt, Arsenik. — Der Anhang beschreibt die Stein- und Erdarten, wie z. B. die Kiesel- Thon- Talk- und verschiedenen Kalkarten. Die erstaunliche Kürze, womit man die meisten der hier aufgenommenen Handelsartikel, da man einmal doch Alles aufnehmen wollte, abgefertiget hat, läßt bey den meisten derselben weiter nichts, als die bloßen Namen zurück, ohne sich um den eigentlichen merkantilischen Verkehr mit der Art Natur- oder Kunstprodukte, noch um ihren Absatz und Preis zu bekümmern. Würde es aber dem Kaufmann nicht ungleich nützlicher seyn, wenn er von hundert und mehreren Sachen weniger die Namen,

als die Gemeinnützigkeit der Hauptgegenstände des Handels, mit einer gründlichern Ausführlichkeit kennen lernte? —

Ni.

Geschichte des Nürnbergischen Handels. Ein Versuch von Johann Ferdinand Roth, Diakon. an der Hauptpfarrkirche zu St. Sebald in Nürnberg. Dritter Theil. 1801. 260 und XVI. Seiten. Vierter und letzter Theil. 1802. 443 und VIII. Seiten 8. Leipzig, bey Böhme. 3 Rt.

Recensent, der im 65sten Bande dieser N. A. D. Bibl. 4. Heft, die ersten beyden Theile dieses nützlichen und interessanten Werks angezeigt hat, kann nun mit Vergnügen von dem Schluß desselben Nachricht geben. Der Herr Verfasser glaubte anfänglich, im dritten Theil diese Geschichte endigen zu können; allein die Materien häuften sich dermaaßen, daß zu zween Bänden Vorrath blieb. Er liefert demnach im dritten Bande die dritte Abtheilung, in welcher wir 146 Handelszweige, theils kürzer theils ausführlicher abgehandelt finden, worunter die Nachrichten von dem Buchhandel und den Buchdruckern vorzüglich umständlich ausgeführt sind. Der vierte Band, der die vierte Abtheilung enthält, handelt von den Anstalten zur Beförderung des Nürnbergischen Handels; und hat 30 Kapitel, worunter das Verzeichniß der Städte, wo Nürnberg zollfrey ist, — die Nachricht vom Geleite — der Abschnitt von der Kultur der Künste — von der Menge der Erfindungen und Handwerke — von den Schauanstalten — von der Börse — von den Jahrmärkten — die weitläuftigsten sind, auch freylich für den Leser das meiste Interesse haben. Ein Verzeichniß aller Kapitel zu geben, wäre überflüssig; denn wir zweifeln nicht, daß diejenigen, welche die ersten beyden Bände mit Vergnügen genossen, auch diese letztern längst gelesen, und nicht ohne Zufriedenheit aus der Hand gelegt haben werden. Möchten durch des Verfassers Beyspiel mehrere Gelehrte angetrieben werden, uns von angesehenen Handelsplätzen dergleichen Nachrichten zu liefern! Ein zweyfaches nutzbares Register beschließt das ganze Werk.

Bz.

Haus-

Haushaltungswissenschaft.

Friedrich Pilgers (,) Hauptmanns und Thierarztes, Lehrbuch zum Unterrichte des Landmannes, 1) wie er gesundes Vieh anschaffen und erziehen, 2) dasselbe gesund erhalten und für (vor) Krankheiten bewahren, 3) sein krankes Vieh behandeln, und dessen schnell verlaufende Krankheiten selbst heilen müsse. Gießen, bey Heyer. 1802. Ohne Vorrede und Inhalt 468 Seiten 8. 20 Bl.

Es ist eine ausgemachte Wahrheit, daß Lehrbücher für den Landmann, sein Vieh in Krankheiten selbst zu behandeln, mit größter Vorsicht und Deutlichkeit bearbeitet werden müssen, wenn sie nicht mehr Schaden als Nutzen anrichten sollen. Es müssen darinnen nur solche Krankheiten angegeben werden, die der Landmann selbst erkennen, und ohne Schwierigkeit heilen kann; ferner müssen die Heilmittel blos aus den sogenannten Hausmitteln gewählt werden, die beynahe allezeit zu haben sind, oder doch bald angeschafft werden können, ohne seine Zuflucht zu einer Apotheke nehmen zu dürfen; und weiter müssen solche alle Vorsichtsregeln enthalten, das Vieh vor Krankheiten zu bewahren. In wiefern das vorliegende Buch diesen leisten soll, das zeigt der Titel schon weitläuftig an, ohne daß wir nöthig haben, den ganzen Inhalt nochmals voraus anzuzeigen. Am Schlusse der Vorrede, sagt der Vers. auch selbst, daß sein Buch für seine Lehrlinge zum Nachlesen bestimmt sey; und so ist es daher keinem Zweifel unterworfen, daß es den zu erwartenden Nutzen bey diesen stiften werde.

Vom ersten bis zum neunzehnten Kapitel trägt Hr. P. die Pflichten eines guten Hausvaters gegen sein Vieh, die Anschaffung gesunden Viehes, Auswahl der Thiere zur Zucht, das Verhältniß der Viehzucht zum Ackerbaue, die Begattung der Thiere, Veredlung der Hausthiere, Behandlung der trächtigen Thiere, das Gebären, Verwerfen, Verschneiden, die Saugzeit,

zeit, den Kauf und Handel, das Vieh gesund zu erhalten, von den Ställen, der Nahrung, Stallfutterung, den Weiden, dem Reinigen und Behandeln der Thiere, der Bewegung und Arbeit, und dem Beschlage der Pferde, vor. Man sieht aus seinem Vortrage, daß er ganz aus Erfahrung spricht, die gute Sache ihm ganz am Herzen liegt, und daß er völlige Kenntniß und Uebersicht besitzt, so gute Lehren ertheilen zu können. Man findet hier zwar nichts Neues, nicht schon hundertmal Gesagtes; also ein Gutes muß so lang geboten und gesungen werden, bis Erhörung folgt. S. 177, bey der Franzosenkrankheit des Rindviehes, ist ein Irrthum, indem die Krankheit nicht in Blasenwürmern; sondern in einer Erweiterung der lymphatischen Gefäße besteht. III. Hauptstück, wie man kranke Thiere behandeln müsse, ist im Allgemeinen sehr richtig und gut. S. 347, 20. Kapitel, von den schnell verlaufenden Krankheiten der Thiere im Allgemeinen. Ist mehr für Thierärzte, als Landwirthe gesignet, und es bleibt Rec. unerklärbar, warum der Verfasser sich hier von den Landwirthen so viel verspricht, da er doch in dem Vorhergehenden ganz ihre Schwächen zu kennen scheint; er müßte denn ganz allein seine Lehrlinge dabey im Sinne gehabt haben, und dann müßte Rec. sich es auch gefallen lassen; denn den Unterschied der Fieber, dieser Entzündungskrankheiten, Gehirn, Nerven, Blasen, Eingeweide-Entzündung, u. s. w. wird schwerlich ein Landmann erkennen lernen, da die geübtesten Thierärzte noch so mancherley Verborgenheiten schwankend machen. S. 417 rechnet der Verf. den Jungenkrebs des Rindviehes, das Rankkorn bey den Schweinen, unter das Sumpffieber, und sagt S. 419, am Schlusse des Kapitels: „ich begreife unter den Krankheiten dieses Kapitels alle Uebel der Pflanzenfressenden Hausthiere, welche unter dem Namen: Milzbrand, Lungenseuche, Jungenkrebs, bösartige Bräune, Klauenseuche und Mauke, fliegender Brand, Rückenblatt, wildes Feuer und Steifseuche, bekannt sind. Alle diese Uebel sind keine eigene Krankheiten; sondern blos Grade, oder Zufälle des Sumpffiebers, deren keine man für sich zu heilen nothwendig hat; die aber von selbst verschwinden, wenn man so glücklich ist, die Hauptkrankheit zu heben.“ Dieser Meinung, und dem ganz neuen eigenen Einfalle des Herrn Pilgers

kann

kann Rec. unmöglich beypflichten. Die Gründe aber darüber anzuführen, würde eine eigene Auseinandersetzung erfordern, z. B. das Kankkorn der Schweine ist ein örtliches Uebel am Gaumen — nicht an der Zunge, wie der Verf. glaubt. Wie kann man dieß unter ein Sumpffieber rechnen? Von S. 420 bis 457 wird von der Löserdürre, oder von der Rindviehpest gehandelt. Es scheint Herrn P. S. 433, daß diese Krankheit gar vielerley Ursachen zum Grunde hätte, ohne die Zuflucht zu einer Pestansteckung aus entfernter Gegend anzunehmen. Er machte während des letzten Krieges darüber ausserordentlich viele Beobachtungen, und bemerkte, daß obgleich die Pest am Rheine wüthete, die fremden, aus Ungarn gebrachten Ochsen dennoch gesund waren, und keine Pest mitgebracht hatten. Er glaubt: daß erstens die Ausdünstung des fremden Viehes eine Krankheit bey unserem Viehe hervorbringen könne; zweytens, daß die Heerden, die auf einer so weiten Reise, vielen Ungemächlichkeiten ausgesetzt wären, durch ihre Ausdünstung eine ganz eigene Atmosphäre um sich bildeten, die auf die Thiere eben so gut wirken könnte, als wie die Ausdünstungen der Sümpfe; an diese Ausdünstungen würden die fremden Heerden nach und nach gewöhnt, und daher schadete sie ihnen nicht; aber den andern wohl. Drittens könnte sich unter so großen Heerden ein Ansteckungsstoff erzeugen. Auf diese Art, S. 438, glaubt Hr. P. entstünde das Seuchengift die meiste Zeit, und die Löserdürre wäre nichts anders, als eine Art Lazarethfieber, und dieser Krankheit der Menschen in Allem ziemlich ähnlich. Die Behandlung enthält nichts Neues. Er verspricht, darüber mit nächsten ein eigenes Buch zu liefern. Zuletzt fügt Hr. Pilger noch einige brauchbare Arzneyformeln bey.

Nach unserm Urtheile, womit wir die Leser zu Anfange dieser Recension bekannt gemacht haben, sind die ersten zwey Hauptabtheilungen für den Landmann äußerst brauchbar, hingegen die dritte als überflüssig, — nämlich für den Landmann — zu betrachten, wie auch Herr Pilger selbst hin und wieder bemerkt.

Magazin für Thierarzneykunde, oder Beobachtungen, Versuche und Erfahrungen über die innerlichen und äußerlichen Krankheiten der Pferde und des Hornviehes (,) von Joh. Nikol. Rohlwes. Vierter Jahrgang. 1stes und 2tes Quartal; Mit 4 Kupfern. Berlin, bey Maurer. 1802. 8. Der Jahrgang 1 Rt. 12 Gr.

Was die Recensenten über die drey ersten Bände im Allgemeinen angemerkt haben, gilt auch von diesen beyden Quartalen des vierten Bandes. Herr Rohlwes fährt fort, Gutes und Schlechtes, Altes und Neues mitzutheilen, und nicht von seinem gewohnten Wege, die Krankheiten der Pferde zu behandeln, abzugehen, worüber wir uns bereits im Vorhergehenden weitläuftiger ausgelassen haben. Wissenschaftlichen Thierärzten nutzen seine, über anderer Thierärzte Theorien gefällte Urtheile wenig, und den Liebhabern, die sein Magazin lesen, wird damit auch nichts gedient seyn. Besser wäre es daher, er befolgte unsern gegebenen guten Rath: bloß allein seine Meinung zu sagen, und das Urtheilen Andern selbst zu überlassen. Hier folgt der Inhalt mit weniger Kritik: 1) Abhandlung von dem Rotze der Pferde. Ist Fortsetzung. S. 1 flg. 2) Ueber die Entstehung, Erkenntniß und Heilung des Stollschwamms bey den Pferden. S. 58 flg. Mit einer Kupfertafel. Soll heissen: man siehe die Kupfertafel. Davon ist S. 61 Fig. I. erklärt; aber Fig. II. vergessen worden. 3) Ueber die Anwendung des Pferdeschuhes. S. 71 flg. Mit einer Kupfertafel. Besser: man sehe die Kupfertafel Fig. III. und IV. 4) Von dem Verfangen des Rindviehes. S. 79 flg. 5) Von dem Lungenhusten des Rindviehes. S. 83 flg. Bis hieher unbedeutend. 6) Vorschrift der Mittel, wodurch das Blauwerden des Rahmes oder der Sahne auf der Milch zu heben ist. S. 86 flg. Man gebe ihr (der blaue Milch gebenden Kuh) alle Morgen nüchtern eine gute Handvoll zerstossenen Kümmel, mit einem Quart Wasser ein: so wird sich das Blaue der Milch bald verlieren. 7) Von der zähen Milch. S. 88 flg. Auch hier wird der Gebrauch des Kümmels angerathen. 8) Abhandlung von dem einfachen und langwierigen

Schnu-

Schnupfen des Rindviehes. S. 89 ff. Gefällt uns nicht ganz. Zum Beweise fehlt es an Raum. Zweytes Quartal. 1) Beschreibung eines sehr gesunden Kuhstalles, worin dem Rindvieh ein gutes, weiches Lager, mit sehr wenig Stroh gehalten, und einer Einrichtung, mittelst welcher eine große Anzahl Kühe bey einer Feuersgefahr geschwind losgemacht, und aus dem Stalle entfernt werden kann. S. 97 flg. Man hat zweckmäßigere Beschreibungen zu solchen Kuhställen. Hrn. Rohlwes mag wohl Riems ökonom. veterinärischer Hefte 2. Band, und dessen russische Preisschrift nicht kennen? Die hier beschriebene, und von Hrn. Rohlwes abgebildete Kuhstallung ist bekanntlich aus der Gegend von Itzehoe. Die Beschreibung von der Loslassung der Kühe ist nicht deutlich genug, auch sind die Figuren und Buchstaben falsch angegeben; z. B. muß S. 99, Fig. II, h, wohl sicher heissen: Fig. I, k? denn in Fig. II. ist kein h, und h in Fig. I. bedeutet etwas ganz Anderes, als dadurch erklärt wird; auch fehlt im Kupferstiche der S. 104 erklärte Buchstabe f. — 2) Beantwortung einiger Anfragen. S. 106 flg. Hier finden die Recensenten sowohl, als die Leser dieses Magazins, das viele Interesse nicht, was von der Beantwortung versprochen wird. 3) Versuch, Geschwülste, die aus Schwäche entstanden sind, durch stärkende Mittel zu heilen. S. 125. Ist kurz und gut. 4) Beschreibung der Engerlinge bey dem Rindviehe, und deren Hinwegschaffung. S. 129 flg. Nach des Verf. Worten heißt es: „Die Entstehung derselben soll auf folgende Art geschehen. Eine Fliege soll nämlich mit ihrem (Lege-) Stachel durch die Haut ein Ey legen; vermöge der Wärme wird „der Keim zum Wurme (vielmehr zur Larve) in dem „Thiere entwickelt, bis zu der Periode, wo sein ferneres „Wachsen Nahrung verlangt, die er hier in den Säften der „Zellhaut findet. Er bildet sich also in kurzer Zeit aus einem „kaum fehlbaren Punkte bis zur Größe (Dicke) eines kleinen „Fingers stark, und einer Länge von ungefähr drey Viertel„Zoll.“ Hierauf beschreibt Hr. Rohlwes noch einiges in die Naturgeschichte Einschlagende; scheint aber die Verschiedenheit der Oestrusfliegen und deren Larven, die überhaupt Engerlinge heißen, und von den verschiedenen Arten der Bremsenfliegen entstehen, nicht genug zu kennen; sonst würde er wissen, daß die Engerlinge unter dem Felle der

ungsart desselben in seinem Berufe, jedem, der eine Biographie schreibt, zum Muster dienen. Der Verfasser, Herr Nicolai, stand mit dem seel. Wlömer über 20 Jahre in naher freundschaftlicher Verbindung. — Hr. Pred. Gatz in Fredersdorf, entwickelt mit vieler Sachkenntniß seine Gründe für die Bepflanzung der Chausseen in den preuß. Staaten mit Maulbeerbäumen. Er hatte in dieser Hinsicht schon im Oktoberstück 1800 seine Vorschläge gethan; wogegen aber im Genius des 19ten Jahrhunderts S. 5 vom Jahr 1801 ein Ungenannter auftrat. — Im Maystücke ist die Kriminalgeschichte wegen der Mordthat bey Massow (man sehe unsere letzte Rec. der Berl. Monatsschrift A. D. Bibl. B. 69. S. 434) noch einmal erläutert, woraus erhellet, daß nach den Inquisitionsakten König Friedrich II. das Urtheil bestätigt hat.

Im Februarstücke kommen lehrreiche Nachrichten über die Rumfordschen Suppen und deren Vertheilung in Berlin, im Anfange des 1802. Jahres vor. Im März und April findet man eine aktenmäßige Erzählung von den beyden Prozessen der Jungfrau von Orleans, nach der genauen und gründlichen Bearbeitung des Hrn. del'Averdy. Der Charakter des Mädchens, so wie das Verfahren mit demselben, wird hierdurch außer Zweifel gesetzt. Johanne führte einen untadelhaften Wandel, und nach den hier beygebrachten historischen Angaben, kann man ihr die Erhaltung einer unbefleckten Jungfrauschaft, deren Besitz sie höher als selbst ihr Leben schätzte, nicht absprechen.

Die Erneuerung des Andenkens an den schon im Jahr 1774 (May) in Berlin verstorbenen Geh. Obertribunalsrath Germershausen verdient eine Stelle. — Der Auszug eines Briefes von dem Oberbergrath Alexander von Humboldt, aus Contreras bey Ibagua in Südamerika, wird jedem Deutschen, der den Muth und die Beharrlichkeit unsers Landsmannes (verglichen Augustst. 1801) bewundert, und an seinen Schicksalen Theil genommen hat, willkommen seyn. Sehr lehrreich sind auch die im Junius- und Julius-stück befindlichen Nachrichten von dem Joachimsorden, der so manche Veränderungen erfahren hat, so, daß man nicht weiß, was man aus einem Orden machen soll, der unter so viel seltsamen Gestalten erschien, und dessen Uebereinstimmung mit den Rosenkreuzern hier gezeigt wird. Zuletzt fin-

der

det man, daß ein weiser und mächtiger Fürst (der jetzige König von Preußen, wie der Rec. aus zuverlässigen Nachrichten weiß) abgeschlagen hat, daß ferner einer seiner Unterthanen öffentlich die Zeichen dieses Joachimsordens trage.

Im August ist ein lesenswerther und instruktiver Aufsatz des Hrn. Hofraths Schlözer, die Raskolniken und die russischen Filipanen betreffend. Man lernt daraus diese Sekten kennen. Die eben daselbst befindliche Biographie Klipfels, (gest. in Berlin am 16ten May 1802.) erhält das Andenken an einen treuen und unermüdet thätigen Geschäftsmann. Sein Eifer für die Verbesserung der Porzellanmanufaktur hörte nur mit seinem Tode auf. Er war es, der den ausgezeichneten Vorzug hatte, sich bey dem Konzerte des Königs Friedrich II. einzufinden, da er selbst ein Kenner der Tonkunst war. — Die Landarmenanstalten in der Kurmark finden, im Septemberstück an dem Hrn. Geh. Finanzrath von Borgstede einen gründlichen Vertheidiger gegen des Hrn. v. Suckow unrichtige Aeußerungen, in dessen Beyträgen zur Verwaltung der Landespolicey in den herzogl. Mecklenburg-Schwerinischen Landen. — Ueber die Altsassische Sprache sind ein paar beyfallswerthe Aufsätze aufgenommen. Neuere Nachrichten über den Planeten Ceres, literarische Untersuchungen über den Namen Dismas, Beschreibung des deutschen Ordensschlosses in Marienburg, u. ein Sendschreiben Lavaters an Sulzer, sind unter andern in den letzten Stücken aufgenommen worden.

Diese Monatschrift zeigt fortdaurend das Bestreben, Heucheley und Betrügerey zu entlarven, Kenntnisse zu befördern, Anhänglichkeit an die preuß. Regierung zu wecken und zu erhalten, liebenswürdige Muster der Berufstreue, der Wohlthätigkeit und anderer guten Eigenschaften zur Nachfolge aufzustellen, und für literarische Untersuchungen immer mehr Liebhaber zu gewinnen. Sie wird ferner auf ihrer Bahn muthig fortschreiten und Gutes wirken. — Dieser Jahrgang ist mit den Bildnissen Wlömers, und des allgemein verehrten königl. preuß. Obersten und Generaladjutanten von Köckritz geziert.

Ww.

Huldigung dem Genius des weiblichen Geschlechts. Ueber die Würde, die Pflichten, die Rechte und die Bildung des weiblichen Geschlechts. Breslau, bey Schall. 300 Seiten 8. (Ohne Anzeige des Jahrs.)

Der ungenannte Verfasser dieser Schrift hat viel und manches Gute und Nützliche aus vielen andern Büchern über die Weiber in dem seinigen zusammengetragen, und dann auch seine eigenen Meinungen und Erfahrungen hinzugethan. Im Allgemeinen können wir aber nicht sagen, daß er viel Zeit und Mühe auf eigene scharfsinnige Untersuchungen und Erörterungen seines Gegenstandes gewandt hat; — auch nicht einmal neue Wendungen des schon Bekannten sind uns hier aufgestoßen. Der Styl ist nicht selten tändelnd, gedehnt, und verirrt sich dann oft in einen affektirten Konversationston, den die galanten Phrasen und Witzeleyen nicht sehr heben wollen. Selbst der Titel des Buchs ist erkünstelt, und die Anrufung des Apolls und der göttlichen Polyhymnia S. 11 ist in einer prosaischen Schrift sogar lächerlich, zumal wenn Apoll — und die himmlischen Schwestern den Supplikanten oft unerhört ließen. Das Ganze ist, wahrscheinlich aus Bequemlichkeit für den Autor, in Briefe abgetheilt, und diese sind an ein Frauenzimmer, Henriette, gerichtet, die unter diesem Namen eine Vertheidigung der Leipziger Damen geschrieben hat. Rec. glaubt nicht, daß diese Henriette so weitläuftig — widerlegt zu werden verdiente, da ihre Behauptungen zu Gunsten des weiblichen Geschlechts viel zu einseitig, partepisch und überspannt sind, und aus einer leidenschaftlichen, dem Verfasser des Buchs über die Ehe abgeborgten Paradoxie hervor gehen. Zur Ehre des Verfassers müssen wir aber doch auch sagen, daß sein Ton weiterhin ernster, bedächtlicher und männlicher wird. Er gehört nicht zu der Partey derjenigen, welche meinen, daß den Weibern ihre ursprünglichen Rechte durch den Despotismus der Männer entrissen wären, und daß diese Rechte ihnen durch einen erneuerten Einfluß auf die Regierung der Staaten, und selbst durch die Erlaubniß, öffentliche Lehrstühle zu betreten, wieder gegeben werden müßten. Er führt zur Bestreitung dieser Grillen eines unserer berühmtesten Humoristen, eine Stelle aus Addisons Zuschauer an, worin die Idee einer so-

ge-

genannten Weiberrepublik nicht nur lächerlich gemacht; sondern auch als völlig unausführbar dargestellt wird. Vorzüglich eindringlich sind die Vorstellungen des Verfassers, daß wenigstens bey gebildeten Nationen den Weibern ihre Rechte keinesweges genommen sind; daß es nicht zu ihrem Berufe gehöre, durch große, in die Augen fallende Handlungen und Staatsbedienungen zu glänzen, sich nicht in den Wissenschaften hinauf zu schwingen; sondern sich durch das stille Verdienst häuslicher Pflichten, durch praktische Religiosität und Sittlichkeit, und durch eine liebenswürdige Bildung ihrer weiblichen Geistesfähigkeiten auszuzeichnen. Wenn auch diese Ideen fast in jeder Schrift für das andere Geschlecht bald so bald anders wiederholt werden: so kann man doch nicht sagen, daß diese Wiederholungen unnütz wären, und der Verf. hat Recht, daß die Frauen heut zu Tage mehr als sonst und jemals angewiesen werden müßten, aus ihrem luxurieusen Weltleben zu den einfachen Tugenden der Häuslichkeit zurück zu kehren. Den Beschluß des Buchs macht ein Verzeichniß neuer Frauenzimmerschriften. Die Auswahl derselben ist nicht schlecht; aber das überspannte und jetzt so meisterhaft widerlegte Buch: Elisa, oder das Weib, wie es seyn sollte, konnte hier füglich wegbleiben. Der blinde Beyfall, womit es Anfangs aufgenommen wurde, ist verschwunden, und ein Buch, welches eine zu schlaffe Ergebenheit und Nachsicht des weiblichen Willens bey allen Vorfällen des Lebens empfiehlt, und dadurch die moralische Selbstständigkeit des weiblichen Charakters beleidigt, kann nicht wohl als ein sittlicher Wegweiser für das andere Geschlecht betrachtet werden, wenn auch die Anzahl seiner Auflagen und Buchhändlerlügen noch so groß seyn sollte!

Sm.

Das Todtengericht. Mit einem Kupfer. Erfurt, bey Henning. 1801. 215 Seiten 8. 20 K.

Diese Schrift soll ein Archiv zur Aufbewahrung und Beurtheilung ausgezeichneter Narrheiten und Ungereimtheiten des achtzehnten Jahrhunderts seyn. Es heißt ein Todtengericht, „weil mit dem so eben abgeschiedenen, und noch auf der „Bahre liegenden achtzehnten Jahrhundert, eben dasselbe „vorgenommen wird, was mit den ehemaligen Beherrschern

„Aegyp-

„Aegyptens vorzugehen pflegte.“ So wird nun in dem vor uns liegenden Bändchen, dem noch mehrere andere nachfolgen sollen, über den Swedenborgianismus, über den Pietismus, über den vom Schwärmer Lavater verbreiteten physiognomischen Unsinn, und über den thierischen Magnetismus eine, aus gültigen Aktenstücken gezogene, gleichsam gerichtliche Untersuchung angestellt. Zweck und Ausführung haben unsern Beyfall.

Ao.

Regeln für das Verhalten der Eheleute, Hausväter und Hausmütter auf dem Lande. 88 Seiten.

Regeln für das Verhalten der ledigen Personen auf dem Lande. 64 Seiten.

Regeln für das Verhalten der Schulkinder auf dem Lande. 48 Seiten.

Auch unter dem besondern Titel:

Hausbedarf zur Beförderung der sittlichen Bildung des Landmannes. In drey Abschnitten. Breslau, bey Gehr. 1801. 8. 10 K.

Dergleichen Regeln werden, leider! von dem Landmanne wenig oder nicht gelesen. Diese sind noch dazu frostig, und bey weitem nicht geeignet, Eindruck zu machen und sittliche Bildung zu befördern; dazu gehören ganz andere Mittel, als trockne Regeln.

Bb.

Intel-

Intelligenzblatt.

Ankündigungen.

Zu der Ostermesse 1803 wird die zweyte, dritte und vierte Abtheilung des Anhangs ausgegeben, welche den Rest der Recensionen der in den Jahren 1796 bis 1800 erschienenen Bücher, so wie auch die doppelten Register, sowohl das Register aller im 29sten bis 68sten Bande enthaltenen Recensionen, als auch das Sachregister enthalten.

Die letzten Bogen des zweyten Registers haben nicht in der Ostermesse völlig können ausgedruckt werden; werden aber 14 Tage nach der Ostermesse mit des 78sten Bandes 1stem Stücke versendet.

In der bevorstehenden Leipziger Messe erscheint von dem Unterzeichneten eine Schrift unter dem Titel:

Ueber den allgemeinen Zusammenhang der Höhe auf der Oberfläche der Erde. Nebst einer Gebirgs-Charte von Europa.

Darinn wird 1) die bisherige unhaltbare Lehre von dem Zusammenhange der Gebirge von neuem, und zwar wissenschaftlich, begründen. Sie wird 2) den bisher nie versuchten Beweis von der Nothwendigkeit der allgemeinen Konstruktur der Höhe führen; sodann 3) um die historische Wahrheit derselben zu erweisen, eine systematische und spezielle Darstellung des Zusammenhanges sämmtlicher Höhen

und hohen Züge in Europa enthalten; und 4) auf den Nutzen hinweisen, welcher aus dem Studium der Orographie im weiteren Sinne für den Geographen, den Geognosten, den Offizier, und den Kameralisten zu hoffen steht.

Der Verfasser schmeichelt sich, durch diese Schrift, wenigstens von einer Seite her, einem neuen Anstoß zur wissenschaftlichen Behandlung der Geographie zu geben, und derselben mit dem allgemeinen Interesse des Gegenstandes das Wichtige der Methode zu verbinden. Er hofft sogar, daß sein Werk bey dem geographischen Unterrichte der Jugend mit Nutzen gebraucht werden, der doch mittelbar, auf denselben von wohlthätigen Einfluß seyn wird.

Die Charte, in gewöhnlichem Landcharten Format, ist von der geschickten Hand des Herrn Karl Jäck zu Berlin gestochen, und kann wohl für eine seinen besseren Arbeiten beygezählt werden. Sie gewährt einen angenehmen und unterrichtenden Ueberblick über Europa im Stande der Natur, und enthält, da sie bestimmt ist, auch ohne die Schrift besonders in den Handel zu kommen, eine kurze Erklärung und Rechtfertigung des Zwecks und der Ausführung. Sie führt den Titel:

Versuch einer orographischen Charte von Europa, entworfen von Friedrich Schulz.

Heiligenstadt, den 21sten März 1803.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Die Linnean Society zu London, die Société de Pharmacie, und die Société galvanique zu Paris, haben den Herrn Professor Dr. Eschwege zu Kassel, zum Mitgliede gewählt.

Der unter dem Vorwande des ihm angeschuldigten Illuminatismus, aus seinem Vaterlande Baiern verbannte Gelehrte, Herr A. Drexl, ist nach 17jährigem Aufenthalte in Italien, von seinem Landesherrn feyerlich zurückgerufen, und

und in Landshut als Professor der griechischen Sprache angestellt worden.

Der Dr. Hanolentner, Stadtphysikus zu Hirschberg, ist zweyter Badearzt in Warmbrunn geworden.

Herr Dr. J. C. Rodbertus, ist zum Adjunkt der Juristenfakultät in Greifswalde mit einem Gehalte von 200 Thalern ernannt.

Todesfälle.

1802.

Am 21sten Jul. starb zu Wien Herr C. Freyherr von Hayser-Bildach, Hofrath bey der K. K. Geh. Hof- und Staatskanzley, Direktor des K. K. Geh. Hausarchivs, im 47sten Lebensjahre. Er war Verfasser mehrer, ohne seinen Namen herausgekommenen politischen Schriften.

Am 23sten August zu Prag der Dr. der Arzneygelahrheit Herr J. C. von Reilly, als Mitarbeiter an Rosshofs Apollo bekannt.

Am 5ten November zu Lemberg Herr M. A. Gorsch, Professor der politischen Wissenschaften und der Statistik an der dasigen Universität, Verfasser verschiedener das Studium und die Literatur der Geschichte betreffenden Schriften.

Am 22sten November zu Prag Herr C. J. Nowole, Professor der Chirurgie daselbst.

Chronik deutscher Universitäten.

Wien. 1802.

Am 18ten Oktober feyerte die hiesige hohe Schule die Aufstellung der auf Kosten der Universitäts-Mitglieder von dem Statuar Herrn Professor Fischer aus karrarischem Marmor gefertigten Büste des durch seine 50jährige Praxis und zmaliges Rektorat um die hohe Schule hochverdienten K. K.

Kanzlers Herrn J. Freyherrn von Quarin. Zu diesem Ende versammleten sich der Rektor, die Dekane, sämmtliche Professoren, und die Mitglieder der 4 Fakultäten, in dem Universitäts-Konsistorial-Saale, wo unter Pauken- und Trompetenschall diese Büste aufgestellt ward, und der Rektor eine, dem Gegenstande angemessene Rede hielt. Die in dem marmornen Fußgestelle eingehauene Inschrift ist folgende:

Lib. Bar. Jos. Quarino
S. C. R. M. Consil. et Archiatro
Viro antiquis moribus
Domi forisque inclyto
Medico incomparabili
In Lond. Haffn. Madrit. Societ. med. adlecto
salutiferae artis ope
de Augusta Familia, patria, civibus
Optime merenti
Cel. universitatis Vindob.
Cujus Jura et leges
Modesta constantia adseruit
Ornamento et praesidio
Rectori Magnif. raro exemplo quinquies
Senat. Acad. Vindob.
P. C.
MDCCCII.

Verbesserungen.

Im LXXVII. Bd. 1. St. S. 71. Z. 18. st. den Sätzen l. dem Setzen

Neue allgemeine deutsche Bibliothek.

Des LXXVII. Bandes Zweytes Stück.
Fünftes bis Achtes Heft.

Mit Königl. Preuß. Kurbrandenburgischer allergn. Freyheit.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai. 1803.

In der Oſtermeſſe 1803 wird die zweyte, dritte und vierte Abtheilung des Anhangs ausgegeben, welche den Reſt der Recenſionen der in den Jahren 1796 bis 1800 erſchienenen Bücher, ſo wie auch die doppelten Regiſter, ſowohl das Regiſter aller im 29ſten bis 68ſten Bande enthaltenen Recenſionen, als auch das Sachregiſter enthalten.

Die letzten Bogen des zweyten Regiſters haben nicht in der Oſtermeſſe völlig können ausgedruckt werden; werden aber 14 Tage nach der Oſtermeſſe mit des 78ſten Bandes 1ſtem Stücke verſendet.

Verzeichniß

der

im 2. Stücke des sieben und siebenzigsten Bandes recensirten Bücher.

I. Protestantische Gottesgelahrheit.

Neue praktische Materialien zu Kanzelvorträgen üb. d. Sonn- u. Festtagsevangelien, v. J. C. Greiling. 4n. Bds. 1s u. 2s Heft. S. 281
Gesangbuch d. evangel. luther. Gemeinde zu Warschau. Nebst ein. hinzugefügt. Anhange v. verschied. Gesängen — f. d. Landgemeinde zu Kurtschow u. Treblichow in d. Neumark. 282
Predigten üb. Sprüchwörter, v. Syld. Jak. Kamann. 4r Th. ebd.
Predigten f. gebild. Christen, herausg. v. P. C. Marheinicke, mit ein. Vorr. v. D Ammon. 284
Was können d. Prediger zur Vermehrung d. Kirchenbesuche beytragen? Ein Wort zur Beherzigung, ꝛc. v. ein. protestant. Prediger. 285
Predigten üb. d. wichtigst. Glaubenslehren d. Religion Jesu, v. F. Kayßer. ebd.

II. Katholische Gottesgelahrheit.

Leichtfaßliche Predigten ein. Dorfpfarrers an d. Landvolk, gesammi. u. auf alle Sonn- u. Festtage eingerichtet, von d. Verf. d. neubearb. Predigtentwürfe. 2r Sonntägl. Jahrgang. 286

Dialogen üb. d. zehn Gebote, nach Grundsätzen d. heil. u. heiligenden Kirche f. deren Diener u. Lehrer, v. M. Ch. Forello. 288
Bemerkungen üb. d. gegenwärtig. Zustand d. Religionswesens u. d. öffentl. Unterrichts in d. 4 Departement. am linken Rheinufer. 289
Verketzerungsgeschichte ein. mit theolog. Censur u. Genehmigung d. erzbischöfl. Ordinar. zu Köln herausgegeb. kathol. Gesangbuches u. d. Mülheimischen Lieverbuchs. ebd.
Der Geist d. Polemik ist nicht d. Geist d. Christenthums. Eine Abhandl. 290
Der Marianische Volksprediger nach d. Geiste d. Christenthums, d. reinen Sittenlehre Jesu u. sein. heil. Kirche. — Von ein. Priester d. kathol. Deutschlandes, P. St. W. P. 1r u. 2r Th. 292

III. Arzneygelahrheit.

Grundriß d. policeylich-gerichtl. Entbindungskunde, entworfen v. J. G. Knebel. 1s Bdchn. 293
D. J. B. Trommsdorffs Zusätze, Erläuterung. u. Verbesserung. zu d. 1n u. 2n Bde. d. pharmacolog. Lexikons. 2e Aufl. 296
Pharmakologisches Lexikon, od. medicin. u. chirurgische Heilmittellehre in alphab. Ordnung, f. Aerzte, Wundärzte, Apotheker, ꝛc. Mit Zusätzen, Erläuterung. u. Berichtigung. vermehrt, v. J. B. Trommsdorff. 1r u. 2r Bd. 2e Aufl. 297
Handbuch d. innern u. äußern Heilkunde. Herausgeg. v. D. H. G. Spiering. 2n Bds. 3r u. letzt. Th. ebd.
Amerikanische Annalen d. Arzneykunde, Naturgeschichte, Chemie u. Physik, v. D. J. A. Albers. 1s Heft. 298

IV. Schöne Wissenschaften und Gedichte.

Aglaia. Jahrbuch f. Frauenzimmer auf 1803. Herausgeg. v. M. P. Stampeel. 299
Oesterreichischer Taschenkalender f. d. J. 1803. Mit Gedichten u. Aufsätzen v. G. v. Baumberg, Hinsberg, C. Pichler, Raschky, u. And. ebd.
Taschenbuch f. d. J. 1803. 301

Taschen-

Taschenbuch f. Damen a. d. J. 1803. Herausg. v. Huber, Lafontaine, Pfeffel, u. And. 303
Taschenbuch f. d. J. 1802. Der Liebe u. Freundschaft gewidmet. 306
Dasselbe f. 1803. ebd.
Taschenbuch f. d. dichtende, bildende u. historische Kunst. Herausg. v. Aschenberg.

Auch unter dem Titel:

Taschenbuch f. d. Gegenden am Niederrhein. 1r Jahrg. ebd.

V. Romane.

Die gute Frau. Vom Verf. d. Weibes, wie es ist. 2 Thle. 309
Der Gräfinn Genlis auserlesene Romane u. Erzählungen f. gebild. Leser. 311
Verbrechen d. Liebe. Eine Reihe höchsttragischer Gemälde. Aus d. Engl. 1r Bd. ebd.
Die einsamen Gräber gemordeter Tugenden, v. K. Schindler, dem Verf. d. finstern Mannes. 313
Begebenheiten ein. Jünglings, d. schwarz geworden ist aus Liebe; u. einiger Andern, die es nicht geworden sind. ebd.
Die Wirthschaft zu Apenflur. 314
Armit u. Julie, d. Unzertrennlichen. Ein Roman v. K. Albrecht. ebd.

VI. Schöne und bildende Künste.

Zwölf grose Charakterköpfe in Crayonmanier nach *Le Brun*, zur Uebung f. Zeichner. 1s Heft. 316
Malerische Reise d. Westphalen. Herausgeg. v. W. *Strack*. 1s Heft. 317
Zwölf grose Charakterköpfe in Crayonmanier nach *Lebrun*, ꝛc. 2s Heft. 319

VII. Musik.

K. F. C. Fasch, v. K. F. Zelter. 320

VIII. Theater.

Braut u. Bräutigam in d. Klemme; eine Posse in 1 Akte, v. Hrn. Lümmel v. Lümmelsdorf. Nach dem Franz. bearbeit. 388
Lustspiele. 389

IX. Weltweisheit.

Kritik d. Moral. Ein Versuch in Briefen, v. J. A. W. Geßner. 345
Kritisches Journal d. Philosophie. Herausg. v. Fr. Wilh. Jos. Schelling, u. G. W. F. Hegel. 1n Bds. 2s St. 357
Encyklopädisches Wörterbuch d. krit. Philosophie, v. G. S. A. Mellin. 4r Bd. 2e Abth. 392

X. Mathematik.

Die Kegelschnitte nach de la Chapelle, zum bequemen Gebrauch bey Vorlesungen, u. zum Selbstunterrichte neu bearb. v. J. F. Wolff. 393
Kurze Anleitung zum Kopfrechnen, nebst ein. hinlängl. Sammlung v. Aufgaben. Zum Gebrauch beym Unterrichte. 396

XI. Naturlehre und Naturgeschichte.

Tafeln d. allgem. Naturgeschichte, nach ihr. drey Reichen. Nebst vollständ. Enumerat. aller bis jetzt benannter Naturkörper. — Herausg. v. F. J. *Bertuch*. Mineralreich I. u. II. Heft. Gewächsreich I. u. II. Heft, u. Thierreich I. u. II. Heft. 397
F. *Weberi* Observationes entomologic., continentes novor., quae condidit, generum characteres, et nuper detectar. species, descriptiones. 398
Beschreibung d. größt. u. merkwürdigst. Höhlen d. Erde — v. C. W. Ritter. 400

Abbildungen der Tange. — Herausgeg. v. E. J. C. Esper. 5s Heft od. 2n Thls. 1s Heft. 409
Handbuch d. pharmaceut. Botanik. 7s u. 8s Heft. 410
Botanisches Taschenbuch f. d. Anfänger dieser Wissenschaft u. d. Apothekerkunst, a. d. J. 1802. Herausg. v. D. D. H. Hoppe. 411

XIII. Allgemeine Weltgeschichte und alte Geschichte.

Kleine Weltgeschichte zum Unterricht u. zur Unterhaltung, v. J. G. A. Gallerti. 10 Th. 413
D. Goldsmiths Geschichte d. Römer, v. Erb. d. Stadt Rom, bis auf d. Untergang d. abendländisch. Kaiserthums. Aus d. Engl. nach d. 6n Ausg. v. L. T. Rosegarten. 4r Bd.

Auch unter dem Titel:

L. T. Rosegartens Geschichte d. oströmischen Kaiserthums. 2r Bd. 414

XIV. Mittlere und neuere, politische und Kirchengeschichte.

J. C. Krause's Geschichte d. wichtigst. Begebenheiten d. heutig. Europa. Ein Handbuch f. Schulmänner, Erzieher, ꝛc. Fortgesetzt v. J. A. Remer. 6r Bd.

Auch unter dem Titel:

Geschichte d. heutig. Europa in d. neuest. Zeiten. Ein Handbuch u. s. w. von J. A. Remer. 2r Bd. 417
Geschichte d. christl. Religion, ihrer Entstehung, Verfälschung u. Wiederherstellung, v. M. C. F. Duttenhofer. 4r Bd. 421
M. J. Schmidts Geschichte d. Deutschen. Fortgesetzt v. J. Milbiller. 8r Th.

Mit dem besondern Titel:

M. J. Schmidts neuere Geschichte d. Deutschen. Fortges. v. J. M. 11r Bd. 426

Allgem. Geschichte d. christl. Kirche nach d. Zeitfolge, v. D. H. P. K. Henke. 5r Th.

Mit dem besondern Titel:

Kirchengeschichte d. 18n Jahrh., v. D. H. P. K. H. 1r Th. 429

Denkwürdigkeiten d. französ. Revolution, vorzügl. in Rücksicht auf Staatsrecht u. Politik, v. C. U. D. v. Eggers. 4r Bd. 437

XV. Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Im. Kants physische Geographie. Aus sein. Handschr. herausg. v. D. F. T. Rink. 1r u. 2r Th. 439

Gallerie d. Welt, in ein. bildl. u. beschreibend. Darstellung v. merkwürd. Ländern, Völkern — Natur- u. Kunsterzeugnissen —. v. J. D. F. Rumpf u. G. W. Bartholdy. 3n Bds. 25 bis 36 Heft. 440

Die berühmtest. See- u. Landreisen, nebst allen interessantest. Entdeckungen von Kolumbus bis auf gegenwärt. Zeit. 1r Bd. 444

Garnetts Reise durch d. schottischen Hochlande u. ein. Theil d. Hebriden. Aus d. Engl. durch L. Th. Kosegarten. 1r u. 2r Bd. 445

XVI. Gelehrtengeschichte.

Charakteristik D. Mart. Luthers, entworf. v. C. K. Wieland. 447

G. A. Will's Nürnbergisches Gelehrten-Lexikon — fortgef. v. C. K. Topitsch. 5r Th. ebd.

Lebensbeschreibungen berühmt. Reformatoren. Ein Lesebuch f. d. Bürger. 7r Bd.

Auch mit dem Titel:

Leben d. Desiderius Erasmus. 450

XVII. Klassische, griechische und lateinische Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

Sokrates als Mensch u. Lehrer. Oder denkwürd. Reden u. Thaten d. Sokrates a. d. Griech. d. Xenophon, mit erläuternd. Anmerk. v. H. Kunhardt. 456
Neuer angehender Lateiner, od. prakt. Unterricht in d. latein. Sprache f. d. erst. Anfänger, v. T. Heinsius. 460
Die Briefe d. Plinius übers. u. m. Anmerk. erläut. v. M. J. A. Schäfer. 2r Bd. 461
M. T. Ciceronis, quae vulgo fertur Oratio pro M. Marcello. Recognov., animadversi. select. superior. interpret. suasque adjecit F. A. *Wolfius*. 465

XVIII. Deutsche und andere lebende Sprachen.

Lehrbuch d. deutsch. prosaisch. Schreibart f. Akademien u. Gymnasien, v. T. G. Voigtel. 473
Deutsche Sprachlehre zum Schulgebrauch u. zur Bereicherung d. deutsch. Sprachkenntniß, v. M. J. C. Vollbeding. 475

XIX. Erziehungsschriften.

Der deutsche Schulfreund, herausg. v. H. G. Ferrenner. 245 u. letzt. Bdchn. 478
Der neue deutsche Schulfreund, ein nützl. Hand- u. Lesebuch f. Lehrer in Bürger- und Landschulen, v. H. G. Ferrenner. 15 bis 36 Bdchn.

Auch mit dem Titel:

Der deutsche Schulfreund. 258 bis 276 Bdchn. ebd.

XX. Reitkunst.

Beobachtungen üb. Kenntniß, Pflege u. Fütterung d. Pferde — nebst Verzeichniß d. Kunstwörter in der Reitkunst — herausg. v. F. W. B. Major. 489
Prakt. Abhandlung üb. Krankheit. d. Pferde u. d. Rindviehes auf Brownsche Grundsätze u. Erfahrungen gegründet, v. K. W. Ammon. ebd.

Die Geſchichte d. Reitens, v. Rich. Berenges. Aus d. Engl. überſ. v. F. Seubell. In 2 Abſchn. 491
Des Hrn. de la Guerinière Reitkunſt, od. gründl. Anweiſung zur Kenntniß der Pferde, deren Erziehung, ꝛc. überſ. v. J. D. Knöll. 2e verb. Aufl. ebd.

XXI. Finanz- Kameral- und Policeywiſſenſchaft.

Ueber d. Kolonien, in Rückſicht auf Staatswirthſchaft u. Handel, v. P. F. Page. Aus d. Franz. 1r Th. 492

XXII. Technologie.

Grundriß d. Färbekunſt, v. D. S. F. Hermbſtädt. 496
Beſchreibung u. Abbildung neuerfund. u. verbeſſ. Branntweinbrenner- u. Deſtillirgeräthe ꝛc. — Durch Erfahrung vortheilh. befunden, v. J. E. Norberg. Ueberſetzung aus d. Abhandl. d. ſchwed. Akad. d. Wiſſenſch. v. J. 1799, v. J. J. F. Plagemann. 497
Der Pyrotelegraph, v. J. H. L. Pasner. 498

XXIII. Handlungswiſſenſchaft.

Vollſtändiges Handbuch d. Geldkunde, f. angehende Kaufleute, Komtoriſten, Geld- u. Wechſelmäkler, ꝛc. in ſyſtemat. Ordnung herausg. v. G. H. Buſe. Des prakt. Theils 2r Bd. nebſt theoret. Theile.

Beyde Theile auch unter dem Titel:

Das Ganze d. Handlung, od. vollſtänd. Handbuch d. vorzüglichſt. Handlungskenntniſſe f. angeh. Kaufleute. 2n Thls. 3r Bd. — des 2n Thls, ꝛc. 1r Bd. u. ſ. w. 500
Neues u. vollſtänd. geograph. Lexikon f. Kaufleute u. Geſchäftsmänner — v. J. C. Schedel. 1r Bd. 503
Allgem. Journal f. Handlung, Schiffahrt, Manufakt. u. Gewerbe, herausg. v. J. C. Schedel u. J. C. Simapius. 1r Jahrg. 6s bis 12s Heft. 506

XXIV.

A. Young's Annalen d. Ackerbaues u. and. nützlich. Künste. Aus d. Engl. übers. v. D. S. Hahnemann. 31 Bd. 508

Auf 30jährige Erfahrung sich gründend. prakt. Unterricht d. ganzen Landwirthschaft, zur Belehrung für Anfänger v. Oekonomie u. unerfahrne Landwirthe, herausg. v. C. F. Gaudich. 2n Bds. 2e Abth.

:: Auch unter dem Titel: ::

Die Schaafzucht, eine durch 30jährige Erfahrung geprüfte Belehrung für ꝛc. v. Gaudich. 518

Erdm. Hälfreichs erfahrne Hausmutter auf d. Lande, in d. Beschreibung d. Wirthschaft sein. Frau Katharine, zur Belehrung f. Bauerweiber u. Töchter, ꝛc. herausg. v. dem Verf. d. Unterrichts f. Bauersleute, als dessen 2r Th. 520

Güter Rath f. Hauswirthe u. Oekonomen. Ebenfalls ein Noth- u. Hülfsbüchlein. 2s u. letzt. Bchn. 521

Erdm. Hälfreichs kurzgefaßter praktisch-ökonomisch. Rathgeber, wie d. Land auf d. vorzüglichste Art zu bewirthschaften, u. d. landwirthschaftl. Geschäffte auf d. vortheilhafteste zu verricht. sind. ebd.

Untrügliche Art u. Weise, wie bey regenh. Witterung d. Feldfrüchte in Sicherheit zu bringen sind. ebd.

Oekonom. Hefte, od. Sammlung v. Nachrichten, Erfahrungen u. Beobachtung. f. d. Landwirth. 17r Bd. 523

Versuch ein. Darstellung d. höhern Landwirthschaftswissenschaft, f. Kameralisten, Oekonomen u. Oekonomieverwalter, v. A. L. v. Seutter. 526

Annalen d. niedersächs. Landwirthschaft. Herausg. v. A. Thaer u. J. C. Beneke. 4r Jahrg. 1s u. 2s St. ebd.

Handbuch d. gesammt. Futtergewächsbaues sowohl in theoret. als prakt. Hinsicht, od. vollständ. Unterricht zur Kultur d. verschied. Gras- u. Kleearten, ꝛc. v. Ph. Franz Breitenbach. 532

XXV. Vermischte Schriften.

Die Urne. Eine Sammlung angenehmer Erzählungen u. Gedichte. 326

Miscellanea zum Vergnügen f. Leser u. Leserinnen. 328
Die Liebe unter d. Thieren in ein. Reihe v. Beobachtungen, u. mit philosophisch-naturhistorisch. Anmerkungen begleitet v. G. E. *Wenzel*. ebd.
Denkwürdigkeiten u. Tagesgeschichte d. preuß. Staaten. Herausgeg. v. D. J. W. A. Bosmann. 11 bis 41 Bd. 329
Helvetischer Almanach a. d. J. 1803. 331
Leonard Meisters Welt u. Gesellschaft im einsamen Bergthale. 537
Mann u. Weib in ihren ehelich. Verhältnissen; oder wie sie seyn sollten. Ein Seitenstück zum Weibe, wie es ist. 1s Bdchn. 539
Grundzüge d. Lebensweisheit, in einigen Entwürfen dargest. v. K. W. Rose. 541
Neues allgem. deutsch. Lesebuch f. Bürger- u. Landschulen, u. f. den häuslich. Unterricht — v. D. C. H. C. Soldan. 543
Tableau de Berlin à la fin du dix-huitième siècle. 544
Aufmunterung zum vernünft. Denken u. Handeln. — Ein Buch f. bildungsbeflissene Jünglinge, v. M. K. T. Thieme. Neue Ausgabe. 548
Wie kann d. Landmann seine Dorfwege ohne Kosten d. Staats, u. ohne seine eigene Ueberlast zu sein. Nutzen verbessern? Eine Preisschrift. Herausg. v. W. J. C. G. Casparson. 550

Register

über das Intelligenzblatt

zum zweyten Stücke des sieben und siebenzigsten Bandes

1. Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthaltes.

Abele, v., 336. Ammon 402. Armmann 335. 402. Augusti 336. Bartels 482. Baumgärtner 333. Becke, v. der, 335. Biederfeld 334. Bleßig 334. Brandis 402. Braun, Fryhr. v., 481. Brüninger 335. Bücking 334. Busch 401. Crome 402. Dalberg 334. Diel 335. Ermann 403. Eschenbach 336. Fischer 403. Gentz 481. Grimm 335. Gruner 336. Güssefeld 333. Hadermann 334. Hasner 334. Harl 402. Heß 335. Heinse 402. Hinze 401. Hoff, v., 335. Hoppe 402. Horkel 481. Imhof 403. Kern 334. Kindlinger 481. Kühn 335. 336. Lammerstorf 337. Lang 333. Lichtenberg 335. Loder 336. Markus 403. Mayer 333. Memminger 334. Merkel 401. Meyer 401. Palmstein, Edl. v., 335. Penkler, Fryhr. v., 333. Payser 334. Rasu 403. Rasche 334. Rehmann 401. Reuß 402. Rönneberg 335. Rosenmüller 336. Scherer 335. Schmidt 402. Schulze 402. Sorg 336. Spendor 333.

Spehr

Spohr 334. Stäudlin 402. Stark 336. Sternburg, Br. v., 336. Stieglitz 337. Stist 335. Stromeyer 402. Tauerschmidt 335. Thanner 481. Tischbein 334. Uhden 336. Wardenburg 336. Weikard 402. Wiedeking 401. Wiedemann 333. Wuthwehr, Edl. v., 336. Zirtzow 482.

2. Todesfälle.

Bibra, Fryhr. v., 404. Dömling 482. Gallitzin, Dimitri, Fürst v., 482. Gürath 403. Gürnth 338. Hahn 403. Hauer, v., 337. Heinke, Fryhr. v., 482. Heisenrieder 482. Koch 338. Krechting, Spital v., 337. Marinelli, Edl. v., 337. Meckel 404. Mitschke 403. Rose 482. Schubert 337. Schuknecht 403. Schulze 403. Schweikert 337. Serz 338. Stessert 337. Tremel 403. Weissenstein 337.

3. Chronik deutscher Universitäten.

Duisburg 404. Erfurt 338. Frankfurt an d. O. 482. Leipzig 484. Würzburg 340.

4. Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

Berlin, Gesellschaft d. Freunde d. Humanität, Feyer ihres siebenten Stiftungsfestes betr. 340
Hamburg, Gesellschaft zur Verbreitung d. mathemat. Wissenschaften. 341
Regensburg, botanische Gesellschaft daselbst, Preisaufgaben derselben. 405

5. Anzeige kleiner Schriften.

Versuch ein. Darstellung d. Bedingungen, in moralisch. Rücksicht sich selbst genugthuend zu seyn. 341

6. Bü-

6. Bücherverbote.

Schriften, die, von Voltaire, Rousseau, Helvetius u. Bayle, sollen in d. österreich. Landen Niemanden geliehen werden, außer unter gewissen Bedingungen. 342
Staël-Holstein, d. Frau v., Delphine, zum Verkauf in Sachsen. 342

7. Korrespondenz.

Auszug aus ein. Briefe aus Braunschweig, Lichtenbergs sassanidische Inschriften betr. 406
Auszug ein. Schreibens aus Bremen, d. Rechte d. Reformirten u. Evangelischen daselbst betr. 343

8. Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Aufenthalt, jetziger, deutscher Gelehrten zu Paris, als: d. Hrn. D. Frank u. Prof. Frorieps. 344
Büchersammlung f. d. kurfürstl. Hofbibliothek zu München, u. für d. baierschen Gymnasien. 488
Direktor, ein neu anzustellender, bey d. Sternwarte zu Bologna, u. dessen jährl. Gehalt. 408
Fichtels, v., Rückkehr aus Ostindien nach Wien, u. dessen ansehnl. Insektensammlung. 486
Fischers, C. A., Reise nach Spanien, engl. Uebersetzung davon. 486
Geschenk d. Kurfürst-Erzkanzlers an d. botan. Gesellschaft zu Regensburg. 336
Helmstädt, Universitätsbibliothek das., ist durch eine Klosterbüchersammlung reichlich vermehrt worden. 486
Herders Ideen zur Philosophie d. Menschheit, engl. Uebersetz. davon v. Churchill. 488
Kuhpockenimpfung, derselben Verpflanzung nach Asien durch D. de Carro in Wien, u. dortige weitere Ausbreitung durch Jones in Bagdad, u. And. 344

Landshut, die Universität, hat eine prächtige Kupferstichsammlung käuflich an sich gebracht, so wie sie auch noch ein. ansehnl. Zufluß v. brauchb. Büchern a. den Klosterbibliotheken erwartet. 487

— — — ist vom Kurfürsten mit ein. ansehnl. Ordenspräbende, zur Vermehrung ihrer Einkünfte, beschenkt worden. 488

Lestocq, Gräfinn zu Riga, hat ein Stipendium auf d. Universität Dorpat f. dasige studirende liefländ. Adliche gestiftet. 487

Meuselsleitfaden zur Geschichte d. Gelehrsamkeit, engl. Uebersetzung davon v. Churchill. 488

Mielichhofers mineralog. Reise nach Sachsen u. Schweden. 487

Reichardt's, C. M. J. F. aus Berlin, sein. jetzigen Aufenthalt in Paris, u. seine Geister-Insel betr. 487

Siebold's, Prof. in Würzburg, errichtetes Klinikum, d. Behandlung d. Augenkrankheiten betr. 344

Zschocke's Schrift: Denkwürdigkeiten d. helvetischen Staatsumwälzung, erscheint im Steinerischen Verlage zu Winterthur. 487

Zollikofers Predigten: Ueber d. Würde d. Menschen, engl. Uebersetz. dav. 486

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Sieben und siebenzigsten Bandes Zweytes Stück.

Fünftes Heft.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Neue praktische Materialien zu Kanzelvorträgen über die Sonn- und Festtagsevangelien, von Johann Christoph Greiling. Magdeburg, bey Keil. 1802. Vierten Bandes erstes und zweytes Heft. 170 und 182 S. 8. Jedes Heft 12 Gr.

Der Verf. liefert in diesem Bande die Predigtentwürfe vom vierten Sonntage nach Ostern bis zum achten Sonntage nach Trinitatis, und fährt mit lobenswerthem Eifer fort, seiner Arbeit immer mehr innern Gehalt zu geben. — Auf einzelne Ausdrücke sollte er mehr Fleiß und Sorgfalt wenden, und sollte solche Ausdrücke und Einkleidungen gänzlich vermeiden, die sich mit der Würde der Kanzel, für welche er schrieb, nicht vereinbaren lassen. So hätte z. B. der Hauptsatz: „Die Weihe der Apostel zu ihrem Amte“ wohl deutlicher und bestimmter können ausgedrückt werden. Eben so ist es in Sache und Einkleidung gefehlt, wenn es heißt: „Die niedrigen Stände sind die Affen der höhern,“ u. dgl. m. — Den bisherigen Beysatz auf dem Titel: „aus „Kants moralischen und religiösen Schriften,“ hat der Verf. bey diesem neuen Bande mit Recht weggelassen; denn er hat dem Publikum schon in den vorhergehenden Bänden zur Genüge gezeigt, daß er hier nicht fremde, sondern eigene Materialien liefere. Durch jenen Beysatz war der Verf. also gegen sich selbst ungerecht.

In der Beurtheilung des zweyten bis vierten Bandes, Band 60. Seite 292. findet Rec. ein Urtheil, welches mit

einem vorigen Urtheil (Band 51. Seite 437.) im Widerspruche steht. Seite 292. heißt es: „Alles, was sich „auf ein philosophisches System bezieht, gehört nicht auf die „Kanzel, um so weniger, da die Zuhörer diese Art spekulativer Philosophie nicht verstehen.“ Der jetzige Rec. gestehet, daß er nicht damit einverstanden ist.

Io.

Gesangbuch der evangelisch-lutherischen Gemeinde zu Warschau. Nebst einem hinzugefügten Anhange von verschiedenen Gesängen bey besondern Fällen und Gelegenheiten für die Landgemeinde zu Kurtschow und Trebichow in der Neumark. Leipzig, Züllichau und Freystadt, in der Darnmannschen Buchhandlung. 1802. 435 S. 8.

Dieses Gesangbuch ist zwar schon 1801. erschienen, und bereits im 74. Bande Seite 281. unserer Bibliothek angezeigt worden; nachdem aber Herr Prediger Stein in Kurtschow, um es in seinen Gemeinden einzuführen, nöthig gefunden hat, einen Anhang, welcher 106 Lieder enthält, dazu zu veranstalten: so ließ der Verleger einen neuen Titel und ein neues Register drucken, weil die Seitenzahlen und die Nummern der Lieder fortlaufen. Durch den Anhang, welcher auf viele besondere Fälle Lieder enthält, hat das Buch sehr viel gewonnen. Es ist dadurch nicht nur in mehrern Rücksichten brauchbar; sondern auch dem Prediger die Auswahl der Lieder, nach seiner Ueberzeugung, leichter geworden. Unter den Sterbe- und Begräbnißliedern sind zwar viele, wogegen Manches einzuwenden seyn möchte, indem sie im Namen des Verstorbenen abgefaßt worden; es kann aber wohl seyn, daß Herr St. seinen Gemeinden damit einen Gefallen thun wollte. Das Lied bey dem Tode eines Selbstmörders ist sehr zweckmäßig, und ganz im Geiste des Christenthums.

Pg.

Predigten über Sprüchwörter, von Sylvester Jakob Ramann, Pfarrer zu Zimmernsupra im Erfurtischen.

schen. Vierter Theil. Erfurt, in der Henningschen Buchhandlung. 1802. 206 S. 8. 16 gr.

Die Manier des Verf. ist schon aus den vorhergehenden drey Theilen dieser Predigten bekannt. In unserer Bibliothek ist davon geurtheilt worden, daß die Wahl und Bearbeitung seiner Materien dem Landvolk angemessen; aber doch noch zu wünschen sey, daß seine Ausdrücke gewählter seyn möchten. Auch in diesem Bändchen haben wir hin und wieder noch abstrakte und schulgerechte Ausdrücke angetroffen, die mit leichter Mühe vermieden und so gesagt werden könnten, daß die dadurch bezeichneten Sachen dem Landvolke verständlicher würden. In der Vorrede hat der Verf. einige im zweyten und dritten Theile eingeschlichene Druckfehler angezeigt, welches zwar nothwendig war; aber doch dem gemeinen Manne wenig hilft, weil er die Korrektur nicht macht. Besser wäre es, wenn der Verleger für einen fehlerfreyen Abdruck sorgte. In diesem Bändchen sind wieder acht Sprüchwörter abgehandelt, und zwar so, daß sie mit biblischen Texten in eine ganz natürliche und folgerechte Verbindung gesetzt wurden. 1) Am 4. Sonnt. nach Epiph. Gut verloren nichts verloren; Muth verloren alles verloren. 2) Am 5. nach Epiph. Eile mit Weile. 3) Am 6. nach Epiph. Schweigen ist Kunst, viel Reden macht Ungunst. 4) Am Grünendonnerstage: Rein und ganz giebt schlechtem Tuche Glanz; und: Reinlichkeit ist halbes Leben. Das Stück aus der Leidensgeschichte, von der Fußwaschung hat zwar eine ungezwungene Veranlassung gegeben, von der Reinlichkeit zu predigen; aber diese Materie scheint uns doch an diesem Tage nicht schicklich zu seyn; oder der Verf. hätte sich wenigstens hauptsächlich auf die Reinigkeit des Herzens und Lebens einschränken sollen, welches wir auch aus dem Eingang erwarteten. 5) Am Sonnt. Kantate: Es ist nichts so böse, es ist zu etwas gut. 6) Am Sonnt. Rogate: Recht beten ist halbe Arbeit. 7) Am Himmelfahrtsfeste: Wie die Arbeit, so der Lohn. Diese Predigt ist der Tagesfeyer besser angemessen, als die am Grünendonnerstage. 8) Am Sonnt. Exaudi: Gewalt geht vor Recht, vorzüglich auf die Ungerechtigkeit der Religionsbedrückungen angewendet.

D.

Predigten für gebildete Christen. In der Universitätskirche zu Göttingen gehalten, und nebst einer Vorrede des Herrn D. Ammon, herausgegeben von P. C. Marheinike. Göttingen, bey Schröder. 1801. 1 Alph. und 1 Bogen Vorrede und Inhaltsanzeige. 1 Rth.

In der kurzen Vorrede zeigt der Herr D. Ammon, daß die neuere Predigtmethode keinesweges darum getadelt zu werden verdiene, daß sie weniger von dem Buchstaben unserer heiligen Schriften, als von ihrem Geiste Gebrauch macht, und ertheilt, als ehemaliger Lehrer des Verf. dieser Predigten, ihm ein rühmliches Zeugniß mit dem Zusatz: daß er sich sehr angenehme Hoffnungen von ihm mache.

Es ist auch in der That nicht bloß die Liebe des Lehrers, welche hier spricht; sondern die Wahrheit. Man sieht es an diesen Predigten, daß der Verf. derselben viel verspricht. Mit vieler Bescheidenheit erkennet indessen der letztere selbst in seiner noch kürzern Vorrede so manche Mängel derselben, und bittet deßhalb um Entschuldigung. Vielleicht ist es ihm nicht unangenehm, wenn er noch auf andere aufmerksam gemacht wird. Diese Predigten sind in der That mehr moralisch religiöse Abhandlungen, als Predigten. Der Verf. bleibt noch zu sehr bey dem Allgemeinen stehn, und geht nicht in das Einzelne und Besondere. Daß die Schreibart in der einen Predigt blühend und in der andern das nicht ist, ist kein Fehler; denn darin muß man sich nach den Sachen richten, die man vorträgt, und nach dem Zweck, ob man rühren, oder ermuntern, oder bloß unterrichten will. Nur muß überhaupt die Schreibart leicht und faßlich seyn, nur muß der Vortrag auf der Kanzel sich so viel wie möglich von dem wissenschaftlichen Vortrage entfernen, und sich mehr dem Ton der guten Gesellschaft nähern. Zwar hat die Kanzel ihre Würde; aber diese muß sich mehr in dem Ernste der Sache, des Ausdrucks und der Gesichtszüge, als in der Steifheit und Feyerlichkeit der Schreibart zeigen. Auch sind die gegenwärtigen Predigten ein wenig zu lang, vielleicht weil der Verf. ein wenig zu schnell spricht, oder weil es an seinem Orte so üblich ist, worin man allerdings der einmal eingeführten Gewohnheit etwas nachgeben muß. Uebrigens sind der Predigten sieben Stück.

Cz.

Was

Was können die Prediger zur Vermehrung der Kirchenbesuche beytragen? Ein Wort zur Beherzigung ꝛc. von einem protestantischen Prediger. Berlin, bey Schöne. 1801. 2¼ Bog. kl. 8. 4 gr.

Der Verf. behauptet hier, daß nicht der Verfall des Christenthums oder der Religion die Ursach sey, weßhalb die Kirchen jetzt nicht mehr so häufig als sonst besucht werden; sondern daß die vorzüglichste dieser Ursachen bey den Predigern selbst und in der mangelhaften Beschaffenheit des öffentlichen Gottesdienstes zu suchen sey. Die Vorschläge, welche der Verf. deßhalb thut, sind die bekannten und gewöhnlichen. Es ist aber sehr zu bezweifeln, daß das Uebel dadurch vorzüglich gehoben werden dürfte. Auch bey guten Predigern, Gesängen, Liturgien ꝛc. sind jetzt die Kirchen leer. Das Uebel muß also tiefer liegen, und ist wohl vornehmlich in dem Geist unsrer Zeiten zu suchen, der alles Alte verachtet, und sich über alle Förmlichkeiten hinwegsetzen will.

Zb.

Predigten über die wichtigsten Glaubenslehren der Religion Jesu, von Friedrich Kayßer, d. Theol. Rand. Zeitz, bey Webel. 1801. 87 S. 8. 6 gr.

Predigten über die wichtigsten Glaubenslehren! Dieser Titel ist für die fünf Predigten, die hier geliefert werden, viel zu anmaaßend, indem hier nur über einige Glaubenslehren Einiges vorgetragen wird. Indessen hat der Verf. doch durch diese Vorträge gezeigt, daß er in der Ausarbeitung von Kanzelvorträgen bereits einen guten Anfang gemacht hat, und daß, wenn er seine Anlagen ferner entwickelt und ausbildet, er in Zukunft noch dahin kommen kann, recht gute Predigten ausarbeiten zu lernen. Um dazu unsrer Seits beyzutragen: so wollen wir ihn auf einige Mängel und Unvollkommenheiten seiner Predigten aufmerksam machen. — Die Hauptsätze sind gar zu allgemein; so daß sich über dieselben leichter ein Buch schreiben, als eine Predigt halten läßt. Dazu kommt, daß in den Eingängen viel zu weit ausgeholt wird; so daß in denselben, die abzuhandelnde Wahrheit erst bewiesen wird, oder erst Zweifel gegen dieselbe

aus dem Wege geräumt werden, und dergl.; — wodurch die Anlage des Ganzen noch größer wird, und der Natur eines guten Einganges zuwider ist, dessen Eigenthum Kürze seyn muß. In der Ausführung hingegen ist der Verf. oft auf Kosten seiner Materie, sehr kurz. Z. B. der dritte Theil der zweyten Predigt ist gar nicht ausgeführt; sondern es wird darüber nur bloß etwas geschwatzt. — Der Verf. arbeitet vorzüglich dahin, durch seinen Vortrag zu rühren. Möchte es nur nie auf Kosten einer gründlichen Belehrung geschehen! Damit hängt zusammen, daß die Schilderungen öfters zu stark sind; wodurch sie an Wahrheit oder an Wahrscheinlichkeit verlieren, und grade dadurch ihres Eindrucks verfehlen. — Von den Texten, die zum Theil nicht sonderlich gewählt sind, wird in den Predigten selbst fast gar kein Gebrauch gemacht. — In diesen Predigten herrscht übrigens ganz die Sprache des alten dogmatischen Systems; in der Ausführung zeigt sich dann hin und wieder, daß es damit nicht so in ganzer Strenge gemeint sey. — Es kommen Aeußerungen vor, in denen man wohl schwerlich der Meinung des Verf. beytreten kann. Dahin gehört z. B., daß der Verf. von einem Freunde fordert, daß er mit uns in unsern Grundsätzen, Meinungen und Fähigkeiten ganz übereinstimmen solle. Oder auch folgende Behauptung: „Ohne die Hoffnung des Wiedersehens würden „wir es bereuen, ein heiliges Band der Freundschaft geknüpft „zu haben, das vielleicht noch heute Tod und Verwesung „vernichtet.“ Heißt das nicht den Werth der Freundschaft, in Absicht dieses Lebens, tief herabsetzen?

Io.

Katholische Gottesgelahrheit.

Leichtfaßliche Predigten eines Dorfpfarrers an das Landvolk, gesammelt und auf alle Sonn- und Festtage eingerichtet, von dem Verfasser der neubearbeiteten Predigtentwürfe. Dritter sonntäglicher Jahrgang. Mit Genehmigung des hochwürdigsten Ordinariats. Augsburg, bey Doll. 1802. 624 Seiten. 8.

Der

Der Verf. dieser Predigten gehört unter die fruchtbarsten Schriftsteller seines Fachs, was er nicht nur durch seine wirklichen Sammlungen von Predigten und Predigtentwürfen; sondern vorzüglich auch durch seine fast einer Drohung gleich sehende Ankündigung, noch 40, schreibe vierzig Jahrgänge von Predigten herauszugeben, bewiesen hat. Ob er Gehülfen dabey hat, oder dieses aus seiner eignen Amtsführung zu leisten vermöge, weiß Rec., der ihn nicht näher kennt, nicht anzugeben. Daß ihm dieses aber auch ohne fremde Hülfe nicht schwer werden könne, ist leicht einzusehen, da er leichtfaßliche und leicht abzufassende Predigten offenbar für gleichbedeutend hält, und leeres Wasser allerdings leichter zu geben ist, als gesunde, dem Bedürfnisse angemessene Nahrung für Geist und Herz. Es wurde ihm daher schon bey den ersten Bänden dieser Predigten gesagt, daß der niedrige Volkston nicht Popularität, und Gedanken durch bloßen Wörterkram verwässern, ganz etwas anders sey, als sie durch eine lichtvolle Darstellung deutlicher und eindringlicher zu machen. Allein wer wird es ihm, dem es gleich ist, „ob er so oder so eben die „selbe Sache bearbeite; wenn er nur weiß, wie es dem gefälligen ist, verdenken, wenn er, ohne sich an die Forderungen der Regeln zu kehren, mit dienstfertiger Nachsicht predigt, je nachdem ihnen die Ohren jucken, wenn nur Beyfall „und Absatz für die Predigten zu erwarten ist?“ Um aber dem Leser in Stand zu setzen, selbst über seine Grundsätze sowohl, als über seine Manier und Styl urtheilen zu können: will sich Rec. die Mühe nicht verdrießen lassen, einige Stellen abzuschreiben, so wie sie ihm zunächst auffallen. S. 52 heißt es in der Predigt auf den Sonntag nach Weyhnachten: Benutzung der Widersprüche (die uns nämlich gemacht werden): „Mit den Thränen und Seufzern müssen wir Gott um die „Gnade der Standhaftigkeit bitten, und mit der heldenmüthigen Judith, da sie im Begriffe stand, dem Holofernes das „Haupt abzuschlagen, zu ihm sprechen: Stärke mich, o Herr! „in dieser Stunde“ was doch weder in der That noch Worten ein christliches tödliches Beyspiel heißen kann. In der letzten Predigt auf den letzten Sonntag nach Pfingsten über Matth. 24, 30: „Der Sünder vor dem Weltrichter“ heißt es: „Vielleicht werdet ihr einst auf euren Mittler und Erlöser, auf „den besten Hirten eurer Seele, auf Jesum Christum eure „Hoffnung und euer Vertrauen setzen wollen. Aber nun „kommt er nicht mehr als ein unmündiges Kind, nicht als

„Erlöser; sondern als der ergrimmte Richter, der die „Böcke von den Lämmern absondern, und von sich ewig ver„stoßen wird. Seine Augen brinnen nun wie Feuerflam„men; er wird wie ein Löwe seine Donnerstimme erheben. „Sein Kreutz wird vor euren Augen in der Luft schweben und „euch mit Schrecken erfüllen. — Nichts wird euch helfen, „was ihr immer Gutes gethan; Nichts; alle eure Leiden, eure „gute Werke, eure Gebete, eure Almosen, eure Tugendakte. „Umsonst habt ihr also gelebet, gearbeitet, gelitten; ihr „habt dabey Nichts als den Fluch, den Zorn Gottes, eure „ewige Verdammniß eingeärndtet. — Wer kann da retten? „wer helfen? Der Bruder wird seinen Bruder, der Freund „seinen Freund, die Aeltern ihre Kinder im Stiche lassen. „Wir finden von diesem schrecklichen Zustande eines von Allen „verlassenen Sünders ein Beyspiel in der Geschichte des Kore, „Dathan und Abiram. Der Zorn Gottes brach über sie aus. „Moses befahl: alles Volk sollte von diese Gottlosen weichen. „Kaum hatte er ausgeredet: so spaltete sich die Erde, und sie „und alle ihre Anhänger wurden verschlungen und fielen unter „entsetzlichem Geschrey in den Abgrund. Die Söhne Kore „hatten keinen Antheil an der Verschwörung ihres Vaters, und „so blieben sie in der Luft schwebend, und wurden nicht ver„schlungen, obwohl auch unter ihren Füßen sich die Erde ge„öffnet hatte ꝛc." Wie genau der Verf. das alles weiß, als wenn er selbst schon einen Vorschmack davon gehabt hätte.

Ba. Eb.

Dialogen über die zehn Gebote nach Grundsätzen der heiligen und heiligenden Kirche für deren Diener und Lehrer, von M. Ch. Sprello, ehemaligem Priester im deutschen Frankreich. Frankfurt, bey Andreä. 1801. 404 S. 8. 1 Fl. 30 Kr.

Eine Schrift, wie diese Abtheilung der Gottesgel. deren wenige aufzuweisen hat. Leider! zeigen sich diese unglücklichen Schranken in der wichtigsten Angelegenheit des Menschen, die die Erkenntniß und Verehrung des unbeschränktesten Wesens trifft, immer am auffallendsten. Je reiner daher einer die allgemeinen Wahrheiten davon auffaßen und darzustellen sucht, je sicherer wird er von allen Partheyen als Ketzer ver-

verdrüßen, und um den günstigen Erfolg seiner wohlgemeinten Bemühungen gebracht werden. In dieser Rücksicht mag vielleicht Herr Forello einige Partikularitäten seiner Kirche eingebracht haben, da sonst das ganze wirklich nach Grundsätzen der heiligen und heiligenden Religion bearbeitet ist, die doch zum Glücke nicht nur hier oder da, sondern überall im Geist und in der Wahrheit gefunden wird. In der Einleitung wird auch wirklich nach diesen Grundsätzen der Vorzug der christlichen Lehre vor den jüdischen Geboten beurtheilt, und überhaupt die Bestimmung des Begriffs von dem, was recht und gut ist, nach allgemeinen Gesetzen entwickelt. Bey der Erklärung der zehn Gebote selbst ist auch jener ängstliche Zwang, womit gewöhnlich die ganze Moral hinein gelegt werden soll, glücklich vermieden, und die daraus folgenden Lehren werden meistens natürlich abgeleitet. Da die Arbeit zum Gebrauch bey Volk und Kindern bestimmt ist; so konnte sich der Ton nicht gleich bleiben, indem der Verf. das einemal jenes, das andermal diese im Auge gehabt zu haben scheint; doch ist im Ganzen die katechetische Methode ganz gut gebraucht, die Fragen folgen einem natürlichen Gange, und die Antworten fließen ungekünstelt aus denselben her. Daß zum Theil die eingestreuten Erklärungen und Beyspiele bisweilen zu lang wurden, dürfte noch eher entschuldigt werden, als wenn der Verf. den Dialog gänzlich unterbricht, und mehrere Seiten allein spricht, wie z. B. bey dem sechsten Gebot von Seite 6 — 18, und so bey den meisten Geboten am Ende geschieht, welches doch nur nöthig ist, wenn in der Unterredung selbst die Materie nicht erschöpft wurde.

Bl.

1. Bemerkungen über den gegenwärtigen Zustand des Religionswesens und des öffentlichen Unterrichts in den vier Departementen am linken Rheinufer. Dem Bürger Portalis gewidmet. Köln, bey Haus und Sohn. 1802. 79 S. 8.

2. Verketzerungsgeschichte eines mit theologischer Censur und Genehmigung des erzbischöflichen Ordinariats zu Köln herausgegebenen katholischen

Gesangbuchs und des Mildheimischen Lieberbuchs, als Beytrag zur Geschichte des neuesten Obskurantismus. 1802. 28 S. 8.

3. Der Geist der Polemik ist nicht der Geist des Christenthums. Eine Abhandlung, veranlaßt durch den neueren Unfug des Kontroverspredigens. 1802. 24 S. 8.

1. Nach einem interessanten Vorberichte über Denkfreyheit, entdeckt der Verf. (Hr. Jak. Hasgen, Prior und Pfarrer zu Dahlen bey Weyberg) dem französischen Staatsrathe Portalis mit aller Freymüthigkeit, die Mißbräuche seiner Kirche, klagt über Verfall der Religiosität und Moralität, sucht die Quellen dieses Verfalls auf, und giebt Mittel an die Hand, wie beyde wieder hergestellt werden können. Der Verf. klagt bitter über den Zustand der Gymnasien, Kollegien und Universitäten; spricht aber den hohen Schulen von Mainz und Bonn, und dem Unterrichtsinstitute, welches der königl. preuß. Kanzler v. Conitz in der Provinzialstadt Geldern zu Stande gebracht hatte, das gebührende Lob. Die bischöflichen Seminarien schildert er als Mönchsinstitute, wo die Köpfe der jungen Theologen verkehrt werden. Dann handelt er von den Bischöfen, Domherren, Stiftsgeistlichen, Ordensständen und Pfarrern, und bemerkt: wie wenig sie ihrer Bestimmung zuher entsprochen haben. Unter die Mittel, die Religion und Moral des Volks wieder zu heben, rechnet er 1) die Verbesserung der kirchlichen Disciplinargesetze, 2) die Errichtung zweckmäßiger Unterrichtsinstitute. Was dieser Schrift einen vorzüglichen Werth giebt, ist der Umstand: daß der Verf. nicht im Allgemeinen Plane entwirft; sondern ins Einzelne eindringt, und für jeden Zweig der kirchlichen Verwaltung und des öffentlichen Unterrichts die bestimmtesten Vorschriften giebt. S. 22 äußert der Verf. ein Besorgniß, das seiner Denkart Ehre macht: „Laut eines öffentlichen „Blattes, das in der Hauptstadt der Republik erscheint, bedauert man, daß eine Korporation, wie die Jesuiten waren, nicht mehr an der Spitze der Schulen stehet. Aber „was lehrten die zwanzigjährigen Magistrelli mehr, als etwas „kümmerliches Latein? — Ihr Unterricht hatte die offenbarste Tendenz, der Intoleranz die vollste Nahrung zu geben,

„und

„und aller religiösen Humanität den Weg fürs ganze Leben „zu versperren. An marianischen und aloysischen Sodalitäten „und all dem Prunkwesen eines religiösen Mechanismus man„gelte es freylich nicht; aber wohl an jener moralischen Erzie„hung, die den guten, nützlichen und edeln Bürger zu bil„den vermag. Sollte auch Mönchserziehung dazu geeignet „seyn können, Bürgererziehung zu bewirken?“ Am Ende folgt noch ein Anhang über den Nutzen der Aufklärung. Wenn die französische Regierung diese Vorschläge nützet: so wird sie ohne Zweifel die reichesten Früchte davon einärndten.

2. Dreyßig Jahre lang hatte der würdige Pfarrer Hoogen zu Wegberg durch Verbesserung des öffentlichen Unterrichts den Verstand und Geist des Volks zu bilden gesucht. Er hielt dafür, daß der Gesang eines der besten Bildungsmittel für den gemeinen Mann, und daß religiöser Kirchengesang in der Volkssprache ein unentbehrliches Erforderniß für eine christliche Gottesverehrung sey. Er verfaßte daher ein katholisches Gesangbuch, das im Jahre 1798 mit theologischer Censur und Genehmigung des erzbischöflichen Ordinariats zu Köln herauskam, und in mehrern Gemeinden eingeführet wurde, namentlich zu Dülken, wo der Pfarrer und Kaplan des Orts nebst drey Vikaren alles mögliche thaten, den deutschen Kirchengesang zu befördern. Dessen ungeachtet brachte es ein daselbst wohnender Exjesuit so weit, daß der Pöbel, von Branntwein und Eifer für die katholische Lehre berauscht, jenes Gesangbuch öffentlich zerriß, unter die Füße trat, und verbrannte. Nun ist der lateinische Choralgesang zur Erbauung des Volks in jener Gegend wieder hergestellt. Das Mildheimische Liederbuch wurde bey dieser Gelegenheit vom General-Vikariat zu Köln verboten. Die Erzählung des ganzen Vorgangs ist anziehend und lehrreich.

Den Inhalt von Nr. 3. giebt das voranstehende Motto aus Wotton: „Das Jucken der Disputirseuche erzeugt die „Grätze der Sektenmeinungen. Bekanntlich (schreibt der Verf. S. 20) „sieht der große Haufen unter den Katholiken die Predigt als ein bloßes Nebenwerk des öffentlichen „Kultus an; aber wie ströhmt er hinzu, wenn die Rede von „einer Kontroverspredigt ist! Warum? er findet neuen Stoff „zum liebelosen Urtheilen und Verdammen, und neue Be„gründung in seinem so gewächlichen Glaubensmechanismus.“

Die

Die Liebe zu Kontroverspredigten verschwindet nur dann im Menschen, wenn seine Religionsbegriffe geläutert werden, und er in den Geist des Christenthums eindringt, welches beym Volke nicht leicht zu erwarten ist. Aber für aufgeklärte Regierungen ist es Pflicht, solche, den Sektengeist nährende, Kontroverspredigten zu verbieten.

Mw.

Der Marianische Volksprediger nach dem Geiste des Christenthumes, der reinen Sittenlehre Jesus und seiner heiligen Kirche; bestehend in sechs Predigten für jeden Festtag der göttlichen Mutter. Von einem Priester des katholischen Deutschlandes, P. R. W. P. Mit Erlaubniß des hochwürdigsten Ordinariats. Augsburg, bey Rieger. 1802. Erster Theil. 522 S. Zweyter Theil. 436 S. 8. zusammen 3 Fl. 45 Kr.

Je seltener die Erscheinung guter Predigten aus jener Gegend des katholischen Deutschlandes ist; um so mehr muß die Kritik von der Strenge ihrer Forderungen nachlassen, wenn sich auch nur einige Spuren richtigerer Begriffe und nicht gänzlicher Verwerfung aller bessern Erkenntniß bey einem neuen ascetischen Produkte zeigen. Angenehm ist es daher Rec., dieses von dem gegenwärtigen Marianischen Volksprediger versichern zu können, da er ihn wirklich mit dem Vorurtheile, darin wieder den alten Sauerteig zu finden, der sich so schwer auslegen läßt, in die Hand nahm. Schön sucht der Verf. überall die praktische Tendenz hervorzuheben, und mit vieler Gewandtheit weiß er bey jedem Marianfeste nach sechs Variationen seinem Gegenstande doch jedesmal eine moralische Seite abzugewinnen. An die Aussprüche einer reinen Sittenlehre ist zwar dabey nicht zu denken, da selbst bey den besten geistlichen Rednern meistens mehr Deklamation, als der ruhige Gang der Belehrung angetroffen zu werden pflegt; und jener doch in der katholischen Kirche, wo es überall so viel auf Gefühle angelegt ist, immer eine größere Anwendung verstattet wird. Und diesem muß daher auch der spielende und liebelnde Ton zugeschrieben werden, in welchem

Herz dabey frömmelnde Empfindungen nur zu leicht verfallen, und welchen auch unser Verf. nicht ganz zu vermeiden wußte, wie Ausdrücke, wie folgende, denen leicht mehrere beyzufügen wären, beweisen. So sagt er S. 503 von Maria: „und so reißt sie die Stärke ihres Glaubens, die Hefftigkeit ihrer Liebe von der Erde los, so schlummert dieß heilige Geliebte in dem Kusse des Herrn ein.“ S. 496: „heute wurden die zwey liebenden Herzen, Jesus und Maria, in dem Himmel ewig vereiniget;“ und in Vergleichung mit der Bundesarche der Lade, nennt er Maria, als Mutter Jesu, gar „die lebendige Arche des neuen Bundes“ ꝛc. Um seine Manier näher kennen zu lernen, fügen wir noch den Inhalt der Predigten auf einige Feste hinzu: a) Auf das Fest der Reinigung Mariens. 1. Pred. die Lehren dieses Festtags. 2. Pr. Ueber die Beobachtung der Kirchengebote. 3. Pr. Von den Würkungen des Christenthums. 4. Pr. Ueber die evangelische Geschichte. 5. Pr. Von den Tugenden, die wir bey diesem Opfer Mariens zu erlernen haben. 6. Pr. Die Pflichten der Aeltern gegen ihre Kinder. b) Auf das Fest der Verkündigung Mariens. 1. Pr. Von dem rechten Verhalten gegen die Gnade Gottes. 2. Pr. Maria unser Vorbild. 3. Pr. Ueber den englischen Gruß. 4. Pr. Wie sich der Christ Gott unterwerfen soll. 5. Pr. Ueber das Evangelium. 6. Pr. Was Maria bey der Bothschaft des Engels dachte, u. s. w.

Mb.

Arzneygelahrheit.

Grundriß der policeylich-gerichtlichen Entbindungskunde, entworfen von Immanuel Gottlieb Knebel, d. A. K. Doktor und prakt. Arzte zu Görlitz. Erstes Bändchen. Breslau, Hirschberg und Lissa, bey Korn d. ä. 1801. 258 S. 8. 22 Z.

Der Verf. versichert in der Vorrede, er würde zufrieden seyn, wenn man ihm nur zugestehen wolle, zweckmäßig kompilirt zu haben. Wäre derselbe mit dem Prädikate eines fleißigen Kompilators zufrieden: so würde man ihm dieß einräumen müssen; aber zweckmäßig kann man seine Arbeit unmöglich

lich nennen. Zu einer zweckmäßigen Arbeit gehört doch wohl vor allen Dingen zuerst ein deutlicher und bestimmter Begriff, von dem Zwecke selbst, den man erreichen will; fehlt dieser, so kann die Arbeit unmöglich zweckmäßig werden, wenn auch noch so viel Fleiß darauf verwendet wird, und noch so viel Bücher durchgelesen und excerpirt werden. Daß es aber dem Verf. an solchen richtigen, deutlichen und bestimmten Begriffen fehlt, beweiset schon zuerst der abgeschmackte und ganz sinnlose Titel: policeylich-gerichtliche Entbindungskunde. Sollte dieser Titel Sinn haben, so müßte die Doktrin, die in diesem Buche abgehandelt ist, von der nicht-policeylichen und nicht-gerichtlichen Entbindungskunde wesentlich verschieden seyn; und worin bestünde denn wohl dieser Unterschied? Dadurch, daß einzelne Sätze aus einer Doktrin bey Policeyverfügungen oder bey gerichtlichen Erkenntnissen berücksichtigt werden, dadurch wird doch die Doktrin selbst nicht verändert. Ein guter Policeydirektor muß auch Kenntnisse vom Bierbrauen und Brodbacken haben, und bey Policeyuntersuchungen wird auch wohl ein Brauer oder Bäcker um sein Gutachten gefragt; aber deßwegen giebts doch keine besondre policeyliche Bierbrauerkunst, ꝛc. Der Arzt muß auch Philosoph seyn; aber eine besondre medicinische und chirurgische Philosophie giebts doch nicht? Der Verf. könnte sich zwar mit dem schon so lange üblichen Ausdrucke: gerichtliche Arzeneywissenschaft entschuldigen; indeß bliebe immer doch der Vorwurf für ihn, eine Absurdität nachgemacht zu haben. Noch bessere Beweise für unsre obige Behauptung, in Betreff der Verworrenheit der Begriffe des Verf., liefern folgende Definitionen: §. 7. „Entbindungskunde ist diejenige Summe „von Kenntnissen, auf welchen die Beurtheilung und Förderung des Fortpflanzungsgeschäfftes von der menschlichen Gattung, sofern sie vom weiblichen Geschlechte abhängt, beruht. „Sie befaßt sich also mit Betrachtungen über den Zustand und die Beschaffenheit des Weibes, in Hinsicht „seiner Bestimmung zum Kinderzeugen, sowohl im „jungfräulichen, als in dem entjungferten Zeitraum „ihres Lebens, als Schwangere, Gebährende und „Säugende. — Und weil das Gedeihen der Neugebornen, so lange sie aus den Brüsten der Mutter „genährt werden, oder wenigstens so lange, bis die „Erregung und das Leben wirklich im Gange ist, „hauptsächlich von dem mütterlichen Antheil an der

„Pflege

„Pflege und Wartung abhängt: so wird auch der Eintritt in die erste Lebensperiode, die Epoche des Lebensanfangs, gewöhnlich bey der Entbindungskunde mit in Betrachtung gezogen.“ — Es müßte doch wahrlich wohl sehr leicht seyn, die ganze Medizin, Chirurgie, Pädagogik mit allen ihren Zweigen, und noch weit mehr, unter diese Definition zu bringen. Die eigentliche wahre Entbindungskunde macht von dem, was in dieser Definition enthalten ist, den bey weitem kleinsten Theil aus; denn sie ist durchaus nichts anders, als die Summe von Kenntnissen und Geschicklichkeiten, die uns in den Stand setzen, Gebärenden beyzustehen. — Und was ist denn nun die policeylich-gerichtliche Entbindungskunde?? §. 18 heißt es: „sie ist eigentlich (was ist sie denn uneigentlich?) die Lehre „von der Fähigkeit des weiblichen Geschlechts zur „Fortpflanzung der Menschen, und von dem Gebrauch „dieser Fähigkeit, in Hinsicht auf den Zweck und die „Einrichtung des Staats. Folgende zwey Fragen „umfassen das ganze Feld: 1) Worin besteht die Fähigkeit des weiblichen Geschlechts zur Fortpflanzung „der Menschen?“ Für wen schrieb dieß wohl der Herr Verf.? für den Arzt? Der muß und wird dieß als Physiolog wissen, wenn er sich auch nie mit der Entbindungskraft abgiebt; oder für die Policeybeamten? was sollen doch die damit? 2) „Was für Gebrauch kann und muß von dieser Fähigkeit gemacht werden, damit der politische „Zweck erreicht, d. h. die Fortpflanzung der Menschen zum Besten des Staats befördert werde?“ Dieß ist allerdings eine Aufgabe für den Staatsmann; aber gehört dieß zur Entbindungskunde?? Der Einfluß dieser unbestimmten und verworrenen Begriffe, zeigt sich nun auch in der Anlage und Ausarbeitung des Ganzen. Der Verf. hat einen solchen Vorrath von Materialien zusammengetragen, daß das Inhaltsverzeichniß dieses ersten Bändchens zwölf eng und klar gedruckte Seiten ausmacht. Wirklich hat der Verf. die ganze Diätetik, die ganze Pädagogik des weiblichen Geschlechts, das Kapitel von der Kleidung, von Schnürbrüsten, hohen Absätzen ꝛc. mit abgehandelt; auch ein großes Kapitel über die Ehe, über Erbkrankheiten ꝛc. Es ist alles recht gut und brauchbar, und beweiset den Fleiß des Verf. im Lesen und Excerpiren (denn Eigenes ist, wie auch in der Vorrede zugestanden wird, nicht darin); aber das Wenigste

gehört

gehört nur hierher, und Alles ist schon in zehn und mehreren Büchern eben so gut gesagt und wiederholt, — wozu also dieß Neue?? Mitunter kömmt auch eine Abentheuerlichkeit vor: die Aeltern sollen es öffentlich anzeigen, wenn ihre Tochter eine Spur einer von irgend einem Arzte für erblich gehaltenen Krankheit, an sich hätte, und sollten sie durchaus nicht verheyrathen, wenn auch die angebotene Parthie noch so vortheilhaft wäre!!

Kg.

D. J. B. Trommsdorffs, Professors der Chemie, und Apothekers zu Erfurt, mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitglieds, Zusätze, Erläuterungen und Verbesserungen zu dem (ersten und zweyten Bande des) pharmakologischen Lexikon (s), oder medicinisch-chirurgischen Heilmittellehre, für Aerzte, Wundärzte, Apotheker, Oekonomen und Thierärzte. Für die Besitzer der ersten Auflage des ersten und zweyten Bandes besonders abgedruckt. Maynz und Hamburg, bey Vollmer. 1802. IV und 232 S. gr. 8. 22 K.

Mit Ausnahme einiger wenigen, sind diese Zusätze eben nicht geeignet, den vorhandenen zwey Theilen dieses Wörterbuchs — denn nur über diese beyden erstrecken sich dieselben — mehrern Werth zu verschaffen; das Vorzüglichste an denselben, ist die, den vegetabilischen Körpern beygefügte, genauere botanische Bestimmung.

S. 206. sagt der Verf.: „es wäre zu untersuchen, ob „nicht diese Frucht (Kürbis), mit andern mehlichten Substanzen verbunden, einen guten Branntwein lieferte, da sie „doch viel Zuckerstoff enthält.“ Sollte ihm denn, als Mitglied der Akademie, die in den Actis academ. Erf. befindliche Fiedlerische Abhandlung, welche sich über diesen Gegenstand sehr ausführlich verbreitet, nicht bekannt seyn?

Jz.

Phar-

Pharmakologisches Lexikon, oder medicinische und chirurgische Heilmittellehre, in alphabetischer Ordnung, für Aerzte, Wundärzte, Apotheker, Oekonomen und Thierärzte. Erster Band. von A — L. Zweyte Auflage, mit vielen Zusätzen, Erläuterungen und Berichtigungen vermehrt, von Johann Bartholomäus Trommsdorff, der Weltweisheit Doktor, Professor der Chemie ꝛc. s. w. Hamburg und Mayn, bey Vollmer. 1802. 790 S. gr. 8.

Zweyter Band, von M — Z. Eben so. 636 S. 5 Rl. 18 Gr.

Diese Auflage unterscheidet sich von der vorhergehenden durch nichts, als daß der letzte Bogen des ersten Bandes enger gedruckt ist, um Platz zu einer zwey Seiten langen Vorrede wie es hier heißt: zur zweyten Auflage, zu gewinnen. Von den auf beyden Titeln genannten: Vielen Zusätzen, Erläuterungen und Berichtigungen des Hrn. Prof. Trommsdorff (dessen Vor- und Zunamen nicht einmal richtig geschrieben sind) findet sich in beyden Bänden kein Wort! Diejenigen Käufer, welche eine neue Ausgabe zu erhalten glauben, werden sich daher sehr getäuscht finden. J.

Handbuch der innern und äußern Heilkunde. Zweyten Bandes dritter und letzter Theil. Die Prognostik. Herausgegeben von D. H. G. Spiering, prakt. Arzte in Elmshorn. Leipzig, bey Jakobäer. 1802. 239 S. 8. 20 Gr.

Der Verf. schließt hiermit seine praktische Sammlung des Wissenswerthen zur Erkennung und Heilung der vielen und mancherley Krankheiten. Will man das Ganze eine Kompilation nennen: so thut das nichts zur Sache, wenn nur die theoretischen und praktischen Aerzte die Kunst verstehen, Jedes an seinem Orte, zu rechter Zeit, und in zweckmäßiger Verbindung aller Umstände, anzuwenden. Die Prognostik,

welche in diesem Bande enthalten ist, begreift theils das Allgemeine der Zeichenlehre, in Rücksicht auf den vielfachen Ausgang der Krankheiten, theils das Specielle von den vornehmsten innerlichen und äusserlichen Krankheiten. Die kurzen, in Zusammenhang gebrachten, aus den ältern und neuern Semiologen genommenen Sätze, tragen den Stempel der Wahrheit an sich, und sind nach keinem Systeme geformt, auch nach dem Brownschen nicht, welches, als Meteor, wohl blenden, aber nicht in die Länge haltbar seyn kann. Ein hypothetisches muß über lang oder kurz, als ein künstlich gebautes, aber grundloses Chartengebäude, zusammen stürzen. Uebrigens wollen wir dadurch dem Verf. keine Untrüglichkeit zugestehen. Manche semiotischen Sätze konnten und sollten, als expressive und distretive, hier und da bestimmter ausgedrückt seyn, um allen unnützen oder scheinbaren Einwendungen der Brownianer auszuweichen. Das wird das geübte Auge des Praktikers bald entdecken, und eine sorgfältige Revision den Verf. belehren; wir begnügen uns also, auf diese Mängel aufmerksam gemacht zu haben.

Amerikanische Annalen der Arzneykunde, Naturgeschichte, Chemie und Physik, von D. J. A. Albers. Erstes Heft. Bremen, bey Seyffert. 1802. 184 S. 8. 14 gr.

An Journalen fehlt es, leider! den Deutschen nicht, und beynahe ist jetzt der traurige Rest von deutscher Gelehrsamkeit zur Journalistik herabgesunken. Ob Literatur und Buchhandel dabey gewinnen, das verdiente, wahrlich! eine sorgfältige Erörterung, und bey gefundenem Nachtheile eine baldige Abstellung. Indessen will der Deutsche alles wissen, wir wollen ihm das große Glück der Vielwisserey nicht mißgönnen, auch mit amerikanischem Medicinalguth glänzen zu können, damit wir nicht unter die unwahren Kunstrichter (s. Vorrede) gerechnet werden.

Der Uebersetzer giebt hier einige Buchtitel, mit mehr oder weniger ergiebigen Auszügen, (denn oft möchte man noch fragen, ist das der wahre Inhalt, und das vorzüglichste Moment der Schrift?) er übersetzt; aber bey manchen Worten möchte man wünschen, er hätte ein besseres und verständliche-

res deutsches Wort gewählt, oder mit einer kurzen Note erklärt; er spricht öfters zugleich mit dem Autor, und der Leser weiß nicht, wer hier spricht, (warum schloß der Uebers. nicht seine Urtheile in Klammern ein?) er fügt am Ende einige Titel von Disputationen bey, warum giebt er nicht auch eine kurze Anzeige? Oder sind jene wieder aus andern Büchern abgeschrieben? Es scheint so zu seyn! Wir wünschen in den folgenden Stücken mehr Auswahl, und mehr Genauigkeit. Die dießmaligen Auszüge sind aus Barton's Naturgeschichte von Pensylvanien und über den Kropf, Brown vom gelben Fieber, aus Stickstoff und origenirten Materien, Cathrall vom schwarzen Erbrechen, vom Einfluß des Mondes auf Klima und thierische Einrichtung, Churchmanns magnetischer Atlas, Youngs System der Astronomie (gegen Newton), Caldwell, über die pestilentialischen Epidemien in den vereinigten Staaten, u. s. w. Aber, wie gesagt, man weiß doch manchmal nicht, was der Verf. Eigenes sagte und lehrte. Und gerade dieß erwartet man in den amerikanischen Annalen, oder — sie können ungedruckt bleiben.

Sw.

Schöne Wissenschaften und Gedichte.

1. Aglaia. Jahrbuch für Frauenzimmer auf 1803. Herausgegeben von N. P. Stampeel. Mit Kupf. Frankfurt a. M., bey Herrmann. 1803. 18 B. 12. 1 Rl. 16 Gr.

2. Oesterreichischer Taschenkalender für das Jahr 1803. Mit Gedichten und Aufsätzen, von G. a. Baumberg, Hinsberg, C. Pichler, Raschky, u. a. Wien, bey Pichler. 1803. Mit Kupf. 9 B. 16. 1 Rl. 20 Gr.

Nr. 1. Unter den Taschenbüchern, die eine rein-sittliche Tendenz mit äußerer Eleganz vereinen, gebührt diesem, welcher nicht mit Unrecht den Namen einer Chatoulle an der Sterne trägt, ein vorzüglicher Rang. Die (von dem schätzenswerthen Verf. mit fast zu viel Bescheidenheit so genannte) Bagatelle

telle Lucie v. Rochlitz, wiegt an innerm Gehalt und anziehender Darstellung ganze dickleibige Bände von Romanen auf. — Auch die Geschichte der Königinn Christina Alexandra von Schweden, von Merkel, verdient eine rühmliche Erwähnung; nur scheint es, als ob es dem Verf. an der Universalität und dem Ueberblick fehle, welche höchst wesentliche Eigenschaften eines Historikers sind. Herr v. Oertel wandelt, wie gewöhnlich, auch hier auf der geräumigen Heerstraße der Mittelmäßigkeit. Ein uns hier zum erstenmal bekannt werdender H. W. Bommer scheint Bombast mit Gefühl zu verwechseln. Dem Herausgeber empfehlen wir ein fleißiges Studium von Rousseaus, von ihm, nach Würden, gepriesenen, unsterblichen Werken; welches ihm anschaulich machen wird, welch eine häkliche delikate Sache es mit der Schilderung der Leidenschaften ungewöhnlicher Menschen sey. Soviel von dem prosaischen Theile dieses Taschenbuchs. In dem poetischen wird man mit Vergnügen eine strengere Auswahl, als in den vorigen Jahrgängen wahrnehmen. Fräulein v. Imhoff hat ein treffliches Gedicht: „die Karthausa," geliefert, aus welchem wir nur den häßlichen, so leicht zu vermeidenden Reim Schweigen und Zeichen wegwünschten. Einige Sonnette von Wolfgang (dem unter den Namen F. Laun bekannten humoristischen Schriftsteller) athmen ein tiefes, lebendiges Gefühl, und zeichnen sich sehr vortheilhaft vor der Sündfluth von Klingsgedichten aus, mit welchen wir seit einigen Messen überschwemmt worden. — Auch Gerning und v. Knebel haben einige niedliche Kleinigkeiten beygesteuert.

Auf den beygefügten, von Jury sonst ganz artig gezeichneten und gestochenen Kupfern, welche Scenen aus Rousseaus Heloise darstellen, sieht man sich, sehr unbehaglich, aus Meillerie und Clarens in die Brandenb. Sandsteppen und in den Berliner Park versetzt.

Nr. 2. (dessen vorigen Jahrgang wir N. A. D. Bibl. B. 72. S. 531 angezeigt haben) enthält mehrere wohlgerathene Gedichte der auf dem Titel genannten Herausgeber, unter welchen uns die der C. Pichler die vorzüglichsten zu seyn scheinen, und eine kleine Reisebeschreibung durch Oesterreich ob der Ens, in welcher manche interessante Nachrichten mitgetheilt werden. Vor dem Titel steht Denis Bildniß; außerdem sind diesem kleinen Buche noch Kupfer beygeheftet, welche

welche Scenen aus der Jungfrau von Orleans, von Schiller, darstellen, und von Meinrad sehr brav gezeichnet und gestochen sind.

Gk.

Taschenbuch für 1803. Mit Kupf. Braunschweig, bey Vieweg. 1803. 9 Bog. 12. 1 Rl. 12 Gr.

Man ist es, seit einer Reihe von Jahren gewohnt, dieses Taschenbuch, unter seinen zahlreichen Mitbewerbern einen sehr ehrenvollen Platz einnehmen zu sehen. Auch dieses mal behauptet es, man mag auf den innern Werth der darin enthaltenen Aufsätze oder den äussern Schmuck sehen, seinen alten Ruhm. Schon die Namen der Verf.: Wieland, Herder und Huber berechtigen zu ausgezeichneten Erwartungen, in denen man sich nicht getäuscht sieht.

Den Anfang macht eine Erzählung von Wieland: Narkissus und Narcisse, die den deutlichsten Beweis davon giebt, daß der würdige Veteran noch immer den Bogen zu spannen und richtig das Ziel zu treffen, meisterhaft versteht. Vorzüglich sind die, dieser Erzählung vorausgeschickten, den dermaligen Zustand unserer romantischen Literatur betreffenden Bemerkungen, köstliche Worte, goldene Aepfel in silbernen Schaalen. Wie kahl und gerupft würden viele unser soidisant Lieblingsschriftsteller (den industriösen und wasserreichen Lafontaine mit eingeschlossen) dastehen, wenn man die S. 7. vorgeschlagene und eingegangene Bedingung: „daß alle eme„pfindsamen Familiengeschichten, und alle sogenannte moraliu„sche Erzählungen, worin lauter in Personen verwandelte „Tugenden und Laster, lauter Menschen aus der Unschuldswelt, lauter Ideale von Güte, Edelmuth, Selbstverläugnung und gränzenloser Wohlthätigkeit aufgeführt „werden, ein für alle Mal ausgeschlossen seyn sollten“ zu einem allgemein gültigen Gesetz erhoben könnte. Folgende Bemerkung hat nicht minder eine hohe, treffende Wahrheit. S. 11: „Der Hang zum Wunderbaren ist, wie man's nimmt, „die stärkste und die schwächste Seite der menschlichen Natur; „jenes für den, der selbst wirkt; dieses für den, der auf sich „wirken läßt. Wer auf keiner andern Seite zugänglich ist, „dem ist auf dieser beyzukommen.“ — Wenn man, bey

Lösung der Erzählung selbst, gleich hie und da versucht wäre, einige zu weit ausgesponnene, zu oft wiederkehrende Details, besonders in dem Zweygespräch der Schutzgeister wegzuwünschen +, und man, an mehr als einer Stelle, an die traurige Wahrheit, daß auch ein Wieland altert, erinnert wird: so ist doch seine, ihm schon von mehreren Kritikern zum Vorwurfe gemachte Geschwätzigkeit, auch hier von der lobenswürdigsten Art. Einer neulich, in einem öffentlichen Blatte enthaltenen Nachricht zufolge, dürfen wir hoffen, von Wieland einige Bändchen kleiner Erzählungen und vermischter Aufsätze zu erhalten. Möchte diese Hoffnung doch nicht getäuscht werden!

Das zunächst folgende Herdersche Melodrama: Ariadne Libera, ist im griechischen Geiste gedacht und gedichtet; eine wahre Bereicherung unserer, in dieser Gattung armen Literatur. — Möchte doch einer von Deutschlands trefflichsten Musikern, uns diese so lieblich duftende Blume durch Hinzufügung des Zaubers der Tonkunst, noch mehr aneignen! — Dieß wäre ein Unternehmen eines Hayde's würdig!

Hubers Erzählung in Briefen: „Mehr Glück als Verstand" überschrieben, gehört zu den gelungenen Produkten des schätzenswerthen Verf., und würde noch mehr gefallen, wenn sie sich nicht das Ansehn geben wollte, sich an eins der wenigen vollendeten Meisterwerke unserer Literatur — Werthers Leiden — anschließen, oder wohl gar, die Mangelhaftigkeit desselben verfechtbaren zu wollen. — Es wird hier nehmlich ein Quak, (ach ja wohl quak!) — Werther aufgestellt, der sich, recht zahm und sittig über den Verlust seiner Geliebten zufrieden giebt. — Von einem so wortreichen, breiten und geschraubten Raisonneur, als dieser Julius ist, wird ein solcher Entschluß, einer so abgezirkelten, ihre Gefühle mit Ellenmaaß messenden Juliette gegenüber, höchst begreiflich; ob aber der Verf. durch die hier zum Besten gegebene Korrespondenz beyder, die große Aufgabe: „einen von „seiner Liebe geheilten Werther darzustellen" gelöset habe — dieß wollen wir seinem eignen poetischen Gewissen anheim geben. Wenn wir übrigens noch hinzusetzen: daß sich hier viele tiefe Blicke in das weibliche Herz, mehrere feine Beobachtungen und neue Ansichten finden: so sagen wir damit den Lesern der frühern Huberschen Schriften nichts Neues.

Das

Das Schlußstück dieses kleinen Buchs: „Suschen von „Lafontaine“ angeblich eine Anekdote aus den Zeiten der französischen Revolution, veranlaßt uns zu dem lebhaften Wunsche: daß nicht alle eben so unwahrscheinlichen, unbedeutenden und geringfügigen Histörchen aus jenem Zeitraume so ausführlich unter die Presse geschoben werden mögen; indem sonst nicht nur das Papier vertheuert werden, sondern selbst die Miethen im Preise steigen dürften.

Die Ausführung der von Kininger gezeichneten und von Blaschke gestochenen, auf die Jahrszeiten Bezug habenden, in Absicht der Erfindung höchst alltäglichen Kupfer, verdient Lob.

E.

Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1803. Herausgegeben von Huber, Lafontaine, Pfeffel, u. a. Mit Kupf. Tübingen, bey Cotta. 1803. 15½ B. 16. 1 Rh. 12 gr.

Auch in diesem Jahre behauptet das vorliegende Taschenbuch seinen wohlerworbenen Ruhm unter seinen vielen Brüdern, eins der trefflichsten, wo nicht das trefflichste, zu seyn. — Bey dem großen Reichthume seines Inhalts müssen wir uns auf die Andeutung einiger vorzüglichen Artikel beschränken.

Unter den poetischen Beyträgen zeichnen sich die Schillerschen rühmlichst aus, vor allen: „Thekla, eine Geis„terstimme,“ ein ächt ätherisches Gebilde, voll hohen Sinnes und tiefer Deutung. Es schließt mit einer schönen herzerhebenden Hoffnung. S. 202:

„Wort gehalten wird in jenen Räumen,
„Jedem schönen, gläubigem Gefühl;
„Wage du, zu irren und zu träumen,
„Hoher Sinn liegt oft im kindschen Spiel.“

Auch Cassandra und die vier Weltalter, von demselben Dichter, verdienen eine ehrenvolle Erwähnung. Möge ihm zu Theil werden, was er S. 208. so lieblich sagt:

„Gesang und Liebe im frohen Verein,
„Sie erhalten dem Leben den Jugendschein.“

Minder hat uns seine, dem Ganzen zum Frontispiz dienendes Gedicht: „an die Freunde," gefallen; es enthält nicht nur müßige Stellen, sondern auch Reime, wie Norden und Pforten u. s. w. Der Schluß ist von erhabner Wahrheit:

„Alles wiederholt sich nur im Leben,
„Ewig jung ist nur die Phantasie,
„Was sich nie und nirgends hat begeben,
„Das allein veraltet nie!" —

Ein Gedicht von Matthisson, „Erinnerungen" überschrieben, gehört zu den gelungensten poetischen Erhebungen des Dichters. Sie beginnt so S. 58:

„Wenn der Morgen sich röthet, wenn des Abends
„Goldgewölke die Fichtenhöhe beleuchten,
„Wenn die heiligen Sterne schimmern, denk' ich,
„Dein, o Geliebte!

„Dann vernehm' ich mit Geisterfahr die Laute
„Deiner Grazienlippen; sanfter hallt nicht
„Aeols Harfengetön in Philomelens
„Wehmuthsakkorde."

Mögen auch gewisse absprechende und vorlaute Knäblein mit heiserer und stentorischer Stimme den längstbewährten Ruhm dieses Dichters der Grazien schmälern wollen: immer wird er sich in jedem reinen fühlenden Herzen ein unvergängliches Denkmal errichten! —

Pfeffel hat S. 226. eine veraltete, schon von Herdern versuchte Dichtform, die der gereimten Hexameter und Pentameter von neuem, aber nicht mit sonderlichem Glücke, in Gang bringen wollen. Wir geben den Anfang zur Probe:

„Welch ein lebendiger Hauch umweht mich! Geister der Barden,
„Dieses heiligen Hains, kündiget Ihr Euch mir an?
„Oder will ein Gelüste von Nachteulen und Raben,
„Sich der Bote der Ruh aus dem Hades mir nahn?"

Unter dem übrigen Poesien desselben Dichters befindet sich, (um es gelinde auszudrücken) viel Mittelgut; der gute Alte macht sich das Reimen gar zu leicht. Der glatte Kerker S. 197. ist sprachwidrig; ein Reim, wie S. 196. Straßen

sen und Nasen, thut den Ohren und S. 193. der Steife dem guten Geschmack weh. In der epigrammatischen Form ist der Dichter am glücklichsten. Z. B. S. 197, wo man uns willkührlich, an unsre allerneuesten Philosophen, deren Systeme, wie Pilze in einer Hundstagsnacht hervorsprießen, erinnert wird:

„Auf der Metaphysik Steppen,
„Hat Alpin ein Schloß gebaut,
„Leider! — ists, beym Licht beschaut
„Eine Sternwart' ohne Treppen."

Ein, wahrscheinlich angehender Dichter, Wäder, der Schillern nicht unglücklich nachahmt, verdient Aufmunterung.

Unter den prosaischen Aufsätzen macht eine Erzählung von Lafontaine: „die Rückkehr ins Vaterland," den Anfang. Sie ist ganz vom gewöhnlichen Schlage; viel Unglück, viel Mitleid, rasches Verlieben, günstiges Zusammentreffen der Umstände — alles die alte, bereits bis zum Ekel ausgespielte und abgegriffene Leyer. — Und immer Emigranten: Hilfchen! Da der Held des Tages diese Lieblinge des wassereichen Vers. fast alle zur Ruhe gebracht hat: so sollte sie dieser doch nun auch ungehudelt lassen! —

Vortrefflich in jedem Betracht ist dagegen die Imbersche Erzählung: das Urtheil der Welt. Neuheit der Erfindung, natürlicher Gang bey stets wachsendem Interesse der Begebenheiten, Lebhaftigkeit und Gediegenheit der Darstellung, Tiefe und Reinheit des Gefühls, — Alles vereinigt sich, um den seltenen Genuß, den dieses höchst gelungene Charaktergemälde (vielleicht könnte man es noch richtiger als Gallerie von Charakteren bezeichnen) jedem unbefangenen empfänglichern Gemüthe gewährt. Man gewinnt die Sekte der Herrnhuter, deren Mitglieder hier Hauptrollen spielen, so viel Unbehagliches und Mißfallen Erweckendes jene sonst hat, von des Vers. einladenden Schilderung hingerissen, unwillkührlich lieb; man möchte sich, gleich den Helden der Erzählung, aus dem rauschenden Weltgetümmel in ihre friedlichen Wohnungen retten?

Der, von dem genialischen Sonderling J. P. Fr. Richter herrührende Aufsatz: „Ursachen, warum der Verf. „Nichts für das Taschenbuch liefert. Ein Brief an „den Verleger," enthält, wie gewöhnlich, neben vielen vor-

schwebenen, seltsamen, zum Theil ans Ungehirnte streifenden Zeug, auch manche feine beherzigungswerthe Bemerkung: z. B. S. 235 und 36. »Man hört in der Welt leichter ein »Echo, als eine Antwort; Mädchen vollends hören nur sich, »nicht andere, und sehen nur andere, nicht sich — Zeuxis ver»schenkte zuletzt seine gemahlten Schönheiten, weil er sah, »daß sie nicht zu bezahlen waren: die Lebendigen sollen eben »so rechnen, und zuerst ihre erste verschenken, ihr Herz. — »Man hat oft gefragt, ob man sich im Himmel kenne; nie»mals aber, ob in der Hölle? Beydes gilt für die Liebe, sie »mag jenen oder diese geben. Die Frauen zeigen mehr Ge»schmack; wenn sie andre, als wenn sie sich selber anzukleiden »haben. Es geht ihnen mit dem Körper, wie mit dem Herzen; in fremden lesen sie besser als im eignen.«

Die Kupfer, welche 6 Tollettenscenen, nach Catelschen Zeichnungen, und einige Scenen aus Maria Stuart ꝛc. vorstellen, leisten Alles, was auf so kleinen Blättern auszuführen möglich ist.

1. Taschenbuch auf das Jahr 1802. Der Liebe und Freundschaft gewidmet. Mit Kupf. Bremen, bey Wilmans. 1802. 13 Bog. 16. 1 Rl. 16 gr.

2. Dasselbe für 1803. Mit Kupf. das. 1803. 13½ Bog. 16. 1 Rl. 16 gr.

3. Taschenbuch für die dichtende, bildende und historische Kunst. Herausgegeben von Aschenberg. Mit Kupf. Dortmund, bey den Gebr. Mallinkrodt. 1803. 12 Bog. 16. 1 Rl. 20 gr.

Auch unter dem Titel:

Taschenbuch für die Gegenden am Niederrhein. Fünfter Jahrgang.

Nr. 1. ist eine reichlich ausgestattete Sammlung von mittelmäßigen Aufsätzen, — gereimten und reimlosen — zu welchen, zum Theil, berühmte Leute ihre Namen hergegeben haben. Da findet man z. B. einen zweyten Theil der Zauberflöte von Gö-

Göthe, wo; wenn man stets des letztern (gewissen Menschen hochheiligen) Namens: Schikaneder läse, alles in der Ordnung seyn würde. Man höre und — erstaune. S. 30:

Sie: (weinend) Wir sind doch recht unglücklich. Sie: (immer mit zunehmenden Weinen und Schluchzen) Die Schönen. Er: (gleichfalls) Artigen. Sie: Kleinen. Er: Scharmanten. Sie: Pa. — Er: Pa. Sie: Pa Pa! Er: Pa Pa! Sie: Ach der Schmerz wird mich noch umbringen. Er: Ich mag gar nicht mehr leben! Sie: Mich däuchte, sie wären schon da. Er: Sie hüpften schon herum. Sie: Wie war das so artig. Er: Erst einen kleinen Papageno. Sie: Dann wieder eine kleine Papagena. Er: Papageno. Sie: Papagena. Er: Wo sind sie nun geblieben? Sie: Sie sind eben nicht gekommen u. s. w.

Und so währt das alberne, nonsensikalische Gewäsch noch eine geraume Zeit fort. — Ist es nicht wahrhaft traurig, daß Deutschlands erster Dichter sich so gehen läßt und das Publikum so verachtet, daß er es mit solchen Abgeschmacktheiten abzuspeisen wagt? Wird man da nicht versucht auszurufen: Israel, das sind deine Götzen! Das Fragment einer gesellschaftlichen Unterhaltung von Bouterweck ist geschraubt und zugespitzt; Otmars Legenden sind sehr mittelmäßig; Böhlendorfs Poesien schlecht; die Gedichte von Ewald und Meyer elend, das von Rau unter der Kritik. Walhelm von Bertrand ist eine klägliche Nachäfferey der Starkschen Manier. Auch Falks, Sangerhausens und Halems Sachen sind höchst alltäglich. Einige Kleinigkeiten von Gramberg und Schilling's (jedoch bloß skizzirte) Erzählung: das Verhängniß, zeichnen sich vortheilhaft aus.

Mit Nr. 2. ist es nicht besser bestellt. Einen von Herder herrührenden Aufsatz: Kalligenia überschrieben, dem man jedoch mehr Klarheit und eine gefälligere Form, vor Allem aber eine bessere Nachbarschaft wünschen möchte; und einige niedliche Kleinigkeiten des Frh. v. Imhoff ausgenommen, haben wir durchaus nichts aufzufinden vermocht, was einer auszeichnenden Erwähnung werth gewesen wäre. Doch, fast hätten wir uns einer Unterlassungssünde schuldig gemacht. Am Schlusse stehen drey sehr niedlich versifizirte, gut erfundene Räthsel von Schiller, welche aufs neue beweisen, daß ihm das ganze Gebiet der Dichtkunst, im Größten, wie im

Kleinsten,

Kleinsten, zu Gebote steht. Wir geben eins zum Beweise dieser Behauptung. S. 214:

Unter allen Schlangen ist eine,
Auf Erden nicht gezeugt,
Mit der an Schnelle keine,
An Wuth sich kaum vergleicht.

Sie stürzt mit furchtbarer Stimme
Auf ihren Raub sich los,
Vertilgt im innern Grimme,
Den Reiter und sein Roß.

Sie liebt die höchsten Spitzen,
Nicht Schloß, nicht Riegel kann
Vor ihrem Anfall schützen,
Der Harnisch lockt sie an.

Sie bricht wie dünne Halmen
Den stärksten Baum entzwey,
Sie kann das Erz zermalmen
Wie dicht und fest es sey.

Doch dieses Ungeheuer,
Hat zweymal nie gedroht,
Es verbrennt in eignem Feuer,
Wie's tödtet, ist es tod.

Die Kupfer zu beyden Taschenbüchern, welche nach Rambergschen Zeichnungen von Ridley in London, Jury und Weinrauch gestochen sind, gehören zu der bessern Gattung.

Nr. 3. liefert zuerst eine Sammlung von Gedichten, die, zum Theil höchst mittelmäßig gerathen sind, unter welchen sich aber auch einige von vorzüglichem Werthe befinden, die Bramberg, J. G. Jacobi, W. Schreiber und Lehne zu Verfassern haben. Aus einem vortrefflichen Gedicht des letztern an Bonaparte wollen wir die letzte Strophe unsern Lesern mittheilen. S. 12:

„Doch sind nicht Volksheil, Menschen-Recht die Götter
„Vor denen sich dein Muth in Ehrfurcht beugt;
„Und hat das Glück — nicht einen Freyheits-Retter,
„Den Schöpfer von Neronen nur gezeugt;

„Kannst

„Kannst du so sehr in eignem Glanz erblinden,
„Dann ruft der Geist der Zeit dir warnend zu:
„Die Freyheit wird schon ihren Rächer finden,
„Dein Mörder wär dann größer noch als du!“

Auch die prosaischen von dem Herausgeber, H. Jung, und Vorbeck herrührenden Aufsätze, so wie die von Thelott und Heß verfertigten Kupfer, erheben sich über das Gewöhnliche.

Gk.

R o m a n e.

Die gute Frau. Vom Verfasser des Weibes wie es ist. Pirna, in der Arnoldischen Buchhandlung. 1802. Zwey Theile. 237 und 246 S. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Der Verf. dieser Schrift, Herr Gustav Schilling, hat schon mehrere nicht unglückliche Versuche gemacht, das Publikum durch Romane zu belehren und zu unterhalten. Das Beste, was er bisher lieferte, war sein Buch: das Weib, wie es ist, obgleich auch dieses manchen gerechten Tadel der Kritik erregte. Das gegenwärtige neue Produkt des Verf. steht in Absicht seines Werths tief unter dem obigen; ob er gleich so ziemlich alle bekannte Maschinerien benutzt hat, um einen nicht sehr interessanten Stoff durch eine precieuse und gespannte Sprache, durch überraschende, aber nie genug motivirte Begebenheiten, durch seltsame Menschencharaktere, und durch sentimentale Rührungen so mancher Art anziehender und lebendiger zu machen. Alle Arbeiten, woraus das Künstliche zu sehr hervorleuchtet, wollen selten gefallen; und in dem freyen Reiche der Phantasie, die Romane dieser Art am allerwenigsten. Irren wir nicht, so hat sich das bessre Talent des Verf. durch die heurige Lektüre so mancher neuen, aber leider! verkünstelten Romane hinreißen lassen, in ihren gezwungenen Ton hinein zu fallen, und die Magerkeit des romantischen Ideenstoffs hinter einem feyerlichen Gewande, und der heutigen hochtrabenden Romanenphilosophie zu verbergen. Daher reden denn auch in diesem Buche alle Perso-

nen,

men, von ganz verschiedener Denkungsart und Erziehung, in einer und einerley hoher und sentenzlöser Sprache; — das alte Mütterchen S. 66. eben so gut, als der Hauptmann, der mit der Batterie geschrobener und hinkler Phrasen, wie ein Begeisterter auftritt, und eben darum nicht gefällt. Was die hier geschilderte gute Frau selbst betrifft: so scheint uns der Charakter des Guten, da er in dieser Dichtung mit dem Verständigen genau verbunden seyn muß, nicht wenig verfehlt zu seyn. Eine Frau, wie Madame Huber, mit dieser empfindsamen Sentimentalität, mit diesen moralischen Kernsprüchen, aber auch mit diesen poetischen Gefühlen und Tändeleyen, wie S. 179; mit dieser platonischen Anhänglichkeit an einen zweyten Mann, dem sie ewig, doch ohne Kopulation angehören will, scheint nicht moralisch fest und klug genug zu seyn, um ihrem Geschlechte als eine wirklich gute Frau empfohlen zu werden. Diese herrliche gute Frau wird weiter unten sogar lächerlich, indem sie dem thätigsten Wohlthäter ihres Lebens ihre Hand versagt, sich in das angenehme Wesen eines jungen Mahlers verliebt, von diesem einen Heyrathsantrag erwartet, und auf eine empfindliche Art getäuscht wird, und nun erst erscheint ihr der ernstere Anbeter wieder in einem bessern Lichte. Diese Inkonsequenz mußte der Vers. der sonst nicht gemeine Proben von seiner Kenntniß des weiblichen Herzens abgelegt hat, vermeiden. Eben so wenig werden verständige Leser durch die seynsollende Ueberraschung, daß sich Burgs gefallene Gattinn aus Reue in dem Arm ihres Mannes einen Dolch in die Brust sticht, nicht sehr überrascht werden, weil diese Handlung über das Natürliche hinaus geht, und ihr angenommener Edelmuth durch eine theatralische Koquetterie sehr viel an Werthe verliert. Diese Unbestimmtheit in Zeichnung der Charaktere ist durch das ganze Buch hindurch sichtbar, und der Vers. ist aus einer unglücklichen Tendenz, überall komponirte Menschen mit komponirten Begebenheiten in Verbindung zu bringen, aus der schönen psychologischen Einfachheit der Darstellungen und der Sprache herausgewichen, — und der ernste Styl, die schön geschmückten Gemeinsprüche, der bisweilen zu hocherabende Periodengang, und die eingemischte zierliche Menschenkenntniß, sind nicht zureichend, das überall hervorleuchtende Gaukelspiel des Ganzen zu verhüllen. In der Mitte des zweyten Bandes wird der Leser in eine wahre Feenwelt hinein gestürzt, und von dem Unwahrscheinlichen so lange verfolgt, bis

bis er, aller dieser Ueberladungen der Romantischen satt und müde, dieß Produkt unwillig aus den Händen legt.

Vr.

1. Der Gräfinn Genlis auserlesene Romane und Erzählungen für gebildete Leser. Hamburg und Maynz, bey Volmer. 10 Bog. 8. 12 gr.

2. Verbrechen der Liebe. Eine Reihe höchsttragischer Gemälde. Aus dem Englischen. Erster Band. Mit einem Kupfer. Leipzig, bey Rein. 1803. 18 Bog. 8. 1 Rt.

Nr. 1. sieht ganz aus, wie eine wieder aufgewärmte Waare, mit einem neuen Schilde. Denn das Buch enthält nur eine einzige Erzählung, ohne Titel. Das auserlesene kann Rec. ihr durchaus nicht ansehen. Es ist ein Roman vom ganz gewöhnlichen Schlage, und völlig so geschwätzig und wortreich, wie mehrere Dichtungen der Frau v. Genlis. Rec. kennt das Original nicht; aber, daß es durch die Uebersetzung noch um vieles mattherziger geworden, sieht man, ohne Divinationsgabe. Die gebildete Lesewelt, für die sie, laut des Titelblatts, bestimmt ist, wird sich daher schwerlich an ihr erbauen. Das ungleich größere Publikum aber, das nur liest, um zu lesen, wird es so genau nicht nehmen; und in Leihbibliotheken ihr Glück gewiß blühen; denen Rec. sie dann hiermit auf das Beste empfohlen haben will.

Nr. 2. enthält drey Erzählungen, die ein Gewebe von Gräueln und Unwahrscheinlichkeiten sind. In der ersten: Henriette Stralson, stellt ein vornehmer Wüstling einem tugendhaften Mädchen nach, und bekömmt es durch List und Ränke dreymal in seine Hände. Durch Gegenlist und vorgespiegelte Liebe aber entschlüpft ihm dreymal seine Beute. Eine eben so alberne, als unwahrscheinliche Sicherheit der Nachgestellten ist Schuld, daß der Verführer sie auch zum viertenmale erhascht, und nun giebts keine Erlösung mehr für sie. Der betrogene Wüstling rächt sich teuflisch. Er ermordet des Mädchens Geliebten, und über seinem Leichnam muß es schwören, sich dem Mörder zu ergeben. Das thut

es

es auch; aber in der Brautnacht erdolcht es den Schurken, und stirbt nachher aus Gram und Verzweiflung. In Mathilde v. Flaxelange, der zweyten Erzählung, wird die einzige Tochter eines angesehenen Hauses zu Paris, durch einen höchstunwahrscheinlichen Betrug, die Frau eines Räuberhauptmannes. Ein alter Liebhaber, dem sie um dieses Räubers willen, den Korb gegeben, befreyt sie aus ihrem Raub-, Mord- und Bluthunde, nimmt den Hauptmann sammt seiner Rotte, mit Hülfe eines Trupps Dragoner, gefangen, und überliefert sie der Rache. Dann trennt er sich von der Entehrten, die bald darauf ins Wochenbett kommt, und endlich ihr Leben in Gram und Schwermuth endet. Die Heldinn der dritten Erzählung, Fräulein v. Florville, aber spielt bey weitem die gräuelvollste und empörendste Rolle. Von einer unnatürlichen Mutter, als Findelkind, ausgesetzt, wird sie, unbekannt mit den Urhebern ihres Lebens, von einem Kinderlosen Ehepaar, als Kind vom Hause aufgenommen, und in den besten Grundsätzen erzogen. Ihre Pflegemutter stirbt. Sie kömmt in andere Hände, lernt einen jungen Offizier kennen, der sie verführt; nachdem sie von einem Knaben entbunden worden, das Kind zu sich nimmt, und sie verläßt. Dieser Liebhaber ist ihr — Bruder. Sieben Jahre darauf wird sie mit einem jungen Menschen bekannt, der sich heftig in sie verliebt, und nach ihrem Besitze strebt. Sie widersteht seinen Begierden, er überfällt sie in der Nacht, sich durch Gewalt zu verschaffen, was ihm versagt worden. In Gefahr, überwältigt zu werden, ergreift sie eine Scheere, den Rasenden leicht zu verwunden, und so abzuschrecken. Ihr Unglück will, daß sie ihm die Scheere in das Herz stößt; er sinkt todt zu ihren Füßen, und dieser Ermordete ist — ihr Sohn. Nicht lange nachher wird sie vor Gericht gefordert, gegen eine Mörderinn aufzutreten, von deren Bluthat sie Zeugin gewesen. Diese wird zum Tode verurtheilt, stirbt auf dem Schaffotte, und Florville hat — ihre eigne Mutter dem Henkerschwerdt überliefert. Zuletzt heyrathet sie einen alten Edelmann, der sie auf das zärtlichste liebt, und dieser Gemahl ist — ihr Vater. Das Ende aller dieser scheußlichen Auftritte läßt sich denken. Die Heldinn erwürgt sich, und Vater und Sohn sterben in Schrecken und Verzweiflung.

Es kann nicht viel Mühe kosten, solche Gräuel zu erfinden; aber es kostet die größte Anstrengung, sie zu lesen.

Ekel,

Ekel, Unwillen und Abscheu stoßen jedes rechtliche Gemüth davon zurück, und Rec. hält es für seine Pflicht, solche Gemüther zum Voraus dafür zu warnen.

Be.

Die einsamen Gräber gemordeter Tugenden, von Karl Schindler, dem Verfasser des finstern Mannes. Mit einem (elenden) Titelkupfer. Leipzig, bey Kleefeld. 1801. 20 Bog. 8. 1 Rt.

Rec. kennt weder den finstern Mann, noch seinen Verf. Herrn Karl Schindler; allein so viel kann er den Lesern sagen, daß sie in diesen einsamen Gräbern gemordeter Tugenden eine unausstehliche Leichengesellschaft finden. Der Herr Verfasser des finstern Mannes hat alle Anlage, ein schlechter Schriftsteller zu werden; doch was sagen wir, er ist es schon. Man lese z. B. S. 118. wo der Verf. vor lauter Rührung bis zur Lächerlichkeit platt wird. Wenn Rec. die Frage nach den Thränen beantworten sollte, so würde er sagen: es ist die Thräne der jämmerlichsten Erbärmlichkeit! — Doch wozu viel Worte, da gleich der Titel die ganze Recension enthält?

Ub.

Begebenheiten eines Jünglings, der schwarz geworden ist aus Liebe. Und einiger andern, die es nicht geworden sind. Bagdad. 1801. Mit einem Titelkupfer von Schule. 416 S. 8. 1 Rt. 12 gr.

Der Rec. vermag nicht, die angezeigten Begebenheiten höher, als in das überreiche Fach des Mittelgutes der Romane zu reihen. Der Verf. giebt hier eigentlich die Fortsetzung von einem andern Roman, der dem Abentheuer einer Nacht in Stambul; den der Rec. aber nicht gelesen hat, und nach dem Versuch mit diesen Begebenheiten um so weniger versucht wird zu lesen, je mehr der Verf. in den letztern bekennt, daß er dort noch weitläuftiger, d. i. langweiliger erzählet habe. Das Ganze hat Aehnlichkeit mit Tausend und eine Nacht; denn immer ist eine Episode und Geschichte in die andere ge-

pfropft, nur gewiß nicht so unterhaltend. Uebrigens gieng es dem Rec., wie es nach S. 79. einer Erzählerinn gieng, von welcher es heißt: „Es ist zu bedauern, daß die schmeichelhafte Wendung der Erzählerinn, womit sie die Rede beschloß, für die Hauptperson verlohren gieng: denn diese war gleich nach den zwey Worten, mit denen sie vorhin die Rede unterbrochen hatte, sanft entschlummert; — zum Ersatz für den Schlaf, den sie die letzte Nacht (der Rec. diesen Abend durch das Lesen) entbehret haben mochte.“ Der Leser mag auch aus dieser Probe des Styls auf das Uebrige schliessen.

Tm.

Die Wirthschaft zu Apenflur. Frankf. a. M., bey Hermann. 1801. 19 Bog. 8. 1 Rg.

Wieder eines von den faden, geistlosen und langweiligen sogenannten häuslichen Gemälden, wie sie Lafontaine's Nachahmer zu hunderten von der Faust schlagen. Tausendmal verbrauchte Scenen und zehntausendmal wiederholte Albernheiten; ein so kraft- und saftloses Opus, wie es höchstens ein junger Studiosus schreiben kann. Da indessen der Styl an einigen Stellen doch noch leidlich ist: so will Rec. den Verf. nicht ganz aufgeben, und hoffen, daß er künftig etwas Besseres werde liefern können.

Wahrlich! wenn wir den Ausländern nichts als häusliche Gemälde à la Lafontaine, nichts als Jean Pauliaden, und nichts als metaphysische Grübeleyen aufzuweisen hätten: so wäre unsere Sprache nicht der Mühe werth erlernt zu werden. Möchten doch unsere anfangenden Schriftsteller endlich einsehen lernen, daß alle Manieren vorübergehen, und nur Natur und Simplicität das dauernde Eigenthum grosser Schriftsteller sind!

Bm.

Aemil und Julie, die Unzertrennlichen. Ein Roman von Karl Albrecht. Berlin, bey Schöne. 1801. 218 S. 8. Mit einem Kupferstiche und Notenblatte. 1 Rg.

Der

Der Held dieser herzbrechenden Geschichte ist ein als Kammerherr bey Hofe angestellter, noch junger Edelmann, der aber schon viel zu groß denkt und fühlt, als in alles das Kleinliche dieser Laufbahn sich fügen zu können. Sehr bald also wirft er den goldnen Schlüssel weg, und kündigt seinem bisherigen Gebieter den Dienst auf. Dieser will den Geldschnabel nicht ohne Zeichen des Wohlwollens entlassen, und beehrt beym Abschied ihn mit einem Stiftskreutze; hat aber den Verdruß, solches mit der Aeußerung zurückgeschickt zu sehn: Er, der Ex-Kammerherr habe noch gar kein Verdienst um den Staat, und würde, wenn er auch deren hätte, doch nie einen Orden tragen, weil man mit Verdiensten nicht — prahlen dürfe! Trotz so erhabner Denkungsart, ist der Vater des jungen Philosophen, ein wackrer Landjunker, doch wenig davon erbaut, und will anfänglich von dem raschen Entschlusse desselben nichts hören. Kaum indeß ist das Söhnchen nach Hause gelangt: so weiß seine Beredtsamkeit den Alten dergestalt umzustimmen, daß dieser den gewagten Schritt unbedingt billigt, und den vorzeitig klugen Erben gar nicht mehr von sich lassen will. Bis dahin alles nach Wunsch; bald aber stellt die leidige Langweile sich ein; und wie diesen abhelfen? Wodurch anders in einem Roman, als durch Liebe! Aemil nämlich macht einen Spatzierritt nach dem Grabe seiner längst verstorbenen Mutter, und findet da, nicht etwa ihren Schatten; sondern ein himmlisch schönes Mädchen in der rührendsten Stellung auf dem Grabmahl ihrer eignen Mutter sitzen. Was aus einem so sympathetischen Zusammentreffen entstand, und entstehen mußte, läßt sich errathen. Zwar nur eine Pächters Tochter ist diese reizende Figur; wogegen aber, wie sichs versteht, der so vorurtheilsfreye Liebhaber gar nichts einzuwenden hat. Vielmehr benutzt der junge Kosmopolit den Fund mit solcher Lebhaftigkeit, daß, als beym zweyten Besuche schon der erste Kuß auf ihre Lippen gedruckt wird, der eben dazu kommende Vater des Mädchens die neue Bekanntschaft sogleich gut heißt, und seinen Segen ertheilt. Auch der Vater Aemils kann den Reizen der Schönen nicht widerstehn, willigt unbedenklich ein, und wird für diese exemplarische Nachgiebigkeit durch den Umstand belohnt, daß bald darauf sich ergiebt, Juliens Vater sey ein verjagter — Staatsminister. Bis hierher Alles, wie man sieht, noch immer nach Herzenslust! Nun aber wendet das Blatt sich so tragisch, daß Rec. den Muth zu weiterm Be-

richt verliert, und kaum noch die Katastrophe berühren kann. Durch die Bosheit einer bejahrten Hofmatresse und nunmehrigen Kupplerinn wird die arme Julie für Rechnung eben des Fürsten entführt, der mit seinen Stiftskreutzen eben so freygebig war. Zwar retten Aemil und der Ex-Minister für's erste das unglückliche Geschöpf, und kehren bey dieser Gelegenheit den ganzen Hof um; lassen am Ende sich aber doch übertölpeln, so daß Julien nichts weiter übrig bleibt, als sich zu erdolchen. Eben dieß thut der von einer Reise in Staatsgeschäften zurückkehrende Bräutigam auf ihrem Leichnam, und mit demselben Stahle, der seine Julie entseelt hatte. An allen den Pracht-, Kraft- und Krachwörtern, womit so was gehoben und dargestellt seyn will, hat der Verf. es keineswegs fehlen lassen; und von dieser Seite ist sein Roman nicht schlechter, als hundert andre, die fleißig gelesen werden. Welt- und Herzenskenntniß sind freylich daraus nicht zu holen; wer aber kümmert um diese sich heut zu Tage in einem Roman? Mit Ausnahme der blutigen Katastrophe, wird Alles in Briefen des Liebhabers an einen Freund verhandelt; voller Naivetäten und Herzenserleichterungen, die allein schon manchen Leser, dem es um Kenntniß der jetzt unter jungen Schriftstellern herrschenden Stimmung zu thun ist, entschädigen werden. Auch ein von Aemil gereimtes und in Musik gesetztes Lied bekommt man zur Zugabe, nebst einer Idylle, u. s. w. Juliens Bildniß, nach dem Gemälde eines englischen Carlo Dolci punktirt gestochen, sieht, muß man gestehn, sehr unpoetisch aus, und macht auf Idealität nicht den mindesten Anspruch.

Hm.

Schöne und bildende Künste.

Zwölf grosse Character-Köpfe in Crayonmanier nach *Le Brun*, zur Uebung für angehende Zeichner. Eine Beylage zu dem neuen theoretisch-praktischen Zeichenbuch zum Selbstunterricht für alle Stände. *Erstes Heft*, von sechs Platten. Hof, bey Graun, 1802. Mit 15 Seiten Text. gr. 4. 1 Rl. 6 gr.

Vor-

Worauf gühen allgemeine Bemerkungen über die Charaktere der Affekten und ihren Ausdruck in den zeichnenden Künſten. Es iſt darin zuvörderſt von den Aeußerungen heftiger Gemüths-Bewegungen durch körperliche Veränderungen, beſonders in den Geſichtszügen, die Rede. In den gegenwärtigen Blättern ſind zwar nur einige Hauptaffekte vorgeſtellt; durch Zuthun oder Abbrechen in ihren Charakteren können aber alle Abſtufungen derſelben herausgebracht werden; obgleich der Herausgeber ſelbſt zugiebt, daß dieß nicht die einzig mögliche Art ſey, die Leidenſchaften zu charakteriſiren, und daß die genaue Beobachtung der Natur dem Zeichner dazu noch weit mehr Mittel an die Hand geben werde. Mehrere Bemerkungen über den Ausdruck der Affekten ſind ſchon im zweyten Hefte des neuen Zeichenbuchs, zu welchem dieſe Köpfe eine Beylage ſind, vorgekommen, und durch Kupfer erläutert worden. Die ſechs in dieſem erſten Hefte gelieferten Köpfe ſollen den Ausdruck der ruhigen Freude, der Verwunderung, des Verlangens oder der Sehnſucht, der mit Mitleid vermiſchten Aufmerkſamkeit, des körperlichen Schmerzes, und des Wahnſinns. Jeder Tafel iſt eine Erläuterung beygefügt, welche zuerſt von den eigenthümlichen Aeußerungen der Leidenſchaft in den Geſichtszügen eine kurze Beſchreibung, und ſodann eine ausführliche Anleitung giebt, wie man beym Nachzeichnen dieſer Köpfe zu verfahren habe. Die hier beobachtete Genauigkeit, mit welcher manche kleine mechaniſche Vortheile, in ganz beſonderer Beziehung auf den zu entwerfenden Kopf und deſſen beſten Ausdruck an die Hand gegeben werden, verdient alles Lob. Die Köpfe ſelbſt ſind ſehr brav und wirkſam ausgeführt. Nur in den beyden erſten iſt der anzudeutende Affekt nicht ſo deutlich und charakteriſtiſch, als beym Le Brun.

Da.

Maleriſche Reiſe durch Weſtphalen. Herausgegeben von *W. Struck. Erſtes Heft.* Bückeburg. 1801. 4o S. 4. Nebſt den kolorirten Blättern in groß und queer Oktav. 7 Mk. 12 Gr.

Die durch den unſterblichen Namen des deutſchen Hermanns — von den Römern Arminius genannt — un den

Ruhm seiner Großthaten zur Behauptung deutscher Freyheit gegen die allesbesiegenden Römer, jedem Deutschen ewig denkwürdigen und heiligen Gegenden Westphalens, wo der Schauplatz dieser Thaten, war und die Denkmäler derselben sich noch erheben, verdient vor allen deutschen Gegenden beschrieben und untersucht zu werden. Ihre Ansichten sind mehr als andre würdig durch den Pinsel dargestellt zu werden. — Das gegenwärtige erste Heft dieses neuen Werks, läßt noch kein genau bestimmendes Urtheil zu. Sein Zweck soll seyn: „eine „wahre und treue Darstellung der interessantesten Naturmerk„würdigkeiten in Westphalen, Abbildungen ehrwürdiger Denk„mäler der Vorzeit, großer und schöner Ansichten, u. s. w „mit kurzen topographischen und historischen Nachrichten und „Beobachtungen zu liefern.“ — Ob nun dieß nicht vielleicht heiße: qui trop embrasse mal etreint, und ob auf dem vorbenannten Hauptgegenstande vorzügliche Rücksicht genommen, und wie er von den Beobachtern behandelt werden wird, muß erst die Fortsetzung des Werks lehren. Dieses Heft enthält: 1) Die Ruinen des Rävensberges, vom Herrn Hofr. Consbruch. 2) Die Externsteine oder Eggerssteine in der Grafsch. Lippe; und 3) den Wasserfall bey Langenfeld in der Grafsch. Schaumburg, von D. Trinius. Diese Aufsätze sind als Kommentare der von dem geschickten Landschaftsmaler Stuck in Cutin gezeichneten, radirten und kolorirten Ansichten, zu betrachten. Diese Darstellungen sind der Natur, wie von den Kommentatoren versichert wird, sehr getreu, und man erkennt die Genauigkeit der Zeichnung, (besonders auf dem Blatt, das die Externsteine darstellt). Das Kolorit aber ist sehr hart, und die Haltung nicht sonderlich glücklich gerathen. Man gesteht, daß man von diesem braven Künstler, von welchem er mehrere treffliche in Oel gemalte italiänische Landschaften kennt, etwas Vollendeteres erwartet hätte. Vielleicht sind, wie das bey den kolorirten Sachen oft der Fall ist, die Exemplare verschieden; das des Rec. gehört nicht zu den besten. — Ein merkwürdiges Ueberbleibsel der dunkeln Vorzeit sind die Externsteine, mehrere thurmähnliche Felsen mit ausgehauenen Hallen in den Untertheile des einen, mit Treppen, Gallerien, Verbindungsbrücken an den obern Theilen, welche die Zeit größtentheils zerstört hat. Wahrscheinlich waren diese Felsen zu gottesdienstlichen Gebräuchen bestimmt. — Romantisch, und als Darstellung überaus glücklich gerathen, ist die Beschreibung des Wasserfalls

falls bey Langenfelde, dem aber das kolorirte Blatt als Gemälde nicht ganz entspricht. Der Gesichtspunkt scheint dem Fall zu nahe genommen zu seyn; das Wasser ist nicht durchsichtig behandelt, und bildet weder einen spiegelnden Fall, noch einen brausenden Sturz. Der Katarakt ist nicht mit dem Geist eines Reinhards, in seinen italiänischen Kupfern, gearbeitet. — Die Einleitung zu dieser meisterhaften Beschreibung, enthält: über die Empfänglichkeit des Geistes für Naturschönheiten, und über die Einwirkung derselben, treffliche, mit eben so viel philosophischem Geist, als mit warmem Gefühl für Natur, und mit Geschmack in der Kunst geschriebene Bemerkungen.

F.

Zwölf große Charakterköpfe in Crayonmanier nach Lebrun, zur Uebung für angehende Zeichner — Zweytes Heft, von sechs Platten. Hof, bey Grau. 1802. 1½ B. Text. gr. 4. 2 Mg. 14 K. geh.

Man wird sich aus unsrer Anzeige des ersten Heftes erinnern, daß diese Vorzeichnungen eine Beylage zu dem in eben dem Verlage herausgekommenen neuen theoretisch-praktischen Zeichnenbuche zum Selbstunterricht für alle Stände sind. Die in diesem zweyten Hefte mit Wahrheit und Ausdruck dargestellten Leidenschaften, nach ihren Aeußerungen in den Gesichtszügen, sind: lebhafter Schmerz, Traurigkeit, Lachen, Schrecken, Zorn und Verzweifelung. In einem Supplementhefte sollen noch einige andre Köpfe von Lebrun nachgeliefert werden, die dem Herausgeber erst nach dem Schlusse dieses zweyten Hefts zu Gesichte kamen. Zwey davon, welche Entzücken und Verehrung ausdrücken, sind schon in dem Zeichnenbuche befindlich, und werden daher übergangen; aber doch denen, welche jenes Buch nicht besitzen, von dem Verleger auch einzeln überlassen.

Da,

Musik.

Karl Friedrich Christian Fasch. Von Karl Friedrich Zelter. Mit Fasch's Bildnisse. Berlin, bey Unger. 1801. 62 S. gr. 4.

Herr Zelter sagt in der Zueignungsschrift mit großem Rechte: „Dieß ist das Leben eines merkwürdigen Künstlers und tugendhaften Mannes, der die Ehre seiner Zeit gewesen.“ Der verewigte Fasch in Berlin war beydes. Aber der Künstler lebt bloß in seinen Werken, der Tugendhafte übt die Tugend im Stillen. Also von einem solchen Mann ist keine glänzende Lebensbeschreibung zu machen, und wenn die Werke des Künstlers von der Art sind, daß sie nicht können nach seinem Tode vor die Sinne gebracht werden, wie das mit musikalischen Kunstwerken, die nur von Wenigen gehört wurden, und nicht durch den Druck bekannt gemacht sind, der Fall ist: so ists noch viel schwerer, das eigentliche Verdienst des Künstlers dem Leser zu zeigen. — Alle diese Schwierigkeiten kommen bey der vorliegenden Lebensbeschreibung zusammen, und doch interessirt diese Schrift vom Anfang bis zu Ende, so daß der Rec. bekennt: er konnte sie nicht aus der Hand legen, bis er sie ganz durchgelesen hatte, und ward bey einigen Stellen bis zu Thränen gerührt. Bey wiederholter Lektüre war es eben so.

Herr Zelter, welcher dem verewigten Fasch den ersten Grund seiner musikalischen Kenntnisse zu danken hat, und nachher mit ihm in vertrauter Freundschaft lebte, schildert in kunstloser Schreibart, aber mit inniger Kenntniß und Gefühl der Kunst, so wie mit warmen Herzen, in dem Leben dieses seltenen Mannes den Künstler, den Menschen, den Freund. Man sieht den würdigen Fasch gleichsam vor sich, man lebt mit ihm, selbst die Erzählung der kleinen Eigenheiten seines häuslichen Lebens und seiner Vergnügungen bringen uns ihm gleichsam näher; und doch können wir nicht unterlassen, den großen Musiker zu bewundern, dessen hohes Genie ihn würde berühmter gemacht haben, wenn der bescheidene Mann bedacht gewesen wäre, seinen Werken eine größere Celebrität zu geben. Herr Zelter läßt uns indessen hier deren Werth nur gleichsam ahnen, indem er anzeigt, auf welche Weise darin die tiefste Kenntniß der musikalischen gelehrten Kunst mit dem verständigsten

digsten Sinn und dem innigsten Ausdrucke verknüpft waren. Es ist sehr zu beklagen, daß der treffliche Fasch, welcher in Allem nach der höchsten Vollkommenheit strebte, den größten Theil seiner musikalischen Kompositionen vor seinem Tode verbrennen ließ, weil er nur bloß die Werke, welche er für die von ihm in Berlin gestiftete Singe-Akademie komponirte, für vollkommen genug hielt, um auf die Nachwelt zu kommen. Es ist S. 39. 40. wirklich rührend zu lesen, wie der todtkranke Fasch seinem Freunde Zelter aufträgt, die Sachen zum Verbrennen zusammen zu suchen, welche dieser so gern erhalten hätte, wie dieser vergebens um die Erhaltung eines Italiänischen Oratorium bittet, (welches nach dem Zeugniß aller, die es hörten, ein sehr schönes Stück gewesen ist,) und wie Fasch, durch die Bitten seines Freundes innerlich bewegt, doch etwas davon, was er fürs Beste hält, dem Feuer entzieht. Wir lassen den Verf. selbst reden: „Er hatte mir die „Heraussuchung dieser Sachen aufgetragen, weil ich sie fast „alle kannte. Auf mein vieles Bitten ließ er ein einziges „Concert am Leben, das er mir schenkte. Er hatte das Ora„torium: Giuseppe riconosciuto von Metastasio komponirt, „das ich von Kirnbergern ungemein hatte erheben hören. Ich „bat ihn, mir dieses Oratorium zu hinterlassen; er schlug es „ab. Ich wollte wissen, warum er so grausam gegen ein „eignes gutes Werk verführe? Solcher Sachen giebts genug „in der Welt, sagte er. Ich war sehr bewegt. Nach einigen Sinnen gieng er still an den Schrank, und zog aus „dem Oratorium ein Heft heraus, das er mir gab. Ich nahm „es, und legte es still auf sein Klavier, ohne es anzusehn. — „Den Tag vor seinem Tode setzte er sich des Morgens an „sein Klavier, nahm das Heft, welches er mir aus seinem „Oratorium geschenkt hatte, und legte es vor. Es war das „Recitativ aus dem Oratorio Giuseppe, wo Juda den Jo„seph durch heißes Bitten zu bewegen sucht, den Bruder „Benjamin loszugeben, um zum Vater zurückkehren zu kön„nen. Ich stellte mich neben ihn und sang, er akkompagnirte, „und helle Thränen bedeckten sein Gesicht."

Fasch ward im Jahre 1736 zu Zerbst geboren, wo sein Vater Kapellmeister war. Sein Genie zur Musik entwickelte sich sehr früh, und ward selbst von seinem Vater nur zufällig gekannt. Er ward schon in seinem vierzehnten Jahre, um im Violinspielen unterrichtet zu werden, zu dem damals be-

kannten Herzoglich Mekleburgischen Konzertmeister Hertel, (dem Vater des durch gedruckte musikalische Stücke bekannten Kapellmeisters zu Schwerin Jo. Wilh. Hertel) nach Strelitz geschickt, wo er sich aber eben so sehr auf das Orgel- und Klavierspielen und auf die Kompositionen legte. Als der berühmte Königl. Preuß. Konzertmeister Franz Benda im Jahr 1751 auf einer Reise am Herzogl. Strelitzischen Hofe sich hören lassen wollte, war der sonst geschickte Hofklavicembalist, ein alter Mann, allzu furchtsam, den berühmten Mann zu akkompagniren, und überließ es lieber dem Jünglinge Fasch. Benda war so sehr mit ihm zufrieden, daß, als fünf Jahre nachher bey des großen Friedrichs Kammer-Musik die Stelle eines Klavierspielers offen ward, Benda den nur zwanzigjährigen Fasch dazu empfahl. So kam er im Jahr 1756 nach Berlin, wo er bis an sein Ende blieb. Wie kümmerlich er sich während der darauf folgenden sieben traurigen Kriegsjahre behelfen mußte, übergehen wir, so wie auch verschiedene sehr interessante Anekdoten von dem großen Könige, welche unter andern abermals dessen innige Empfindung in der Musik, und bey einem Könige gewiß sehr seltene musikalische Kenntnisse beweisen. Eben so können wir, um des Raumes zu schonen, die vielen feinen Bemerkungen unsers Verf. nicht anführen, über Faschs Lebensweise, über den Gang, den dessen eifriges Studium der Musik nahm, und über seine zarte Empfindung der Wirkungen derselben. Aber es wird Niemand gereuen, sie im Buche selbst zu lesen.

Da Fasch, nach dem Tode König Friedrichs, bey der Kammermusik blieb, aber gar nicht gebraucht ward: so erwachte seine alte Neigung zur Kirchenmusik. Eine sechszehnstimmige Messe von Orazio Benevoli, welche er im Jahre 1783 zu Gesichte bekam, erweckte in ihm die Lust zum vielstimmigen Satze. Er hat diese Art Musik zu einer Vollkommenheit gebracht, die wohl noch nie erreicht worden ist. Man findet darin den künstlichsten Kontrapunkt, verbunden mit der größten Simplicität und mit der ausdrucksvollsten Melodie in allen Stimmen. Herr Zelter giebt am Ende dieser Schrift die angenehme Hoffnung, nicht nur die sechszehnstimmige vierchörige Messe, als das hauptsächlichste Werk dieser Art, sondern auch Faschs übrige nachgelassene Werke in Partitur heraus zu geben.

S.

S. 26 und 27. ist es interessant zu lesen, wie sehr die Proben der oben gedachten aufs Große berechneten vierchörigen Musik, bey kleinen Aufführungen mit wenigen Personen, ob diese gleich allen guten Willen hatten, dennoch gänzlich mißlangen, indem alle Wirkung verloren gieng. Doch hatte Fasch noch in spätern Jahren das Glück, dieses Lieblingswerk seines musikalischen Genies, in der von ihm zu Berlin gestifteten Singeakademie im Großen, und endlich auf eine Art aufführen zu hören, welche wohl wenig zu fordern übrig läßt.

Diese Singeakademie, welche durch ihn gestiftet und durch seine unabläßige Bemühung immer der Vollkommenheit näher gebracht und darin mehrere Jahre lang erhalten worden ist, hat Faschs Namen am bekanntesten gemacht. Sie nahm im Jahre 1789. einen sehr kleinen Anfang. Fasch komponirte für wenige seiner lehrbegierigen Schülerinnen und Schüler, welche sich aus Liebe zur Vokalmusik zusammen fanden, nach und nach mehrere vier-, fünf- und sechsstimmige Stücke, so wie sich mehrere Theilnehmer fanden, welche eine Art von Chor bildeten, von lauter lehrbegierigen Liebhabern der Musik. Diese Gesellschaft, welche bis dahin nur zufällig zusammen kam, bestimmte nun einen gewissen Tag in der Woche zu ihren Singeübungen, und bestand im Jahre 1791 aus zwanzig, im Jahre 1792 schon aus dreyßig bestimmten Mitgliedern, worunter auch Sänger von Profession waren, welche die eifrige Liebe zu ihrer Kunst zu diesen Singeübungen zog. Fasch komponirte damals schon für diese Gesellschaft ein achtstimmiges Miserere, wovon Herr Zelter mit Recht sagt: „Es wird den Namen seines Meisters unsterblich erhalten, „so lange die Musik eine Kunst ist.“ Am Ende des Jahres 1790. erhielt die Gesellschaft die Erlaubniß, sich eines Saales in dem Gebäude der Akademien der Wissenschaften und der bildenden Künste zu ihren Singeübungen bedienen zu dürfen. Nun nahm diese Gesellschaft, so wie an innerer Vollkommenheit, so auch an Anzahl ihrer Mitglieder schnell zu. Im Jahre 1793. war sie bis zu 55 ordentlichen Mitgliedern angewachsen. Im Jahre 1794. waren 64 Mitglieder, die schon in den größten vielstimmigen Musiken so geübt waren, daß man es wagen durfte, auch von Zeit zu Zeit Zuhörer zu den Aufführungen zuzulassen. Im Jahre 1796 waren 89. und im Jahre 1797. 100 Mitglieder, und gegen das

Ende

Ende des Jahrhunderts bestand die Gesellschaft aus 148 Personen, welche ein Chor von 70 weiblichen Sopranstimmen, 28 Altstimmen, 24 Tenören und 26 Bässen ausmachten. Zu Ende des Jahrs 1802 war die Gesellschaft schon über zweyhundert Personen stark.

Diese Singeakademie ist nicht nur an sich in ihrer Art einzig in Europa; sondern auch darin, daß diese Menge von Dilettanten und Dilettantinnen der Singemusik, (denn der Sänger von Profession, welche allerdings der Gesellschaft sehr zur Zierde gereichen, sind nur wenige) sich bloß aus Liebe zur Kunst versammlen, die Mühe der vielen Proben sehr schwerer Musikstücke nicht scheuen, auch alle erforderliche Kosten, welche, wie man sich leicht vorstellen kann, nicht geringe sind, selbst zusammenbringen, und sich dabey mit einer so musterhaften Ordnung betragen, daß seit der Stiftung noch nicht der geringste Anstoß oder Mißvergnügen vorgefallen ist. Aber auch darin ist diese Akademie einzig in ihrer Art, daß ein so großes Singechor, ohne irgend ein äußeres Mittel, als durch Einen einzigen Flügel, und ohne alles Taktschlagen, angeführt und im Takt erhalten wird. Erfahrne Musiker haben dieß für unmöglich gehalten, bis sie es sahen und hörten. Es verdient von Kennern beherzigt zu werden, was Herr Zelter S. 33. hierüber sagt, so wie auch über die Nothwendigkeit der moralischen Tendenz einer solchen Gesellschaft, und über die vollkommenste Achtung und das feste Vertrauen zu ihrem Direktor, welche diese Gesellschaft beständig bewiesen hat.

Wir können nicht umhin, Herrn Zelters schöne und gänzlich der Wahrheit gemäße Beschreibung (S. 94.) hierher zu setzen: „Die Wiege der Gesellschaft war das Haus eines der „edelsten und rechtschaffensten Männer in Berlin gewesen. „Der anständige, freye, freundliche deutsche Ton dieses Hauses, war der Ton der Gesellschaft geworden, und ist es geblieben. Jeder Fremde und jedes hinzutretende Mitglied „fand darin etwas, wo die Tugend gern verweilt; Aufmerksamkeit ohne sichtbare Anstrengung, Schönheit ohne Vorzug, Mannichfaltigkeit aller Stände, Alter und Gewerbe, „ohne affektirte Wahl; Ergötzung an einer schönen Kunst, „ohne Ermüdung; ein freundliches, wohlverziertes, geräumiges Zimmer, die Blüte des schönen Berlin; die Jugend „und das Alter, den Adel und den Mittelstand; die Freude

„und

„und die Zucht; den Vater und die Tochter; die Mutter „mit dem Sohn, und jede Vermischung von Geschlechten und „Stänben, die, gleich einem Blumengarten im Frühling, „den feinsten Sinn bildsamer und gebildeter Menschen nur ers „götzen kann.“

Die Sicherheit, womit dieser große meist aus Dilettanten bestehende Chor, die schwersten, vielstimmigen Stücke (auch viele ältere von Durante, Benevoli, Seb. Bach, u. a.) vorträgt, ihr Zusammenhalten, ihr Piano und Forte, ihr Crescendo und Diminuendo, und die wunderbare Wirkung, welcher sonderlich das herrliche Miserere von Fasch, nebst seiner vierchörigen lateinischen Messe und seinen deutschen Psalmen und Chorälen, ein vortrefflicher Psalm von Naumann, und der sehr schöne Morgengesang von Reichard, gesungen von so viel schönen Stimmen, und bloß von Stimmen, ohne Instrumente, auf Geist und Herz machen; kann sich nur der vorstellen, der diese Gesänge selbst gehört und mehrmal gehört hat.

Herr Zelter setzt auseinander, mit welcher unbeschreiblichen Mühe und Beharrlichkeit Fasch sich diesem Singeinstitute ganz widmete, und es dadurch zu dieser hohen Vollkommenheit brachte; aber seine Bescheidenheit verschweigt, mit wie vielem Eifer er selbst den vortrefflichen Fasch beständig unterstützte, und was er nach dieses würdigen Mannes Tode für die Gesellschaft thut, deren musikalische Direktion er jetzt allein führet.

Fasch starb im 64. Jahre den 5. August 1800. Die Beschreibung der Stunden kurz vor seinem Tode (S. 41. 42.) verdient gelesen zu werden; es ist etwas Wehmüthiges, aber zugleich etwas Heiliges und Hehres darin, was sich gewiß selten so zusammen findet. Und wenn man diese rührende Beschreibung der Stunde vor Faschs Tode gelesen hat: so betrachte man sein vor dieser Schrift befindliches Bildniß, von dem berühmten Schadow zu Berlin gezeichnet, und von Henne daselbst meisterhaft gestochen. Es ist sprechend ähnlich, mit seltener Wahrheit des Charakters, seine Redlichkeit, seine Ruhe, seine Denkkraft, sein Ernst, seine Freundlichkeit und seine Herzensgüte sprechen aus diesem Gesichte. Have pia anima!

Rl.

Thea-

Theater.

1. Braut und Bräutigam in der Klemme, eine Posse in einem Akte, von Herrn Lümmel von Lümmelsdorf. Nach dem Französischen bearbeitet. Coburg, bey Abt. 1801. 4 Bog. 8. 4 M.

2. Lustspiele. Bern und Zürich, bey Gessner. 2802. 13 Bog. 8. 20 M.

Wenn die Posse Nr. 1. wirklich aus dem Französischen ist: so hätten wir ihre Uebersetzung oder Bearbeitung sehr wohl entbehren können. Eine so höchst triviale, abgedroschene und obendrein so plump ausgeführte Intrigue konnte nur eine Lümmel von Lümmeldorfische Feder — eine, wie bekannt sehr stumpfe und breitgespaltene — reizen, sie in ihr sehr undeutsches Deutsch zu übertragen. Auch sind Charaktere, Sprache und Späßchen so ächt Lümmelsdorfisch, daß die Sudeley selbst für das erbärmlichste Kreuzertheater noch zu pöbelhaft ist.

Die Lustspiele, Nr. 2. sind nicht ganz ohne Verdienst. Zwar fehlt es auch ihnen an Neuheit der Erfindung, und die Charaktere darin springen nicht besonders hervor; aber man kann ihnen doch, weder komische Wirkung, noch Witz durchaus absprechen. Ohne mit der Kunst des Dialogs eben sehr vertraut zu seyn, ist des Verf. Diktion doch leidlich lesbar, und von guten Schauspielern gesprochen, wird sie sich auf der Bühne noch erträglich genug ausnehmen. Das Bändchen enthält zwey Stücke: das Liebhabertheater in zwey Aufzügen, und Koketterie und Liebe in drey Aufzügen, von denen das erste bey der Vorstellung wohl das meiste Glück machen dürfte.

Pl.

Vermischte Schriften.

Die Urne. Eine Sammlung angenehmer Erzählungen und Gedichte. Manheim, bey Löffler. 1801. 8 Bog. 8. 8 M.

Wahr-

Wahrscheinlich dachte der Sammler und Anfertiger, als er seinem dramatischen und lyrischen Mengzute die seltsame Benennung einer Urne beylegte, an einen, mit wohlriechenden Kräutern und Gewürzen gefüllten Topf oder sogenannten Potpouri, unter welchem Titel wir bereits einige ähnliche Sammlungen erhalten haben. — Ist diese Vermuthung gegründet: so enthält jener Titel eine eben so dreiste, als lügenhafte Anmaaßung. Denn die Blumen, welche uns hier dargeboten werden, sind allzumal Unkraut; und entweder völlig geruchlos, oder gar übelriechend. —

In dem, „der Engländer" überschriebenen Aufsatze, sucht ein edler Britte das Herz der Geliebten seines Busenfreundes August auf die Probe zu stellen, um zu erfahren, ob sie für die Eindrücke aufgeregter Sinnlichkeit empfänglich sey. Bey der etwas tölpelhaft begonnenen Prüfung, während welcher der schlanke, schöne junge Mann, dem feurigen, schwarzäugigten und NB. sehr verständigen Mädchen (eigne Worte des Verf.) gewaltig zusetzt, besteht letzteres sehr schlecht. Denn S. 9. heißt es:

„Ihr Halstuch wogt umsonst auf dem arbeitenden „Busen."

S. 23. kommt es noch besser:

„sie ist nämlich rücklings nachläßig auf die Matte hinge„worfen; ihr arbeitender Busen hat das leichte Hals„tuch verschoben; ihre Wange glüht, ihre Lippen sind halb „geöffnet, und ihr schmachtender Blick konzentrirt sich im „labyrinthischen Dunkel der Laube."

Eduard ist jedoch weit entfernt, von der kritischen Lage, in welche er die sensible Närrinn versetzte, Gebrauch zu machen. Es breitet sich kalter Ernst über seine Stirne, er spricht mit festem aber langsamen (sic!) Tone:

Mein Mädchen! Dich genieße ich nicht!

Wahrscheinlich haben unsre Leser an diesem Pröbchen der Darstellungsart des Verf. übersatt und genug: wir müssen aber doch noch der Energie gedenken, mit welcher der eben gedachte kaltblütige Britte sich auszudrücken pflegt.

Ein sprödes Mädchen nennt er einen weiblichen Puding (Pudding), spricht von deutschen Halunken, und sagt den Engländern zum Ruhme nach, daß sie auch das Andenken

ten solchen Mädchen ehren, die sie nicht genossen haben. — Wahrlich! — ein seltener Vorzug! — Nachstehende Strophe aus einer angeblichen Theodicee mag zeigen, wie reich die poetische Ader des Verf. fließe. S. 115:

„Ewigkeit! des Menschen Sinne fassen
„Dich Begriff (sic —) der Meeresströhme nicht;
„Aber einst in höh'rer Engel Klassen,
„Könnten wir begeisternd dich umfassen,
„Wenn uns keine Hülle unterbricht."

Orthographisch und grammatisch richtig zu schreiben — von dieser einem jeden Schriftsteller doch ziemlich unentbehrlichen Kunst, wohnen unserm Urnenfabrikanten auch nicht die Elemente bey. Er schreibt: eppische (epische) Gedichte, Soritten, friedsamm, Hundsfutt, (dies gemeine Schimpfwort legt er der reizenden Schwärmerinn, Charlotte Cordayn den Mund) das Sphinx, die Anektode ꝛc.

Druck und Papier sind — wie es der Inhalt verdient, — höchst elend.

Gk.

Miscellanea zum Vergnügen für Leser und Leserinnen. Königsberg, bey Degen. 1801, 174 S. 8. 16 Gr.

Wenn ein Mann durch Noth getrieben, bloß um seine und der Seinigen Bedürfnisse zu befriedigen, als Schriftsteller aufzutreten wagt: so bleibt dem Rec. nichts übrig, als den mitleidsvollen Blick auch von der jämmerlichen Blöße hinweg zu wenden.

Da.

Die Liebe unter den Thieren, in einer Reihe von Beobachtungen dargestellt, und mit philosophisch-naturhistorischen Anmerkungen begleitet, von *Gottfr. Em. Wenzel.* Wien, bey Piehler. 1801. 16 Bog. 8. 14 Gr.

Eine Kompilation aus bekannten naturhistorischen Werken mit einer Menge wahrer und erdichteter Erzählungen durchwebt, deren Lektüre indessen doch immer nützlicher, als ein schaaler Geister-Ritterroman seyn mag.

Bm.

Denis

Denkwürdigkeiten und Tagesgeschichte der Preußischen Staaten. Herausgegeben von Dr. J. W. A. Kosmann, Königl. Preuß. Kammeraſſeſſor, und Profeſſor der Akademie der Artillerie. Berlin, bey Belitz. Erſter Band. Jan. bis Jun. 1801. Zweyter Band. Jul. bis Dec. 1801. Der Jahrgang 1346 Seit. 8. Dritter Band. Jan. bis Jun. 1802. Vierter Band. Jul. bis Dec. 1802. 8. Jeder Jahrgang auf Druckpap. 4 Rt. 8 Gr. auf Schreibpap. 5 Rt.

Fünf Jahr hatte dieß Journal gedauert. Zuerſt unter dem Titel: Denkwürdigk. und Tagesgeſchicht. der Mark Brandenburg; ſodann mit Hinzufügung: der Herzogthümer Magdeburg und Pommern. Der Mitherausgeber Heinſius trat mit dem ſechſten Jahrgange 1801 ab, und Kosmann gab daſſelbe unter obigem veränderten Titel allein heraus. Man ſieht, daß der urſprüngliche Plan beträchtlich erweitert worden iſt. Im Allgemeinen bleibt die innere Einrichtung ſich gleich; daher man hier Aufſätze mannichfacher Art liefert, die den Preuß. Staat betreffen. Die Tagesgeſchichte liefert wie zuvor Unglücksfälle, Witterungsbeobachtungen, Kriminalfälle, u. dergl. m. Ein eigner Anzeiger enthält Nachrichten von Beförderungen, Heyrathen, Todesfällen, u. ſ. w.

Der erſte Band, dem die Bruſtbilder der 5 Preuß. Könige vorgeſetzt ſind, liefert eine Beſchreibung der, bey der Krönung Friedrichs I. in Königsberg (am 18. Jan. 1701) ſtatt gefundenen Feyerlichkeiten, vom Herausgeber. (Sie iſt nach der Beſſerſchen 1702 gedruckten Krönungsgeſchichte bearbeitet.) Von ebendemſelben iſt der Verſuch einer kurzen Regierungsgeſchichte der 5 Preuß. Könige, die durch alle Stücke des Bandes fortgeſetzt iſt. Wir finden darin manche Abſchweifungen, und Anſpielungen auf neuere Vorfälle, die man hier nicht erwarten ſollte, und die man zum Theil füglich unterdrücken konnte. Wie gehört in eine kurze Regierungsgeſchichte K. Friedrich Wilhelms III. die weitläuftige Erzählung von den Pflichten eines Chirurgus und Phyſikus bey

Obduktionen, u. s. w.? Was die historischen Data selbst betrifft: so ließe sich darüber auch Manches ausstellen. So war z. B. S. 36 der bekannte Jesuit Wolf nicht des Kaisers Beichtvater, ob er gleich allgemein dafür angegeben wird. Richtig ist es, daß er ehemals beym Kaiserl. Gesandten von Freytag in Berlin Gesandtschaftsprediger gewesen, und in politischen Angelegenheiten gebraucht worden war. Wichtig sind auch dem Statistiker und Geographen die Nachrichten von Bratring, die Stadt Ermsleben betreffend.

Im zweyten Band hat Rosmann im August und Septemberstück seine sogenannte kurze Regierungsgeschichte der Preuß. Könige fortgesetzt. Im letzten Stück giebt er tabellarische Nachweisungen vom Zustand der Fabriken und Manufakturen in den Preuß. Staaten überhaupt, und von denselben in Berlin besonders, so wie sie im J. 1798 waren. (Dieser so behandelte Gegenstand gehört doch wohl nicht in die Regierungsgeschichte Friedrich Wilhelm III.) Schätzbare Beyträge über das Land Friesack und über die Stadt Teltow liefert Bratring. Die Nachrichten vom Landirrenhause in Neu-Ruppin sind ebenfalls wichtig, und eignen sich ganz eigentlich für dieses Journal. Die mitgetheilten Kriminalfälle, die aus den Akten gezogen sind, sind in psychologischer Hinsicht, und als Beyträge des Geistes des Zeitalters merkwürdig. Wir übergehen die übrigen Aufsätze, und bemerken nur noch, daß auch die fortgesetzten Verhandlungen des Berlinischen Bürgerrettungsinstituts, die Witterungsnachrichten und andere mehr oder minder erhebliche Neuigkeiten des Tages in ihrer Art nicht ohne Werth sind.

In dem dritten und vierten Bande, oder dem Jahrgange 1802, nimmt die in fünf Stücken fortgesetzte Biographie des 1801 in Berlin verstorbenen Schauspielers Johann Friedrich Ferdinand Fleck, den größten Raum ein. Er ist als Künstler noch in lebhaftem Andenken, und die Bühne verliert an ihm viel. Die von Abramson auf ihn geprägte Medaille ist hier in Kupfer gestochen. Sehr glücklich sind die auf der Rückseite angebrachten Worte: Ich denke einen langen Schlaf zu thun, auf ihn angewandt, da bekanntlich Wallenstein eine seiner vorzüglichsten Rollen war. Uebrigens zeichnet sich für den Statistiker der Bratringsche Aufsatz über das Land Rhinow aus. — Die Rücker-

in-

Anderungen an den Weltumsegler Reinhold Forster werden den zahlreichen Verehrern dieses denkwürdigen Mannes, der jetzt im Schlichtegrollschen Nekrolog geschildert worden ist, wegen der von ihm aufbewahrten Anekdoten und Einfälle willkommen seyn. — Einige Kriminalgeschichten aus den Akten sind nicht unwichtig, um daraus auf den Gang zu schließen, den mancher Mensch nimmt, bis er zum Verbrecher wird. — Ein Aufsatz im Oktoberstück: Ueber den jetzigen Verfall des Buchhandels in Deutschland überhaupt, und in den Preuß. Staaten insbesondere, enthält einige beherzigungswerthe Gedanken über diesen Gegenstand; aber auch sehr viel Seichtes. — Unter der Aufschrift: Der Zuschauer im neunzehnten Jahrhundert. Fragmente aus dem Tagebuche eines Reisenden durch Deutschland, ist eine wahre Olla Potrida geliefert worden. Diese Speise wird im vierten Bande aufgetischt. In den Denkwürdigkeiten der Preuß. Staaten würde man sie nicht suchen. Wir bemerken nur noch, daß Herr Kosmann vom Februar 1802 an, nicht mehr als Herausgeber genannt worden ist.

W.

Helvetischer Almanach auf das Jahr 1803. Zürich, bey Orell. 9 Bogen. 16. mit vielen Kupfern. 1 Rthlr. 12 gr.

Es freuet uns, dasselbe ausgezeichnete Lob, welches wir (N. A. D. Bibl. Bd. LXIX. S. 534) dem vorigen Jahrgange dieses niedlichen kleinen Buchs beygelegt haben, auch dem vorliegenden ertheilen zu können. — Es gehört, man mag auf den gediegenen höchst interessanten Inhalt, oder auf den, ohne läppische Ueberladung durch glückliche Wahl und treffliche Ausführung sich gleich sehr empfehlenden äußern Schmuck sehen, zu den erfreulichsten Erscheinungen unter seinen, noch immer in üppiger Fülle lustig emporsprießenden Brüdern.

Den Anfang macht eine sehr anziehende, gelungene poetische Beschreibung des Zürcherschen Traubenfestes. Wir setzen den Anfang her.

Festliche Feyer (ein wenig pleonastisch) schwebt her auf den Schwingen des dämmernden Morgens:
Aus dem Nebel, der weiß im schlummernden Thale noch ruhet,
Ragen die Spitzen der Berge, wie Inseln aus wogendem Meere,
Ihre Häupter gekrönt mit purpurnem Schimmer Aurorens.
Aber jetzt steiget die Sonn' empor, und die Nebel erheben
Wie ein Vorhang sich schnell, und enthüllen die Schönheit der Gegend.
Alles blitzet im Thau mit tausendfarbigem Glanze! —
Lachend wölkt sich der Himmel, verklärt wie die Stirn eines Engels,
Ueber die Erde, die rings mit Fülle von Seegnungen pranget.

Die hierauf folgende „kurze geographische Darstellung des Kantons Zürch" dient als Muster, wie man in einem engen Raume viel Wissenswerthes und Merkwürdiges zusammendrängen kann. Die Reise von Interlaken nach Zürich, läßt nur ihre Kürze bedauern, und die hier gelieferten Nachrichten und Abbildungen von schweizerischen Bauarten, verdienen allgemeines Interesse auf sich zu ziehen. — Die beygehefteten Kupfer, welche auch diesesmal schweizerische Gegenden, Gebäude und Trachten darstellen, sind vortrefflich gerathen.

F.

Intelligenzblatt.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Der Kaiser von Rußland hat dem Buchhändler Herrn Baumgärtner in Leipzig, für einige ihm bekannt gemachte neue Erfindungen und das Magazin aller neuen Erfindungen, einen kostbaren brilliantenen Ring zusenden lassen.

Herr Rath und Forst-Sekretär Güssefeld in Weimar, hat von dem Könige von Preußen für die Zusendung seiner Charte vom Erfurter Gebiet, die goldene Huldigungs-Medaille, mittelst eines huldreichen Handschreibens erhalten.

Das Direktorat der österreichischen Gymnasien hat der Piarist Herr J. Lang, und das Direktorat der Normalschule der Domherr N. J. Spendor, erhalten.

Dem Kurator der K. K. Theresianischen Ritterakademie zu Wien, Herrn Freyherr von Sumeran, ist auf sein Ansuchen in Rücksicht auf jenes Kuratorium, der niederösterreichische Regierungs-Rath Freyherr J. von Penkler, adjungirt worden.

Herr Professor Wiedemann zu Braunschweig, hat einen Ruf nach Dorpat abgelehnt, und von seinem Landesfürsten den Hofrathstitel erhalten.

In Schwäbisch-Hall ist der Herr Dr. C. F. Mayer, vierter Stadtphysikus geworden.

Herr Dr. Memminger zu Reutlingen in Schwaben, ist mit dem Titel eines Hofmedikus beehrt worden.

Der Stadtphysikus Herr Dr. Spohr, ist von Wolfenbüttel nach Blankenburg gegangen, worauf das dadurch am erstgenannten Oert erledigte Physikat, dem Herrn Dr. Bücking übertragen worden ist.

Der Tertius am Johanneum zu Hamburg Herr Biederfeld, ist Subrektor an gedachter Anstalt geworden.

Der Verfasser des bekannten Lexici Nomismatici Herr M. J. C. Rasche, Pfarrer in Untermannsfeld im Meiningenschen Unterlande, hat den Titel als Adjunktus erhalten.

An die Stelle des nach Jena als Superintendent abgehenden Herrn Dr. Marezoll, hat die Gemeine zu St. Peter in Kopenhagen, den Propst Herrn Paysen in Schleswig gewählt.

Der Präsident von Dalberg, hat auf Verlangen des Marggräfl. Badenschen Hofes aufs Neue die Intendantur der Schaubühne zu Mannheim übernommen.

Der berühmte Maler Tischbein zu Kassel, hat einen Ruf zur Uebernahme einer Lehrstelle der Malerey und Zeichenkunst am Johanneum zu Hamburg erhalten.

Auf den Vorschlag des Staats-Raths Portalis, hat der erste Konsul den B. Kern, Mitglied des O. A. Gerichts zu Kolmar, ehemal. Hessen-Darmstädt. Konsist. und Reg. Rath zu Buchsweiler, zum Präsidenten des lutherischen General-Konsistoriums des Ober- und Niederrheins ernannt. Zu geistl. Ober-Inspektoren und Assessoren des General-Konsistoriums, sind die Professoren der Gottesgelahrheit zu Straßburg B. Bleßig und Hafner, bestellt worden. — Sobald sie vereidet und installirt seyn werden, sollen sie zur Organisation des protestantischen Klerus, in Gemäßheit des Religionsgesetzes vom 18. Germinal Jahr X. schreiten.

Der auch als belletristischer Schriftsteller bekannte Herr C. Hadermann aus Philipps-Eich, ist zum Tribunats-Richter in den transrhenanischen Departements von Frankreich ernannt worden.

An

An die Stelle des verstorbenen Professor Witte zu Rostock, ist der bekannte Herr Hofrath Könneberg Professor des Natur- und Völkerrechts geworden.

Der Kurfürst von Pfalzbaiern hat dem geistl. Rathe und Professor der Aesthetik zu Landshut Herrn Dietl, die Stadtpfarre zu St. Martin daselbst, mit Beybehaltung seiner Professur verliehen.

Dem Herrn J. Edlen von Palmstein aus Schuttenhofen, ist von der juristischen Fakultät auf der Universität zu Prag, die Würde eines Doktors der Rechte ertheilt worden.

Herr Professor Arnemann aus Göttingen geht nach Dorpat.

An die Stelle des verstorbenen von Störk, ist der Leibmedikus Herr D. A. J. Stift, erster Kaiserl. Leibmedikus geworden.

Der Professor der Anatomie in Leipzig Herr Dr. C. G. Kühn, ist von der Societé libre des Sciences, lettres et arts in Nancy, zum associirten Mitgliede erwählt worden.

Der Konrektor Herr Bräuniger in Plauen, ist in derselben Qualität an die Kreuzschule in Dresden versetzt.

Herr M. Tauerschmidt, bisheriger Nachmittagsprediger in Gohlis und an der Universitätskirche zu Leipzig, ist nach Zwickau an die dortige Kreuzkirche, befördert worden.

Herr Dr. A. W. Scherer zu Nidda, ist Physikus zu Wenings im Isenburgischen geworden.

Der bisherige Syndikus der Reichsstadt Kempten Herr Dr. J. M. von Abele, ist von dem Kurfürsten von Baiern zum Rathe bey der daselbst errichteten Regierung ernannt.

Der Herzog von Sachsen-Gotha hat den Hofrath und Leibarzt Herrn Dr. Grimm zum Geheimen Hofrath, den Legationsrath Herrn Lichtenberg zum Geheimen Assistenzrath, den Regierungsrath Herrn von der Becke zum Geheimen Regierungsrath, den Geheimen Archivar Herrn Heß zum Rath, und den Legationssekretär Herrn von Hoff zum Legationsrath befördert.

Der ehemalige Preuß. Resident in Rom Herr Uhden, ist nach seiner Zurückkunft aus Italien, bey dem Ostpreuß. Departement des General-Directoriums zu Berlin, als vortragender Geheimerrath angestellt, und wird insbesondere Kirchen- und Schulsachen bearbeiten.

Die durch das Ableben des Herrn Hofrath Nicolai erledigte erste Stelle der medicinischen Fakultät zu Jena, ist Herrn G. H. R. Gruner, die zweyte Herrn G. H. R. Loder, und die dritte Herrn H. R. Stark zu Theil geworden.

Die daselbst durch den Abgang des Herrn Dr. Ilgen erledigte ordentliche Lehrstelle der Philosophie und der morgenländischen Sprachen, hat der bisherige außerordentliche Professor der Philosophie, Herr Dr. J. C. W. Augusti, erhalten.

Der Kurfürst Erzkanzler hat der botanischen Gesellschaft zu Regensburg einen Garten zugesichert, und ihr das große Duhamelsche Werk über die Baumzucht geschenkt.

Herr Dr. C. G. Eschenbach, Professor der Chemie zu Leipzig, hat eine jährliche Gehaltszulage von 150 Thalern erhalten, und der Herr Dr. J. C. Rosenmüller, ist ausserordentlicher Professor der Anatomie und Chirurgie mit 200 Thalern Jahrgehalt geworden.

Der oberste Feldarzt zu Wien Herr Mederer Edl. von Wuthwehr, hat den Charakter eines K. K. Hofraths, und die Direktion der dortigen Veterinärschule erhalten.

In Würzburg ist dem Herrn Dr. F. L. A. Sorg aufgetragen worden, einstweilen die Professur der Experimentalphysik zu versehen.

Herr Dr. Kühn in Leipzig, hat die durch Haase's Tod erledigte ordentliche Lehrstelle der Anatomie und Chirurgie erhalten.

Der Staabsfeldarzt zu Wien Herr F. A. Brendl von Sternburg, hat wegen seiner 60jährigen treuen Dienste die große goldene Civil-Ehren-Medaille mit der Kette, und den K. K. Rathstitel erhalten.

Der russische Fürst, in dessen Diensten (nach N. A. D. Bibl. Bd. 72. S. 475) Herr Dr. Wardenburg ge-

tre-

reeren ist, heißt Sangwozko, und lebt in Zaslaw in Wollhynien.

Die ausübenden Aerzte zu Hannover, die Herren Doktoren Steglitz und Lammerstorf, sind zu Königl. Großbritannischen Hofmedicis ernannt worden.

Todesfälle.

1802.

Am 3ten November starb zu Jena Herr D. A. M. Sieffert, als Chemiker bekannt, 74 Jahre alt.

Am 20sten December zu Wien, Herr F. E. von Hauer, K. K. niederösterreichischer Regierungs-Sekretär. Er hat einen praktischen Leitfaden zur Kenntniß der in Oesterreich unter der Ens bestehenden Grundgesetze 1802. 2 Bog. 8. geschrieben. Er war nur 30 Jahre alt.

1803.

Am 15ten Jänner zu Marburg Herr A. J. Spital von Krechring, Hessen-Darmstädtischer Oberforstmeister. Er ließ 1788 mathematische Beyträge zur Forstwissenschaft drucken.

Am 28sten Jänner im 58sten Lebensjahre zu Wien, der in der neuern Geschichte des deutschen Theaters nicht unbekannte Edle von Marinelli, Direktor des Possenspiels des Theaters in der Leopoldstadt.

Am 29sten Jänner zu Breslau der dortige Rath- und Stadtgerichtsassessor Herr Karl Aemil Schubert, im 53sten Lebensjahre, Verfasser verschiedener Gedichte und Theaterstücke.

Am 30sten Jänner zu Ankuhn vor Zerbst der dortige Prediger Herr B. J. Schweikert, 68 Jahre alt. Er war Verfasser eines kleinen biblischen Spruchbuches für Kinder, welches 1791 zu Leipzig erschien.

Gegen Ende des Jänners zu Elberfeld Herr J. Weissenstein, Direktor des dortigen Handelsinstituts. Er war

Würzburg. 1802.

Im November lasen die, zur philosophischen Fakultät gehörenden Herren Professoren Metz, Schön und Goldmayer ihre Antrittsreden. Herr Metz warf die Frage auf: Problema philosophiae fundamentale soluturo, quaenam philosophandi ratio sneunda est? Die Rede des Herrn Professor Schön handelte: de desideratis in Matheſi aevo nostro expletis. Die des Herrn Professor Goldmayer: de Historici requisitis, officiis et juribus.

Am 27sten November las der Herr Graf von Stadion als Rektor Magnifikus, dem versammleten akademischen Senate, das in sehr gnädigen Ausdrücken abgefaßte Reskript vor, durch welches der Fürstbischof die Professoren, von den bisher gegen ihn gehabten Pflichten, losſprach.

Am 29sten November legte der eben genannte Senat den Huldigungseid an den Herrn Kurfürsten von Pfalzbaiern, in die Hände des Herrn Ministers von Hompesch Excell. wie alle übrige Dikasteria, ab.

Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

Berlin. 1803.

Am 15ten Jänner feyerte die Gesellschaft der Freunde der Humanität, bey einer zahlreichen Versammlung von Freunden und Verehrern der Wissenschaften, ihr siebentes (7.) Stiftungsfest. Der zeitige Direktor deuselben Herr Bendavid, eröffnete die Sitzung mit einer Vorlesung: über die nachtheiligen Folgen der Vernachlässigung des Studiums der Mathematik für die Gründlichkeit des philosophischen Wissens. Hierauf sprach Herr Professor Rösel über die für verloren gehaltene Kunst der Glasmalery unter den Deutschen, und wies einige Ueberreste derselben vor. Nach Beendigung dieser Vorträge gab der Professor Heinsius, als Sekretär, eine Uebersicht der literarischen Arbeiten der Gesellschaft im vorigen Jahre, so wie der Veränderungen des Personals, und ver-

veranlaß darauf die im Jahre 1802 aufgegebene Preisfrage, zu deren Beantwortung 3 Abhandlungen eingegangen waren. Der Herr Direktor eröffnete den Anwesenden, daß der mit dem Motto: *Multa renascentur, quae jam cecidere, cadentque, quae nunc sunt in honore*, versehenen Abhandlung der bestimmte Preis der 25 Dukaten zugetheilt worden sey. Nach Eröffnung der Devise fand sich, daß der Feldprediger des von Katteschen Dragoner-Regimentes in Landsberg an der Warte Verfasser der gekrönten Preisschrift sey. — Sie wird im Druck erscheinen.

Am 21sten Februar 1803. hielt die im Jahre 1690 unter der Benennung: der Kunst-Rechnung üb- und liebenden Gesellschaft gestiftete, im Jahr 1790 aber, bey ihrer damaligen Säkularfeyer, Gesellschaft zur Verbreitung der mathematischen Wissenschaften genannte Societät zu Hamburg, ihre jährliche Versammlung. In derselben legte der abgehende Jahres-Verwalter, Herr Strohm- und Kanaldirektor Reinke, seine Jahresrechnung ab, und erhielt Herrn J. J. Kruse zum Nachfolger. Die Gesellschaft zählt gegenwärtig 13 ordentliche Mitglieder und 1 Ehrenmitglied. Die Jahrsbriefe werden regelmäßig fortgesetzt werden.

Anzeige kleiner Schriften.

Versuch einer Darstellung der Bedingungen, in moralischer Rücksicht sich-selbst genugthuend zu seyn. (Ohne Jahrzahl und Druckort). Frankfurt am M. bey Guilhaumann. 1803. 42 S. 8.

Diese kleine, aber gründlich gedachte Schrift, hat die Absicht, die Glückseligkeitslehre der älteren Philosophie mit der Kantischen Moraltendenz in eine Harmonie zu bringen. Der uns unbekannte Verfasser legt das höchste Sittlichkeitsprincip in eine reine Selbstliebe; d. h. in ein, von aller Sinnlichkeit durchaus geschiedenes und unabhängiges Bege-

Konceſſion, und ohne daß auch Jura ſtolae dem reformirten Prediger und Küſter bezahlt werden dürfen.

Vermiſchte Nachrichten und Bemerkungen.

Unter den jetzt in Paris anweſenden deutſchen Gelehrten, befinden ſich zwey bekannte Mediciner, Dr. Frank aus Wien, und Profeſſor Froriep aus Jena.

Herr Profeſſor J. B. von Siebold zu Würzburg, hat mit dem Ablauf des Jahres 1802 ein Klinikum für die Behandlung der Augenkrankheiten geſtiftet, womit er zugleich Vorleſungen über dieſen beſondern Theil der Chirurgie und Uebungen in Augenoperationen an Leichnamen verbindet.

Der Herr Dr. de Carro zu Wien, hat nunmehr die Kuhpockenimpfung auch nach Aſien verpflanzt. Er ſchickte nämlich Kuhpockenſtoff nach Bagdad an den dortigen engliſchen Reſidenten Herrn H. Jones. Ein engliſcher Arzt, Dr. Short, impfte glücklich damit, und theilte ihn weiter dem Dr. Millar in Baſſora mit, der die Kinder des dortigen engliſchen Reſidenten Herrn Mairetty, und dann mehrere Eingeborne, auch Schiffleute, die nach Bombay ſeegelten, impfte. Auch nach Baſchira und an mehrere aſiatiſche Orte, iſt dieſer Impfſtoff verſandt worden.

Verbeſſerungen.

Im LXXVII. Bd. 1. St. S. 165. Z. 3. von unten ſt. Antiphonie l. Antiphonie

Neue Allgemeine
Deutsche Bibliothek.

Sieben und siebenzigsten Bandes Zweytes Stück.

Sechstes Heft.

Weltweisheit.

Kritik der Moral. Ein Versuch in Briefen, von J. A. W. Geßner, Doktor und Privatlehrer der Philosophie zu Leipzig. Leipzig, bey Breitkopf und Härtel. 1802. 468 S. 8. 1 Rth. 8 gr.

Diese scharfsinnige Kritik, die mehrere sehr feine und neue Erinnerungen, gegen den Eudämonismus so wohl, als gegen die Kantische Philosophie enthält, haben wir mit großem Vergnügen gelesen, und empfehlen sie Jedem, der sich eine gründliche und vollständige Einsicht in die jetzige Lage der Streitigkeiten über die philosophische Sittenlehre verschaffen, so wie Jedem, der diese Wissenschaft selbst gründlich studieren will, zum Durchdenken. Der Verf. ist kein addictus iurare in verba magistri, sondern er geht ganz seinen eigenen selbstständigen Gang, wiewohl man bemerkt, daß er von einigen Kantischen Ideen ausgegangen ist. Und dieß erklärt sich sehr natürlich aus seinem Berichte in der Vorrede: „Der Verf. „einverstanden mit der kritischen Philosophie, über die Unhaltbarkeit aller ihr vorhergehenden Moralsysteme, sagt er, „konnte nach einem vieljährigen lebhaften Interesse für dieselbe, und nach einem eben so lang fortgesetzten ernstlichen Erwägen und Prüfen der von ihr aufgestellten Gründe, am Ende doch in dieser keine volle Befriedigung finden. „Sein Nachdenken leitete ihn zu andern, die ihm, wenigstens für seine gegenwärtige Einsicht, mehr Genugthuung gaben.“ (S. XI). Da er vorher Anhänger der Kantischen

Philosophie war: so mußten natürlich manche Begriffe, um manche Arten der Dinge anzusehen, sich in sein ganzes Gedankensystem zu tief verflechten, als daß sie so bald hätten davon getrennt werden können. Im Grunde sind die meisten gegen die bisherigen Moralsysteme hier aufgestellten Schwierigkeiten, weitere Entwickelungen und deutlichere Darstellungen Kantischer Ideen, und selbst das, worin der Verf. von diesem Systeme abgeht, ist durch einen von hier entlehnten Ideengang entwickelt worden.

Hieher gehört, sogleich vor dem Anfang der Idee, eine apodiktisch ausgemachte Sittenlehre aufzustellen, welche der Verf. mit der kritischen Philosophie gemein, und von ihr, ohne weitere Nachfrage, als etwas Mögliches und Nothwendiges aufgenommen hat. Aus dieser Quelle entspringen beym Verf. mehrere Schwierigkeiten, in Ansehung aller bisherigen Moralsysteme, und durch dieß wird der Gang seiner eigenen Untersuchungen hauptsächlich bestimmt. Hoffentlich wird der Erfolg seiner Bemühungen, nebst einer kältern Ueberlegung ihn von diesem, für uns Menschen zu hohen Standpunkte herabbringen, und dann wird er selbst einsehen, daß damit mehrere seiner Einwürfe verschwinden, und daß die hauptsächlichsten Steine des Anstoßes, bey den Vorkantischen Moralgrundsätzen, nebst der Grundlage seiner eigenen Theorie mit ihm vernichtet werden. Weiter unten wollen wir dieß etwas mehr ins Helle bringen. „Unbefriedigt durch alles," so fährt der Verf. seinen Hauptzweck an, „wodurch man die Pflichten, und die Wissenschaft derselben zu begründen sich bemühete, mußte sich mir natürlich die Frage aufdringen: Giebt es auch würklich Pflichten? Zu einer entscheidenden Antwort auf diese Frage, konnte ich nur durch eine pünktliche Entwickelung des Begriffes von Pflicht, und durch eine sorgfältige Untersuchung und Prüfung alles dessen, was irgend als scheinbarer, oder wahrer Grund der Pflichten sich darbieten, oder auffinden lassen mag, gelangen. Eben dieß macht daher auch den Hauptinhalt der nachfolgenden Untersuchungen aus." (Vorr. S. XII). Diesen Inhalt entwickelt der Verf. näher so: „Die Pflichten überhaupt können ihren Ursprung nur haben, entweder in dem Menschen selbst, oder außer demselben. Im letzteren Falle könnte bloß der göttliche Wille als Quelle derselben gelten. Im erstern sind sie entweder auf irgend eine Art wesentlich in

„der

„der Natur des Menschen gegründet, oder sie schreiben sich „bloß von zufälligen Umständen, von Gewohnheit oder „Täuschung her. Nur indem man alle diese möglichen Wege des Ursprunges der menschlichen Pflichten genau untersucht und prüft, kann man zu einer deutlichen, vollständigen „und sichern Erkenntniß des wahren Grundes derselben gelangen.“ (S. XIV). Die einzelnen Begriffe, deren zehn sind, betrachten die Glieder dieser Disjunktion nach einander. „Die Einleitung aber liefert eine vorläufige Untersuchung über den bisherigen Zustand der Moral, vorzüglich „aber eine kritische Beleuchtung der von Kant aufgestellten „Gründe für dieselbe.“ (Vorr. S. XVII.)

Da diese Einleitung einige der vornehmsten Gedanken, und besonders einige notiones directrices des Verf. enthält: so müssen wir sie zuerst in Erwägung ziehen. Ihr Hauptthema stellt der Verf. so dar: „Noch ist durch alles Philosophiren über Moral, nicht einmal die Möglichkeit derselben entschieden: ja alle bisherige Resultate (die Kantischen „mit eingeschlossen) weisen unläugbar auf das Gegentheil „hin.“ (S. 1.) Gegen dieß Resultat haben wir (das Resultat des Verf., oder sein Moralprinzip mit eingeschlossen, welches wir nachher anzeigen werden,) nichts einzuwenden. Eine völlig apodiktische, und dabey gleich der Geometrie völlig allgemein geltende Moral, werden wir hier auf Erden wohl nie zu Stande bringen. Ist aber die Rede von einer auf hoher Wahrscheinlichkeit beruhenden, und bey den Meisten sich empfehlenden Sittenlehre: so dürfte die Antwort anders ausfallen müssen, indem nach bisherigen Erfahrungen die meisten in gewissen Grundsätzen immer mehr anfangen einstimmig zu werden.

Unser Verf. geht mit Kant davon aus, „daß die Moral solche Regeln des Handeln enthalten muß, die nothwendig sind, und zwar, deren Nothwendigkeit keine hypothetische, auf gewissen Voraussetzungen ruhende, sondern eine „absolute ist. Zu solchen Regeln können wir nicht anders „gelangen, als dadurch, daß das Denkende in uns sie aufstellt, denn keine Regel ist für uns möglich, wenn sie das „Denkende nicht zu Stande bringt. Hierzu wird es entweder von außen her, oder von innen bestimmt. Betrachtung dessen, was ihm außerhalb erscheint, und innerer „Zwang seiner eigenen Natur, sind die beyden einzigen

„Quellen, aus welchen das Denkende Regeln schöpfen kann.
„Es kann dem beobachtenden Blicke des menschlichen Geistes
„nicht lange entgehen, daß mancherley Begebenheiten und
„Veränderungen in der bewußt- und empfindungslosen Welt
„immer und unausbleiblich auf gewisse bestimmte Art, und
„nach gewissen vorausgehenden Begebenheiten und Verände-
„rungen erfolgen. — Die nämliche Erfahrung läßt ihm einen
„Blick ins Innere seines eigenen Wesens wiederholen. Auch
„hier ereignen sich regelmäßig in bestimmten Fällen bestimmte,
„mehr oder weniger lebhafte Bewegungen. — Die zuerst
„angezeigten Regeln, erscheinen als unbedingt nothwendig,
„sie sind Regeln oder Gesetze der unbelebten Natur, es sind
„Gesetze bewußtloser Wirksamkeit, nicht Regeln für einen
„mit Vorstellung und Vernunft verknüpften Willen. —
„Die zweyten würden, wenn sie willkührlich seyn sollten,
„deutliche Begriffe, Reflexion, mit einen Worte völligen
„Vernunftgebrauch voraussetzen, welches anzunehmen kein
„Grund vorhanden ist. — Ein ihnen selbst unbekannter
„Naturtrieb, treibt auch diese Naturwesen zur Thätigkeit,
„treibt sie zu einer bestimmten unwillkührlichen Thätigkeit
„an. Wäre dieses auch der Fall des Menschen, wäre auch
„seine Thätigkeit nichts weiter, als die unwillkührliche Wir-
„kung eines bloßen Instinktes: so würde die Moral ein lee-
„rer Gedanke seyn. — Allein der Mensch erkennt sich selbst
„— er ersinnt und setzt sich selbst Zwecke, erforscht und wählt
„nach Gutbefinden Regeln zu ihrer Erreichung, und un-
„terscheidet genau den unvermeidlichen Zwang, mit welchem
„er an jene gefesselt, und die Willkühr, welche seine Thä-
„tigkeit, in Ansehung der letztern gelassen ist. Es findet
„sich also ein wesentlicher Unterschied zwischen den Regeln,
„welche die Wirksamkeit der vernunftlosen sowohl, als der
„empfindungslosen Naturwesen, und zwischen denen, wel-
„che die Thätigkeit des Menschen bestimmen. Jener ist das
„Loos einer blinden Unterwürfigkeit unter unbedingte Gese-
„tze; diese sind (zum Theil) die eigenen Urheber der Gese-
„tze ihres Thun und Lassens. — Zweyerley Gesetze haben
„sich also bisher gezeigt, nothwendige und willkührliche.
„Die erstern sind solche unveränderliche Arten der Wirk-
„samkeit, welche ohne Zuthun, zum Theil ohne Wissen
„der Naturwesen statt finden: diese hingegen solche, die von
„dem Menschen selbst durch willkührliches Denken hervorge-
„bracht werden, und keinen Zwang der Befolgung mit sich
führen.

„führen. — Diese ursprünglich als Vorstellung gegebene Regeln sind nun auch in Absicht aufs Denken entweder nothwendige, oder willkührliche. Das Letztere, wenn der Grund, oder die Grundlage dazu von außen her genommen ist; das Erstere, wenn der Grund dazu im Denken selbst liegt; wenn sie, so zu sagen denk-naturnothwendige sind. Die Letztern nun sind es eigentlich, welche den Inhalt der Moral ausmachen.“ (S. 3. ff).

Diß weitläuftige Raisonnement des Verf. beweist sich nicht mit großer Leichtigkeit, und Klarheit von der Stelle; man wird in einer Reihe von Distinktionen umher geführt, ohne daß ein recht helles Licht darüber aufgehen will. Zwey Hauptsätze scheinen hier eine genauere Bestimmung zu erfordern; der eine, daß die Regeln der Sittenlehre absolute Nothwendigkeit haben; der andere, daß sie durch das Denken allein hervorgebracht werden müssen. Der erste scheint sich darauf zu stützen, daß die Sittenlehre eine Wissenschaft genannt wird, und mithin apodiktisch fest stehen muß. Allein diß ist gerade die Frage, und nach allen bisherigen Bemühungen, scheint sie eine Wissenschaft im allerstrengsten Sinne nicht werden zu können. Hieraus darf also nichts gebaut werden; wenn man nicht das Ungewisse aus dem eben so Ungewissen ableiten will. Er scheint ferner beym Verf., wie bey Kant, auch darauf sich zu stützen, daß die sittlichen Regeln „nicht bloß für diesen oder jenen Menschen, unter diesen oder jenen Umständen, mit Voraussetzung irgend eines willkührlichen Zweckes, oder einer zufälligen Neigung und Bewegung des Herzens; sondern für alle und jede ohne Ausnahme, unter allen Umständen und Verhältnissen des Lebens gültig sind. Kein Moralist, wird Raub, Mord, Diebstahl, u. s. w.; gesetzt auch, daß er unter gewissen Umständen ihn mit Glimpf und Nachsicht beurtheilte, unter irgend einer Bedingung für recht und gut im strengen Sinne des Wortes erkennen.“ (S. 3). Man weiß, daß Kant und seine Nachfolger durch diese Behauptung dahin getrieben wurden, alles Nothrecht gänzlich zu läugnen, und zu lehren, man dürfe nicht lügen, wenn man auch einem Andern, und Unschuldigen das Leben, ja sein eigenes Leben gegen einen ungerechten Angriff retten könne; man müsse lieber Hungers sterben, als dem Nachbar etwas entwenden, wenn man sich auch in der äußersten Noth befinden sollte. Aus diesen und andern Beyspielen erhellt so viel klar, daß den moralischen

Regeln keine absolute Nothwendigkeit zukommt, und daß alle unter gewissen Umständen ihre Ausnahme haben, und daß in diesem Sinne der Ausspruch eines Römers wahr ist: summum jus, summa saepe injuria. Hiermit fällt also eine Hauptstütze der Theorie unsers Verf. dahin, denn, wie die Folge lehren wird, baut er hierauf sehr viel. Damit fällt also auch, daß die moralischen Nachrichten auf gar keine besondern Zwecke, Neigungen, oder sonst Etwas dergleichen Rücksicht nehmen, das im Geringsten veränderlich ist. Könnt ihr von einem vorher Wilden fordern, daß er so mäßig, oder so edelmüthig sey, als Sokrates und Epiktet? Von einem Bewohner der Südseeinseln, oder einem Neger am Senegal, daß er so wenig stehle und betrüge, als ein Xenokrates? Wenn die sittlichen Vorschriften auf Etwas gegründet werden, das bey dem meisten Menschen angetroffen wird, und das alle unter gewissen Voraussetzungen erreichen können: so haben sie alles, was zu ihrer Allgemeinmäßigkeit erfordert wird. Denn man muß hierbey wohl erwägen, daß die Sittenlehre hauptsächlich dazu da ist, den Menschen erst auszubilden, und der hohen Würde seiner Natur entsprechend zu machen, daß sie daher von ihm alles fordert, was ihn auf diese Stufe erheben kann. Hierauf gründet sich vornehmlich die Allgemeinheit und Strenge ihrer Forderungen.

Der zweyte Hauptsatz war, daß die sittlichen Vorschriften nur durch das Denken zu Stande kommen. Dieser Satz ist zweydeutig: er kann einmal heißen, nur die Denkkraft für sich allein, und mittelst ihrer eigenen Gesetze, bringt diese Regeln zu Stande; er kann aber auch zweytens heißen: die Denkkraft stellt diese Regeln nach der Ueberlegung der mancherley Wirkungen unserer Handlungen, und nach den in die menschliche Natur gelegten wesentlichen Bestrebungen auf. Im ersten Sinne nehmen ihn die kritischen Philosophen, nebst den transscendentalen Idealisten mit unserm Verf. Sie haben aber nirgends bewiesen, daß er nur diesen haben kann, und haben also dadurch etwas erschlichen, daß sie ihm eine unstatthafte und unerwiesene Bedeutung unterschoben. Daß die Regeln unsers Verhaltens durch Denken aufgefunden werden müssen, wird nicht bezweifelt; damit ist aber noch lange nicht ausgemacht, daß sie aus der Denkkraft allein, und ihren Gesetzen allein, hervorgehen müssen.

Durch diese Betrachtungen haben sich denn auch die sehr scharfsinnigen Erinnerungen unsers Verf. gegen den Eudämonismus,

nismus, in welchen er einige Kantische Gedanken mehr entwickelt, und zu größrer Klarheit erhoben hat. Er fährt so fort: „Wir wollen von diesen Sätzen vorerst eine bestimmte Anwendung machen. Gesetzt, es sey der in der menschlichen Natur allgemein wirksame Trieb zum Angenehmen, welcher die Vernunft zur Erzeugung von Regeln fürs Handeln bestimme: so werden diese Regeln nichts mehr als willkührliche seyn, d. i. die Vernunft wird sie nicht anders, denn als solche betrachten können, die eben so wohl nicht statt finden können. Denn erstlich: dieser Trieb liegt außer ihr, ist auf keine Weise mit ihrem eigenen Wesen verknüpft, es kann also nichts, was er veranlaßt, oder bewirkt, für sie nothwendig seyn. — Zweytens: wäre er aber auch für immer gegeben: so wäre doch die Art seiner Wirksamkeit mancherley Veränderungen unterworfen, und folglich auch mit ihr, die durch ihn veranlaßten Regeln des Handelns. Diese werden also auch zufällig seyn. Drittens: gesetzt aber auch, daß die Art seiner Wirksamkeit für immer bestimmt wäre; so würden die Regeln dennoch nicht als nothwendig für die Befolgung eines auf sie gewiesenen Willens angesehen werden können. Denn sollten sie, als den Willen unnachläßlich nöthigend betrachtet werden: so könnte dieß, weil sie selbst von dem Verlangen nach dem Angenehmen abhängig sind, nicht anders geschehen, als in sofern der Wille gedacht werden müßte, als unnachläßlich genöthigt, das Angenehme zu wollen. Nun würde es aber völlig ungereimt seyn, es dem Willen zur unbedingten Obliegenheit zu machen, eine Regel zu befolgen, um das Verlangen nach dem Angenehmen zu befriedigen. Denn entweder will er dieß Angenehme von selbst; dann wäre es ungereimt, ihn dazu noch nöthigen zu wollen. Oder er will es nicht; dann würde man den Grund zur Nöthigung nicht in dem Angenehmen, sondern in etwas Anderm setzen. — Es mußte, wenn es Pflicht seyn sollte, etwas zu thun, um des Angenehmen Willen, ein besonderes, von dem Triebe zum Angenehmen, ganz unabhängiges Gesetz geben." (S. 14.)

Hier erschienen allerdings starke Angriffe auf den Eudämonismus; aber wenn man sie ganz scharf ins Auge faßt, verlieren sie ihr furchtbares Ansehen. Erstens, die aus dem Triebe zum Angenehmen entsprungenen Regeln sind für die Vernunft nicht gleichgültig, wenn nämlich, wie in dieser

Theorie angenommen wird, die Kraft außer uns zu wirken, nur durch angenehme und unangenehme Eindrücke aufgeregt, mithin die Vernunft an diesen Trieb einzig gewiesen wird. Ferner wird hier angenommen, die Vernunft selbst solle durch sich selbst zum Handeln, nämlich zu actionibus transeuntibus, genöthigt werden. Dieß aber ist bloß willkührlich, denn es wird nicht erwiesen. Ja es ist sogar ungereimt; denn in der Vernunft, als solcher, ist mehr nichts enthalten, als ein Streben zu actionibus immanentibus, dazu kann die Vernunft durch sich selbst genöthigt werden; aber mit actionibus transeuntibus hat sie ihrer Natur nach gar nichts zu schaffen; wie soll sie also durch sich selbst allein dazu genöthigt werden können? Zweytens, der Trieb zum Angenehmen, ist nicht so mannichfaltig und unsicher, als es hier angenommen wird, nämlich nicht so sehr, daß dadurch alle Beständigkeit und Regelmäßigkeit in den Handlungen aufgehoben würde: es verhält sich mit ihm, wie mit den Individuen einer Gattung, die alle von einander verschieden; aber dennoch im Wesentlichen immer einerley sind, und bey denen die individuellen Differenzen die wesentliche Einheit nicht aufheben. Weiter unten wird es Gelegenheit geben, das noch mehr zu erörtern. Drittens endlich ist es nicht ungereimt, es dem Willen zur unbedingten Obliegenheit zu machen, nach dem Angenehmen zu trachten, ohnerachtet wir das Angenehme von selbst wollen. Der Wille nämlich, in so fern er ein niederes Begehrungsvermögen ist, will das Angenehme von selbst, und instinktartig; in dieser Qualität aber wird es ihm nicht zur Obliegenheit gemacht, darnach zu streben, so wenig dieß bey den Thieren geschieht. In so fern er aber ein höheres Begehrungsvermögen ist, das nach Vorstellungen, Planen und Regeln handelt, will er das Angenehme nicht für sich allein, sondern da muß es ihm erst in der Gestalt eines Begriffes vorgehalten, und ihm durch allgemeine Gründe annehmlich gemacht werden. In dieser Qualität wird es ihm zur Obliegenheit gemacht, nach dem Angenehmen zu trachten, und in dieser Qualität ist nichts Ungereimtes darin, so etwas zu unternehmen. Auch ist ein großer Unterschied zwischen dem Angenehmen, das der Wille instinktartig, und zwischen dem, das er als Obliegenheit will. Das Erstere ist alles, was sich ihm zuerst darbietet, ohne Wahl, und ohne Ueberlegung, wie Thiere und Kinder nach dem ersten dem besten Angenehmen greifen; das Letztere hingegen ist dasjenige, was nach

genauer

genauer Prüfung, von allen unangenehmen Begleitungen oder Folgen frey befunden, und als dasjenige erkannt wird, was im gegenwärtigen Augenblicke, als das größte und dauerhafteste in seiner Art kann erlangt werden. Diese letztern Bestimmungen giebt der bloße Instinkt, oder das Gesetz des sinnlichen Begehrens nicht, sie entspringen aus der Vernunft und dem Vermögen Begriffe und allgemeine Urtheile zu fassen, und somit macht hier die Vernunft Etwas zur Obliegenheit, was in der bloßen Sinnlichkeit enthalten ist.

In der Anmerkung zu diesem Absatze, wird noch ein beym ersten Anblicke sehr furchtbarer und neuer Angriff gemacht: „Nichts ist überhaupt widersprechender, heißt es, „als der Eudämonismus, welches auch aus Folgendem erhellt: die größte und vornehmste Glückseligkeit, die er verspricht, soll sich auf das Bewußtseyn gründen, seine Pflicht, „und zwar noch dazu ganz uneigennützig gethan zu haben. „Nach ihm soll also Gesetz und Ziel unserer Handlungen seyn, „Glückseligkeit zu suchen, dadurch daß man sie hintansetzt. „Es soll also Gesetz unserer Handlungen seyn, Glückseligkeit „zu suchen, und auch nicht zu suchen. Nicht daraus, daß „man sich glücklich zu machen sucht, soll die Glückseligkeit „entspringen; sondern daraus, daß man es nicht sucht, und „doch soll man keinen andern Zweck und Beweggrund haben, „als sich glückselig zu machen." (S. 17.) Wer die Bedeutung des Wortes Eigennutz vor Augen hat, dem verschwindet die Stärke dieses Einwurfes sogleich. Eigennützig nämlich heißt im eigentlichen Sinne, wer bloß nach körperlichen oder sinnlichen Genusse, und nach den Mitteln zu demselben trachtet. Wenn also der Eudämonist lehrt, man solle seine Pflicht uneigennützig thun, so sagt er damit: man solle nur auf die angenehmen innern Gefühle sehen, die aus ihrer Befolgung entspringen, und die körperlichen Empfindungen, da, wo sie der Erlangung dieser höhern und dauerhaftern Sinne im Wege stehen, hintansetzen. Er sagt also keinesweges, man solle die Glückseligkeit dadurch sichern, daß man sie hintansetzt. In einer andern Rücksicht sagt ferner der Eudämonist hiermit auch Folgendes: nachdem man einmal sich von der Richtigkeit der Pflichtgebote überzeugt hat, soll man in jedem einzelnen Falle nicht ängstlich über das dadurch zu erreichende Angenehme, oder zu vermeidende Unangenehme Rechnung halten, weil das oft irre macht, und verwirrt; sondern man soll der einmal anerkannten Pflicht treu bleiben,

unbekümmert um das, was in diesem Augenblicke erfolgen wird. Er sagt ferner auch dieß noch: man soll bey dem zu erreichenden Angenehmen nicht immer an sein Individuum denken, und das Angenehme nicht immer sich vorher als das Seinige sich vorrechnen; sondern der Güte und Größe einmal angenommener Gesinnungen folgen, wie der Dankbare seinem Dankgefühle folgt, ohne daran zu denken, daß er sich eben dadurch eine sehr hohe Wonne bereitet.

Was der Vers. oben annahm, daß die Moral keine willkührliche, sondern nothwendige Regeln des Handelns enthalten soll, das sucht er nun zu erweisen. Diesen Beweis, da er wegen der folgenden Beurtheilung der Moralsysteme erheblich ist, müssen wir noch ein wenig betrachten. Er lautet im Wesentlichen so: „Die willkührlichen Regeln „sind beliebige. — Man kann zwar sagen, daß der Mensch „für die Befriedigung seines eigenen Herzens durch die Beobachtung solcher Regeln besser gesorgt haben würde, als „durch das Gegentheil; aber Niemand kann in irgend einem „Falle zu ihm sagen, du sollst dieses thun, oder du sollst es „nicht. Denn er soll überall nichts. Jene Regeln gelten „nur so lange für ihn, als er selbst will. Besteht die Moral „nur aus solchen Regeln: so hat sie schlechterdings weder etwas Allgegenwärtiges, noch etwas Feststehendes. Jeder „Moment und jede Bewegung der schreckenlosen Willkühr „stößt ihre Gesetze um. Sie gelten nur für den, der Lust hat, „sie gelten zu lassen. — Ich wüßte kein Moralsystem, das „einen solchen Indifferentismus je behauptet, oder gestattet hätte. — Soll also die Moral etwas mehr, als ein „leerer Name seyn: so muß sie ein System von nothwendigen „Vernunftregeln fürs Handeln seyn." (S. 18. ff.)

Willkührliche Regeln darf freylich die Sittenlehre nicht enthalten, das ist hier sehr klar gemacht. Aber die Folge hieraus, daß diese Regeln absolute Nothwendigkeit haben, d. h. daß sie auf dem Satz des Widerspruchs sich gründen, und alle apodiktisch erwiesen seyn müssen, diese Folge erblicken wir in den Vordersätzen nicht, und diese ist es, die wir oben für willkührlich vorausgesetzt, oder erschlichen, ausgegeben haben. Unserer Neigung nach kann es nämlich etwas geben, und giebt es etwas, das nicht apodiktisch erwiesen, aber dennoch auch nicht ganz willkührlich und beliebig ist. Daß wir nach angenehme Empfindungen des äußern und innern Sinnes streben, folgt nicht apodiktisch aus der Natur des Handelns;

deins; sondern wird vornehmlich durch die Erfahrung gelehrt. Aber dennoch glauben wir nicht, daß das Streben bloß beliebig und willkührlich ist, noch daß die Vernunft, wenn sie über die Handlungen des Menschen reflektirt, es für etwas Willkührliches erklären, oder bey ihren Ueberlegungen sich vorsetzen kann, auf alles Angenehme Verzicht zu thun, ja vielleicht gar das Unangenehme sich zum Ziele der Handlungen zu setzen. Eine hierauf gebaute Sittenlehre hat also Festigkeit genug, ob sie gleich keine absolute Nothwendigkeit hat. Eine hierauf gebaute Sittenlehre, kann auch mit Fug sagen, du sollst; denn da der Mensch von dem Streben nach dem Angenehmen sich, seinem klaren Gefühle zufolge, nicht trennen kann: so soll er in jedem einzelnen Falle, was die Vernunft ihm als Befriedigung desselben anzeigt. Er soll es, nicht, er muß es; denn als bloß thierisches Wesen muß er, was ihn durch seine Sinne als angenehm reizt; nicht aber, was in aller Rücksicht ihm durch Gründe als das Erheblichste, und von allen widrigen Erfolgen Freye, Angenehme ihm vorgestellt wird. Auf dieß wird das thierische und blinde Streben, bloß durch die Ueberlegung und durch Raisonnement hingeleitet.

Zweytens erblicken wir in den Vordersätzen auch das nicht, daß die Sittenlehre nichts als Vernunftregeln aufstellen, das ist, daß sie ihre Regeln bloß aus der Vernunft, und aus den Denkgesetzen derselben ableiten soll. Diese sagen nur aus, daß die Sittengebote nicht ganz beliebig und willkührlich seyen, und daß sie durch Hülfe des Denkens zu Stande kommen sollen. Darin aber ist noch keinesweges enthalten, daß sie aus der Denkkraft allein geschöpft werden müssen; sondern es geschieht ihnen auch Genüge, wenn sie die Denkkraft aus gewissen andern, der menschlichen Natur anklebenden, und bleibenden Grundlagen herleitet.

Wie nach solchen Voraussetzungen das Urtheil über alle Moralsysteme vor dem Kantischen ausfallen wird, läßt sich nun leicht voraussehen. Der Verf. drückt sich so aus: „Wenn bewiesen werden kann, daß alle ehemalige Moralsysteme, keine andern, als willkührliche Regeln fürs Handeln aufstellen: so ist zugleich erwiesen, daß sie überall nicht für ächte Moralsysteme gelten können, und mithin, daß durch sie auch noch nicht einmal die Möglichkeit einer Moral erwiesen ist.“ (S. 21.) Wie dieser Beweis ausfallen, und

und warum er seinen Zweck verfehlen muß, erhellt aus dem schon Gesagten.

Wir wenden uns also zu dem Ausspruche des Verf. über den Kantischen Grundsatz der Moral, um von dessen Begründung Bericht zu erstatten. Er lautet also: „Das Kantische Moralsystem stellt zwar nothwendige Regeln fürs „Handeln auf; aber ohne sie gehörig zu begründen." (S. 22.) Dies erhellt aus folgenden Betrachtungen: „Der „Fehler der Kantischen Argumentation für das Daseyn seines „Sittengesetzes liegt in dem Obersatze, die Vorstellung von „einer reinmoralischen Gesinnung, und einem ihr zum Grunde liegenden unbedingten Gesetze, muß entweder von der „Erfahrung (von einer in derselben würklich gegebenen reinmoralischen Handlung) abstrahirt, oder aus reiner Vernunft entsprungen seyn. Da nun das Erstere unmöglich „ist: so folgt, wenn der Obersatz richtig wäre, freylich das „Letztere. Allein dieser Obersatz ist bloß erbeten. Er verstößt wieder die Grundregel eines disjunktiven Satzes, nämlich alle Eintheilungsglieder vollständig anzugeben. Es „giebt außer den beyden aufgezählten möglichen Entstehungsarten jener Vorstellung noch eine dritte, die Erzeugung derselben durch Phantasie, auf Veranlassung der Erfahrung, „obgleich ohne alle mögliche Darbietung irgend eines bestimmten, der Idee entsprechenden Objektes, und die Möglichkeit dieser Vorstellung auf diesem Wege, ist nicht abzuläugnen." (S. 45.)

Gegen Kants andere Beweise wird Folgendes erinnert: „Die bis jetzt geprüften Kantischen Gründe, für die Gültigkeit des von ihm aufgestellten höchsten Gesetzes unsers „Willens, bewähren sich also nicht. Vielleicht sind die „übrigen sicherer. Wenn nämlich jenes Gesetz schon in „dem bloßen Begriffe des Willens eines vernünftigen Wesens enthalten wäre, und damit unmittelbar hervorgienge: „so würde es so gewiß, wie die Vernunft selbst seyn." (S. 45.) „Die Beweisführung dieses Satzes ist im hohen Grade subtil und sinnreich; nur Schade, daß sie mit den Grän„zen streitet, welche das Kantische System selbst der menschlichen Erkenntniß gezogen hat. Sie entnimmt ihre Gründe „aus der übersinnlichen Welt; aber diese ist für uns Menschen ein unzugängliches Land. Die ganze Beweiskraft beruht nämlich auf dem Satze, daß der Wille frey sey. Denn

auf

„auf diesen Fall wäre er sich selbst Gesetz, jedes vernünftige „Wesen wäre Zweck an sich selbst, und das formale Gesetz „wäre schon mit dem bloßen Begriff des Willens vernünfti„gen Wesen gegeben. Aber wie gelangen wir nun zu der „überschwenglichen Erkenntniß, von der Freyheit des Wil„lens? Der Gedanke von Dingen an sich, so natürlich und „unvermeidlich er auch unserm Denkvermögen anhängen mag, „ist ja bloß problematisch, und dient nur die Gränze zu be„zeichnen, die das Ende unserer Erkenntniß ist. Wie können „wir annehmen, das vernünftige Wesen sey als Ding an „sich frey, da wir doch überall von Dingen an sich nichts zu „erkennen vermögen. — In der Kritik der praktischen Ver„nunft behauptet der ehrwürdige Weltweise ausdrücklich, un„sere Erkenntniß des unbedingt Praktischen kann nicht von „der Freyheit anheben — diesemnach soll die Wahrheit und „Gültigkeit des moralischen Gesetzes lediglich auf dem Be„wußtseyn desselben beruhen. Es giebt, heißt es, ein mo„ralisches Gesetz, denn wir sind uns desselben bewußt. — „Dieß Bewußtseyn muß allen vernünftigen Wesen gemein „seyn, denn es soll das Daseyn eines für sie alle gültigen „Gesetzes beweisen. Nun entsteht die Frage, woher können „wir wissen, daß dieß Bewußtseyn bey allen vernünftigen „Wesen sich finde? Es giebt zu aller Erkenntniß nur zwey „Wege, Erfahrung und reine Vernunft. — Aus Erfahrung „läßt sich diese Erkenntniß nicht schöpfen, denn die kann nie „vollendet seyn. Wäre sie aber auch aus dieser Quelle mög„lich; so wäre sie doch nicht beweisend, weil sie nicht lehrte, „was doch zum Erweise des Daseyns eines schlechthin gülti„gen Gesetzes unerlaßlich gehört, daß es sich nothwendig bey „allen vernünftigen Wesen findet. Also müßte man die „Allgemeinheit jenes Bewußtseyns a priori beweisen. Das, „woraus es erwiesen würde, müßte nichts Zufälliges oder Sub„jektivis seyn, weil es sonst empirisch wäre, mithin müßte „es etwas dem vernünftigen Wesen, als solchem Eigenthüm„liches, folglich in dem bloßen Begriffe desselben schon Ent„haltenes seyn. Das könnte aber nichts Anderes seyn, als „das moralische Gesetz selbst. Denn aber hätte man das „Sittengesetz nicht aus dem Bewußtseyn desselben, sondern „dieses aus jenem bewiesen, u. s. w." (S. 45. ff.) Mehreres Andere, was der Verf. noch hinzusetzt, übergehen wir der Kürze wegen, weil hieraus schon zur Gnüge erhellt, daß die Kantische Theorie über das oberste Sittengesetz man-

cherley

cherley wesentliche Mängel hat, unter denen die gegenwärtigen, uns bisher noch nicht so deutlich aufgedeckt vorgekommen sind.

Wir übernehmen aus derselben Ursache mehreres Einzelne, um den Verf. bey seinen Hauptsatze, und dem was er Neues zur Begründung der Sittenlehre glaubt geleistet zu haben, wieder zu erreichen. Den obigen Hauptsatz, daß die Sittenlehre bloß auf die Vernunft gegründet werden muß, sucht er in der Folge von neuem zu befestigen, und dann aus ihm sein neues Moralprinzip herzuleiten. Diese Befestigung lautet im Wesentlichen so: „Wenn wir die Absicht haben, „den wesentlichen und schlechthin nothwendigen Grund der „Pflichtidee, oder der Pflichten, in uns aufzusuchen: so „müssen wir vor allen Dingen erst eine kurze vorläufige Be„trachtung über die wesentliche Beschaffenheit der menschli„chen Natur selbst anstellen. Alle Thätigkeit unserer Seele „besteht 1) im Denken und Erkennen; 2) im Fühlen, 3) in „dem Begehren, in dem Sich bestimmen zu etwas nach Vor„stellungen, im Wollen. Wenn es also in der menschlichen „Natur Etwas giebt, was die Vorstellung von Unerläßlich„keit gewisser Handlungen unvermeidlich und unveränderlich, „oder absolut nothwendig mache, einen wahren absolut noth„wendigen Grund unserer Pflichten: so muß er in einem „von diesen Vermögen anzutreffen seyn. In einem derse„ben, im Willensvermögen, läßt sich schon voraus einsehen, „kann es nicht befindlich seyn. Denn dieß ist nichts anders, „als das Vermögen, sich zu einer gewissen Thätigkeit nach „einer gewissen Vorstellung, oder Gründe zu bestimmen, „und setzt also zu seiner möglichen Thätigkeit schon bestimmte „Vorstellungen und Gründe voraus. Es bleiben also nur „drey Hauptvermögen übrig. Alle Thätigkeit des Gefühl„vermögens giebt nichts als angenehme oder unangenehme „Gefühle. Dieß liefert also keine andere Erkenntniß, als „1) von Gefühlen und deren Beschaffenheit, 2) von Gegen„ständen und Handlungen, wiefern dieselben Gefühle, und „in welchem Grade, und von welcher Beschaffenheit zu be„wirken pflegen. Hier ist also kein Grund von Unerläßliche„keit gewisser Handlungen zu finden. Das Begehrungs„vermögen wirkt nur positive und negative Begierden, sammt „deren Modifikationen. Aus diesem läßt sich also keine an„dere Erkenntniß erhalten, als die von Begierden, und des

„ren

» ren Modifikationen und Quellen. Es lehrt bloß, wie ge-
» wisse Gegenstände und Handlungen auf seine Thätigkeit,
» oder Wirkungsvermögen, nicht aber wie sie übrigens und
» an sich selbst beschaffen, und ob sie unerläßlich sind. Der
» Grund unserer Pflichten muß also im Erkenntnißvermö-
» gen enthalten seyn. Das Erkenntnißvermögen begreift ei-
» ne Menge besonderer Vermögen in sich; 1) die Sinnlich-
» keit, 2) das Anschauungsvermögen, 3) das Vorstellungs-
» vermögen, 4) das Gedächtniß, 5) das Erinnerungsver-
» mögen, 6) die Einbildungskraft, 7) die Phantasie, 8)
» den Verstand im engeren Sinne. Du bemerkst leicht,
» daß alle diese Thätigkeiten nichts leisten, als uns in den
» Stand zu setzen, irgend einen Gegenstand, der unser Ge-
» müth afficirt, auf die dem Erkenntnißvermögen ursprüng-
» lich anhaftende Art zu denken. Allein dadurch ist das Ver-
» mögen auch bey weitem noch nicht erschöpft. Von jetzt
» an beginnt eine freyere und selbstthätigere Wirksamkeit
» unserer Seele, sie äußert sich als Reflexions- als Urtheils-
» und Vernunftvermögen. — Das ganze Geschäfft der Ver-
» nunft besteht darin, Allgemeinheit in unsere Erkenntniß
» zu bringen. Die Allgemeinbegriffe sind nur eben so viele
» Gesetze und Bedingungen, unter welchen die Vernunft ge-
» bietet, oder gestattet, daß Dingen Beschaffenheiten des
» Wesens, und Arten des Seyns beygelegt, oder abgespro-
» chen werden. Sie setzt z. B. als nothwendig, daß alles,
» was nur durch Vegetation fortzudauren vermag, eine
» Pflanze, und alles Entgegengesetzte keine Pflanze sey.
» Das Geschäfft der Vernunft also ist, das Besondere zu be-
» stimmen durch das Allgemeine, « u. s. w. (S. 22a. ff.)

Das ganze Raisonnement beruht größtentheils auf der Voraussetzung, daß die durch die Sittenlehre uns zur Pflicht gemachten Handlungen, absolute Nothwendigkeit haben. Da nun aber dieß der Fall nicht ist, wie oben bemerkt wurde: so wird hier etwas zu erklären versucht, dessen Daseyn willkührlich angenommen wird, gerade wie einmal über das eingebildete Daseyn eines goldenen Zahnes weitläuftige Untersuchungen angestellt wurden, welche die Möglichkeit der Sache begreiflich machen sollten. Die Gründe, welche hieraus gegen den Eudämonismus entlehnt werden, halten also auch nicht völlig Probe, wie sich jetzt gleich ergeben wird.

Nach

Nach diesen Vorbereitungen nämlich scheidet unser Verf. zu der Frage, ob aus dem Begehren des Angenehmen und dem Verabscheuen des Unangenehmen allgemeine und unveränderliche Regeln, und Gesetze für unsere Handlungen entspringen können? Ob aus dieser Quelle unbedingt nothwendige Handlungsweisen, oder Pflichten entspringen können? (S. 234.) Man sieht nun bald, wie alle Einwürfe gegen den Eudämonismus ausfallen, und warum sie unzureichend ausfallen werden; denn es wird hier Etwas gefordert, was nicht gefordert werden sollte, und was daher auch nicht braucht gegeben zu werden.

Da indeß diese Einwürfe auch dadurch ein gefährliches Ansehen bekommen, daß sie alles Beständige in unsern Handlungen zu vernichten scheinen, wenn wir das Begehren des Angenehmen zur Richtschnur machen, und daß sie mithin die Veränderlichkeit dieses Begehrens zu sehr vergrößern: so müssen wir sie noch ein wenig näher ins Auge fassen. Sie sind im Grunde die nämlichen, welche auch Kant aufgestellt hat, als er dem Eudämonismus das Verdammungsurtheil sprach. »Die Erfahrung lehrt mich,« spricht der Verf., »daß meine Gefühle sich gar sehr im Leben ändern; »daß mir jetzt gleichgültig, ja wohl gar im hohen Grade »niedrig ist, was mich zuvor entzückte. Als Knabe ergötzten mich kindische Spiele, als Jüngling lockten mich die »Liebe, der Tanz, das Reiten, das Jauchzen lauter Freuden. Als Mann kehre ich wieder mehr in mich selbst zurück: ich ringe nach häuslichen Freuden, und mache Plätze auf Würden, Ruhm und Ehre. In den höhern Jahren, wenn die Nerven allmählig ihre Spannkraft verlieren, lenken sich meine Wünsche auf daurende Gegenstände, auf Geld, auf liegende Güter des Glücks. Jetzt »reißt mich der Wirbel geselliger Freuden mit sich fort; »dann fühle ich mich glücklich, auf meinem einsamen Zimmer. »Jetzt versenkt mich die Liebe eines weiblichen Wesens in »unerschöpfliche Wollust, und nach wenigen Monden vielleicht, läßt sie mich kalt wie Alpeneis. Da ist ein »ewiger Wechsel in meinen Gefühlen und Wünschen.« (S. 238.)

Allein einmal wird hier die Veränderlichkeit der Gefühle größer angenommen, als sie in der That ist. Der Wechsel von Leidenschaften, wie er hier geschildert wird, ist

nicht

nicht vorhanden, denn der Ehrgeizige, oder der Geizige, bleiben es ihr ganzes Leben hindurch. Zweytens hindern Abwechslungen in einigen wenigen erheblichen Gefühlen, die Aufstellung allgemeiner Regeln nicht, und machen in der Hauptsache keine Aenderung. Dadurch, daß Einer jetzt mehr körperliche Bewegungen liebt, nachher aber an geistigen Beschäftigungen stärkeres Vergnügen findet, ändert sich in seinen Pflichten und Lebensregeln nichts, er kann das immer thun, und doch dabey ein ehrlicher, tugendhafter Mann bleiben. Drittens endlich wird hier der Grundsatz des Eudämonismus unrichtig verstanden, und der Verf. deutet ihn nebst der Kantischen Schule so: als ob er heiße, man müsse, oder solle jedesmal dasjenige wählen, und vorzüglich erkiesen, was im gegenwärtigen Augenblicke vorzüglich angenehm erscheint. So aber heißt er nicht; denn so würde freylich etwas Beständiges und Allgemeines aus ihm nicht immer gefolgert werden können; nämlich bey denjenigen Menschen nicht, die von Natur sehr veränderlich und wankelmüthig sind. Er heißt vielmehr eigentlich so, und wird von Eudämonisten, die ihr System richtig durchdacht haben, so vorgestellt: unter den mancherley Annehmlichkeiten wähle die, und mache sie zu deinen dauernden Bestrebungen, welche nach der allgemeinen Erfahrung am meisten in deiner Gewalt sind, die das ganze Leben hindurch ihren Reiz nicht verlieren; die dabey von den allergeringsten Unannehmlichkeiten begleitet werden. Da nun dieß, der Erfahrung zufolge, diejenigen Gefühle sind, welche aus den Beschäftigungen, und Veredlungen der geistigen Kräfte quillen: so baut der Eudämonist hierauf vornehmlich sein System, und nimmt die wandelbaren körperlichen Vergnügungen nur in so fern sie ihm auf seinem Wege sich von selbst darbieten, und jenen nicht im Wege stehen.

Diesen Einwurf hat der scharfsinnige Verf. geahnet, und macht ihn sich in folgenden Worten: »Doch ich irre »mich, nicht alle Gefühle wechseln. Manche stehen immer »und ewig fest, folglich auch die Regeln der Handlungen, »die sie hervorzubringen nöthig sind, u. s. w. (S. 240). »Laßt uns sehen, ob er ihn aus dem Grunde hebt. Nun ist »zwar nicht zu läugnen, antwortet er darauf, daß alle die eben »genannten und nicht genannten Triebe sich bey allen Men»schen wirksam zeigen. Es ist aber auch eben so wenig zu läug-

» nen, daß sie schon von Natur nicht bey allen Menschen in glei» chem Grade stark und thätig sind. Der Eine kann gar nicht » satt werden, immer mehr neue und nützliche Dinge kennen » zu lernen, und immer tiefer in ihre Natur und Geschichte einzudringen. Der Andere ist ganz gleichgültig » gegen große Kenntniß und Wissenschaft. Er hat an dem » Alltäglichen genug, und nur was seine Bewunderung und » Neugierde reizt, vermag ihn fest zu halten. Dagegen » fühlt er in sich einen unersättlichen Trieb nach den Annehmlichkeiten des Mahles, und besitzt die reizbarsten » Sinne für die feinsten Genüsse der Tafel. Ein Dritter » gäbe um Alles in der Welt die sanften Rührungen der » Freundschaft nicht hin, und die so entzückenden Aeußerungen des Wohlwollens, der Liebe, der Dankbarkeit, » der ungeheuchelten Ehrfurcht. Ein Vierter sieht das Alles mit gleichgültigen Augen an. Ihn reizt ein unerlöschlicher Durst nach Hoheit, Herrschaft, Ruhm und Ehre. » Mag man immer seinen Thaten fluchen, mag man immer » sich mit Haß und Abscheu von ihm kehren; steht er nur » zu seinen Füßen Völker liegen, fliegt der Ruf von seinen » Thaten nur von einem Pol zum andern. Folglich wird » ein Jeder, um das ihm mögliche größte Maaß von Freuden zu erlangen, alle übrigen bey Seite setzen, und nur » denjenigen nachstreben müssen, welche ihm den höchsten » Genuß gewähren. Folglich werden auch die Regeln seiner Handlungen eben so verschieden ausfallen müssen. » Dieser, der sich nun in der treuesten Freundschaft glücklich fühlt, wird sich der strengsten Treue, Redlichkeit und » Güte zu befleißigen haben. Jener hingegen, der sich nur » im Wechsel gefällt, wird in diesem Augenblicke der wärmste Anhänger eines Freundes, Weibes u. s. w, in andern » ihr Verräther seyn. « (S. 243.)

Diese Bemerkungen lauten freylich furchtbar; allein schwerlich wird ein Eudämonist, der sein System hinlänglich durchdacht hat, sich hiedurch überwunden bekennen. Er wird sofort entgegnen, erstlich, daß auch diese Verschiedenheit einzelner Menschen die Sittenlehre nicht unmöglich macht, weil sie Jedem gestattet, und gestatten muß, nach seiner besondern Organisation sich seine Lebensart zu wählen, der gegen die Vergnügungen der Tafel sehr reizbar ist, mag immerhin diesem Vergnügen mehr nachstreben, als ein

Alter

Anderer, der es nicht ist; der Eine mag immer mehr ehrgeizig, der Andere mehr dem sinnlichen Vergnügen ergeben seyn, dadurch hören sie noch nicht auf, tugendhafte und sittliche Menschen zu seyn. Er wird zweytens entgegnen, daß in diesen Einwürfen sein Grundsatz unrichtig verstanden ist. Ein Jeder soll nach demselben nicht einzig und allein nach dem trachten, und das vorziehen, was ihm den höchsten Genuß gewährt; sondern er soll darauf zugleich Rücksicht nehmen, daß dieser Genuß der dauerhafteste, am leichtesten zu erlangende, und von unangenehmen Folgen am meisten entfernte sey. Wer also gegen die Freuden der Tafel im vorzüglichen Grade reizbar ist, soll diese zwar suchen; aber zugleich so suchen, daß er nicht gegen alles andere Angenehme unempfindlich werde; daß er im Stande sey, sich diese Annehmlichkeiten ohne übergroße Beschwerden zu verschaffen und zu sichern; daß er seinem Ansehen, und seiner Brauchbarkeit für die menschliche Gesellschaft, ohne die er nicht leben kann, und seiner Ehre, gegen die er doch auch nicht ganz gefühllos ist, keinen Abbruch thue. Wird der Grundsatz so verstanden, dann kommt diejenige Allgemeinheit der moralischen Vorschriften zum Vorschein, welche sie haben müssen, und sie fallen bey einzelnen Menschen nicht mehr ganz verschieden noch weniger ganz entgegengesetzt aus. Er wird endlich drittens entgegnen, daß er bey seinem Grundsatze auf dasjenige Angenehme hauptsächlich Rücksicht nimmt, was bey allen Menschen wesentlich vorhanden ist, und was aus der Erhöhung, Erweiterung und Vervollkommnung der Geisteskräfte, und aus den Gefühlen der Sympathie hervorgeht. Dieß Angenehme überwiegt der Sinnengenuß bey weitem, theils durch seine innere Stärke, und theils durch seine größere Beständigkeit, so wie endlich durch die mehrere Gewalt, welche wir darüber haben. Es ist von der menschlichen Natur unzertrennlich, weil selbst kleine Kinder schon Vergnügen an ihren Fortschritten finden, und ohne alle Sympathie kein Mensch gefunden wird. Hierauf nimmt der Eudämonist vorzüglich Rücksicht, und hiedurch eben beantwortet er das, was der Verf. als Einwurf in der Schilderung ganz sinnlicher Menschen, wie eines Marschalls von Richelieu, mit so lebhaften Farben aufstellt, indem er behauptet, daß dieser, und alle seines Gleichen, doch mit allen ihren soupers fins, und allen ihren sonstigen Zerstreuungen die bittern Empfindungen nicht ersticken konnten,

welche sich ihnen aufdrangen, so oft sich ihrer Phantasie entkehrte, verführte, Weiber und Mädchen, zerrütteter Haushaltungen, ins Elend gebrachte Menschen, und die damit verknüpfte Verachtung, und der Haß ihrer Mitbürger, darstellte.

Doch wir brechen ab, denn es ist Zeit von dem neuen Grundsatze unsers Verf. noch ein Wort zu sagen. Es lautet so: »Soll ein besonderes, ein einzelnes Handeln statt finden können: so muß Handeln überhaupt statt finden können. »Wenn Handlung überhaupt unmöglich ist, wie wäre eine »besondere Handlung möglich? Die Möglichkeit des Handelns überhaupt ist also die höchste Bedingung aller einzelnen Handlungen. Jede einzelne Handlung muß folglich so beschaffen seyn, daß sie neben allen übrigen ihrer »Art, und neben denen aller übrigen Arten, und alle »überhaupt müssen so beschaffen seyn, daß sie alle insgesammt neben einander bestehen können.« (S. 271.) Daß dieß ein Gesetz der Handlungen seyn muß, wird man nicht in Zweifel ziehen, weil es sich versteht, daß man es befolgen muß, wenn man nämlich noch ferner zu handeln willens ist. Wie aber, wenn man das nicht ist? Wie, wenn man sich vorgesetzt hat, diese Handlung solle die letzte seyn? oder, wenn man, wie die Leichtsinnigen, sich vorgenommen hat, hierauf keine Rücksicht zu nehmen, und seinen jetzigen Willen vollführt, es erfolge auch was da wolle? Hieraus erhellt, daß das Gesetz die verlangte absolute Nothwendigkeit nicht, sondern bloß eine hypothetische hat. Gesetzt aber auch, man gestände ihm jene zu: so könnte sie sich doch nicht weiter erstrecken, als auf die Handlung des gegenwärtigen Augenblickes, und mithin wäre die Ausdehnung des Gesetzes auf alle übrigen Handlungen anderer Arten, so nämlich, daß die jetzige Handlung neben den Handlungen aller anderer Arten soll bestehen können, unstatthaft. Der Widerspruch findet sich doch nur in den zugleich seyenden, nicht aber in den aufeinanderfolgenden; und mithin kann zwischen Handlungen verschiedener Zeitpunkte kein Widerspruch vorhanden seyn. Daß also alle unsere Handlungen mit einander harmoniren sollen, läßt sich aus dem ersten Punkte, vermöge dessen keine Handlung das Handeln überhaupt unmöglich machen soll, keinesweges herleiten.

Um

Um dieß neue Sittengesetz noch mehr zu prüfen, müssen wir seinen ganzen Gehalt durch Anwendung auf einzelne Fälle uns näher bekannt machen. Der Verf. stellt zu dem Ende folgendes Beyspiel auf: »Soll die Vernunft über »Handlungen urtheilen, die sich auf Andere beziehen: so »müssen ihr natürlich mehrere Individuen als handelnd, »und ihre Handlungen so gegeben seyn, daß sie sich auf einander beziehen, d. i. einander beschränken, aufheben, befördern. Sie wird bald finden, daß gewisse sich auf einander beziehende Handlungen dieser Individuen nur dann »geschehen können, wenn sie auf eine gewisse Art geschehen. »Sie wird also diese Art des Handelns als Bedingung oder »Regel festsetzen, nach welcher allein jene Handlungen »möglich sind. So wird sie von einzelnen Handlungen zu »besondern Regeln, von diesen zu allgemeinern, bis endlich »zu einer höchsten allgemeinen Regel hinaufsteigen, immer »ihrer Natur gemäß, das Besondere durch das Allgemeine »zu bestimmen. Beyspiele werden dieß anschaulicher machen. In einer zusammenlebenden Anzahl von Menschen, »strebt jeder etwas zu haben, was sein Eigen sey, und »worüber er, zur Erhaltung seines Lebens, und zur Befriedigung anderer Bedürfnisse nach eignem Gefallen wallte. »Hier ist eine Menge Handlungen von einer Art gegeben. »Setze man: ein Jeder bemächtige sich, um Etwas zu haben, dessen, was die Uebrigen besitzen: so wird offenbar Keiner etwas Eigenes besitzen, und Erwerb vor Eigenthum »eine unmögliche Handlung seyn. Soll sie aber möglich »seyn: so muß Jeder seine Handlungen zum Erwerb von »Eigenthum so einrichten, daß Jeder, was er hat, erhalte. »Die Vernunft setzt also für alle besondern Handlungen dieser Art die Regel: daß Keiner des Andern Habe verletze, »um sich selbst dergleichen zu verschaffen, um der die Gültigkeit, oder vielmehr die Nothwendigkeit dieser Regel »recht einleuchtend zu machen, darfst du nur die entgegengesetzte dagegen halten. Diese würde so lauten müssen: »um sich etwas Eignes zu erwerben, eigne sich Jeder passende zu, was jeder Andere besitzt. — Diese Bedingung »erstreckt sich auf alle mögliche Arten von Besitz. — Erwerb und Besitz von Ehre ist nur möglich, wiefern überhaupt Ehre erworben und besessen werden kann, d. i. wofern Ehre unverletzt bleibt. Eine Handlungsregel zum

» Erwerb von Ehre, nach welcher alle Ehre vernichtet wird, » hebt sich selbst auf. — Wenn Vernichtung der Ehre durch » Verläumdung als Regel des Handelns gesetzt wird: so » hört alle Möglichkeit der Ehre auf. — In seinem hellsten » Lichte zeigt sich jene höchste Bedingung alles Handelns in » dem Falle, wo es unmittelbar das Leben der Menschen » selbst betrifft. Ein Handeln, wodurch das Leben vernich- » tet wird, hebt geradezu alles Handeln selbst auf.« (S. 275. ff.)

Zuvörderst bemerken wir, was wir oben hätten hinzufügen können, daß hieraus nicht erhellt, daß gehandelt werden muß; es wird vorausgesetzt, daß wir handeln sollen. Wie, wenn nun ein Skeptiker frägt: woher weiß ich, daß ich zum Handeln überhaupt eine Verbindlichkeit habe? Aus dem obersten Gesetze ersehe ich nichts mehr, als daß ich so oder so handeln soll, wenn ich zum Handeln mich einmal entschlossen habe, wo ist nun die absolute Nothwendigkeit dieses obersten Sittengesetzes?

Zweytens, setzen wir hinzu, ist das Gesetz nicht ganz rein aus der Vernunft entsprungen, wie doch von ihm Anfangs gerühmt, und mit großer Weitläuftigkeit als nothwendig erwiesen wurde. Es nimmt nämlich in sich einen Trieb, ein Streben zu gewissen Handlungen auf, und schreibt dem, der nach einem Hause, oder einem Garten, dem, der nach Ehre schon strebt, vor, wie er sich bey dem Erwerbe zu benehmen hat. Dieß Bestreben aber entsteht nicht aus der bloßen Vernunft, denn diese für sich allein bedarf keiner Häuser, Gärten, oder Ehre, und diese an sich allein weiß von diesem Allem keine Sylbe. Die Bestreben nach diesen Dingen, kann sie also auch nicht vorschreiben, noch hervorbringen, mithin ist dieß Gesetz, kein Gesetz der Vernunft allein, und kann also so ganz allein alle unsere Pflichten nicht begründen. In der Sittenlehre nämlich muß auch erwiesen werden, daß wir gegen Ehre und Güter nicht ganz gleichgültig seyn, sondern uns diese verschaffen müssen. Und dieß muß also entweder aus andern Quellen, als aus der Vernunft hergeleitet, oder willkührlich angenommen werden.

Drittens ferner ist klar, daß nicht alles Handeln unmöglich gemacht wird, wenn auch ein Mensch nicht nach Ehre, oder nach Gütern der Erde trachtet. Die Vernunft kann

kann ja dennoch fortfahren zu spekuliren, und das Besondere durch das Allgemeine in sich selbst zu bestimmen. Soll dieß Gesetz auf Handlungen angewendet werden, die außer dem Gebiete der wesentlichen Vernunfthandlungen liegen: so muß die Erfahrung zu Hülfe gerufen werden, und mithin müssen die Pflichten zu solchen Handlungen aus andern Quellen als der bloßen Vernunft erwiesen werden.

Dieß ersieht sich am deutlichsten aus denjenigen Handlungen, die sich auf den Handelnden selbst unmittelbar beziehen. Hier stellt der Verf. kein besonderes Beyspiel auf; sondern sucht sich durch ein allgemeines Raisonnement zu täuschen. Er beruft sich darauf bloß, daß alle Handlungen unerlaubt sind, wo durch das Leben verkürzt wird. Hiergegen bemerken wir nur: woher weiß der Verf., daß mit dem Leben alles Handeln aufhört? Behaupten nicht die meisten Philosophen, daß gerade dann erst das rechte Handeln der Vernunft anhebe? Wo sagt die Vernunft ganz allein, daß kein Handeln mehr möglich ist, auch kein Denken, wenn die jetzige irdische Hülle abgelegt wird? Also auch dieser Hauptpunkt, diese vornehmste Pflicht erhellt nicht aus der Vernunft ganz allein.

So viel geht hieraus unserer Meinung nach hervor, daß zwar dieser Gedanke des Verf. neu und scharfsinnig ist; daß er uns aber in Ansehung der Grundlage der Sittenlehre nicht weiter bringt, und daß wir am Besten thun, wenn wir es bey den alten Grundlagen bewenden lassen, und diese nur genauer, richtiger und klärer zu bestimmen suchen, als es vor Alters geschehn ist, und geschehn konnte.

Hw.

Kritisches Journal der Philosophie. Herausgegeben von Fr. Wilh. Joseph Schelling, und G. Wilh. Fr. Hegel. Ersten Bandes Zweytes Stück. Tübingen, bey Cotta. 1802. 126 Seiten. 8.

Der Archäus dieses Journals, davon das erste Stück im LXXIIsten Bande S. 115 ff. angezeigt ist, ist und bleibt

ein ganz unbegränzter Dünkel des Wissens, und zwar eines Wissens, das sich auf nichts als Wortkrämerey gründet, mithin unter allen erdenklichen das höchste und aufgeblasenste ist. Dieser herrschende Geist hat zunächst aus sich erzeugt den Wahn, ganz allein aufs Beste zu wissen, und er spricht sich daher, als ein heftiger Wiederfacher aller aus, die nur irgend verlauten lassen, anderer Meinung zu seyn, sollten sie auch des Verf., — (denn Schelling ist eigentlich der Verf. zu nennen, Hegel ist nur ein Beyläufer, so wie ehemals Niethammer bey Fichte!) — Behauptungen übrigens gar nicht darüber haben. Es soll nun einmal keine andere Meinung in der Philosophie laut werden, als die Schelling festgesetzt, Fichte allenfalls mit eingeschlossen, und wer sich erdreistet, hiervon abzugehen, soll und muß geschimpft werden. In diesem Stücke wenigstens ist von nichts Anderm die Rede, als von dem, was in Schriften und gelehrten Zeitungen an abweichender Denkart sich hat blicken lassen. Hr Schelling und unter seinem Panier sogar auch Hr. Hegel siehet zugleich von oben herab auf alle Andersdenkende, und erblickt sie im Schlamme der Albernheit und des Unverstandes herumkriechend; denn je weniger innern Gehalt das Wissen bey Hrn. Schelling hat, desto ärger pocht er darauf; wie im gemeinen Leben gerade die auf ihren Muth am meisten trotzen, die dessen am wenigsten besitzen. Da aber außerdem Hr. Schelling eben nicht in der feinern Welt gebildet seyn mag, und da er vor die Achtung keinen Sinn hat, die ein Schriftsteller dem großen Publikum, und besonders dessen feinern Mitgliedern schuldig ist: so hat bey ihm dieser herrschende Geist, den der Ungezogenheit, und der Renommisterey sich beygesellt. Hiervon mögen folgende Beyspiele Zeugniß geben; von Hrn. Weiß heißt es: (S. 88) „In dieser blöden Dumpfheit spricht er nur weiter in demselben Tone fort." Ferner: (S. 89) „Gleichwohl ist es offenbar genug, daß die beyden Herren, Rückert und Weiß, auch nur die Möglichkeit über ihre Plattheiten sich zu äußern — Kant und Fichte zu danken haben." In diesem Ton passen denn auch ganz gemeine und eckelhafte Vergleichungen, und nicht weniger ganz alltägliche Wortspiele vortrefflich, die die Herausgeber für ächten Witz zu halten scheinen. Man lese folgende etwas längere Stelle über Hr. Salat; (S. 117.) „Der Jubel über den Uebergang der spekulativen Philosophie „trifft genau mit der psychologischen und moralischen Be-

grün-

„gründung und Aufführung zusammen, wovon ein gewisser „Pfarrer und Professor Salat, in der oberdeutschen allge„meinen Zeitung ein eitles und leeres Gewäsche zu machen „gar nicht aufhören kann. Es scheint, dieser Hr. Prof. „Salat hält sich eigentlich für den philosophischen Apostel „Baierns, und es hat seinem Apostelamte keine andere Be„stätigung mehr gefehlt, als die wohlfeile Märtyrerkrone, „welche ihm seine geistlichen Obern bereitet haben. Für das „ursprüngliche Diplom zu seinem hohen Berufe, der Ritter „gegen die Finsterniß zu werden, aber scheint er den Umstand „zu halten, daß ins philosophische Journal einmal ein seich„ter und unphilosophischer Aufsatz, der ihn zum Urheber „hatte, aufgenommen wurde. Es erscheint keine seiner vie„len geschwätzigen Erzählungen von sich, und seiner morali„schen Philosophie, worin er nicht dieser Ehre, einen Auf„satz im philosophischen Journale gehabt zu haben, erwähnte, „und keine Woche der oberdeutschen Litteraturzeitung, wor„in er nicht ein solches eitles Auskramen der Humanität „und Moralität, und praktischen Philosophie, und alles „Guten und Wahren, und des vorwärts zum Bessern, und „Vervollkommnung, darbrächte. Das Kantische Moral„princip ist gerade die lahme Mähre, die sich in dieser „Schwemme schaaler moralischer Brühen hineinreiten läßt; „der Fichtischen Philosophie traut er nicht recht; denn man „kann nicht wissen, ob diese nicht Mucken, aus dem bun„kein Lande des Mysticismus im Kopfe habe, vor deren ei„nen, wie vor dem andern Salat, und seine moralische „und humane Philosophie gleicherweise bange hat, (hier „fehlt es an aller grammatischen Richtigkeit, und an al„lem Sinne,) und das Eine oder das Andere wäre doch Ge„würz, das ihrer Geschmacklosigkeit allein nachhelfen könnte. „Wir müssen der Baierschen Gediegenheit solche moralische „Saalbadereyen, und asthenische Salätemeckeln, durch wel„che diesem Baiern die Berlinische Aufklärerey in ihrer plat„testen Gestalt, als eine moralische und humane Aufklärung „zugewinkt, und eingepfropft werden soll! Salat nennt das, „auf eine empirische, das heiße, praktische Weise das Wah„re, und vorzüglich das Wichtige der neuern Philosophie, „in den Kreis eines feinern und selbstdenkenden Publikums „einführen. Wenn das Baiersche Publikum einen Begriff „von der neuern Philosophie aus dem Salatschen Einführen „erhalten mußte: so müßte es sich wundern, wie unter dem

„selbstdenkenden Publikum des übrigen Deutschlandes räson-
„nirende Eitelkeit, und humane Mattheit für Philosophie
„gehalten werden könnte, und ihr billig seine unphilosophi-
„sche Derbheit vorziehen, welche Salat und Konsorten breit
„und platt zu schlagen sich bemühen."

Eigentlich verdient eine Schrift, deren Verfasser sich so pöbelhaft bezeugen, keine ausführliche Anzeige. Da aber die neuen Schellingischen Philosophen wenigstens in einem Winkel Deutschlandes, jetzt so viel Lerm machen: so wollen wir doch diese Gelegenheit ergreifen, unsern Lesern Etwas von der Beschaffenheit derselben auseinander zu setzen.

Die erste und weitläuftigste Abhandlung ist überschrieben: „Verhältniß des Skepticismus zur Philosophie, Darstel-
„lung seiner verschiedenen Modifikationen, und Vergleichun-
„gen des neuesten mit dem alten." Darunter steht: „Kri-
„tik der theoretischen Philosophie, von Gottlob Ernst Schul-
„ze, Hofrath und Prof. in Helmstädt u. s. w." Es ist also dieß, wie auch die Folge lehrt, nichts als eine Recension über das Schulzische Werk, und die eigentliche Absicht scheint zu seyn, das praevenire zu spielen. Hr. Schulze nämlich hat in diesem Werke einen dritten Band versprochen, worin der neueste Idealismus ausführlich untersucht werden sollte; damit nun dieß weniger Eindruck mache, sucht der Verf. hier darzuthun, daß der Schulzische Skepticismus eine weit schlechtere Gattung, als der Skepticismus der Alten sey, und daß er überhaupt gegen das Schellingische System gar nichts vermöge. Auf den ersten Punkt lassen wir uns jetzt nicht ein, weil eine genauere Auseinandersetzung zu viel Raum einnehmen würde, indem der Verf. über die mancherley Modifikationen des Skepticismus mit seiner gewöhnlichen Subtilität und Dunkelheit so mancherley Behauptungen aufstellt, daß man ihn nicht leicht erreichen kann. Es geht dem Skepticismus gerade wie dem Spinozismus; seitdem die neuere Philosophie beyde zur Sprache gebracht, und über beyde ihre Form in mancherley Terminologien gegossen hat, weiß man nicht mehr, was Spinocismus und Skepticismus ist, besonders da Jeder sie in eine ihm eigene Gestalt gießt.

An dem Schulzischen Skepticismus nun findet der Verf. unter andern Folgendes hauptsächlich zu erinnern: „Die Einleitung," spricht er, „giebt uns von der subjektiven Quelle

dessel-

„desselben eine Geschichte; sie enthält die Ausführung des „Gedankens; wenn eine Erkenntniß, die aus der Vernunft „geschöpft werden soll, sich keinen allgemeinen und dauerhaften „Beyfall verschaffen könne: die Bearbeiter derselben im„beständigen Widerspruche stehen; und jeder neue Versuch „dieser Erkenntniß die Festigkeit einer Wissenschaft zu ertheilen, mißlingen; so lasse sich hieraus mit ziemlicher Sicher„heit abnehmen, daß der Aufsuchung einer solchen Erkennt„niß ein unerreichbarer Zweck, und eine allen Bearbeitern „derselben gemeinschaftliche Täuschung zum Grunde liegen „müsse: das heißt," setzt unser Verf. hinzu, „recht dem „Volke zum Munde, und aus dem Munde des Volks ge„sprochen! Wenn ja die Erwägung des Schicksals ein Mo„ment in der Achtung und Ergreifung einer Philosophie wer„den könnte; so müßte nicht die Allgemeinheit, sondern im „Gegentheil die Nichtallgemeinheit ein Moment der Empfeh„lung seyn; da es begreiflich ist, daß die ächtesten Philosophien „nicht die sind, welche allgemein werden, und daß schlechte „Philosophien eine Allgemeinheit erhalten." (S. 2—4.)

Von der einen Seite hat der Verf. Recht, daß nämlich der Mangel an bisherigen Gelingen, kein zuverlässiger Beweis der Unmöglichkeit des Gelingens ist, und daß man die Unthätigkeit nicht begünstigen, noch die Erkaltung des Eifers im weitern Nachforschen befördern muß. Von der andern aber hat er nicht Recht, wenn er auf das bisherige Nichtgelingen gar kein Gewicht will gelegt haben. Dazu ist diese Erwägung allerdings gut, und dazu hätte sie auch von ihm selbst billig benutzt werden sollen, daß jeder Einzelne, der glaubt, es sey ihm besser als allen seinen Vorgängern gelungen, darauf nicht zu sehr fuße, noch mit zu großem Trotze seine Behauptung durchsetze; daß er vielmehr stets eingedenk dabey sey, auch er könne, gleich so vielen großen Geistern voriger Jahrhunderte geirrt haben, mithin müsse er ruhig die Entscheidung der Zeit und der fernern Prüfung erwarten, und sich sehr hüten, mit Poltern und Schelten seine Meinung, nach Art der Karrenschieber, durchsetzen zu wollen.

Wenn er aber nun gar hinzusetzt, die Allgemeinheit sey so wenig ein Moment der Empfehlung einer Philosophie, daß vielmehr gerade die Nichtallgemeinheit ein Kriterium ächter Philosophie ausmache: so verfällt er augenscheinlich in seine beliebte Paradoxie. Sucht, und sucht eine nicht gute

Sache

Sache noch schlechter zu vertheidigen. Anfängliche Nicht-allgemeinheit der Annahme findet sich freylich bey jeder tiefern und ächtern Philosophie, weil diese Tiefere und Neue Anfangs von Wenigen verstanden und gebilligt wird. Allein mit der Zeit dringt doch die Macht der Wahrheit hindurch; und siegt nach manchen Kämpfen über die Vorurtheile des Alterthums. Man muß eine sehr schlechte Meinung vom menschlichen Denkvermögen haben, und in der Geschichte aller Behauptungen schlecht bewandert seyn, wenn man behaupten will, das Wahre und Bessere werde immer nur von den Wenigsten, und zwar selbst unter denen anerkannt, die sich ernstlich mit dessen Erforschung beschäfftigen. Zudem, wenn dieß der Fall ist, warum giebt sich der Verf. so viele Mühe, seine Philosophie allgemein zu machen? Warum prophezeihte Fichte, in zehn Jahren werde sein System überall angenommen werden? Warum ereifert der Verf. sich so sehr über jeden Widerspruch? Mußte es ihm nicht gerade lieb seyn, wenn alle Welt gegen seinen Idealismus, und sein Identitätssystem sich erhebe, weil daraus gerade die unumstößliche Wahrheit desselben am klärsten erhellte?

An dem Schulzischen Skepticismus unterscheidet unser Verf. eine negative und eine positive Seite, folgendergestalt: „Dieser „spekulativen Philosophie, die eine Erkenntniß von Dingen ver„sucht, welche außer unserm Bewußtseyn existiren sollen, steht „die positive Seite dieses Skepticismus entgegen; denn er „hat nicht bloß die negative Seite, die sich damit beschäfftigt, „die Hirngespinste der Dogmatiker, und ihre Versuche von „der Existenz hyperphysischer Dinge Erkenntnisse zu erlangen, „zu zerstören. Die positive Seite dieses Skepticismus be„steht nämlich darin, daß er im Allgemeinen als eine Philoso„phie beschrieben wird, die nicht über das Bewußtseyn geht, „und zwar hat die Existenz desjenigen, was im Umfange „unseres Bewußtseyns gegeben ist, unläugbare Gewißheit." (S. 9.) „Mit dieser positiven Seite aber ist er gar nicht „zufrieden. An diese Philosophie," heißt es, „kann die „Frage nicht gemacht werden, wie sie es denn begreife, daß „der Mensch mit dieser unläugbaren Gewißheit sich nicht „befriedige; wie sie denn auch jenes Ordnen der Wahrneh„mungen, aus diesem Wahrnehmen begreifen wolle? Wie „der Mensch über die Bestialität einer solchen Existenz, wel„che mit Hr. Sch. zu reden, in dem Wahrnehmen des realen

„Seyns

„Seyns der Dinge besteht, hinausgehe, und zu einem Ge„danken von dem komme, was Hr. Sch. Metaphysik nennt, „vor einer Ergründung jenes realen Seyns, und alles, was „dazu gehört, aus einem Urgrunde, um es begreiflich zu ma„chen? Diese Thatsachenphilosophie hat keine andere, als „die stumpfe Antwort, daß jenes Streben nach einer Er„kenntniß, die über das reale, ganz gewisse Seyn der Dinge „hinausliege, also sie für ungewiß erkennt, auch eine That„sache des Bewußtseyns sey.“ (S. 10.)

Es dürfte denn am Ende doch wohl noch eine andere, als diese Antwort von jener Thatsachenphilosophie gegeben werden können, die nämlich, daß wir nicht bloß mit einem feinern Wahrnehmungsvermögen; sondern auch mit einer Denkkraft ausgerüstet sind, welche Denkkraft auf die Erforschung der Gründe gerichtet ist, und die sich Alles, so weit es nur thunlich ist, begreiflich zu machen trachtet. Diese Denkart ferner unterscheidet sehr wohl verschiedene Grade von Zuverlässigkeit in den mancherley Wahrnehmungen, und sucht daher die eine durch die andere zu befestigen, um durch die Anknüpfung an zuverlässigern ihnen etwas zu verschaffen, was sie für sich allein nicht besitzen, und zugleich eine durch die andere sich verständlicher zu machen. In so fern diese Denkkraft bloß auf das Begreiflichmachen ausgeht, erklärt sie die Thatsachen des Bewußtseyns nicht für ungewiß, und verwickelt uns nicht in einen Widerspruch; denn etwas an sich sehr Ausgemachtes kann dennoch gesucht werden, begreiflich zu machen, wie wenn der Chemist die an sich ihm ganz entschiedene Verkalkung mancher Metalle durch das Hinzukommen, oder den Abgang irgend eines Bestandtheiles zu erklären sich bemüht.

Unser Verf. macht sich vom Skepticismus einen ganz andern Begriff, als man bisher immer gehabt hat; legt aber diesen in einer solchen Einkleidung dar, daß ein gewöhnliches, in der tiefsten Tiefe seiner eigenthümlichen Philosophie nicht eingeweihtes Auge, die Schaale nicht durchdringen kann, und daß wir daher zu behaupten nicht umhin können, in den Worten, wie sie hier vor uns stehen, sey kein Sinn. Man höre: „Ohne die Bestimmung des wahren Verhältnisses des Skep„ticismus zur Philosophie, und ohne die Einsicht, daß mit „jeder wahren Philosophie der Skepticismus selbst aufs in„nigste Eins ist, und daß es also eine Philosophie giebt, „die weder Skepticismus, noch Dogmatismus, und also

Beydes

„Beydes zugleich ist, können alle die Geschichten und Erzählungen, und neue Auflage des Skepticismus zu nichts führen.“ (S. 18.) Wir fordern jeden unserer Leser auf, zu sagen, ob er itzund Etwas dabey zu denken im Stande ist, daß eine Philosophie weder Skepticismus noch Dogmatismus seyn soll. Eine Philosophie, die zugleich alles, was sie vorträgt, als gewiß vorstellt, und dabey versichert, nichts von diesem allen sey gewiß und ausgemacht, wer kann sich dieß vorstellen? wer einen viereckigten Zirkel sich vorstellen? Das zur näheren Erörterung Angehängte, „daß Zeno, Xenophanes, Demokrit, Plato, die Einsicht hätten, daß einer wahre Philosophie nothwendig selbst zugleich eine negative Seite hat, welche gegen alles Beschränkte, und damit gegen den Haufen der Thatsachen des Bewußtseyns, und deren unläugbare Gewißheit, so wie gegen die bornirten Begriffe, welche in jenen herrlichen Doktrinen, die Hr. Schulze dem vernünftigen Skepticismus für unzugänglich hält, gegen diesen ganzen Boden der Endlichkeit, auf dem dieser neuere Skepticismus sein Wesen und seine Wahrheit hat, gekehrt ist, und unendlich skeptischer ist, als dieser Skepticismus.“ (S. 18.) Noch immer ist hiedurch nicht verständlich gemacht, wie eine Philosophie, Dogmatismus und Skepticismus zugleich seyn kann; nach der Folgerung ins Licht gesetzt, daß sie, weil sie Keines von beyden ist, Beydes zugleich seyn soll. In allen andern Fällen wenigstens folgt es nicht, daß, was von zweyen Verschiednen Keins ist, Beydes zugleich sey, daß z. B. Bley, weil es weder Gold noch Silber ist, Gold und Silber zugleich sey. Der Schein von Licht, welcher sich darin darstellte, daß eine wahre Philosophie eine negative Seite hat, welche gegen alles Beschränkte gerichtet ist, worin ihr Skepticismus besteht; hingegen auch eine positive, welche nur das Unbeschränkte aufstellt, (denn das soll doch wohl mit jenen Worten gesagt seyn,) dieser Schein verwandelt sich bey genauerer Besichtigung in einen trüglichen Schimmer. Nehmt alle Einschränkung, alles Bestimmte aus eurer Philosophie hinweg, was denkt ihr? Nichts, schlechterdings nichts. Sobald ihr nichts Bestimmtes, und dadurch Beschränktes denkt, denkt ihr gar nichts.

Dieß erhellt deutlicher aus dem vom Verf. aufgestellten Beyspiele dieses Skepticismus, den er im Platonischen Parmenides findet. „Welches vollendetere Dornument,“ sagt er, „und

„und System des ächten Skepticismus könnten wir finden, „als in der Platonischen Philosophie den Parmenides? Dieser Platonische Skepticismus geht nicht auf ein Zweifeln „an den Wahrheiten des Verstandes, der die Dinge als „mannichfaltig, als Ganze, die aus Theilen bestehen, ein „Entstehen und Vergehen, eine Vielheit, Aehnlichkeit u. s. „w. erkennt, und dergleichen objektive Behauptungen macht; „sondern auf ein gänzliches Negiren aller Wahrheit eines „solchen Erkennens. Dieser Skepticismus macht nicht ein „besonderes Ding von einem System aus; sondern er ist „selbst die negative Seite der Erkenntniß des Absoluten, und „setzt unmittelbar die Vernunft, als die positive Seite voraus." (S. 19.) Wir fragen unsere Leser, ob sie nun diesen Skepticismus um ein Haar besser verstehen? Wenn sie diese Verstandesbegriffe ganz hinwegnehmen, ob sie denn noch Etwas im Denken übrig behalten? Die Vernunft sollen sie zwar, als die positive Seite übrig behalten; aber was haben sie damit mehr als ein bloßes Wort, als einen leeren Schall? Mit dem Worte ist uns nichts gedient, der Verf. sage gefälligst, was für eine Sache wir hierunter behalten sollen. Dem Platonischen Parmenides zufolge ist das ὄν, oder das Existirende, das objektiv Vorhandene, weder Eins noch Vieles; weder Ganzes noch Theil; weder mit sich selbst und mit irgend einem andern einerley, noch von sich selbst und irgend einem andern verschieden; weder endlich noch unendlich; weder bewegt, noch ruhend, u. s. w.; was ist es denn nun? Drey Antworten lassen sich nun geben; entweder, es ist gar nichts, und ist also auch nicht; oder es ist nichts von Allem, was wir denken, und uns vorstellen können; oder es ist Alles, was wir denken und uns vorstellen können, und dennoch nichts von dem Allen. Welche von diesen Antworten man auch ergreift: so ist das Resultat immer, unser Denken und Philosophieren ist nichts, und führt zu nichts; das heißt mit andern Worten, wir mögen nur alles Philosophieren ganz einstellen. Eine solche Philosophie wäre die wahre, die einzig wahre, und höchst vollendete Philosophie? Von einem Werke dieser Art sollte man, nach Ficinus, welchem der Verf. beytritt, sagen: „daß wer an das heilige Studium desselben gehe, durch Reinheit des Gemüthes, und Freyheit des „Geistes sich vorher vorbereiten müsse, ehe er es wage, die „Geheimnisse des heiligen Werkes zu berühren?" Rec. muß gestehen, daß er sich von der Heiligkeit eines solchen Werkes,

Werkes, und der Heiligkeit einer solchen Philosophie gar keinen Begriff machen kann, die am Ende darauf führen, daß wir uns in steten Widersprüchen umher traben, und nachdem wir uns matt mit ihnen gejagt haben, nach Art der Hindostanischen Weisen, mit der Betrachtung des großen All und Nichts endigen, um uns in einen gänzlichen Stillstand aller unser geistigen Kräfte, und in eine völlige Gefühl- und Bewußtlosigkeit zu versetzen, die nach diesen Philosophen die höchste Seligkeit der Götter ausmachen. Diese Seligkeit mißgönnen wir nun zwar Keinem, der ihrer theilhaftig zu werden vermag; wir können aber zugleich nicht umhin zu wünschen, daß sie nie unter uns Erdensöhnen herrschend werden möge, weil sie sich allenfalls für den faullenzenden Sanyassis, und Jogis in Hindostan, und für die spekulirenden Philosophen in ihren Lehrstühlen, nicht aber für das gemeine Menschenleben, und für die Betreibung bürgerlicher Geschäfte schickt.

Von diesem herrlichen, heiligen Skepticismus setzt unser Verfasser hinzu: „daß er in jedem ächt philosophischen Systeme implicite zu finden sey; denn er ist die freye Seite „einer jeden Philosophie; wenn in irgend einem Satze, der „eine Vernunfterkenntniß ausdrückt, das Reflektirte desselben die Begriffe, die in ihm enthalten sind, isolirt, und „die Art wie sie verbunden sind, betrachtet wird: so muß „sich zeigen, daß diese Begriffe zugleich aufgehoben, oder „auf eine solche Art vereinigt sind, daß sie sich widersprechen; „sonst wäre es kein vernünftiger, sondern ein verständiger „Satz." (S. 20.) In diesem allen kann Rec. nichts anders als reine Sprache, bloße Töne finden, zu welcher er die Bedeutung vergebens sucht. Es soll dieser Skepticismus sich in jedem ächt philosophischen Systeme finden, weil er die freye Seite einer jeden Philosophie ist. Von der freyen Seite einer Philosophie haben wir bisher nie etwas vernommen, dieser ganz neue Ausdruck hätte also billig erläutert werden müssen. Mittelst des Zusammenhanges sind wir ferner nicht im Stande zu errathen, welch ein Sinn in ihm eingeschlossen seyn mag. Sonach bleibt beydes, die Behauptung und ihr Grund, oder Beweis ein leeres Wortgeklingel, bis es dem Verf. gefallen wird, mehr Licht hineinzutragen, wenn anders so etwas möglich ist. Was darauf folgt, daß in einem Satze, der eine Vernunfterkenntniß ausdrückt, das Reflektirte

desselben

deſſelben die Begriffe, die in ihr enthalten ſind, iſolirt, und die Art, wie ſie verbunden ſind, betrachtet werden ſoll, um einzuſehen, daß dieſe Begriffe zugleich aufgehoben ſind; iſt nicht weniger mit ſtygiſcher Dunkelheit behaftet. Was läßt ſich dabey denken, daß in einer Vernunfterkenntniß, oder einem Satze, der eine ſolche ausdrückt, die Begriffe, oder das Reflektirte deſſelben iſolirt werden ſollen? Von wem ſollen die Begriffe iſolirt werden? Von der Vernunfterkenntniß ſelbſt? Dann hätten wir eine Vernunfterkenntniß ohne alle Begriffe, eine Erkenntniß ohne alle Vorſtellungen, ein hölzernes Schwert. Sollen die Begriffe von einander iſolirt werden? dann muß ein Aufheben der Begriffe zum Vorſchein kommen, wenn die Verbindung derſelben in dem Satze aufgehoben wird, welches ſich ſo aus ſich ſelbſt nicht ſehr begreiflich macht; wenigſtens ſieht man nicht, woher die Aufhebung der getrennten Begriffe kommen ſoll, die in den verknüpften nicht angetroffen wird. Oder war etwa die Aufhebung ſchon in der Verknüpfung vorhanden? Dann könnten ſie nicht verknüpft werden; denn was ſich aufhebe, geſtattet keine Verknüpfung. Dieß ſcheint wirklich der Verf. zu meinen, denn er fügt hinzu: „Wenn dieſe Begriffe nicht auf eine ſolche Art vereinigt ſind, daß ſie ſich widerſprechen: ſo iſt ein ſolcher Satz „kein vernünftiger, ſondern ein verſtändiger Satz.“ Himmel! was hören wir da! Der Verſtand kann keine Widerſprüche dulden, aber der Vernunft ſind ſie in der Maaße unentbehrlich, daß ohne ſie kein vernünftiger Satz ſtatt finden kann. Sonſt glaubte man, die Vernunft werde eigentlich dazu gebraucht, und ihr letztes Bemühen beſtehe darin, allen Widerſtreit der einzelnen zerſtreuten Behauptungen aufzuheben, und ſie unter einen höchſten Geſichtspunkt dergeſtalt zu bringen, daß ſie aufs Beſte mit einander harmoniren; jetzt aber vernehmen wir, daß die Vernunft gerade das Gegentheil bewerkſtelligt, und erſt die Widerſprüche in die verſtändigen Sätze hineinträgt. Jeder Leſer wird mit uns ohne Zweifel wünſchen, daß ihn der Himmel vor einer ſolchen unverſtändigen und verſtandeswidrigen Vernunft in Gnaden bewahren wolle, weil es ſich am Ende ergeben dürfte, daß die in den Irrenhäuſern Eingeſperrten, gerade die allervernünftigſten Menſchen ſind, weil ſie in ſteten Widerſprüchen ſich befinden, und je handgreiflicher die Widerſprüche ſind, deſto größeres Vergnügen daran finden.

Diesen seinen widersinnigen und sinnleeren Behauptungen giebt unser Vernunftphilosoph zur Bestätigung und Erläuterung einige Beyspiele mit: „Spinoza, heißt es, „beginnt seine Ethik mit der Erklärung, unter Ursache seiner „selbst verstehe ich, dessen Wesen Daseyn in sich schließt, „oder dasjenige, dessen Natur nur als existirend begriffen „werden kann. Nun ist aber der Begriff des Wesens, oder „der Natur, nur setzbar, indem von der Existenz abstrahirt „wird, eins schließt das andere aus; eins ist nur bestimmbar, so wie eine Entgegensetzung gegen das andere ist; werden beyde verbunden, als Eins gesetzt: so enthält ihre Verbindung einen Widerspruch, und beyde sind zugleich nega „tiv." (S. 10.) Das Beyspiel erläutert und bestätigt nichts von dem, was es erläutern und bestätigen soll. Einmal wird hier vorausgesetzt, diese Definition enthalte einen ächt philosophischen, oder vernünftigen Satz, welches mancher Gegner jedoch nicht zugestehen dürfte, weil nichts seine eigene Ursache seyn kann, und mithin dieser Begriff der eines vierekigten Zirkels ist. Zweytens wird der Grund des Widerspruches beyder Begriffe so sonderbar vorgetragen, daß schwerlich Jemand daraus diesen Widerspruch zu erkennen im Stande seyn dürfte. Der Begriff des Wesens, oder der Natur, heißt es, ist nur setzbar, wenn von der Existenz abstrahirt wird, eins schließt das andere aus, also enthält die Verbindung beyder einen Widerspruch. Probetur consequentia, würde ein schulgerechter Logiker der alten guten Zeit sagen, und der Verf. dürfte hierbey nicht in geringe Verlegenheit kommen. Folgt daraus, daß im Begriffe des Wesens der des Daseyns nicht enthalten ist, weil bey ihm vom Daseyn abstrahirt wird, daß beyde einander ausschließen, und mithin ihre Verbindung einen Widerspruch enthält? Der Begriff des Dreyecks enthält den der Gleichseitigkeit nicht, weil von ihm abstrahirt wird: folgt daraus, daß beyde einander ausschließen, und ein gleichseitiges Dreyeck etwas Widersprechendes ist? Aber eines von jenen beyden, dem Wesen und der Existenz ist nur bestimmbar, so wie eine Entgegensetzung gegen, das andere ist! Wie? was hören wir? das eine von beyden ist nur bestimmbar, wie eine Entgegensetzung gegen das andere ist; welche Entgegensetzung? Jede? dann widersprechen sie sich, weil einem von ihnen irgend etwas entgegensteht; wer versteht das? Ist darin irgend ein verständlicher Sinn? oder eine Entgegensetzung gegen das andere? dann

hieße das, eines von diesen beyden ist nur bestimmbar durch eine Entgegensetzung gegen das andere; also das Wesen nur durch den Gegensatz gegen das Daseyn. Ist hierin Verstand? Stehen Gleichseitig und Dreyeck einander entgegen, weil das Dreyeck vom Gleichseitigen abstrahirt? oder stehen sie sich entgegen, weil Dreyeck nicht Gleichseitigkeit, und Gleichseitigkeit nicht Dreyeck ist? Kurz, man mag die Sache nehmen wie man will, Verstand ist nicht darin, und der Verf. hat hier eine handgreifliche Probe gegeben, wie man mit sehr weiser Miene, und in sehr gelehrten Ausdrücken Unsinn sagen kann. Wir haben geglaubt, dieß Beyspiel herausheben, und klar dahin stellen zu müssen, weil sonst die gläubigen Jünger es sich nicht als möglich vorstellen können, daß ein so tiefsinniger, und in so tiefsinniger Sprache redender Philosoph, ein nichts sagender sey. Hier erblicken wir also noch nichts davon, daß in einem Vernunftsatze die Begriffe einander aufheben.

Auch das gleich folgende Beyspiel glauben wir noch näher erörtern zu müssen, um sowohl dieß, als auch nebenher darzuthun, daß in dessen Auseinandersetzung ein anderer Fall von reiner Wortphilosophie auftritt. Es ist folgendes: „Oder wenn ein anderer Satz des Spinoza so lautet: Gott „ist die immanente, nicht die vorübergehende Ursache der „Welt: so hat er, indem er die Ursache immanent, also die „Ursache Eins mit der Wirkung setzt, weil die Ursache nur „Ursache ist, in so fern sie der Wirkung entgegengesetzt wird, „der Begriff von Ursache und Wirkung negirt." (S. 21.) Auch diesen Satz wird Mancher nicht sonderlich vernünftig, mithin zum Beyspiele der Hauptsache nicht tauglich finden; eine immanente Ursache, wird er sagen, ist im eigentlichen Wortverstande ein Unding; daß sich aber beyde Begriffe, Ursache und immanent widersprechen, liegt offenbar wieder nicht darin, worin es der Verf. setzt, daß die Ursache der Wirkung entgegengesetzt wird; sondern ganz an einem andern Orte. Wie! Ursache und Wirkung wären opposita? Das angezündete Licht wäre dem anzündenden entgegenstehend? wo hat man je so etwas gehört? Verschieden ist es freylich von ihm; aber ist denn alles Verschiedene ein Entgegengesetztes? Welche Sprachverdrehung! das Verschiedene aber, ist das schlechterdings unvereinbar? Zwey jetzt neben einander befindliche, also verschiedene Wassertropfen, können die deswegen nie zu

sammenfließen? Ferner gilt dieser Grund: so muß auch nichts den Grund von sich selbst enthalten, also nichts durch sich selbst einleuchtend und gewiß; nichts durch sich selbst klar seyn können. Hierin ist also offenbar der Grund vom Widerspruche einer immanenten Ursache nicht zu finden, und der Verf. hat uns hier abermal mit reiner Sprache abgespeiset.

Eben so wenig treffend sind die folgenden Beyspiele, obgleich eins derselben Anfangs passend scheint. Der Verf. fährt nämlich fort: „eben so herrschend ist die Antinomie des Eins „und Vielen; die Einheit wird mit dem Vielen der Sub„stanz mit ihren Attributen identisch gesetzt.“ (S. 21.) Allem Ansehen nach hat er hier im Eifer sich vergriffen, und sagen wollen, eben so herrschend ist die Antinomie des Eins und Vielen, der Substanz und ihrer Attribute; denn was hat sonst die Substanz und ihre Attribute mit der Einheit und Vielheit an sich zu schaffen? Auch hat das Wörtlein herrschend hier keinen Sinn; denn ob die Antinomie herrschend ist, oder nicht, darauf kommt es jetzt nicht an; sondern ob überhaupt eine solche vorhanden ist. Die Gewohnheit, in seiner Sprache zu philosophiren, bemächtigt sich des Verf. immer mehr, und wenn er so fortfährt, wird er hoffentlich den berühmten Philosophum Teutonicum noch weit hinter sich lassen. Selbst die Unterscheidungszeichen verwechselt er schon, denn statt eines Semicolon hätte hier ein Punkt vorangehen müssen, weil jetzt ganz neue Beyspiele aufgeführt werden. Zwischen dem Eins und dem Vielen, um jetzt von der Sache selbst zu sprechen, sehen wir keinen Widerspruch; denn daß eine Bibliothek aus vielen Büchern, oder gar aus mehreren kleineren Bibliotheken zusammengenommen besteht, ist im geringsten nicht widersprechend. So ist es auch nicht widersprechend, daß eine Substanz mehrere Attribute enthält, ob wir gleich nicht begreifen, wie die eine Substanz mehrere Attribute enthalten kann.

Den Hauptsatz seines neuen Skepticismus hat also der Verf. weder verständlich gemacht, noch erwiesen; und man weiß daher nicht, was man sagen soll, wenn man nach allem diesem folgendes Paradoxon so keck hervortreten sieht, als wäre es die einleuchtendste Wahrheit: „Der sogenannte Satz „des Widerspruchs ist daher so wenig, auch nur von formeller Wahrheit, für die Vernunft, daß im Gegentheil jeder „Vernunftsatz, in Rücksicht auf die Begriffe, einen Verstoß

„gegen

„gegen denselben enthalten muß. Ein Satz ist bloß formell „heißt für die Vernunft, er für sich allein gesetzt, ohne den „ihm kontradiktorisch entgegengesetzten eben so zu behaupten, „ist eben darum falsch. Den Satz des Widerspruches für „formell anzuerkennen, heißt also, ihn zugleich für falsch „erkennen. Da jede ächte Philosophie diese negative Sei„te hat, oder den Satz des Widerspruchs ewig aufhebt: so „kann, wer Lust hat, unmittelbar diese negative Seite her„ausheben, und sich aus jeder einen Skepticismus darstel„len." (S. 21.)

Kaum traut man seinen Augen, wenn man dieß lieſt, ob man's würklich gelesen habe. Diese Stelle ist von mehrern Seiten zu merkwürdig, als daß wir sie ohne genaue Zergliederung übergehen könnten. Von der einen Seite stellt sie sich als das allervollendetste Ideal einer neuen Wortphilosophie dar, und diese wollen wir zuerst hervorheben. Ein Satz ist bloß formell, heißt für die Vernunft, er für sich allein gesetzt, ohne den ihm kontradiktorisch entgegengesetzten eben so zu behaupten, ist eben darum falsch. Dieß angewandt auf den Satz des Widerspruches, giebt das Resultat: der Satz des Widerspruches ist für die Vernunft ein bloß formeller Satz, weil er nicht behauptet werden darf, ohne den ihm kontradiktorisch entgegengesetzten eben so zu behaupten; mit andern Worten, mit diesem Satze verlangt die Vernunft, seinen kontradiktorischen Gegensatz zugleich mit zu behaupten, deswegen ist er für die Vernunft bloß formell. Nun hieß es vorher, dieser Satz ist für die Vernunft nicht von formeller Wahrheit; also verlangt die Vernunft, man soll mit ihm seinen kontradiktorischen Gegensatz nicht behaupten. Es will also die Vernunft, man soll mit dem Satze des Widerspruchs seinen kontradiktorischen Gegensatz nicht behaupten; sie will aber auch, man soll mit ihm diesen kontradiktorischen Gegensatz behaupten. Dennoch wird hieraus als unmittelbare Folgerung der Satz gezogen: den Satz des Widerspruchs für formell anzuerkennen, heißt also ihn zugleich für falsch erkennen. Ein handgreiflicheres Beyspiel von leerem Wortgewirre dürfte sich weit und breit vergebens suchen lassen.

Die andere merkwürdige Seite dieser Stelle ist die, daß die ächte Philosophie darin bestehe, überall beyde widersprechende Sätze zugleich zu behaupten, denn darauf scheint denn

doch am Ende alles herausgehen zu sollen! Da haben wir also die Hauptsumme der neuesten wissenschaftlichsten Philosophie klar und offenbar! Wer nun noch Lust an Philosophiren hat, und behält, dem wollen wir sein Vergnügen nicht mißgönnen; höchst bequem ist wenigstens diese Philosophie, denn man hat weiter nichts nöthig, als nach Belieben, jede Widersprüche gegen einander über zu stellen, und beyde mit gleich eiserner Stirne zu behaupten. Ja was noch mehr ist, man kann sich die Sache noch viel bequemer machen, und man ist der größte aller Philosophen, wenn man sich alles Urtheilens, Denkens, und Raisonnirens gänzlich enthält. Wozu soll ich urtheilen, wenn ich auch zugleich nicht urtheilen soll? Wie kann ich urtheilen und denken, wenn ich im Urtheilen und Denken zugleich nicht urtheile und denke? Was hilft mir mein Denken, wenn ich es im Denken zugleich aufhebe, wenn ich nichts denke, indem ich denke? Kurz, ist dies die wahrste Philosophie, die Philosophie aller Philosophieen; dann weg nur mit aller Philosophie; dann ist die Philosophie und Unphilosophie in einer philosophisch-unphilosophischen Person aufs innigste und unzertrennlichste verbunden! Außer dem Irrenhause dürfte so etwas schwerlich sein Glück machen können.

Diese Philosophie nun mit dem doppelten Gesichte, oder vielmehr mit dem Ungesichts-Gesichte, sucht unser Verf. den Skeptikern anzudemonstriren, und wundert sich zuvörderst, wie Hr. Schulze diesen Skepticismus nicht im Sextus Empirikus schon erblickt habe. „Ganz unbegreiflich," sagt er, „ist es, wie in Hrn. Sch. vollends durch den Sextus nicht „auch nur im Allgemeinen der Begriff gekommen ist, daß „es außer dem Skepticismus und Dogmatismus noch ein „Drittes, nämlich eine Philosophie, gebe. Gleich in den „ersten Zeilen theilt Sextus die Philosophen ein, in Dog„matiker, Skeptiker und Akademiker; und wo er durch das „ganze Werk mit den Dogmatikern zu thun hat, meint er „gar nicht, auch die Akademiker mit widerlegt zu haben." (S. 22.) Hieraus folgt freylich, daß die Akademiker keine Dogmatiker sind; wie aber, wenn sie eine Art von Skeptikern wären? Nein, antwortet der Verf., der Skepticismus steht zwischen den Dogmatikern und Akademikern in der Mitte, und dieß klar zu machen, sucht er den Unterschied beyder genau zu bestimmen.

Er.

Rec. hingegen findet diese Verwunderung des Verf. sehr verwunderlich; denn er ist überzeugt, daß kein Anderer, als wer die Gabe hat, „Alles in Allem, und Nichts in Allem, und Alles im Nichts zu erblicken, eine solche Entdeckung zu machen im Stande ist. Er findet es ferner verwunderlich, daß er hiervon einiges Aufheben machen kann, da er im Grunde mit Hr. Schulze einerley Meinung hat; denn indem er behauptet, Sextus habe von der neuen Art des Skepticismus schon Kenntniß gehabt, behauptet er zugleich, Sextus habe noch nichts davon gewußt, und trifft also mit Hr. Sch. an einem Ort zusammen.

Die Art, wie der Beweis dieser Entdeckung in der philosophischen Geschichte geführt wird, ist nun sehr künstlich, wie man von einem so großen Verstandeskünstler nicht anders erwarten kann; sie ist aber für uns zugleich so künstlich, daß sie alle Kraft auf ihrem langen Umwege verliert: gerade wie die zusammengesetzesten Maschienen am wenigsten wirksam sind. Einen Beweis aus klaren Aussagen der Alten, kann der Verf. nicht aufstellen, er sucht also aus verschiedenen Stellen etwas zu erschließen, indem er sich bemüht zu zeigen, daß die Alten gerade das verstanden haben mußten, was er im Sinne hat. Diese Art zu verfahren ist aber, wie man weiß, sehr mißlich, weil oft einer gerade das nicht verstanden hat, was man meinen sollte, er habe es unter seinen Worten verstehen müssen. So sollte man meinen, Geulinx habe das ganze System der vorherbestimmten Harmonie im Sinne gehabt, weil er fast die nämlichen Worte gebraucht, deren sich Leibnitz bedient; gleichwohl aber hat er zuverlässig davon nichts, oder nur einen sehr dunkeln Schimmer gesehen, weil er sonst nicht ermangelt haben würde, von einer solchen neuen Entdeckung mehr Aufhebens zu machen. Einige neuere Bearbeiter der Geschichte der Philosophie bedienen sich dieser Methode mehrmals, um etwas Neues zu sagen, und ihren Vorgängern ins Angesicht widersprechen zu können; ohne zu erwägen, ob nicht diese Vorgänger mit Fleiß sich aller solcher Grübeleyen enthielten, um die Geschichte nicht zum Sammelplatze leerer Vermuthungen zu machen, und sie somit um ihre Würde und ihr Ansehen gänzlich zu bringen.

Den Unterschied zwischen den Akademikern und Skeptikern, kann der Verf. in allem, was Sextus und Andere davon

berichten, nicht entdecken, weil alle diese angegebene Unterschiede, bey genauer Erörterung verschwinden. Und das ist nicht zu verwundern, weil wir von der Form und dem Inhalte des akademischen Skepticismus nichts Zusammenhängendes und Ausführliches mehr besitzen. Wie, wenn der wesentliche Unterschied bloß in der Form, das ist, in der Art der Hauptsätze einzukleiden, und zusammenzuordnen, und in der Richtung bestünden hätte, indem die Akademiker hauptsächlich gegen die Stoiker fochten? Wie, wenn also der vom Sextus aufgestellte Unterschied im Grunde nur eine Nomenclaturverschiedenheit in Rücksicht auf die Beschaffenheit des Skepticismus selbst, und seinen letzten Hauptsatz gewesen wäre?

Das soll er nicht gewesen seyn; unser Verf. will es nicht; ob er gleich nicht beweist, noch beweisen kann, daß es nicht so seyn konnte. Weil also durchaus, Kraft des setzenden Vermögens unsers Philosophen, ein realer Unterschied seyn soll: so sucht er ihn durch die Vergleichung des Platonismus mit dem Skepticismus ans Licht zu bringen; da auch Plato selbst von gar Vielen zu den Skeptikern gerechnet wurde. Wie unsicher dieß Fundament ist, leuchtet Jedem so fort ein, der es nicht darauf angelegt hat, schlechterdings einen ganz neuen Unterschied zwischen den Pyrrhonisten und Akademikern aufzubringen. Ein Unparteyischer weiß nämlich, daß die Zweifler, um durch das Vorurtheil des Alterthums sich einen Glanz zu geben, und den natürlichen Widerwillen der Menschen gegen ihre Geistesrichtung zu mildern, jeden berühmten Mann, und sogar den Homer, sich zuzueignen suchten, gerade wie die Kabbalisten und Theosophen ihre Mystik im Paradiese, im erdichteten Buche Jezirah, in untergeschobenen Orphischen Schriften, und bey allen großen Weisen des grauesten Alterthums antreffen.

Ohne sich hieran zu kehren, vielleicht ohne einmal hierin zu denken, setzt der Verf. als ausgemacht voraus, daß Plato dem Skepticismus angehört. Da er aber doch auch kein eigentlicher Skeptiker gewesen seyn kann, weil sonst im Alterthume hierüber nicht so sehr hätte gestritten werden können, so wird die Frage aufgeworfen: worin lag denn der Unterschied? „Im Alterthume," antwortet der Verf., „war „über dieß Verhältniß des Skepticismus zum Platonismus „das Bewußtseyn sehr entwickelt. — Da die Alten den „Strei-

„Streites für uns verlohren sind: so können wir nicht beur„theilen, wie weit das innere wahre Verhältniß des Skep„ticismus zur Philosophie dabey zur Sprache kam, und wie„weit die Dogmatiker, welche den Plato den Dogmatismus „dindiciren, wie die Skeptiker gleichfalls thaten, diß in„dem Sinne verstanden, daß der Skepticismus selbst zur „Philosophie gehöre, oder nicht. Sextus beruft sich auf eine „weitere Ausführung der Sache in seinen skeptischen Kommen„tarien, die nicht auf uns gekommen sind; in den Hypo„thyp. (sic!) sagt er, wolle er die Hauptsache nach Aenesi„demus und Menodotus, die in diesem Streite die Chefs „von Seiten (sic) der Skeptiker waren, anführen; Plato „sey ein Dogmatiker, weil, wenn er, daß Ideen, eine „Vorsehung, ein Vorzug eines tugendhaften Lebens vor ei„nem lasterhaften sey, entweder dogmatisire, wenn er sie „als seyende anerkenne; oder wenn er dem überzeugenden „beystimme: so falle er dadurch, daß er für die Ueberzeu„gung oder Nichtüberzeugung irgend Etwas dem Andern „vorziehe, aus dem skeptischen Charakter.“ (S. 27.)

Was sagt nun diese Stelle? daß zwischen dem Platonis„mus und Skepticismus ein Unterschied ist? führt sie uns auf diesen Unterschied? Nichts von dem Allem, sondern das ge„rade Gegentheil. In dem Schlusse, welchen der Verf. übers„geht, wird ausdrücklich angefügt: wenn ja Plato auch Man„ches skeptisch vorträgt, und wie man zu sagen pflegt, Ge„fechtsübungen anstellt: so ist er doch deswegen kein Skeptiker. „Denn wer über einen einzigen Punkt dogmatisirt, oder ei„nem Gedanken dem andern in Ansehung des Beyfalls oder „Nichtbeyfalls, welchen er irgend einem nicht ausgemachten „Satze ertheilt, den Vorzug giebt, der gehört unter die Dog„matiker. Sextus spricht also hier gar vernehmlich aus, daß Plato, selbst zufolge der Auseinandersetzung jener Häupter des Streites, zu den Dogmatikern gehört; und hebt damit allen Unterschied zwischen dem Platonismus und Skepticis„mus gänzlich auf. Woferne also nicht unser Verf. hier nach dem Geiste seines eignen Skepticismus argumentirt hat, nach welchem Sextus gerade dadurch behauptet, Plato sey ein Skeptiker, oder ein Verwandter der Skeptiker, daß er ihn mit dürren Worten zu den Dogmatikern rechnet: so sehen wir nicht, daß diese Stelle ihn im geringsten begünstigt; sehen nicht, daß sie das geringste hier Zweckdienliche enthält.

Es müßte denn etwa ſeyn, daß es in den Worten der hier aufgeſtellten Ueberſetzung liegen ſollte: „Plato falle aus dem „ſkeptiſchen Charakter," welche zu beſagen ſcheinen, daß ihm ein ſolcher Charakter zukommt. Allein wer nur ein wenig genauer den Sextus anſieht, und dabey des Griechiſchen nicht ganz unkundig iſt, der wird auf dem erſten Blick inne, daß hiermit nichts Anders geſagt ſeyn kann, als: Plato wird dieſes Charakters verluſtig, er kann zu den Skeptikern nicht gerechnet werden.

Doch halt! bald hätten wir den eigentlichen Fleck überſehen; in folgenden Worten des Verf. ſcheint er beſſer angedeutet zu werden: „dieſe Unterſcheidung des Platonismus „vom Skepticismus iſt entweder eine bloß formale Mäkeley, die an dem behaupteten Vorziehen nichts als die Form „des Bewußtſeyns tadelt, denn der Gehorſam des Skeptikers gegen die Nothwendigkeit und die vaterländiſchen Geſetze, war ein eben ſolches, nur bewußtloſes Vorziehen; „oder wenn ſie gegen die Realität der Idee ſelbſt gewählet „iſt, ſo betrifft ſie die Erkenntniß der Vernunft durch ſich „ſelbſt, und hierin muß ſich die Eigenthümlichkeit des reinen, von der Philoſophie ſich trennenden Skepticismus „darſtellen." (S. 27.) Dieſemnach hat der Verf. den Sextus wahrſcheinlich ſo verſtanden, daß er es am Plato als ein unſkeptiſches Verfahren tadelt, wenn er einen Gedanken dem andern als wahrſcheinlicher vorzieht; und daß alſo der eigentliche Charakter des Skepticismus, und ſein Unterſchied vom Platonismus in dieſem Nichtvorziehen beſteht. Allein eine ſolche Auslegung iſt offenbar unſtatthaft. Einmal tadelt hier Sextus am Plato nichts; denn es iſt nicht die Frage: worin hat Plato Recht oder Unrecht: ſondern iſt er ein Skeptiker, oder keiner? Der Ausdruck, Plato fällt aus dem ſkeptiſchen Charakter, hat, wie eben gezeigt iſt, einen ganz andern Sinn. Zweytens wird hier mit dem Vorziehen eines Gedankens vor dem andern auf gar keinen Unterſchied zwiſchen dem Platonismus und Skepticismus auch nur angeſpielt; denn vom einem ſolchen iſt hier gar nicht die Rede, da Sextus durch die ganze Stelle zu beweiſen ſucht, daß Plato vom Skepticismus den Charakter nicht an ſich trägt, mithin an keine Vergleichung des Platoniſchen Skepticismus mit dem ſeinigen auch nur denkt.

Was

Was also als Endresultat herausgebracht wird, daß der eigentliche Charakter des Skepticismus darin besteht, daß die Vernunft sich selbst nicht erkennt, und daß er nur hiedurch Philosophie, und die älteste aller Philosophien sey, ruht bey ihm bis hieher auf Nichts. Was er von diesem Unvermögen der Vernunft sich selbst zu erkennen, jetzt unmittelbar anfügt, müssen wir dem Leser noch in der Kürze vorlegen, damit er sich darum von der Höhe und Tiefe dieser neuesten, ächtesten, alleinigsten Philosophie, wo möglich, einen Begriff machen könne. „Auf diese Erkenntniß der Vernunft," fährt er fort, „kommt Sextus im ersten Buche gegen die „Logiker. — Was er nun dagegen sagt, daß die Vernunft „sich durch sich selbst erkenne, ist kahl genug. — (S. 27.) „Nun kommen noch bessere Gründe; wenn die Vernunft sich „selbst begreift: so wird sie damit auch den Ort begreifen, in „welchem sie ist; denn jedes Begreifende begreift mit einem „bestimmten Orte. Wenn aber die Vernunft den Ort, worin sie ist, mit sich begreift; so müßten die Philosophen nicht „wegen desselben uneins seyn, indem einige sagen, jener „Ort sey der Kopf, andere, die Brust, und im Einzelnen, „einige das Gehirn, andere, die Gehirnhaut, andere das „Herz, andere die Zugänge der Leber, oder sonst irgend ein „Theil des Körpers. Hierüber sind die dogmatischen Philosophen uneins. Die Vernunft begreift also nicht sich „selbst." (S. 29.)

Dieser Grund wäre besser als die vorhergehenden, die wir der Kürze wegen übergangen haben? Es wäre ausgemacht, daß wer sich selbst begreift, auch den Ort mit begreift, wo er sich befindet? Wenn ihr im festen Schlaf mit eurem Bette in ein stockdunkles Gewölbe getragen werdet, begreift ihr da nicht beym Erwachen euch selbst, ohne von dem Orte das Geringste zu begreifen, an dem ihr euch jetzt befindet? „Dieß ist es," setzt der Verf. zur nähern Charakterisirung seines Skepticismus hinzu, „was Sextus gegen das Selbsterkennen der Vernunft vorbringt. Es ist ein Beyspiel aller „Waffen des Skepticismus gegen die Vernunft: sie bestehen „in einer Anwendung von Begriffen auf dieselbe; worauf es „leicht wird, die in die Endlichkeit versetzte, und, wie Hr. „Schulze thut, zu Dingen gemachte Vernunft, als ein einem Andern Entgegengesetztes, das gleichfalls gesetzt werden „mußte; aber durch jene Einzelnheit nicht gesetzt wurde, auf-

„zuzei-

„zuzeigen.“ (S. 29.) Wir unsers Ortes bekennen, hiervon noch nichts mit erforderlicher Deutlichkeit zu begreifen, und wollen daher warten, bis der Verf. diesen Skepticismus deutlicher ans Licht bringen wird. So viel sehen wir ungefähr, daß dieß ganze Wesen darauf hinausgehen wird, daß wir an uns selbst, und an den Operationen unserer Vernunft nicht alles vollkommen erklären, und ganz aufs reine bringen können, welches kein Philosoph leicht abläugnen wird.

Was wird aber daraus rechtmäßig folgen? Daß der Philosoph jedesmal zugleich den Satz und seinen kontradiktorischen Gegensatz zusammen aufstellen und behaupten muß, der Triangel habe drey Seiten, und habe auch keine drey Seiten? Dieß sollten wir nicht denken; sondern vielmehr, was man lange gewußt hat, daß unser Wissen Stückwerk ist; daß wir bey weitem nicht alles, und auch uns selbst nicht erklären können; daß also die Herleitung alles Erkennens aus einem Urgrunde a priori ein schlechterdings unmögliches Unternehmen ist; daß wir endlich die Dinge nehmen müssen, wie wir sie in unserm Bewußtseyn durch die Erfahrung finden, weil wir doch einmal durch den Schleyer der Isis, den sie uns in der Erfahrung vorhält, hindurchzubrechen nicht im Stande sind. Dieß, dächten wir, folgte regelmäßig; ob der Verf. eine andere Folgerung rechtfertigen wird, mag die Zeit lehren.

Aus diesem nämlichen Grunde erhellt auch, daß es so unvernünftig nicht ist, die Thatsachen des Bewußtseyns, das ist, ungezweifelte Erfahrungen, zum Grunde der Philosophie zu legen. Denn ist es uns durchaus unmöglich, bis hinter die Erfahrung einzudringen, wie alle bisherigen Versuche durch ihr Mißlingen sattsam gelehret haben, und ist uns es nicht weniger unmöglich, die gesammte Erfahrung aus einem einzigen Urgrunde abzuleiten, und begreiflich zu machen, wie Spinoza, nebst den neuern Platonikern, und die neuesten Idealisten an ihrem Beyspiele gezeigt haben: so bleibt uns nichts anders, worüber, und nichts anders, womit wir philosophiren können, als die Erfahrung. Wir unsers Ortes können es daher für nichts anders, als für eine jugendliche Rodomontade ansehen, wenn unser Verf. in der Begeisterung über seinen neuen Janusskepticismus ausruft: „Diese „(für) Barbarey, die unläugbare Gewißheit in die Thatsa-

„chen

»chen des Bewußtseyns zu legen, hat sich weder der frühere Skepticismus, noch ein Materialismus, noch selbst »der geringste Menschenverstand, wenn er nicht ganz thierisch ist, schuldig gemacht, sie ist bis auf die neuesten Zeiten »in der Philosophie unerhört.« (S. 46.) Wir setzen hier noch hinzu, eine solche Behauptung ist gleichfalls bis auf die neuesten Zeiten unerhört, und noch dazu offenbar falsch. Die Dogmatisten nämlich bekannten, daß sie den Φαινομενοις folgten, und gaben dadurch der unwiderstehlichen Kraft der Wahrheit in so fern wenigstens die Ehre, daß sie in etwas sich nach den Erfahrungen und den Thatsachen des Bewußtseyns richteten. Karneades aber und seine treuen Anhänger geben dieser Macht noch mehr Ehre, indem sie die visa, oder Φαινομενα zu Kriterien erhoben, und darunter solchen die größte Glaubwürdigkeit oder probabilitas zuschrieben, die aufs sorgfältigste von allen Seiten untersucht, und von allem Widerspruche, oder aller Gegenrede frey seyen. Dieser höchste Grad der Wahrscheinlichkeit aber beym Karneades, ist im Grunde nichts anders, als was wir andere Erdensöhne Gewißheit, nämlich uns Menschen erreichbare Gewißheit nennen. Unter den eigentlichen Dogmatikern endlich ward sehr darüber gestritten, ob die Sinne allein oder die Denkkraft allein, oder beyde zugleich Kriterien der Wahrheit seyn sollten; und Epikur erklärte sich bekanntlich sehr laut für das Ansehen der Sinne, ja er war so sehr Verfechter der Zuverlässigkeit unserer Empfindungen, daß er sich mit mehreren übertriebenen Folgerungen allgemein lächerlich machte. An diesem Beyspiele ist bis zum Greifen ersichtlich, mit welcher unerhörten Keckheit, und mit welchem unerträglichen Stolze des Alleinwissens der Verf. die erwiesensten Unwahrheiten behauptet.

Der zweyte Aufsatz ist überschrieben: Rukert und Weiß, oder die Philosophie, zu der es keines Denkens und Wissens bedarf; und es werden darin zwey Schriften des letztern, und eine des erstern, mit dem gewohnten bittern Hohne, und mit der Selbstgenügsamkeit des Alleinwissens durchgegangen, und nach Art der neuesten Idealisten annihilirt. Sie haben nämlich das Verbrechen der beleidigten idealistischen Majestät darin begangen, daß sie, nach des Verf. Angabe, die Behauptung aufgestellt haben: »Der »Erbfehler, mehr oder weniger aller Wissenschaften, der

»Phi-

»Philosophie aber ins besondere, habe darin gelegen, »daß sie auf ein Wissen ausgegangen; alles Theoretisiren »sey Thorheit, Einschränkung aufs Praktische dagegen, »auf Kultur des gemeinen Menschensinnes, Weisheit; al»le wahre Philosophie bestehe einzig darin, diese Weisheit »zu lehren, u. s. w.« (S. 77.) Ganz Unrecht haben beyde Schriftsteller wohl eben nicht; denn etwas mehr von dem nicht so ganz zu verachtenden sensus communis, wäre doch offenbar allen neuesten Philosophen recht sehr zu wünschen, damit sie nicht Dinge in die Welt schrieben, die kein Mensch versteht, und wenigstens Achtung vor die obersten Gesetze alles Denkens beybehielten. Da Rec. beyde Schriften noch nicht gelesen hat: so kann er über den Aufsatz weiter nichts hinzufügen.

Im Notizenblatte werden mehrere, die sich nicht als Freunde der Fichtischen und Schellingischen Alleinphilosophie zu erkennen gegeben haben, derb abgeführt; und zwar zuerst ein Ungenannter, der in der Jenaischen Allgem. Lit. Zeit. hat verlauten lassen: »Wenn man dem, was Fichte »in seiner Abhandlung über die Religion gesagt hat, selbst »nachgehe, ohne auf Fichtens Leitung zu warten, dann erst »erblicke man das in dem Dunkel des Allerheiligsten verbor»gene ἐν καὶ πᾶν, und dann erst könne man mit Erfolg die »Waffen des gesunden Menschenverstandes gegen ihn ge»brauchen.« (S. 113.) Dem Verf. ist beydes ein Gräuel: »hierin,« sagt er, »spiegelt sich unverkennbar das neuge»rige Studium der Philosophie ab, das sorgfältig nach»geht, nicht auf Leitung wartet, noch sich hingiebt.« (S. 114.) Also nicht nachgehen sollen wir, auf Leitung warten sollen wir, und den Behauptungen der seynwollenden Alleinphilosophen hingeben sollen wir! Nun wissen wir also aus ihrem eigenen Munde, weß Geistes Kinder sie sind, nämlich des blinden Setzergeistes, des geistestickenden Herrschergeistes, vermöge dessen sie ein philosophisches Papstthum errichten, und sich die dreyfache Krone dieses Papstthums selbst aufsetzen möchten. Gegen dieß Papstthum soll der gemeine Menschenverstand nicht wachsen, er soll gefangen genommen werden, unter den Gehorsam des Nachbetens und des philosophischen Psittacismus. Denn höre nur, lieber Leser, was folgt: »dieser Lichtzieher erweiset der Fichteschen Phi»losophie eine unendlich größere Ehre, als er ohne Zweifel »dachte und wollte; es läßt sich von einer Philosophie gar

nichts

» nichts Höheres sagen, als daß nichts Philosophisches, » sondern nur der gemeine Menschenverstand gegen sie auf- » zubringen ist. Eben so ist es auch für das größte äußere » Glück einer Philosophie zu erachten, wenn dasjenige, » was gegen sie sich hören läßt, sich selbst für dünkellosen » gemeinen Menschenverstand erkennt; denn die leidigste » Seite des Kampfes einer Philosophie ist immer die, daß » sie es mit dem gemeinen Menschenverstand zu thun hat, » der sich für Philosophie hält, und es ist nichts schwieri- » ger, als ihm diesen Dünkel zu benehmen.« (S. 114.) Wenn doch der heillose gemeine Menschenverstand nicht wäre! Wenn doch dieß Unkraut ganz von der Erde könnte vertilgt werden! In ihrem idealistischen Eifer scheinen die Herren selbst nicht zu wissen, was sie wollen. Schafft einmal jenen Unhold weg, der den ächten Philosophen ihr Geschäfte so sauer macht, schafft hinweg, daß Niemand mehr auf den Satz des Widerspruchs, und auf andere Gesetze des Denkens achtet; daß endlich die Thatsachen des Bewußtseyns gänzlich verworfen werden; was werdet ihr damit gewinnen? Meint ihr, ihr seyd allein der Keckheit fähig, zu versichern, daß ihr im Alleinbesitze der unendlichen sich selbst setzenden Vernunft euch befindet? Glaubt ihr, es werde an philosophischen Marats fehlen, die noch lauter als ihr, und mit noch kräftigeren Sarkasmen und pöbelhaftern Spottnahmen, in die Welt hinein schreyen: hierher! hier ist die alleinwahre, alleinwissenschaftliche Philosophie! was jene euch geben, ist leeres Geschwätz, ist Ausgeburt eines in sich selbst entzündeten Gehirns! Dann erst wird das Getümmel noch unendlich ärger werden, weil, was Jeder behauptet, recht ist, und Keiner den Andern mit Gründen widerlegen kann. Also besinnt euch, da es noch Zeit ist, und haltet den gemeinen und gesunden Menschenverstand in Ehren, damit ihr selbst bey Ehren bleibet!

Hierauf folgen einige unbedeutende Angriffe auf die oberdeutsche Literaturzeitung, die Göttingische Zeitung, und einige andere, welche sich erdreistet haben, etwas gegen den transcendentalen Idealismus zu sagen. Man sieht daraus, daß die beyden Herren, welche eine so erhabene Miene annehmen, als wären sie und ihre Philosophie weit über ihre Zeitgenossen erhaben, als wäre außer ihnen beyden, nebst etwa Fichte und Steffens, alles lauter Plattheit und Obscuran-

scurantismus, denn doch jeden Einwurf, jeden kleinen Spott empfindlich fühlen, und sogleich voller Gift und Galle darüber her sind, durch Großthun oder durch Schimpfen, wenn es möglich wäre, es Jenen zu verleiden, daß sie nichts weiter wider das Idealitätssystem einwenden möchten. O! wie kleinlich!

Oh.

Encyklopädisches Wörterbuch der kritischen Philosophie, von G. S. A. Mellin, Mitinspektor der reformirten Kirchen und Schulen in der Magdeburgischen Inspektion, und zweyten Prediger der deutsch-reformirten Gemeine zu Magdeburg. Vierter Band. Zweyte Abtheilung. Jena, bey Frommann. 1802. 8. mit fortlaufender Seitenzahl von 449 bis 888. 1 Rg. 8 gr.

Dieser Band geht von Oberhaupt bis Receptivität; mit der nämlichen Ausführlichkeit und Deutlichkeit, die wir an den vorhergehenden Bänden bemerkt haben. Bey allem dem ist doch Einiges nicht bestimmt genug angegeben, oder auch nicht verständlich ausgedrückt, worauf wir den Verf. in ein paar Beyspielen aufmerksam machen zu müssen glauben. Von Raum und Zeit wird gesagt: »sie haben keine »transcendentale Realität, d. i. sie sind an sich, unabhängig »von unserm Anschauungsvermögen nicht vorhanden.« (S. 450.) Von den Kategorien wird eben so angemerkt: »sie »sind in transcendentaler Bedeutung subjektive Bedingun»gen des Denkens: d. i. solche, die in der Beschaffenheit »des menschlichen Verstandes ihren Grund haben.« (S. 451.) Hier wird nicht bestimmt, ob sie außer diesem Verstande keine Realität haben, oder nicht; welches man doch auch wissen muß. Dem Zusammenhange nach, haben sie eine solche Realität nicht. Hier entwickelt sich nun in der Folge ein großer Anstoß, den unser Verf. billig hätte heben sollen, weil schon Mehrere hier einen Widerspruch in der kritischen Theorie gefunden haben: »Es giebt gewis»se Begriffe, die in theoretischer Rücksicht keine objektive »Gültigkeit haben, aber wohl in praktischer Rücksicht,« heißt es S. 452. »und dahin werden die Kategorien

»aus-

„ausdrücklich gerechnet.“ (S. 453). Hier entsteht nun die Frage, wie kann die praktische Vernunft diesen eine objektive Realität geben, wenn die theoretische demonstrirt hat, daß sie keine haben? Widersprechen sich nicht so beyde Vernunftarten?

Von der Offenherzigkeit wird gesagt, „sie sey die Naturanlage dazu, die ganze Wahrheit, die man weiß, zu sagen.“ (S. 456) Daß die Offenherzigkeit von der einen Seite eine Naturanlage ist, hat freylich seine Richtigkeit; wie denn Kinder und Einfältige, oder in der Gesellschaft nicht öft damit aufgezogene, Alles sagen, was sie wissen. Daß sie aber von der andern Seite nichts als Naturanlage ist, dürfte schwerlich zugestanden werden. Unter gutmüthigen, einander in Nichts auflauernden Leuten ist sie eine Gewohnheit, deren Ablegung nicht selten große Mühe kostet. Unmittelbar hierauf folgt eine Stelle, die gar keinen Sinn hat; es wird nämlich gleich nach dieser Erklärung hinzugesetzt: „Kant räumt ein, wiewohl er es sehr bedauert, „daß sie in der menschlichen Natur nicht angetroffen werde.“ Worauf soll das Einräumen hier gehen? Auf das Nichtdaseyn der Offenherzigkeit? Dann widerspricht er ja der Definition, denn wie kann Etwas eine Naturanlage seyn, und doch in der menschlichen Natur nicht angetroffen werden? — und wozu soll hier das Einräumen? hat denn etwa Jemand mit starken Gründen behauptet, daß die Offenherzigkeit nicht existirt, denen Kant nachzugeben sich genöthigt gesehen hat? Wäre dieß, so hätte es der Deutlichkeit halber, wenigstens berührt werden müssen.

Gz.

Mathematik.

Die Kegelschnitte nach de la Chapelle, zum bequemern Gebrauche bey Vorlesungen, und zum Selbstunterrichte neu bearbeitet von J. F. Wolff, Herzogl. Braunschweig. Lüneburg. Pagenlehrer.

Braunschweig, bey Reichard. 1801. 286 S. 8. 6 Kupfert. 2 Rth. 6 Gr.

Der Verf. meint, es sey Mangel an einem zweckmäßigen Kompendium über die Lehre von den Kegelschnitten zum Gebrauche bey Vorlesungen. Allerdings muß man ihm hierinnen beypflichten; aber nur in sofern die Rede von einem recht faßlichen Lehrbuche ist, welches Anfängern die ersten Gründe von der Entstehung und den vornehmsten Eigenschaften der krummen Linien überhaupt, so deutlich wie die Grundlehren der gemeinen Geometrie darstellt. An einem solchen fehlt es wirklich, denn so vortreffliche Werke wir auch über diesen Gegenstand besitzen: so sind sie dennoch nur für Geübtere brauchbar. Die bekannte Schrift des de la Chapelle, von welcher 1771 und 91 zwey Uebersetzungen von Herrn Hofrath Böckmann in Karlsruhe erschienen, gehört gewiß unter die Vorzüglichsten ihrer Art; besonders wegen der Anwendungen der Kegelschnitte auf mehrere Theile der angewandten Mathematik, allein für Anfänger ist sie dennoch etwas zu schwer. Diesem Fehler abzuhelfen, entschloß sich der Verf. auf Anrathen seines Lehrers, des Herrn Prof. Hellwig, eine neue Ausgabe zu veranstalten, welche aber nur das Theoretische von den Kegelschnitten in kompendiarischer Form enthalten sollte. Er hat sein Vorhaben mit vielem Fleiße ausgeführt, der gewiß alle Aufmunterung verdient. Allein Rec. glaubt dennoch, daß durch sein Werk nur ein Theil des Titels möchte erfüllt werden, daß es nämlich als Kompendium bey Vorlesungen dient, wenn der geschickte Lehrer die Lücken ergänzt. Zum Selbstunterrichte für Anfänger ist es doch nicht ganz zweckmäßig, wenigstens müssen sie schon sehr vorbereitet seyn. Würde es nicht weit bessere Dienste thun, wenn der Verf. anstatt sogleich §. 1. von der Parabel zu handeln, eine deutliche Erklärung von der Bedeutung der Ausdrücke Abscisse, Ordinate, Parameter, ꝛc. überhaupt was allen krummen Linien gemein ist, vorausgeschickt, und die Entstehungen ihrer Gleichungen gezeigt hätte, und sodann erst zu den Kegelschnitten als einem Theil der Kurven übergegangen wäre? Dieses ist eben der Punkt, welcher Anfängern so viel Schwierigkeiten verursacht; was hilft es ihnen, wenn sie wie hier sogleich hören, daß sich in der Parabel die Quadrate den Ordinaten wie die zugehörigen

Ab-

Abscissen verhalten, ohne vorher einen recht deutlichen Begriff von dem zu erhalten, was eigentlich eine Abscisse und Ordinate ist. Besonders vermischt man beynahe ganz die so wichtige Grundlehre von der Direktionslinie einer Kurve, und eben dadurch lernen die Schüler am besten ihre Formirung verstehen. Hätte der Verf. diese Erläuterungen vorangeschickt: so würde er seine Schrift gar sehr vervollkommt, und den Dank aller selbstlernenden Leser um so mehr verdient haben. Das Dreyeck, welches durch den Durchschnitt der Axe, so wie der Kreis, der durch den mit der Grundfläche parallel laufenden Schnitt entsteht, gehören allerdings unter die Kegelschnitte, und obgleich ihre Eigenschaften in der gemeinen Geometrie abgehandelt werden: so bleibt dennoch genug übrig, welches hier hätte sollen angebracht werden. Zu einer vollkommenen Theorie der Kegelschnitte ist dieses unentbehrlich. Ganz anders betrachtet man das Dreyeck und den Kreis in der niedern Geometrie, als solches in der Lehre von der krummen Linie geschieht. Die Ordinaten heißen dort Chorden ꝛc. Es bleibt also auch in diesem Stücke etwas sehr Wesentliches zurück.

Der Inhalt selbst ist in drey Abtheilungen gebracht. Die erste handelt S. 1 — 70 in 104 §. Von der Parabel. Die zweyte S. 71 — 162 in 117 §. von der Ellipse. Die dritte S. 163 — 280 in 128 §. von der Hyperbel. Bey allen wird der gewöhnliche Weg befolgt, und zuerst die vornehmsten Eigenschaften dieser krummen Linien und ihrer Gleichungen erläutert, und ihre Quadraturen und Kubaturen zu finden gelehrt. Die Beweise sind recht gut und faßlich; aber man vermißt jene Allgemeinheit, welche man billig in analytischen Rechnungen fordert. Jeder Kegelschnitt ist zu isolirt behandelt, und ihre genaue Verwandtschaft nicht genug dargethan. Mit Hülfe der Differential- und Integralrechnung, welche hier gar nicht angebracht ist, kommt man überhaupt bey diesen Berechnungen viel weiter, als mit der gemeinen Algebra. Von den verschiednen Klassen oder Familien eines Kegelschnitts, ist ebenfalls beynahe gar nichts erwähnt. In dem Original des de la Chapelle findet man dieses zwar auch nicht; aber um desto mehr hätte es der Verf. in seinem jetzigen Kommentar über jene Schrift anführen sollen.

Durch alle diese Bemerkungen haben wir aber keines-weges gegenwärtige Schrift für zweckwidrig und unbrauchbar erklären wollen, dieses würde das größte Unrecht seyn. Weit entfernt hiervon sollen sie nur dienen, dem Verf. den Weg zu zeigen, den er zu gehen hat, wenn eine neue Auflage erfolgen, oder er sonst über dergleichen Gegenstände schreiben sollte. Der Druck ist übrigens sehr korrekt, das Papier gut, und besonders die Kupfer gehören unter die feinsten ihrer Art, nur der Preiß ist ein wenig zu hoch.

Dm.

Kurze Anleitung zum Kopfrechnen (,) nebst einer hinlänglichen Sammlung von Aufgaben (.) Zum Gebrauch beym Unterricht (e). Magdeburg und Dessau, bey Bauer. 1802. 8 Bog. 8. 8 Gr.

Der Anleitungen zum Kopfrechnen, wovon in jeder Messe mehrere Schriften erscheinen, sind, seit Biermann's wohlgerathenem Versuche, in den jüngst verflossenen 10 Jahren so viele erschienen, daß es fast schwer wird, darin eine schickliche Auswahl zu treffen, ungeachtet der Verf. vorliegender Bogen glaubt, daß die Uebungen im Kopfrechnen (eigentlich Rechnen ohne Gebrauch der Schreibmaterialien), von den meisten Lehrern entweder gar nicht, oder doch nicht zweckmäßig genug betrieben werde, so lange es ihnen an einem Leitfaden fehle, der den leichtesten und kürzesten Gang bezeichne, und zugleich eine hinlängliche Sammlung von Aufgaben enthalte. Für letztere hat zwar der Verf., der sich zu Ende der Vorrede: Andr. Heinr. Rieß — Kantor — in Olvenstedt unterschreibt, hinlänglich gesorgt; eine leichtere Methode, wie Kindern in Volksschulen, für die diese Anleitung ꝛc. bestimmt worden, das Kopfrechnen, auf einem bequemern Wege, wie von Andern bereits gezeigt ist, haben wir nicht gefunden. Im Gegentheil muß man mit Grund den Verf. darin tadeln, daß er wegen der Regeln zu den vier Rechnungsarten (Species), auf das Rechenbuch für niedere, besonders Landschulen — verweiset, — welches also der Lehrer, oder die Aeltern, die sich mit dem Unterrichte der Kinder im

Kopf-

Kopfrechnen befassen, sich anschaffen sollen, um diese alsdann zuvor daraus zu erlernen, damit sie auf die vorliegende Anleit. ꝛc. angewandt werden können. Das ist bey Büchern der Art, ein merklicher Fehler, zumal aus der geringen Volksklasse, und eine Menge gering besoldeter Landschullehrer, gemeiniglich an einem guten wohlfeilen Handbuche, das Alles, was den Kreis ihres Wissens befriedigt, hinlänglich genug haben; wofür aber unser Verf., wie gesagt, nicht vollständig gesorgt hat. Uebrigens sind die enge gedruckten Aufgaben, die mehr als 6 Bogen ohne eine einzige Auflösung füllen, aus dem gemeinen Leben hergenommen, und haben also von der Seite betrachtet, wirkliches Verdienst; wiewohl auch nicht zu läugnen ist, daß viele derselben Manchem zu schwer seyn dürften.

A.

Naturlehre und Naturgeschichte.

Tafeln der allgemeinen Naturgeschichte, nach ihren drey Reichen. Nebst vollständiger Enumeration aller bis jetz benannten Naturkörper, und synoptischer Uebersicht ihrer Kennzeichen. Herausgegeben von *F. J. Bertuch.* Mineral-Reich. *I. und II. Heft.* Gewächs-Reich. *I. und II. Heft.* Thier-Reich. *I. und II. Heft.* Weimar im Verlage des Industrie-Komtoirs. 1801. gr. 4. 1stes Heft 1 Rthlr. 21 gr. jedes 2te Heft 1 Rthlr. 14 gr.

Wenn es der Raum dieser Blätter verstattete: so würden wir von den vor uns liegenden Heften dieses weit umfassenden Werks, dessen Plans wir schon vorhin gedacht haben, einen umständlichern Auszug liefern. Aber wir müssen uns damit begnügen, nur das Wesentlichste davon kürzlich anzuzeigen. In dem 1sten Hefte über das Mineralreich ist zuvörderst dasjenige, was der Verf. vor einigen Jahren bey Ankündigung dieser Tafeln, über die Popularisirung der

Naturgeschichte in einem eignen Programm gesagt hat, wiederholt, und dem Werke als Einleitung, welche den ganzen Plan und Zweck enthält, voran geschickt worden. Darauf folgt die Enumeration der Klassen, Ordnungen, Unterordnungen, Arten und Abänderungen des Mineralreichs. Den Klassen sind die Ordnungen und Unterordnungen in der systematischen Eintheilung beygefügt. Eine andere Tabelle, welche die Arten und Abänderungen faßt, enthält in 5 Kolumnen die deutschen, lateinischen, französischen und englischen Namen, und die Nachweisung der gegebenen Abbildung. Der nun folgenden Kupfertafeln sind, mit Einschluß des Titelkupfers, in jedem Hefte fünf, und enthalten im ersten Hefte 45, und im zweyten 42 Abbildungen, worüber eine besondere Erklärung das Nöthige nachweist. Dieser folgen synoptische Tabellen des Mineralreichs; die sich aber zur Zeit nur noch auf einen Theil der ersten Unterordnung erstrecken.

Das Gewächsreich ist in Klassen, Ordnungen, Familien, Gattungen und Arten eingetheilt. Die erste Eintheilung faßt die Klassen, Ordnungen und Familien. Die zweyte enthält in 6 Kolumnen die Gattungen und Arten, die lateinischen, französischen und englischen Namen, die Abbildung und das Vaterland. Darauf folgen in beyden Heften 16 Kupfertafeln, und im ersten Hefte zuletzt eine synoptische Uebersicht der sämmtlichen Klassen, Ordnungen und Familien des Gewächsreichs; die aber nur erst im zweyten Hefte bis in die zweyte Ordnung der ersten Klasse gehet.

Beym Thierreich findet dieselbe Eintheilung statt, und der Kupfertafeln sind bey jedem Hefte acht. Die Kupfer bey allen drey Heften sind sauber, und die einzelnen Abbildungen der Natur getreu. Das Ganze ist von den Verfassern mit Fleiß ausgearbeitet; aber die Vollendung des Werks wird auch einen großen Kostenaufwand erfordern.

Am.

Frider. Weberi observationes Entomologicae, continentes Novorum, quae condidit, generum Characteres, et nuper detectarum specierum descriptio-

ptiones. Kiliae, impensis Bibliopolii Acad. novi. 1801. 8 Bog. 8. 12 M.

Der Verf. bestimmt in dieser Schrift die genera, welche Fabricius, Latreille und Illiger aus den ehemaligen Scarabaeis des entomologischen Systems abgesondert haben, genauer, und vermehrt sie mit einem neuen; theilt auch das große Heer der Caraborum in mehrere genera mit genauer Beschreibung ihrer Unterscheidungsmerkmale, versucht eben dieses bey Chrysomela, und beschreibt neue Insekten-Arten, welche er meistens von Daldorf aus Sumatra erhielt, und noch nicht im Fabricischen Systeme enthalten sind. In der Folge will er sie mit mehreren neuen in Abbildungen von seiner eigenen Hand dem Publikum übergeben, doch so, daß er Deutschlands Arten der Panzerischen Fauna, und die sämmtliche Wanzen der Wolffischen Ausgabe überlassen werde. Daß er hier keine neue Arten aus dem genere Mylabris vorgebracht, rühre daher, weil er davon eine Monographie mit Abbildungen in kurzem dem Publikum liefern werde: diese sey so vollständig, daß ihm nur noch Fabricii *Mylabris fasciata* und *argentata* fehle; er würde es dankbar erkennen, wenn ein Freund ihm diese zur Abbildung und Beschreibung leihe: zuletzt kommt noch Einiges über Illigers Abweichung von der Fabricischen Beschreibung der Mundwerkzeuge vor, worüber sich Illiger ohne Zweifel künftig erklären wird. Das ehemalige genus *Scarabaeus* L. wird nach folgenden Abtheilungen aufs neue charakterisirt: *Geotrupes* F. *Scarabaeus* (Ill.), *Copris*; wovon aber der V. die Coprides muticas trennt, und daraus das genus *Ateuchus* bildet, *Onitis* F. *Aphodius* (Ill.) die *Carabos* theilt er in folgende genera: welche den Carabis 6. *gutt.* *Actaeon*, *maxillosus* etc. gleich sind, sammlet er unter *Anthia*: den *coriaceus*, *Hortensis*, *auratus* etc. unter *Tachypus*: den *Sycophanta*, *inquisitor* unter *Calosoma*: den bimaculatus, crepitans etc. unter *Brachinus*: den *Cephalotes* (den Illiger zu Scarites gebracht) *Striola*, *Leucophthalmus* etc. unter *Carabus*.

Aus Fabricii Chrysomela entstehet 1) das genus *Oides*, wozu 2 punctata F. und eine neue Art gebracht wird. 2) *Eumolphus* (Kugel.) 3) *Chrysomela* F. 4) *Eumorphus*

phus, wozu er nur eine Art von Daldorf bekommen, welche mit Unrecht zu *Erotylus* gezogen würde.

Neue beschriebene Arten zählet man 157, und zwar 117. die zu *Eleuterata*, 6 zu *Ulonata*, 1 zu *Syniſtata*, 13 zu *Piezata*, 12 zu *Gloſſata*, 2 zu *Rhyngota*, und 1 zu *Antliata*, gehören. Wir verſparen das Nähere darüber, bis wir die Abbildungen erhalten.

Rſt.

Beſchreibung der größten und merkwürdigſten Höhlen der Erde, allen Verehrern des Erhabenen und Schönen in der Natur gewidmet, von Chriſtian Wilhelm Ritter. Hamburg, bey Kratzſch. 1805. 8 M.

Die hier beſchriebene Höhlen ſind 1) die Baum- oder Jungferugrotte in Frankreich; 2) die Höhle bey Kaſtleton in England; 3) die Höhle bey Muggendorf in Franken; 4) die Kelle bey Ellrich; 5) die Höhle bey dem Dorfe Barunkowa in Rußland; 6) große Höhle in Nordamerika; 7) die Heuſcheune; 8) die Baumannshöhle; 9) die Bielshöhle; 10) die Höhle des Schwalbenſteins; 11) die Küter; 12) die Devils-Arſe; 13) die Fingalshöhle in Schottland.

Mſ.

Intelligenzblatt.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Der Diakonus Herr Busch zu Arnstadt, durch sein Handbuch der Erfindungen als Schriftsteller bekannt, hat den Charakter eines Konsistorialassessors erhalten.

Der K. K. Hofrath Herr Wiebeking zu Wien, hat wegen der, durch sein bekanntes Werk über die Wasserbaukunst sich erworbenen Verdienste, von dem russischen Kaiser einen Ring von großem Werthe, und ein Geschenk von 2000 Gulden erhalten.

Eben dieser Monarch hat dem Dr. der Philosophie Herrn Gotlieb Merkel, für seine lettische Sage: Wannem Ymanta, einen kostbaren Ring einhändigen lassen.

Der bisherige Richter beym Revisions-Tribunale zu Worms Herr Rehmann, als politischer und bellettristischer Schriftsteller bekannt, ist Präsident des Kriminalgerichts in Mainz geworden.

Die Stelle eines Brunnenarztes in Altwasser, hat der Leibarzt des Grafen Hochberg zu Waldenburg, Herr Hofrath Hinze, erhalten.

Der bisherige Universitäts-Prediger zu Göttingen Herr Dr. G. W. Meyer, ist als ordentlicher Professor der Theologie und Prediger nach Greifswalde berufen worden.

Herr H. Rath und Professor Schulze in Helmstädt, hat ein Kanonikat am Stifte St. Cyriaci in Braunschweig, mit Befreyung von der Residenzpflicht erhalten.

Der Hofrath Brandis zu Kiel, ist zugleich zum Kön. Dänischen Archiater ernannt worden.

Bey der von dem verewigten Kurfürsten von Mainz, dem Staate hinterlassenen beträchtlichen Bilder-Gallerie und zahlreichen Bibliothek, ist der, als belletristischer und artistischer Schriftsteller berühmte, Herr W. Heinse, (Vorleser des vorigen Kurfürsten) als Hof- und Landesbibliothekar zu Aschaffenburg angestellt worden.

Der Russische Etats- und Fuldaische Geheime Rath Herr Dr. Wetzard, der sich seit 9 Jahren in Heilbronn am Neckar aufhielt, ist nach Fulda in sein Vaterland abgereiset, um dort, nach dem Auftrage seines neuen Landesherrn, des Erbprinzen von Oranien, die Organisirung und Leitung des Medicinalwesens zu übernehmen.

Die Herren Ammon und Ständlin, Dokt. und Prof. der Theologie in Göttingen, haben den Charakter als Konsistorialräthe, Herr Stromeyer, Professor und Leibmedikus, und Herr Reuß, Professor der Philosophie und Unterbibliothekar daselbst, den Hofrathscharakter erhalten.

Herr Professor Dr. Arnemann, der neuerdings Göttingen verließ, ist von der Societät der Künste und Wissenschaften zu Mainz zum Mitgliede der physikalischen Klasse ernannt worden.

Der Kur-Erzkanzler hat dem Herrn Dr. Hoppe zu Regensburg für die Ueberreichung seines Herbarii vivi plantarum rariorum, ein Geschenk von 10 Karolinen zustellen lassen.

Der ehemalige Lehrer der Pädagogik und Katechetik an der Hauptschule in Salzburg, Herr J. P. Hart, hält sich seit einiger Zeit in Berlin auf.

Die Société départementale des sciences et des arts zu Mainz, hat den Prof. der Mathematik Herrn Schmidt, und den Regierungsrath und Professor Herrn Dr. Cromm, beyde in Gießen, zu Mitgliedern erwählt.

Die

Die Galvanische Societät zu Paris hat den Assessor des Kammerkollegiums zu Kopenhagen Herrn Rafn, und Herrn Ermann, Professor an der Militärakademie zu Berlin, zu Mitgliedern ernannt.

Dem Herrn H. R. und Dr. Markus in Bamberg, ist die Direktion der Medicinal- und Krankenanstalten in den fränkischen Landen des Kurfürsten von Baiern übertragen.

Derselbe Regent hat dem Professor der Gottesgelahrheit und Rath bey der Bücher-Censur-Special-Kommission in München, Herrn Imhof, eine Präbende bey dem dasigen Chorstifte, und das Münchener Patriciat, tax- und siegelfrey verliehen.

Der durch mehrere historische, statistische und belletristische Werke rühmlichst bekannte Privatgelehrte zu Dresden, Herr C. A. Fischer, hat von der philosophischen Fakultät zu Jena die philosophische Doktorwürde, ohne darum angesucht zu haben, erhalten.

Todesfälle.

1803.

Am 3ten Februar starb zu Kreuzburg in Schlesien der dortige Oberprediger und Senior Herr G. S. Gürath.

Am 8ten Februar zu Paris der Mechanikus Tremel, (ein gebornet Deutscher), 75 Jahre alt. Er ist durch mehrere, vorzüglich gelungene Kunstwerke berühmt geworden.

Am 16ten Februar zu Koldiz der dortige Superintendent, Herr C. G. Schulze, im 63sten Lebensjahre.

Am 17ten Februar zu Roßleben der Lehrer der französischen Sprache und Mathematikus, Herr J. C. Schuknecht.

Am 19ten Februar zu Grimma, Herr Mag. F. W. Nitschke, Rektor der dortigen Stadtschule, 39 Jahre alt.

Am 29sten Februar zu Dresden Herr M. C. F. Hahn, Adjunkt des moralisch-historisch-statistischen Faches an der dorti-

dortigen Kurfürstl. Ritterakademie, im 27sten Jahre. Er hat eine populäre deutsche Sprachlehre 1781 drucken lassen.

Im Anfange des März zu Fulda, Herr S. Freyherr von Bibra, Domkapitular, Regierungs- und Hofkammerpräsident, Kurfürstl. Mainzischer wirklicher Geheim. Rath, u. s. w. Durch die anfangs gemeinschaftlich mit Herrn von Göckingk, hernach aber von 1785 — 1792 allein besorgte Herausgabe des Journals von und für Deutschland, hat er sich vorzüglich in der gelehrten Welt bekannt gemacht.

Am 17ten April zu Halle an der Saale, der berühmte Herr P. F. Th. Meckel, Königl. Preuß. Geheim. Rath, ordentlicher Professor der Zergliedrungskunst und Wundarzneywissenschaft daselbst, Landphysikus des Saalkreises, einer unsrer verdientesten Anatomen und Hebammenlehrer, 46 Jahre alt.

Chronik deutscher Universitäten.

Duisburg. 1803.

Am 19ten März erhielt Herr J. W. Quäßius die medicinische und chirurgische Doktorwürde, nachdem er seine Inauguralschrift: de hernia inguinali congenita, interne incarcerata, cum hydrocele complicata, 44 S. 8. mit 2 Kupf. vertheidigt hatte.

Am 20sten März ward dieselbe Würde Herrn P. Camphausen ertheilt, nachdem er: de Herpete, 24 S. 4. disputirt hatte.

Am 29sten März erhielt dieselbe Würde Herr G. F. Godelmann, der 1 Bogen Theses medicales inaugurales drucken ließ.

Am 2ten Jul. gab Herr E. B. Knogb Theses med. inaugurales heraus, worauf ihm die medicinische und chirurgische Doktorwürde ertheilt ward.

Am 5ten Jul. erhielt dieselbe Würde Herr J. G. Münch, nachdem er: de fractura femoris complicata et

pras-

praecipue de utili ad deligationem ejusdem instrumento, 32 S. mit 1 Kupf. disputirt hatte.

Am 23sten August promovirte Herr A. Lemzow als Doktor der Arzneygelahrheit. Seine Inauguralschrift handelt: de Trismo Neonatorum, 20 S. 5.

Am 30sten September erhielt Herr J. F. M. Herbell, Sekretär zu Franecker, abwesend die höchste Würde in der Jurisprudenz, und ließ Theses jurid. inaugurales, 1 Bog. 4. drucken.

Bey Gelegenheit der Jubelfeyer der Universität Wittenberg, erschien vom Herrn Dr. und Professor Krummacher: Responsio ad literas Acad. Viteberg. solemnia saecularia tertia, die XVIII. Oct. celebraturae. 9 S. Fol.

Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

1805.

Die botanische Gesellschaft zu Regensburg giebt, auf Veranlassung Sr. Ch. G. des Herrn Kur-Erzkanzlers, folgende Preisaufgaben auf:

1) Die Pflanzenfamille der Orchisarten (Plantae Orchideae), gehört wegen ihrer Eigenthümlichkeit im Blüthenbaue, zu den merkwürdigsten Gewächsen. Es fragt sich: a) Sind die Wurzeln der Orchisarten als Nahrungs- und Arzneymittel dienlich, und ihr Anbau zu empfehlen? b) Wie wird derselbe, im bejahenden Falle, am zweckmäßigsten zu veranstalten seyn?

Die Abhandlungen über diesen Gegenstand sind gegen Ende des Jahrs 1804 in lateinischer, französischer oder deutscher Sprache an den Dr. Kohlhaas, als Präses der Gesellschaft, unter Beobachtung der gewöhnlichen Rücksichten, einzusenden. Der Preis besteht in 25 Dukaten, und wird derselbe bis Ostern 1805 der besten Abhandlung ertheilt werden

2. Für

dortigen Kurfürstl. Ritterakademie, im 27sten Jahre. Er hat eine populäre deutsche Sprachlehre 1781 drucken lassen.

Im Anfange des März zu Fulda, Herr S. Freyherr von Bibra, Domkapitular, Regierungs- und Hofkammerpräsident, Kurfürstl. Mainzischer wirklicher Geheim. Rath, u. s. w. Durch die anfangs gemeinschaftlich mit Herrn von Göckingk, hernach aber von 1785—1792 allein besorgte Herausgabe des Journals von und für Deutschland, hat er sich vorzüglich in der gelehrten Welt bekannt gemacht.

Am 17ten April zu Halle an der Saale, der berühmte Herr P. J. Th. Meckel, Königl. Preuß. Geheim. Rath, ordentlicher Professor der Zergliedrungskunst und Wundarzneywissenschaft daselbst, Landphysikus des Saalkreises, einer unsrer verdientesten Anatomen und Hebammenlehrer, 46 Jahre alt.

Chronik deutscher Universitäten.

Duisburg. 1803.

Am 19ten März erhielt Herr J. W. Quäkius die medicinische und chirurgische Doktorwürde, nachdem er seine Inauguralschrift: de hernia inguinali congenita, interne incarcerata, cum hydrocele complicata, 44 S. 8. mit 2 Kupf. vertheidigt hatte.

Am 20sten März ward dieselbe Würde Herrn P. Campfens ertheilt, nachdem er: de Herpete, 24 S. 4. disputirt hatte.

Am 29sten März erhielt dieselbe Würde Herr G. F. Godelmann, der 1 Bogen Theses medicales inaugurales drucken ließ.

Am 2ten Jul. gab Herr E. B. Knogh Theses med. inaugurales heraus, worauf ihm die medicinische und chirurgische Doktorwürde ertheilt ward.

Am 5ten Jul. erhielt dieselbe Würde Herr J. G. Münch, nachdem er: de fractura femoris complicata et

prae-

praecipue de utili ad deligationem ejusdem instrumento, 32 S. mit 1 Kupf. disputirt hatte.

Am 23sten August promovirte Herr A. Lemzow als Doktor der Arzneygelahrheit. Seine Inauguralschrift handelt: de Trismo Neonatorum, 20 S. 5.

Am 30sten September erhielt Herr J. F. M. Herbell, Sekretär zu Franecker, abwesend die höchste Würde in der Jurisprudenz, und ließ Theses jurid. inaugurales, 1 Bog. 4. drucken.

Bey Gelegenheit der Jubelfeyer der Universität Wittenberg, erschien vom Herrn Dr. und Professor Krummacher: Responsio ad literas Acad. Viteberg. solemnia saecularia tertia, die XVIII. Oct. celebraturae. 9 S. Fol.

Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

1805.

Die botanische Gesellschaft zu Regensburg giebt, auf Veranlassung Sr. Ch. G. des Herrn Kur-Erzkanzlers, folgende Preisaufgaben auf:

1) Die Pflanzenfamilie der Orchideen (Plantae Orchideae), gehört wegen ihrer Eigenthümlichkeit im Blüthenbaue, zu den merkwürdigsten Gewächsen. Es fragt sich: a) Sind die Wurzeln der Orchisarten als Nahrungs- und Arzneymittel dienlich, und ihr Anbau zu empfehlen? b) Wie wird derselbe, im bejahenden Falle, am zweckmäßigsten zu veranstalten seyn?

Die Abhandlungen über diesen Gegenstand sind gegen Ende des Jahrs 1804 in lateinischer, französischer oder deutscher Sprache an den Dr. Koblhaas, als Präses der Gesellschaft, unter Beobachtung der gewöhnlichen Rücksichten, einzusenden. Der Preis besteht in 25 Dukaten, und wird derselbe bis Ostern 1805 der besten Abhandlung ertheilt werden

2. Für

2. Für das laufende Jahr ist folgende Frage bestimmt:

Was sind Varietäten im Pflanzenreiche, und wie sind sie mit Zuverlässigkeit zu erkennen?

Die Beantwortungen werden bis zu Ostern 1804 erwartet. Der Preis ist 20 Dukaten.

Korrespondenz.

Aus einem Briefe aus Braunschweig vom 18ten April 1803.

Ich übersende Ihnen beyliegend eine exotische Neuigkeit, ein Probestück von unsers Lichtenstein's Arbeit über die persischen Denkmäler, welches zwar nicht eigentlich die Keilschrift ist; aber doch andere damit nahe verwandte, neuere, sogenannte sassanidische Inschriften betrifft. Nach des ebenerwähnten, scharfsinnigen Forschers Meinung, ist nämlich das sogenannte Zend bloß eine Art von syrischen oder west-aramäischen Dialekt, dessen sich die persischen Könige in ihren öffentlichen Inschriften, und die persischen Schriftsteller bis zu Manes Zeiten, als Volkssprache bedient haben; das Pehlwi dagegen ist eine Art Arabisch, das die Hofsprache der alten Könige und Helden war. Eben diese beyden Sprachen finden sich abwärts mit einigen Abweichungen noch in dem, von Anquetil du Perron nach Europa gebrachten Zend-Avesta. Wenn gleich dieß merkwürdige Werk schwerlich in seiner jetzigen Gestalt vom Zoroaster geschrieben seyn möchte; so mag doch ein Theil desselben wohl immerhin die Liturgie der Feuer-Anbeter zu den Zeiten der Sassaniden ausgemacht haben. Die französisch geschriebenen Worte, welche Anquetil als Zend und Pehlwi anführt, sind höchst wahrscheinlich, so wie sie da zu stehen scheinen, die Volkssprache gewesen; demnach ist die (einem Kenner der semitischen Dialekte sehr einleuchtende) syrische und arabische Grundlage derselben nicht zu verkennen. Bekanntlich gleicht die Aussprache bey dem Lesen des Korans, nach den Vorschriften der Sprachlehre, dem Arabischen sehr wenig, das noch jetzt im gemeinen Leben ziemlich so in Arabien selbst ausgesprochen wird, als es zu Muhammeds Zeiten der Fall ge-

gewesen seyn mag. So sehr sich Anquetils mit französischen Buchstaben aufgezeichneter Jargon der indischen Dessturs vom Syrischen und Arabischen entfernte: so würde doch ein Ouseley, Silvester de Sacy und Wilson, die Originalhandschriften des Zend-Avesta, in sofern Zend darin ist, in die syrische Alphabetschrift, mit eben so leichter Mühe übertragen können, als die heiligen Bücher der Sabäer oder sogenannten Johannisschüler; und noch leichter würde es einem erfahrnen Kenner der morgenländischen Literatur werden, das Pehlwi in arabische Schrift zu bringen.

Aufwärts schließt sich die sassanidische Zendschrift an die Keilschrift der Niebuhrschen Inskriptionen A. B. G. H. J. (Reisebeschreibung Band II. Taf. 24. S. 31) in welchen eine dem Syrischen nahe kommende aramäische Mundart herrscht; und das sassanidische Pehlwi an die Niebuhrsche Inschrift D. F. V., die auf eine solche Art des jetzigen Persischen sich schon in etwas näherndem Arabischen enthalten. Die Niebuhrschen Inschriften C. E. L. sind ost-aramäisch oder babylonisch. In allen diesen dreyen, ja vielleicht noch in mehrern Dialekten, scheint es Keilschriften auf Backsteinen und Cylindern zu geben. Millin's Denkmahl ist gewiß ost-aramäisch, und leichter zu entziffern, als alle andre ähnliche Alterthümer. Auf alabasternen Vas. des Grafen Caylus (Recueil Vol. V. pl. XXX.) kommen alle drey persepolitanischen Dialekte vor, und zwar, was wohl zu merken ist, gerade alle die Charaktere, welche in der obersten Reihe der persepolitanischen Inschriften zu äußerst rechts stehen; woraus zu folgen scheint, daß die Keilschrifte von der rechten zur linken zu lesen sey.

Dieses, und noch viele andre verwandte Materien, wird mit Gegenstand eines Werks seyn, mit dessen Ausarbeitung sich Lichtenstein jetzt beschäfftigt, und an welchem bereits gedruckt wird. Der erhabene Beförderer der Gelehrsamkeit, Braunschweigs Regent, giebt die Kosten dazu her. Gewiß freuen Sie sich mit mir auf die Entdeckungen, zu welchen jene Untersuchungen führen können, u. s. w.

Ver-

Vermiſchte Nachrichten und Bemerkungen.

Die Regierung der italiäniſchen Republik, hat durch den Aſtronomen Oriani den Herrn Obriſten Baron von Zach zu Seeberg bey Gotha erſuchen laſſen, ihr einen deutſchen Himmelskundigen, zum erſten Aſtronomen und Direktor der Sternwarte zu Bologna, in Vorſchlag zu bringen. Der Gehalt wird ſich nach dem höhern oder geringern Rufe, der mehrern oder mindern Geſchicklichkeit des anzuſtellenden Subjekts beſtimmen; in keinem Falle aber unter 200 Louisd'or und freye Wohnung betragen. Ueberdieß giebt die Regierung die erforderlichen Gelder zur Reparirung der vorhandenen und Anſchaffung neuer Inſtrumente her. — Urſprünglich war der ehrenvolle Ruf zu dieſer wichtigen Stelle an den berühmten Aſtronomen, Prof. Piazzi zu Palermo, den Entdecker der Ceres, ergangen: der ihn aber aus Vorliebe für die Sternwarte zu Palermo, deren Stifter er iſt, und aus Dankbarkeit gegen den König von Neapel, der ſein großer Gönner iſt, ablehnte.

Es iſt zu vermuthen, daß der Freyherr von Zach den verdienten Aſtronomen, Herrn Dr. C. F. Gauß in Braunſchweig, zu jener Stelle in Vorſchlag bringen werde.

Verbeſſerungen.

Im LXXVI. Bd. 2. St. S. 488. Z. 7. ſt. calcus l. calcul
— LXXVII. — 1. — — 81. — 5. von unten ſt Unumſtoß-lichkeit l. Unumſtößlichkeit
— — — — — — 91. — 21. ſt. allen l. allein
— — — — — — 95. — 19. von unten ſt. demſelben l. deſſelben.

Neue Allgemeine

Deutsche Bibliothek.

Sieben und siebenzigsten Bandes Zweytes Stück.

Siebentes Heft.

Botanik, Gartenkunst und Forstwissenschaft.

Abbildungen der Tänge. — Herausgegeben von Eug. Joh. Christoph Esper, Dr. und außerord. Prof. zu Erlangen. — Fünftes Heft, oder des zweyten Theils erstes Heft. Mit 24 illuminirten Kupfertafeln. Nürnberg, bey Raspe. 1802. gr. 4. Bog. A—G. 5 Rl.

Genauere Bestimmung des Fuc. membranifolius, tomentosus, mammillaris, insonderheit des esculentus und mehrerer zweifelhaften Tangen, gründliche Berichtigung mancher Mißverständnisse, auch ein nicht unbeträchtlicher Beytrag von neuen Arten. F. pootkanus, flocculosus, beyde aus dem Nootkasunde, fulvescens, wahrscheinlich aus dem Asiatischen, Oederi, aus dem Norwegischen Meere. Von äusserst sonderbarer Bauart ist der F. flexuosus, aus Australien: caule rigido, compresso, anastomosanti, flexuoso, aculeato, ramis aculeatis, ramulis aut foliis rudimenti formibus. Er hat fast das Ansehen eines seiner übrigen Theile beraubten Stammes, einer Gorgonie, oder eines Antipathes. Allein er wird im Wasser erweicht, schwillt auch auf, bleibt jedoch undurchsichtig. Wie nahe auf der entgegen gesetzten Seite die Tange mit den Conserven verwandt sind, zeigt unter andern F. diffusus. Hier vereinigt

aus sich der gegliederte Bau der Letzteren mit dem Knotenbau jenen. Eröfnet nun jenen. Giebt es solche Stängulnien und solchen beyden Gattungen: so dürften die wesentlichen Merkmale des Unterschiedes nur aus dem innern Bau herzuleiten seyn. Ueberhaupt ließen sich aus der genaueren anatomischen Untersuchung dieser einfacher, als die vollkommeneren Pflanzen des festen Laubes, grössere Gesichtspunkte wichtige Aufschlüsse für die Physiologie des Gewächsreiches erwarten. Merkwürdig sind die warzenartigen Auswüchse, womit beyde Flächen des Blattes des F. Radula besetzt sind. Das hier abgebildete Exemplar desselben ist augenscheinlich mangelhaft. Von mehreren Tangen fehlen uns bisher die Fruchtbehältnisse, welche bey übrigens zu sehr zusammenfließenden Merkmalen einiger Arten am sichersten entscheiden würden. Die ähnliche Organe bey dem F. jubatus entdeckt sind, möchten wir diesen doch mit Gmelin und Woodward nur für eine Abänderung des F. ciliatus halten. Hingegen scheint doch der F. Glandula durch den ganz eigenthümlichen Bau, durch das Daseyn des Stammes, durch die breitere Ausdehnung des Blattes, auch durch die Farbe und Dicke desselben, von F. Lactuca sowohl, als von F. edulis wesentlich verschieden zu seyn.

Sk.

Handbuch der pharmaceutischen Botanik. *Siebenter und achter Heft.* Mit illuminirten Foliokupf. Nürnberg, bey Stein. 1802. Jedes St. 8 Gr.

Das siebente Heft enthält den 20—22 Textbogen und die Kupferplatten 37—40, in und auf welchen mehrere Pflanzen der zehenten, eilften und zwölften Linnéischen Klasse beschrieben und abgebildet sind. Die Physoleen sowohl als Lythrum Salicaria hätten wohl eine bessere Abbildung verdient; auch die Staubfäden wird man mit Mühe erkennen. Das achte Heft hält den 23—25sten Textbogen und die Platten 43—48, in und auf welchen nebst noch einigen Pflanzen der zwölften, die Gewächse der dreyzehnten Klasse beschrieben und abgebildet sind. Wir errathen nicht, warum der Verfasser bey Rubus idaeus nicht den gewöhnlichsten deutschen Namen, Himbeeren, vorgesetzt, noch weiter er den

Jahr Mannn Haldbeeren entstehet hat, wenn das nicht ein Druckfehler ist, von welchen diese Bogen mehrere aufzuweisen haben.

Dk.

Botanisches Taschenbuch für die Anfänger dieser Wissenschaft und der Apothekerkunst, auf das Jahr 1802. Herausgegeben von D. David Heinrich Hoppe. Regensburg, bey Montag. 15 Bogen 8. 20 K.

Der Herausgeber führt fort, durch dieß Taschenbuch bey Anfängern die Lust und Liebe zur Pflanzenkunde zu befördern, und insonderheit angehende Apotheker zum Eifer für dieses ihnen so nöthige und heilsame Studium zu ermuntern, indem er theils die von ihnen ihm zugeschickten kleinen Bemerkungen hier abdrucken läßt, und mit Nachsicht beurtheilt, theils ihnen die Pflanzenkenntniß auf mancherley Art, besonders durch seine und seiner Mitarbeiter genauere Beschreibung schwieriger und seltener Arten, durch Angabe ihres Wohnorts, ꝛc. so viel als möglich zu erleichtern sucht. Als bekannt dürfen wir indeß auch voraussetzen, daß dieses sein Taschenbuch schon seit mehreren Jahren manche, selbst dem größern Botaniker schätzbare Aufsätze, Bemerkungen und Nachrichten enthalte; wir erinnern also nur, daß das auch diesesmal der Fall ist. So finden wir darin wieder nicht unwichtige Beyträge zur Bayreuther- und zur Bayerischen, insonderheit aber zu Hrn. Prof. Hoffmanns Deutscher Landes Flora. Es müssen, wie hier Hr. Dr. Hoppe zeigt, nämlich zweifelhafte deutsche Bürger darin künftig aufgenommen und bemerkt werden: Utricularia intermedia, Pedicularis sceptrum carolinum, Valeriana elongata, Eriophorum triquetrum, Phalaris alpina, Phleum Gerardi, Poa laxa, Festuca pumila, Myosotis nana, Anthoxanthum septentrionale, Evonymus verrucosus; Gentiana campanulata, Deyeuxia intermedia, Juncus spadiceus, glaucus, spicatus, Saxifraga Cotyledon, Silene Pumilio, Sedum Cepaea, Asperula multicaulis, Rosa rubrifolia, Potentilla nitida, Papaver alpinum, Anemone nifo-

lis, Thalictrum angustifolium und Ranunculus Seguieri, pyrenaeus, parnassi et ruraefolius. Fa. 31.

Der Behauptung des Herausgebers: „daß, wenn unter der Linnéischen Trivial-Benennung einer Pflanzenart „mehrere Abarten begriffen sind, die nach neuern Beobachtungen als eigene Arten angenommen werden, alsdann der „alte Trivialname kassirt, und jede der neuen Arten auch mit „einem neuen Namen belegt werden müsse," pflichtet Recensent in so fern bey, als im angegebenen Falle der ehemalige Trivialname nun nicht mehr passend seyn möchte, wie z. B. polystachion bey Eriophorum, dioica bey Carex, polymorpha bey Medicago, etc. Die Frage: „ob es rathsam „sey, die in den Apotheken seit langer Zeit gebräuchlichen „Pflanzennamen zu ändern, und mit andern, z. B. mit „Linnéischen zu vertauschen, wird mit Nein beantwortet: „1) weil Linné selbst Namen mehrmals verändert habe, 2) „weil neuere Botaniker noch viel mehr ändern, und folglich „Apotheker an ihren Büchsen unzählige Veränderungen machen müßten, wenn sie die in jedem Zehnter gebräuchlichen „Namen annehmen wollten." Hier hätte der Verf. tiefer eindringen können und müssen. Wie? würde denn wohl eine solche Veränderung sogleich allgemein beliebt und angenommen werden? Und gesetzt, dieß wäre möglich: müßten nicht schon, um der alten Aerzte willen, die alten gebräuchlichen Namen dennoch immer beybehalten werden? Wehe dem Apotheker und seinen Gehülfen, Wehe insonderheit dem Kranken, wenn das nicht geschähe! Verwirrung, wie beym Thurmbau zu Babel, wäre dann unvermeidlich. Und was würde aus der Botanik werden, wenn man sich nicht mehr der allgemein angenommenen Pflanzennamen bedienen; sondern diese ohne Noth, frisch weg, ändern und wieder verändern wollte? Möchte doch der Herausgeber, dem das Wohl dieser Wissenschaft so sehr am Herzen liegt, hiemit Mehrere aufmerksam machen, indem die eitle Neigung, das Alte neu zu benennen, und der thörichte Dünkel, es schon dadurch besser gemacht zu haben, in der Pflanzenkunde immer weiter um sich greift. — Das hier mitgetheilte Bruchstück von dem „Examen eines Apothekers in Rücksicht auf Botanik" soll wohl und kann auch nicht zum Muster dienen. Gesetzt die erste und zweyte Frage des Hrn. Examinators: „Wie heißt die 10te Linnéische Klasse? und wie heißen die

Ord-

Verbindungen derselben?" — sind doch mindestens überflüssig und pedantisch. — Noch müssen wir der schönen Bemerkungen „über die salzburgischen Alpen, für botanische reisende Beobachter" rühmlichst erwähnen. Sie sind von dem bekannten Herrn von Braune. Eben derselbe giebt uns hier auch ein „Verzeichniß der Salzburgischen Alpen-Pflanzen," und kündiget eine allgemeine Alpen-Flora an, deren baldigen Herausgabe wir mit Verlangen entgegen sehen.

Ob.

Allgemeine Weltgeschichte und alte Geschichte.

Kleine Weltgeschichte zum Unterricht und zur Unterhaltung, von J. G. A. Gallett, Professor zu Gotha. Zehnter Theil. Gotha, bey Ettinger. 1802. 427 Seiten 8. 1 Rt. 8 Gr.

Ein von uns bereits so oft beschriebenes Werk bedarf in seinen Fortsetzungen keiner umständlichen Anzeige. Wenn man weiß, daß Hr. G. in diesem Theile die Geschichte der Reformation, ingleichen die spanische, englische, französische und niederländische Geschichte der zweyten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts erzählt hat: so erwartet man schon treue und fließend abgefaßte Nachrichten, mit richtigen, wenn gleich nicht sehr scharfsinnigen oder neuen Bemerkungen, begleitet. Seiten findet sich noch Platz zu Berichtigungen; wie wenn S. 11 Luther, der nur Mönch und Professor war, Pfarrer genannt wird; oder wenn (S. 16) Miltitzens Sendung nach Sachsen zur Hauptabsicht haben sollte, Tezeln zur Verantwortung zu ziehen; ingleichen, wenn (S. 91) gemuthmaaßet wird, Karl V. möchte wohl darum, nach Mortens Ueberfall, dem gefangenen Johann Friedrich von Sachsen aus eigenem Antriebe seine Freyheit geschenkt haben, weil er darauf gerechnet habe, daß dieser, in sein Land zurückgekehrt, seinem Retter das vergelten würde, was er an ihm gethan hatte: eine Erwartung, zu der in J. Fr. Lage nicht der geringste Grund vorhanden war. Ein bloßer Schreibfehler ist es

es wohl, daß Thomas Cranmer S. 121 ein ehemaliger Jesuit zu Cambridge genannt wird! St Dionys S. 370, muß St. Denys heißen, und Adelgonde S. 246, vielmehr Aldegonde. Auch sollten Kalvinisten oder Reformirte nicht S. 292 flg. schlechtweg synonymisch gebraucht werden.

Kz.

Dr. Goldsmiths Geschichte der Römer, von Erbauung der Stadt Rom, bis auf den Untergang des abendländischen Kaiserthums. Aus dem Englischen nach der sechsten Ausgabe neu übersetzt, und mit einer Geschichte des oströmischen Kaiserthums ergänzt von Ludwig Theobul Kosegarten, Doktor der Theologie und Philosophie, und Pastor zu Altenkirchen auf Witrow. Vierter Band. Leipzig, in der Weidmannischen Buchhandlung. 1803. 386 Seiten gr. 8. 1 Rt. 8 Gr.

Auch unter dem Titel:

L. Th. Kosegartens Geschichte des oströmischen Kaiserthums. Zweyter Band. Von der endlichen Theilung des Reichs, bis zum gänzlichen Untergange des abendländischen Kaiserthums.

Erst nach sieben Jahren läßt Hr. K. diesen zweyten Band seiner Geschichte auf den ersten folgen, und ohne Zweifel sollte er in diesem Zwischenraume zu einer Reife gelangen, welche die schnell auf einander erscheinenden Fortsetzungen selten erreichen. Auch muß man gestehen, daß der Verf. neben der Richtigkeit der Erzählung, und einer tief eindringenden Entwickelung von Charakteren, Triebfedern und Verbindung der Begebenheiten, besonders auf die Ausbildung der Schreibart eine ungemeine Sorgfalt gewandt hat. Aber eben so wahr ist es, daß er über dem Bestreben zu gefallen, zu glänzen und zu unterhalten, sehr oft in den Ton des Redners, und sogar des Dichters, gefallen ist. Die Söhne des ältern Theodosius sind ihm bepurpurte Schwächlinge; dem einen fiel

der bedrohte Osten zu, dem jüngern die gährende Zeit des Abends. (S. 3, 4.) Einem Waldstrohm ähnlich, bricht der Schwarm der Barbaren in das wehrlose Hellas ein, und die goldnen Saaten des fruchtbaren Landes werden zertreten. (S. 23.) Das Zünglein des Siegs neigt sich auf der Gothen Seite. (S. 35.) Zu Ravenna hatte das ewigkreisende Rad des Glücks, das da, wo kein kräftiger Arm in seine Speichen greift, nur desto launischer rollt, schon wieder die Obersten erniedrigt, und die Untersten erhöht. (S. 70.) (Vermuthlich waren sie also an das Glücksrad gebunden, und das hätte sich in einem beygefügten Gemälde oder Kupferstiche sehr übel präsentiren!) Kaum hatte das Verhängniß durch Alarich seine Entwürfe ausgeführt, als es das Werkzeug derselben zerbrach. (S. 98.) Von der wolkenhohen Calpe nach dem Scheitel schauete Malla nach dem gegenüber liegenden Welttheils hochbegabten Gestaden hinüber, (S. 98.) u. dgl. m. Da Hr. K. die Gabe einer reichen Darstellung und ungenommen Erzählung hinlänglich besitzt: wozu war es nöthig, noch so vielen fremden Schmuck zu entlehnen?

Wie weit die Geschichte in diesem Bande fortlaufe, zeigt der Titel; denn unter mehr denn hundertjährigen Wehen war von der kreisenden Zeit die neue Ordnung der Dinge zur Welt geboren. (S. 341.) Um doch auch was Ganzes in seiner Art den Lesern daraus vorzulegen, wählen wir die Schilderung des jüngern Theodosius. Er war, schreibt der Verfasser (S. 178.), nicht ohne mancherley Fähigkeit geboren, weniger noch ohne Anlage zum Sittlichguten. Er war gutmüthig, durch die Gunst der Natur weichherzig, mitleidig, freygebig, leutselig, offen. Stärkern Leidenschaften kaum empfänglich, ist er weder der Wollust unterworfen gewesen, noch dem Zorne, und keine Ausbruch einiger schnöden Begierlichkeit hat jemals die jungfräuliche Unschuld seines Lebens beschmitzt. Dagegen aber mangelte ihm jene Kraft des Geistes, welche einer höhern Anstrengung sich freuet; der edle Drang zu einer mögl[illegible] ausgebreiteten Thätigkeit, die Nacheiferung der großen Väter, der begeisternde Sporn einer löblichen Ruhmbegierde, so geschah es denn, daß Th. zwar Alles lernte, was von geschicktern Meistern nur immer zu lernen ist; die Lei-

Leibesübungen, die Wissenschaften, manche Kunstfertigkeit. Es geschah, daß keiner im Reiche besser ritt noch schaft geschickter schrieb noch zeichnete, gründlicher die Sterne kannte und die Pflanzen, als der Kaiser. Allein es geschah zugleich, daß dieser Kaiser im ganzen Reiche der schlechteste Soldat war, und der nachlässigste Geschäftsmann. Zweyerley Art des Unterrichts hatte Pulcheria sich selbst vorbehalten: den einen in der Religion, den andern in der Kunst zu regieren. Jener gelang ihr in der Maaße, daß es nicht an ihrem Zögling lag, wenn er den Heiligen, die er im Leben so andächtig verehrte, im Tode nicht beygesellt wurde. Th. fastete und kasteyete sich. Er stand des Nachts auf, und betete. Er wußte die heil. Schrift auswendig, und war eingeweiht in alle Spekulationen der Dogmatik. — — Auch ist es eher seinem eigenen geraden Urtheil und richtigem Gefühl, als den Unterweisungen seiner Lehrer in Rechnung zu bringen, wenn er, der rechtgläubigste Fürst seiner Zeit, in so unduldsamen Zeiten gleichwohl gegen die Ketzer sich nur die allergelindeste Behandlung erlaubte, dafürhaltend, daß die Andersdenkenden zu verfolgen, zwar der bequemere Weg sey; der vernünftlichere aber, sie zu belehren. Zum Regenten hatte weder die Natur ihm die äußere Gestalt versagt, noch Pulcheria seinen Anstand zu bilden vergessen. — Die wesentlichern Regenteneigenschaften ihm zu geben, vermochte entweder seine Erzieherinn nicht, oder deuchte ihr nicht rathsam. Lebenslang beruhigte sich Th. was die Verwaltung der Geschäffte anlangt, bey dem Fleiß und Geschick seiner Schwester, und seiner oft sorglos genug gewählten Vertrauten. — Den Krieg verabscheute er, nicht sowohl, weil er das Unglück der Völker macht, als weil er ihn aus seiner weichlichen Ruhe aufstörte. — So ergiebt sich dann, daß dieser zwar liebenswürdige Theodosius, welcher den allermusterhaftesten Bischoff würde abgegeben haben, auch nicht einmal unter die unschädlichen Fürsten gezählt werden dürfe." Gelungen ist nun wohl dieser Abriß im Ganzen; einige Züge möchten vielleicht etwas überladen seyn, und überhaupt würde es wohl mancher Leser gern sehen, wenn der Verf., der sonst als Künstler erscheint, bey den bedeutendsten Stellen die ungekünsteltern Aussagen der alten Geschichtschreiber aufgestellt hätte.

Kr.

Mitt-

Mittlere und neuere, politische und Kirchengeschichte.

Johann Christoph Krause, vormals Professor zu Halle, Geschichte der wichtigsten Begebenheiten des heutigen Europa. Ein Handbuch für Schulmänner, Erzieher, Studierende, und andere Liebhaber der Geschichte aus allen Ständen. Fortgesetzt von Julius August Remer, Hofrath und Professor zu Helmstädt. Sechster Band, welcher die Geschichte der Reformation, und die damit verbundenen Begebenheiten in Deutschland, Ungarn, der drey nordischen Reiche, und England, von 1517, bis zum Religionsfrieden in Deutschland 1555 enthält. Halle, bey Hemmerde. 1802. 537 Seiten gr. 8. 1 Rl. 12 Gr.

Auch unter dem Titel:

Geschichte des heutigen Europa in den neuesten Zeiten. Ein Handbuch, u. s. w. Von J. A. Remer. Zweiter Band.

Es ist nicht bloß ein in ähnlichen Fällen gewöhnlicher Recensentenkniff, wenn wir sagen, daß das Werk des seel. Kr. durch Hrn. R. Fortsetzung viel gewonnen habe. Jenes Werk, obgleich meistentheils aus guten Quellen geschöpft, obgleich voll gründlicher und lehrreicher Erörterungen, ist doch im Grunde nur eine fleißige, etwas eilfertig zu Stande gebrachte Sammlung, der es oft an Wahl, Ebenmaaß und Komposition, nicht selten auch an Genauigkeit fehlt. Die Lage des Verf. mochte seine Entschuldigung aus; es war immer für ihn sehr rühmlich, so viel geleistet zu haben. In gegenwärtiger Fortsetzung ist eine festere Beurtheilung und Methode sichtbar; die Erzählung ist zusammenhängender und fließender, die Schreibart größtentheils edler.

welche die Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts beschreibe, macht hier das achte Kapitel den Anfang; und ist überschrieben: Geschichte der lutherischen und kalvinischen Kirchenverbesserung. Kalvinisch ist aber nicht das rechte Beywort. Denn Zwingli ist nicht nur der Stifter dieser Reformation; sondern es haben auch die in seinem Lehrbegriffe vom Kalvin getroffenen Veränderungen keinen so allgemeinen Beyfall in der reformirten Kirche gefunden, daß Zw. Name dadurch verwischt worden wäre. Zuerst wird der Werth der Reformation gegen Schmidts affektirten Tadel kurz vertheidigt. Sodann wird gezeigt, wie ausgeartet die Religion um den Anfang des 16ten Jahrhunderts gewesen sey; aber auch, welche Gefahren damals die Hierarchie bedroht haben: die durch die Buchdruckerkunst entstandene Publicität und Verbreitung neuer Meinungen; die Wiederherstellung der Wissenschaften, besonders der biblischen Sprachkunde und Exegetik; der immer freyer sich äußernde Abscheu vor den häßlichen Sitten des Klerus; die nähere Verbindung der Nationen unter einander, und selbst das Betragen der Päpste bey politischen Angelegenheiten. Die Sicherheit der Päbste mitten unter dieser beunruhigenden Stellung ist auch nicht unbemerkt geblieben. Die Entwickelung der Lehre vom Ablaß macht den Uebergang zur Geschichte der Reformation Luthers. Diese ist, wie man erwarten kann, gründig und unparteyisch beschrieben. Luthers Fehler werden eben so wenig verdeckt, als die Größe seines Geistes, seiner Unternehmung, und die Wahl der treffendsten Mittel, welche den eigenen Gang des Reformators bezeichnen. Nicht neue Hypothesen, kühne Vermuthungen, und willkührliche Entwürfe von einem politischen oder religiösen Plan; wohl aber feine, aus dem Innern der Geschichte selbst gezogene Bemerkungen, unterhalten den Leser auf eine würdige Art. So z. B. Seit. 73: „Luther hatte durch seine populären „Schriften die Religionsverbesserung zur Volkssache gemacht, „und sie mußte es seyn. Denn sie betraf nicht die Behebung oder Verbesserung einiger subtilen theoretischen Fragen, „die auf die Besserung des Herzens und die wahre Gottseeligkeit, das Einzige, was dem Volke Noth thut, keinen „Einfluß haben; sondern die Behebung oder Abschaffung einer Religion, die durch die Mittel, welche sie dem reuigen Sünder anbot, sein verletztes Gewissen zu beruhigen, ihn von dem Wege der Besserung ableitete, und ihm ein

ein leichtes Mittel zeigte, jedes Verbrechen zu begehen, und jede lasterhafte Neigung beyzubehalten, ohne sich darüber ferner zu beunruhigen, sobald er sich mit der Kirche abgefunden hatte. — — Er gieng zu ungestüm zu Werke, sagt man; mit mehrerer Behutsamkeit wäre man zwar langsamer; aber doch gewiß zum Ziele gekommen, und hätte nicht nöthig gehabt, dem Volke Lehren vorzutragen, die es verwirrten, weil es sie nicht richtig begriff. Die Antwort ist kurz; Luther war in der Art und Weise, wie er sich benahm, ungestüm und tadelhaft heftig; aber man kann ihm keine Uebereilung in Bekanntmachung seiner Lehre Schuld geben; oder, wenn man ihm ja diesen Vorwurf machen wollte: so müßte es in der Hinsicht geschehen, daß er von dem alten Gebäude zu viel stehen ließ, um es völlig unthätig und zweckmäßig zu machen, nicht, daß er zu viel einriß. — — Auch kann man ihm nicht vorwerfen, daß er irgend seine Sache durch den Arm des Volkes zu Stande gebracht hätte." Von dem katholischen Bündnisse, das Otto von Pack entdeckte, und das so zuversichtlich abgeläugnet wurde, ertheilt Hr. R. S. 129: „Das Ganze sey vielleicht nur Vorschlag, ein Projekt gewesen, das der Unmöglichkeit seiner Ausführung wegen, oder aus andern Gründen nicht angenommen; aber des Aufbewahrens werth geachtet war." Er hätte sich aber nur gleich auf die Vorstellung berufen sollen, welche Sleidan davon macht; sie kommt der seinigen nahe, und vereinigt die Widersprüche beyder Parteyen. Mit dem Augsburger Reichstage vom Jahr 1550 bricht der Verf. diese Reformationsgeschichte ab, um noch die Schweizerische, bis auf Zwingli's Tod, beyzufügen. Wenn er Seite 152 urtheilt: „Zwingli, der in mehreren Stücken mit mehrerer Festigkeit verfuhr, als Luther, verwarf schon in dieser Versammlung (im Jahr 1523) die Entscheidung streitiger Religionspunkte durch ein Concilium": so hat er hier Hottingern zu viel getrauet. Denn erstlich war die Festigkeit des deutschen Reformators gewiß nicht geringer, als die des schweizerischen; nur daß dieser mit seinem System eher fertig wurde, als jener. Sodann aber hat ja Luther zwey Jahre früher als Zwingli, schon auf dem Wormser Reichstage, im Jahr 1521, das Ansehen der Concilien in Glaubenssachen ungeschränkt, und die Entscheidungen des Costnitzer, also gar eines Oekumenischen, gänzlich verworfen.

Jetzt

Jetzt folgt im neunten Kapitel (S. 168 flg.) die Geschichte von Ungarn, Böhmen, und der ungarisch-türkischen Kriege. Es könnte freylich für die Uebersicht des Ganzen vortheilhafter scheinen, wenn die deutsche Reformationsgeschichte hier nicht unterbrochen, sondern gleich bis zum Religionsfrieden fortgeführt worden wäre. Auf der andern Seite aber mag Hr. R. wohl, indem er die politischen Begebenheiten der höhern Zeiten des sechszehnten Jahrhunderts der großen kirchlichen Revolution gegenüber stellte, die Absicht gehabt haben, den Einfluß von jenen auf diese desto bemerklicher zu machen. Die ungarisch-böhmische Geschichte dieser Zeiten ist sehr wohl beschrieben. Der Verf. nimmt die bey Gelegenheit, (S. 181.) anzumerken, wie weit nützlicher es für Ungarn gewesen wäre, einen einheimischen klugen und tapfern Großen auf dem Throne zu haben, als sich das nachbarten Fürsten zu unterwerfen, die es stets als eine Provinz behandelt hätten. Diese Geschichte endiget sich mit dem Tode des K. Johann im Jahr 1540, und Karls V. Feldzuge im J. 1535 gegen Tunis.

Ausführlich ist darauf im zehnten Kapitel (S. 200 bis 291.) die Geschichte von Dänemark, Norwegen und Schweden, seit der Erhebung des Hauses Holstein auf den dänischen Thron, bis auf die Regierungen von Christian den Vierten und Gustav Adolph, (so steht es wenigstens in der Ueberschrift dieses Kapitels; aber in der That erstreckt es sich nur bis auf Christian III. und Gustav I.) beschrieben. Es ist auch damit die Reformationsgeschichte der drey nordischen Reiche beschrieben worden. Die erzwungenen Apologieen neuerer Schriftsteller für Christian II. findet man hier nicht.

Unter der Aufschrift: Fortsetzung der Geschichte der Eifersucht zwischen Karln V. und Franz I. ist im eilften Kapitel (S. 292—352.) nicht allein die Geschichte der Kriege zwischen diesen beyden Fürsten; sondern auch viel von ihren Regierungs- und Familienangelegenheiten, erzählt worden. Es hätte also lieber gleich der Titel: Spanische und französische Geschichte, gewählt, und diese noch zu mehrerer Vollständigkeit erhoben werden sollen.

Im zwölften Kapitel ist die Geschichte der innern Regierung des K. Heinrichs VIII. von England enthal-

ten.

[illegible] (Kap. 355—381.) Damit ist wiederum die Reformationsgeschichte dieses Reichs verbunden; — wiefern man es nämlich eigentliche Reformation nennen darf, daß Heinrich sich zum Papste der englischen Kirche erhob.

Nun kömmt der Verf. wieder auf die Geschichte der deutschen Reformation zurück, von dem Augsb. Reichstage 1530, bis zum Religionsfrieden 1555. (Kap. 13. S. 384 bis zum Ende dieses Bandes.) In dieser Geschichte überhaupt ist zwar Hr. R. hauptsächlich Planken gefolgt; man erkennt jedoch zugleich den mit den Quellen vertrauten Mann, der überall selbst zu urtheilen versteht.

Wu.

Geschichte der christlichen Religion, ihrer Entstehung, Verfälschung und Wiederherstellung, von M. Ch. Fr. Duttenhofer, Senior des evangel. Minister. zu Heilbronn. Vierter Band. Rothenburg und Heilbronn, bey Claß. 1802. 668 Seiten 8. 1 Rl. 12 gr.

Der Verfasser hat sehr wohl gethan, daß er den nicht ganz passenden Titel: Geschichte der Religionsschwärmereyen, der zu einer einseitigen und eben deßwegen unrichtigen Ansicht Veranlassung gab, in den gegenwärtigen umgewandelt hat; den aber Rec. durch Geschichte der Entstehung und der Veränderungen des Christenthums noch kürzer und treffender gefaßt haben würde. Es findet sich hier nämlich Manches, was eigentlich nicht zur Geschichte der Religion, sondern vielmehr der religiösen Gesellschaft oder Kirche gehört, wie z. B. die Geschichte der Hierarchie, u. s. w. und wohl mit dem Namen des Christenthums, aber nicht der christlichen Religion umfaßt werden kann. Jener Titel: Geschichte der Religionsschwärmereyen, war allerdings unbestimmt und anstößig; denn auf der einen Seite blieb er zu allgemein, in sofern die Schwärmereyen aller Religionen darunter begriffen werden konnten, und auf der anderen Seite zu eng, in sofern es schien, als wenn der Verf. das ganze Christenthum als Religionsschwärmerey betrachten wollte. Nun leidet freylich das Christenthum in sei-

seinem Fortgange eine doppelte Ansicht. Es kann auf der einen Seite als ein moralisch-religiöses Institut betrachtet werden, welches dasselbe seinem Ursprunge nach seyn sollte, und auch stets mehr oder minder geblieben ist. Allein es ist auf der anderen Seite auch verfälscht worden, und hat eben dadurch seinen Zweck mehr oder minder verfehlt. An dieser Verfälschung sind vorzüglich der Aberglaube und die Religionsschwärmerey Schuld. Also giebt es auch eine Geschichte des Religionsschwärmerey im Christenthum, welche allerdings besonders behandelt werden kann. In sofern es aber schwer ist, genau zu bestimmen, was man dahin rechnen soll, und die Absonderung dieses Theils mit der Gefahr eines einseitigen und ungerechten Urtheils über das ganze Christenthum verbunden bleibt: so ist es nie rathsam für die Unparteylichkeit, diesen Theil besonders zu bearbeiten; sondern man thut besser, im Verlauf der ganzen Geschichte des Christenthums zu seiner Zeit zu bemerken, was als offenbare Schwärmerey zu betrachten ist: wovon man sich aber erst einen festen Begriff bilden muß, ohne den Aberglauben damit zu verwechseln. Man mag indessen diesen Begriff auch noch so weitläuftig bilden: so können doch unmöglich der Verfall der Sittlichkeit, die Scholastik, u. s. w. dahin gerechnet werden, wenn man nicht den Sprachgebrauch von Religionsschwärmerey ganz verlassen will. Im strengsten Sinne aber kann nur die übertriebene Mysticismus zur religiösen Schwärmerey gerechnet werden. Rec. bemerkt dieses nur deswegen, weil ihm der Grund aller Mißverständnisse zwischen dem Verf. und den Beurtheilern seines Werks darin zu liegen scheint, daß man die Begriffe von Aberglauben und Religionsschwärmerey nicht gehörig gesondert hat, und noch nicht darüber übereingekommen ist, was man Religionsschwärmerey nennen kann und will. Da nun Rec. hier zum ersten Male seine Gedanken in diesem Streite giebt: so hält es es für seine Pflicht, auf den Grund des Mißverständnisses aufmerksam zu machen, und zugleich unparteyisch zu bemerken, daß wenigstens der Verf. bisher den Ausdruck Religionsschwärmerey in einer Weitläuftigkeit genommen hat, die von allem gewöhnlichen Sprachgebrauche abweicht, wodurch der Stein des Anstoßes gelegt ist.

Dieß wird sich aus der Angabe der Hauptabschnitte des Inhalts dieses Theils ergeben. Er umfaßt die Geschichte des Chri-

stenthums

Chriſtenthums von mehrern 1000 einzelnen Abhandlungen, die namentlich Geſchichte der Religionsſtreitigkeiten überſchrieben ſind, und wovon der erſte die Geſchichte der ſcholaſtiſchen und myſtiſchen Theologie, der Predigten Jeſu und der Autoren des menſchlichen Geiſtes enthält; der zweyte die Geſchichte des römiſchen Aberglaubens und Sittenverfalls und des Inquiſitionsgerichts; die dritte Geſchichte der Religionsſtreitigkeiten bey den Kreuzzügen; die vierte Geſchichte der römiſchen Hierarchie und des Mönchswesens; und die fünfte Geſchichte der von den guelfen Kirche abweichenden reformirten Religionsparteyen. Jede Abtheilung iſt durch tabellarische Darſtellungen zu einer leichten Uebſicht gebracht, wobey eine Deutlichkeit des Vortrages, größtentheils richtig getheilt, und eine Benutzung der beſten Hülfsmittel herrſcht.

So bald man alſo dieſes Werk als ein populäres Leſebuch betrachtet, wodurch ein allgemeiner Begriff der Entſtehung, des Verfalls und der Verbeſſerung des Chriſtenthums gegeben werden ſoll, ſo iſt es von der Art, daß es ſeinen Zweck wohl erreichen kann. Dazu bedarf es auch keines unabhängigen Quellenſtudiums, in ſofern daraus ſchon ſo viel vorgearbeitet iſt, daß man dieſe Vorarbeiten zu einem ſichtlichen Zuſammenhange dankbar benutzen, und mit einem Urtheile begleiten kann. Dieß thut nun auch Hr. D., indem er die benutzten Hülfsmittel angiebt, darauf zurückweiſet, und bemerklich macht, wo er aus den Quellen ſelbſt geſchöpft hat, wie z. B. in dieſem Theile bey der Geſchichte des Myſticismus.

Freylich wird der Sachkenner auch bemerken, daß nicht alle Hülfsmittel benutzt ſind, und daß das eigene Studium der Quellen noch andere Reſultate gegeben haben würde, als der Verf. aus ſeinen Hülfsmitteln ſchöpfte, wenn dieſe gleich die beſten genannt zu werden verdienen. So bald man z. B. nur den Anſelm, ſeinen Gegner Gaunilo, und den Abälard geleſen hat, wird man veranlaßt, über die tiefe Spekulation der Scholaſtik zu erſtaunen, und die Kühnheit zu bewundern, womit der letzte zum Skepticismus trieb. Dieſe Tendenz zum Skepticismus iſt überhaupt in der ſcholaſtiſchen Spekulation unverkennbar, und hat für die Aufklärung großen Nutzen gehabt. Der menſchliche Geiſt im Abendlande wurde durch die Scholaſtik

zu einer ſolchen Unterſuchung gleichſt angereizet, daß ſelbſt den römiſchen Politik bange dabey werden muß, wenn ſie ſich nicht mit der ſtillſchweigenden Uebereinkunft (welche auch bis jetzt ein wichtiger Vorbehalt zur Aufrechthaltung und Ausbreitung des Katholicismus iſt,) wieder beruhigt hätte, daß ſie der Scholaſtik gern alle Freyheit der Unterſuchung gönnen wolle, wenn nur die römiſche Hierarchie dabey nicht gefährdet werde. Davor hüteten ſich die Scholaſtiker auch wohl, wenn ſie nicht in einer Lage waren, daß ſie ſich um den römiſchen Hof nicht zu bekümmern brauchten. Zum Unglück für den römiſchen Hof war dieß aber der Fall in der letzten Periode der Scholaſtik, und ſo nahmen Occam und Gerſon keinen Anſtand, die römiſche Hierarchie mit ihren Behauptungen mächtig zu erſchüttern. Da des Verf. darauf ausgegangen iſt, nur die Hauptpunkte der Geſchichte darzuſtellen: ſo wären ſolche Bemerkungen in der Geſchichte der Scholaſtik nicht überflüſſig geweſen. Eben ſo hätten Anſelm's doppelte Demonſtration des Daſeyns Gottes und der ſatisfactio vicaria ſenſu forenſi, ſo wie die Bemühungen der Scholaſtiker, die Meſſe in ein ordentliches Syſtem zu bringen, beſonders herausgehoben werden müſſen. — Eben ſo würde der Verfaſſer aus der kirchlichen Geſetzgebung geſehen haben, wenn er die Geſchichte der Synoden aus den Quellen ſtudirt hätte, daß die Kirche noch immer einigen Maaßen dem Strohme des Verderbens entgegen arbeitete, und daß ſich das Chriſtenthum gerade dadurch, ſo wie durch ſeine moraliſchen Lehren, ſelbſt in der finſterſten Zeit noch immer als moraliſch-religiöſes Inſtitut, ſeinem Zwecke gemäß, bey ſeinen Zeitgenoſſen ankündigte. Wenn es alſo Recenſent dem Verf. nicht gerade zum Vorwurfe machen will, daß er die Quellen nicht ſtudirt hat, wie es Andere gethan haben; ſo wird doch ſchon aus dieſen Beyſpielen hervorleuchten, daß das Urtheil ſelbſt von einem genauern Studium der Quellen abhängig iſt, und daß es wenigſtens zu wünſchen wäre, jeder Geſchichtſchreiber möchte wenigſtens die Quellen näher einſehen, welche noch nicht gehörig für die Geſchichte benutzt ſind. Freylich gehört ſchon wieder eine genauere Kenntniß der Geſchichte dazu, dieſes zu wiſſen. —

Einige Punkte ſcheinen ferner dem Rec. zu kurz abgethan zu ſeyn, und andere zu lang, ſo daß das Ebenmaaß gelitten hat. Von der letzten Art dürfte die Geſchichte der Myſtik

sich kurz, mit zu starke Auszüge aus den Schriftstellern gegeben sind, und von der ersten Art z. B. die interessante Geschichte der Tempelherren, die keine vier Seiten einnimmt. Bey einer solchen Kürze muß Manches unvollständig und seicht ausfallen. Die Habsucht Philipps des Schönen war wohl die hauptsächlichste Ursache des Sturzes der Tempelherren, und sicht auch wie es S. 454 heißt: „der Haß des „Königs, den sie bey seinem Kriege mit Bonifaz VIII. durch „ihren Beyrath zur päpstlichen Partey, zu ihrem bittersten „Feinde gemacht hatten.“ Die besten Hülfsmittel hätte der Vers. in Moldenhawer's und Münter's Schriften über den Prozeß der Tempelherren und deren Schuld oder Unschuld finden können; die hier aber nicht angeführt sind. Andere Punkte, wie z. B. die Geschichte der kirchlichen Verfassung und des Verhältnisses der Kirche zum Staat sind ganz ausgeschlossen, weil sie in keiner genauen Verbindung mit der Religion stehen. Allein wenn hierauf strenge Rücksicht genommen werden sollte: so dürfte manches Andere auch nicht berührt werden.

Alles dessen ungeachtet, und Rec. hält seine Unparteylichkeit bey diesem Theile auszustellen, gefunden hat, hält er ihn dennoch für ein sehr angenehmes und instructives Lesebuch, welches durch die Lebhaftigkeit des Styls noch mehr Interesse gewinnt, wie man aus folgender Probe hinlänglich wird abnehmen können. S. 461—62: „Das Kolossalische „Gebäude einer geistlichen Universalmonarchie, welches Gre„gor VII. errichten hatte, wurde nun von den Nachfolgern „desselben auf Petri Stuhl bald durch ihre feine, auf Schwär„merey und Aberglauben gegründete Politik, bald mit offe„ner Gewalt, durch ihre, keinen Widerstand scheuenden, Trotz und Uebermuth, der seines gleichen in der Geschichte nicht findet, und der nichts weniger als die Oberherrschaft über „die ganze Welt im Anspruch nahm, sehr erweitert und be„festigt, daß sich weniger als drey bis 4 Jahrhunderte dazu „gehörten, um diesen Koloß durch einige ihm beygebrachte „Stöße (nicht abel genug) zum Wanken zu bringen. Das „Verhältniß, worin die Päpste ehemals gegen die Kaiser, „Könige und Fürsten standen, wurde jetzt immer mehr um„gekehrt, indem die Päpste nunmehr den deutschen Kaiser „nicht nur von allem Antheile an den Papstwahlen und an „der Oberherrschaft über Rom ausschlossen, sondern sich auch

„einen höchst bedeutenden Antheil an den Kaiserwahlen anmaaßten, sich in alle Regierungsangelegenheiten der Kaiser „und Könige, in alle ihre häuslichen und politischen Händel „mischten, und ihnen bey allen Gelegenheiten mit einem so „übermüthigen Trotze begegneten, daß man sich wundern „muß, wie weltliche Fürsten so etwas ertragen konnten.“ Hin und wieder kommt ein unedler Ausdruck vor, der wegzuwünschen wäre, und eben so die Provinzialismen: ein mancher — die unredliche (n) und kleinliche (n) Absichten, u. s. w.

H.

Michael Ignatz Schmidts — Geschichte der Deutschen. Fortgesetzt von Joseph Milbiller, der Weltweisheit und Gottesgelahrheit Doktor, kurpfalzbayerischem wirklichen geistlichen Rath, und öffentlichem ordentlichen Professor an der kurfürstl. bayerischen Universität. Sechszehnter Theil. Kaiser Joseph I. und Karl VI. Vom Jahr 1709 bis 1715. Ulm, bey Stettin. 1802. 18½ Bogen gr. 8. 1 Rh.

Eben dieses Buch mit der Aufschrift:

M. J. S. neuere Geschichte der Deutschen Fortgesetzt von J. M. Eilfter Band.

Die wichtigen Jahre, deren Geschichte hier beschrieben wird, sind so reich an entscheidenden Begebenheiten von großen Folgen, daß man ihnen den Platz eines ganzen Theils wohl gönnen kann. Ihr Anfang die Friedensunterhandlungen, zu welchen sich Ludwig XIV. durch die äußerste Erschöpfung seines Reichs, besonders seit dem Jahr 1709 genöthiget sah. Sie sind sehr ausführlich, hauptsächlich nach den bekannten Mémoires de Torcy, und den nicht weniger zuverlässigen Staatsschriften des Lamberty erzählt. Das Harte, Unersättliche und zugleich Beleidigende in den Vorschlägen, welche die von ihrem Glücke trunkenen Bundesgenossen gegen Frankreich dabey beobachteten, fällt genugsam in die Augen. Die darauf folgenden Kriegsbegebenheiten brachten, obgleich abwech-

wechselnd auf beyden Seiten, weniger eine Veränderung in
en politischen Verhältnissen hervor, als der Fall des bishe-
igen englischen Ministeriums, und der Tod Josephs I. im
Jahr 1711. Von diesem Kaiser hat der Verf. S. 82 flg.
olgendes Bild entworfen: „Nebst vielen schönen Kenntnissen
esaß er sehr viel Thätigkeit, und fühlte den edlen Trieb,
lbst zu denken und selbst zu handeln. Doch besaß er nicht
viel Eigendünkel, um jeden Rath seiner Minister zu ver-
werfen. Seine gute Erziehung, verbunden mit seiner natür-
chen guten Anlage, hatte ihm Kenntnisse in Sprachen, und
erschiedenen andern Dingen, wie auch die Fertigkeit, in den
eisten Fällen richtig zu urtheilen, verschafft. Was ihm und
len jenen, die er beherrschte, zum großen Glücke gereichte,
ar seine Menschenkenntniß, eine Eigenschaft, die man eben
cht am öftersten bey Fürsten antrifft, weil man sie sich nur
rch den beständigen Umgang mit Menschen aller Art eigen
acht; von diesen aber die Fürsten meistens ziemlich sorgfäl-
g entfernt werden. Diese Eigenschaft setzte ihn in den
tand, sich geschickte, redliche und getreue Staatsdiener zu
ählen. In Hinsicht auf seine Denkungsart in religiösen
ingen, die er der trefflichen Anweisung seines Oberhofmei-
rs, Fürsten Karl Dietrich Otto von Salm, zu danken
tte, zeichnete er sich sehr aus, und bildete einen sonderba-
n Kontrast mit seinem Vater. Das ernsthafte Wesen und
n Stolz desselben hatte er nicht; dessen ungeachtet war sein
ng zum eigenmächtigen Verfahren in Reichssachen nicht
inger; ja man kann mit gutem Grunde behaupten, daß
anches, was unter Leopold nur noch Entwurf war, erst
ter Joseph wirklich ausgeführt worden (ist). Die Pracht
te er ungemein; dabey war er aber ein abgesagter Feind
n Erpressungen, und in Ford rung der Abgaben sehr bil-
Sein Ministerium wußte so gut zu wirthschaften, daß
seiner Zeit Geld im Ueberfluß in seinen Staaten im Um-
fe war; obwohl er zu gleicher Zeit den Krieg in Ungarn,
den kostspieligen spanischen Successionskrieg in mehreren
genden auszuhalten hatte. Ein solcher Fürst, mit solchen
enschaften begabt, und dabey menschenfreundlich, wohl-
tig, war recht dazu gemacht, über Millionen Menschen
herrschen." Wir geben zu, daß in dieser Abschilderung
viel Wahres befindlich ist; ob sich gleich der Verf. dabey
auf den Panegyristen des Kaisers, den Jesuiten Wag-
, beruft. Allein ganz vollständig ist sie nicht. Daß die

überwiegende Neigung Josephs zum Vergnügen der bedachtsamen und reifern Behandlung der Staatsgeschäffte bisweilen Eintrag gethan, und daß sein gewaltiger Haß gegen Frankreich ihn bey den Friedenshandlungen zu übertriebenen gebietetischen Forderungen verleitet hat, welche zum Schaden seines Hauses ausschlugen, sind besonders zwey seiner charakteristischen Züge.

Bey dem nunmehr eintretenden Wahlgeschäffte eines neuen Kaisers ist der Antrag nicht vergessen worden, den Frankreich dem Könige von Preußen gethan haben soll, sich selbst um die Kaiserwürde zu bewerben. Doch unser Verf. glaubt vielmehr gegen die beynahe allgemeine Meinung, daß Ludwig XIV. die Erwählung des Erzherzogs Karl zum römischen Kaiser nicht wirklich habe hindern wollen. „Sollte, schreibt er S. 103, dieser, sonst so staatskluge König, oder sein scharfsehender Minister nicht eingesehen haben, daß die Beförderung Karls zur Kaiserwürde dem Erzhause Oesterreich die spanische Monarchie entziehen, folglich dem Hause Bourbon vielmehr vortheilhaft seyn werde? Wenn er auch keine Rücksicht auf den Umstand genommen hätte, daß bereits an mehreren Höfen der Zweifel rege geworden (war), ob der Besitz der österreichischen Staaten nebst der Kaiserwürde mit dem Besitz der spanischen Monarchie wohl vereinbarlich sey: so mußte ihn doch der bisherige Gang seiner geheimen Unterhandlungen mit dem Hofe zu London belehren, daß Karl, sobald er auf den kaiserlichen Thron würde erhoben seyn, in seinen Ansprüchen an die spanische Krone nicht mehr so thätig werde unterstützt werden. Weit wahrscheinlicher ist (es) daher, daß Ludwig, dessen Politik viel tiefer gieng, keineswegs im Ernste entschlossen gewesen (ist), dem Erzhause Oesterreich die Erlangung der Kaiserwürde zu erschweren; sondern vielmehr hinter dieser Maske einen andern Plan habe verbergen wollen." Unterdessen bleibt es immer glaublich, daß England, so sehr es sich auch Frankreich mit entschiedener Friedensliebe näherte, weit lieber einen österreichischen Prinzen auf dem spanischen Throne gesehen haben würde, als einen französischen.

Mit welcher parteyischen Uebereilung zum Vortheil Frankreichs das englische Ministerium die Utrechter Friedensunterhandlungen betrieben, und jene so völlig besiegte Krone höchst unvorsichtig in den Stand gesetzt habe, dem

Sie-

Sitzer sogar Manches abzuwetzen, ist hier sehr wohl gezeigt worden. Aber solcher Beyspiele, daß England seine größten Vortheile im Kriege nicht zu nutzen verstanden, und gegen die französischen Negotiateurs zuletzt verloren hat, giebt es mehrere, bis auf unsere Zeiten. Ein kleiner Widerspruch findet sich zwischen der Nachricht, (S. 199) daß die Engländer doch zuletzt durch die Noth gedrungen, Cap Breton den Franzosen hätten überlassen müssen; und der bald darauf (S. 202) folgenden: daß im Utrechter Frieden das Cap Breton unter die den Engländern zugestandenen Vortheile gehöre. Daß die erstere Nachricht allein wahr sey, ist allgemein bekannt.

Wir übergehen, was Hr. M. über die erneuerten Versuche des Kaisers, mit den Waffen in der Hand einen vortheilhaftern Frieden zu erwerben; über den Rastadter und Badner Friedenschluß; über das Verhältniß des deutschen Reichs dabey; über die Folgen desselben; über die neue Wendung des nordischen Krieges in diesen Jahren, u. dgl. mehr beygebracht hat. Alles mit unparteyischer Mäßigung, und für die eigene Beurtheilung des Lesers brauchbar gestellt. Ein Gedanke besonders dringt sich dem Leser in diesem Theile unwiderstehlich auf: wie doch das liebe deutsche Reich seit geraumer Zeit immer in Kriege, die es wenig oder gar nichts angiengen, fortgerissen, zu den härtesten Anstrengungen und Aufopferungen genöthigt, so oft von seinen Führern im Stiche gelassen, und daher recht geflissentlich zu der Katastrophe vorbereitet und tüchtig gemacht worden ist, die es endlich getroffen hat!

Wn.

Allgemeine Geschichte der christlichen Kirche nach der Zeitfolge, von D. H. Ph. K. Henke, Abte zu Michaelstein, und ordentlichem Professor der Theologie zu Helmstädt. Fünfter Theil. Braunschweig, in der Schulbuchhandlung. 1802. 390 Seiten gr. 8.

Eben dieser Theil mit der Aufschrift:

Kirchengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts, von D. H. P. K. H. Erster Theil.

Es muß jedem Leser dieses Werks viel Vergnügen machen, daß Hr. H. anfängt, die Geschichte des eben verflossenen Jahrhunderts mit einer Ausführlichkeit zu beschreiben, die den vorhergehenden Theilen seiner Geschichte nicht eigen ist. Zwar besitzen wir bereits eine und die andere, zum Theil nicht unbrauchbare Sammlung über die Schicksale des Christenthums in diesem, auch in solcher Betrachtung so äußerst merkwürdigen Jahrhunderte; aber eine in dem Geiste unsers Verfassers abgefaßte Geschichte desselben noch gar nicht. Natürlich wird dabey auch der Wunsch rege, daß es ihm gefallen möchte, die ältern Zeiten ohngefähr eben so vollständig auszubilden, und dadurch sein Werk noch mehr zu dem Range des vorzüglichsten Handbuchs der christlichen Kirchengeschichte zu erheben.

In der Einleitung (S. 1—17) gesteht der Verfasser, daß Christenthum und christliche Kirche in der Geschichte aller Jahrhunderte beynahe am wenigsten als das erscheinen, was sie nach ihrer ursprünglichen Anlage und nach richtigern Vorstellungen von ihrem Zwecke und Werthe, seyn sollten; aber doch auch: daß das Christenthum, unter den gröbsten Verunstaltungen, die es in allen Zeiten und Gegenden, wo es dem Namen nach bestand, erlitten, und unter dem gewaltigen Widerstande, den es von eingebildeten Verehrern und von übel unterrichteten Widersachern erfahren hat, nie so völlig sich selbst ungleich, nie seiner eigenthümlichen Kraft so gänzlich beraubt worden sey, daß es nicht immer noch auf die Sittlichkeit der Menschen vortheilhaft eingewürkt, und in ihrem Sinn und Verhalten, in ihrem häuslichen und bürgerlichen Wohlstande sich fruchtbar bewiesen hätte. Nur hätten gerade die edelsten seiner Wirkungen mehr von jener stillern und bescheidenern Art seyn müssen, als daß sie großes Aufsehen und lautes Geräusch erregt hätten, und durch die Jahrbücher der Geschichte für die Nachwelt erhalten werden konnten. Freylich hat sich, wie er ferner zeigt, in und aus dem Christenthume früh genug eine solche besondere Anstalt des Kultus gebildet, auch eine solche äußerliche Aufwartung der Gottheit, (recht eigentliche Dienstleistungen und Frohndienste an den lieben Gott, in den Augen der meisten Christen,) als alle die Nationen, unter welchen es verbreitet wurde, vorher schon, unter mehr oder minder ähnlichen Formen, gehabt hatten. Vornehmlich aber erhoben sich die Priester und

Prie-

Priester des Christenthums nicht nur zu einem unentbehrlichen, ehrwürdigen und begüterten Orden; sondern auch zu einem eigenen für sich bestehenden Staatskörper, der inniger mit sich selbst, als mit den Beherrschern der Länder, verbunden, eine sehr feste Verfassung annahm; sein Oberhaupt und den ganzen Mittelpunkt seines Wirkungskreises zu Rom hatte; sich, wie durch viele andere Dinge, also auch besonders durch eine eigenthümliche Zunftsprache, die lateinische, vor allen andern Menschenklassen bedeutend auszeichnete; aus seinen Verhandlungen in eigenen Zusammenkünften eine schwere Menge von Satzungen oder Dogmen hervorgehen ließ, welche für ewig und unumstößlich gehalten wurden, und deren schlechtes Bekenntniß, Glauben genannt, für die Bedingung der Freundschaft Gottes und der Seligkeit in der künftigen Welt; aber auch für die Bedingung der Lebenssicherheit in der gegenwärtigen, galt; an welcher heiligen Kirchensprache daher auch gar nichts mehr zu untersuchen und zu berichtigen seyn sollte. Uebrigens war die ganze Einrichtung so getroffen, daß nicht die Kirche für die Religion, und nicht die Religion für den Menschen; sondern umgekehrt, der Mensch für die Religion, die Religion für die Kirche da zu seyn schien; unter Kirche aber bloß der Orden verstanden wurde, der sich von der Religion nährte. Da sich endlich so Vieles gegen den Anfang des 16ten Jahrhunderts vereinigte, das den Fall, oder doch die Umbildung dieser ausgearteten Religion unvermeidlich machte: da mußte das Reich des blinden Glaubens, der gedankenlosen Gottesdienstlichkeit, und der knechtischen Furcht vor Priestern, in seinem Umfange sowohl, als in innerer Stärke und Haltbarkeit, merklich abnehmen. In der christlichen Kirche entstand ein großer und unheilbarer Riß, von ihrem Priesterstaate eine Absage, und ein Abfall mächtiger Völker. Aber zugleich ein harter, anhaltender Kampf; die Christenwelt ist durch die Reformation, ihrem Religionscharakter nach, gleichsam in zwey große Hälften getheilet, welche, bey aller durch die Länge der Zeit bewürkten Mäßigung des Parteygeistes, bey aller Erkaltung des Meinungseifers, bey aller Vertragsamkeit gebildeter Stände auf beyden Theilen, dennoch unversöhnbar zu bleiben scheinen, und einander, selbst noch zu unsern Zeiten, von dem Genusse gleicher Freyheiten des Gewissens, des Bodens, des Schutzes, und wohl gar von dem Anspruche auf menschliche Behandlung, ausschließen. In der That waren beyde Theile

gleich vom Anfange zu weit auseinander, um sich wieder zusammensetzen zu können; wenn gleich die Kirchenverbesserung fast nur auf halbem Wege stehen blieb. Die Tridentinische Synode befestigte diese Absonderung noch mehr; wie überhaupt die römische Kirche durch die Erbitterungen und Gegenanstalten wider die Reformation im Ganzen mehr verschlimmert, als verbessert worden ist. Seitdem hat die Kirchengeschichte nichts Wichtigeres darzustellen, als jenen großen Kampf, welchen eine vom Grund aus so ungleiche Denkungsart in der Religion, und eine so widersprechende Verfassung des Kirchenwesens verursachen mußte; der auch von beyden Seiten, wenn gleich nicht mit gleichem Eifer, doch mit gleicher Kraft, geführt wurde. Endlich gieng der mildere Sinn, den die Protestanten seit dem 18ten Jahrhunderte annahmen, und der Beyfall in Kaltsinn und Gleichgültigkeit ausartete, auch in die R. Kathol. über; besonders, da die hierarchische Gewalt durch die politische immer mehr gemäßigt und geschwächt wurde. Zuletzt das Resultat vom neuesten Zustande der Religion in der römischen Kirche: „Alles neigt sich auch hier zur Vereinfachung und Versichtlichung des Christenthums; aber die Stufenleiter des Lichts und der Freyheit, auf welcher diese ausgebreitetste Religionspartey steht, hat eine so unübersehliche Länge, daß es mißlich ist, von ihrem innern Zustande im Ganzen etwas Wahres und Treffendes zu sagen, oder für denselben und von demselben etwas Bestimmtes hoffen und fürchten zu wollen. Hier der rohe Fetischendienst, verbunden mit den leichtfertigsten Sitten, zu denen er den Freybrief giebt; dort der ausgelassenste Unglaube, der Alles läugnet, was sich nun nicht mit Händen greifen läßt; hier ausgeklügelte Heucheley zur Volkstäuschung; dort ehrliches und gewissenhaftes Festhalten väterlicher Meynung und Sitten; hier ein unruhiges Zweifeln und Kämpfen mit Vernunft oder Vorurtheilen; dort ein bequemes Hingeben des Geistes und blinder Gehorsam; hier ein gedankenloser und kalter Mechanismus; dort eine durch Pracht der Gottesdienste entzückte Empfindsamkeit; hier eine vorlaute Begierde niederzureißen; dort ein stilles und vorsichtiges Aufbauen, welches dem leisen Gange der Vorsehung traut, daß es der sicherste ist."

Eben diese Kirche ist es auch, mit deren Geschichte der Verf. den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts macht, und zwar

[illegible] von der Bekanntmachung der Bulle Unigenitus an (1713) bis zur Aufhebung der Gesellschaft Jesu (1773). Im ersten Abschnitte stehen die Konstitutionsstreitigkeiten in Frankreich; die Wunderthaten der Appellanten; die katholische Kirche in den vereinigten Niederlanden; die Salzburgische Auswanderung; die Religionsbeschwerden in Deutschland; die Verfolgungen der Protestanten in allen Ländern katholischer Herrschaften; die fruchtlosen Versuche innerer Verbesserungen dieser Kirche, und als die berühmtesten Männer dieser Kirche; Benedikt XIV. Courayer, Giannone, Muratori, Quirini, (eigentlich Querini; Quirinus ist sein lateinischer Name,) und Montesquieu. Sehr umständlich und lehrreich ist die Geschichte der Bulle Unigenitus beschrieben; treffend ist auch die Bemerkung S. 13, daß der Abstand zwischen den Appellanten und Protestanten viel größer sey, als Viele der letztern glaubten. Courayers Streit über die Gültigkeit der bischöflichen Weihen der englischen Kirche, S. 61 flg., verdient auch den geräumigen Platz, den sie einnimmt; doch hätten wir noch Etwas von seinem merkwürdigen, unverdient vergessenen Buche: Examen des défauts Theologiques, zu lesen gewünscht. Ferner wird der Streit erzählt, den sich le Brun zuzog, als er die Abendmahlskonsekration seiner Kirche nicht völlig den alten Liturgien gemäß fand. Hier werden die vorzüglichen Gelehrten des Benediktiner Ordens, besonders in Frankreich, eingeschaltet, und der Zwist über die Moral der Kirchenväter beschrieben. S. 76 flg. Es folgen Benedikts XIII. und Klemens XII. Regierungen, ihre Streitigkeiten mit den Fürsten und Staaten ihrer Kirche; wobey auch das Schicksal des Giannone vorkömmt.

Benedikt XIV. tritt S. 111 flg. als Schriftsteller auf. Den Verf. befremdet es zwar, (S. 113) „wie ein so vielwissender und über andere Dinge so wohldenkender Mann seine Untersuchungen und Aufklärungen über das Geschäffte der Heiligsprechung, in seinem darüber geschriebenen Hauptwerke, durchaus nur auf die Ansicht der geschichtlichen, gesetzlichen und herkömmlichen Seite desselben beschränken konnte, und nicht zugleich von selbst auf eine ruhige und treffende Beurtheilung des Werths oder Unwerths der Sache an sich, oder auch nur auf Zweifel an ihrer Vernunftmäßigkeit und Sittlichkeit geleitet wurde. Er gieng doch von der Be-

merkung aus, daß auch das Heydenthum seine Apotheosen und Vergötterungen gehabt habe, und war bemüht zu zeigen, wie sehr von denselben die katholischen Kanonisationen und Heiligsprechungen unterschieden, wie erhaben ihre Vorzüge vor jenen seyen. Er wollte verhüten, daß man sie vor heydnisches Wesen halte, da man längst schon kein Bedenken trug, sie gleichfalls Vergötterungen und Apotheosen zu nennen. Allein alles von ihm angegebene Unterschied gieng hauptsächlich nur auf die eigenthümlichen, genauern und kunstgerechten Benennung, auf die Prachtgebräuche und Veranstaltungsweise beyder Feyerlichkeiten hinaus. Dabey übersah oder verachtete er die wirkliche innere und wesentliche Aehnlichkeit derselben, und schien gar nicht zu befürchten, daß man der einen, wie der andern, den Vorwurf machen dürfte, Vielgötterey und Aberglauben befördert zu haben, u. s. w. Nach allem diesen gesteht unterdessen Hr. H. S. 114, daß Lambertini, wenn er auch frey und richtig von der Sache gedacht hätte, doch, als ein katholischer Gelehrter, als Bischof und Kardinal; am allermeisten aber als römischer Papst, verbunden gewesen sey, seine Kenntnisse in sich zu verschließen. (Wir setzen hinzu, daß er, als Lambertini, mehrmals den sogenannten Advocatum diaboli bey Kanonisationen abgegeben hat, und schon als solcher Theilnehmer des geistlichen Schauspiels, der dem neuen Heiligen seinen Rang nur darum streitig machte, um ihm einen desto glänzendern Sieg zu verschaffen, sich unveränderlich tief in die Begriffe des ganzen Prozesses hineingedacht und verwickelt hat.) Man sollte nun die Regierungsgeschichte Bened. XIV. erwarten; allein er kömmt in diesem ganzen übrigen Theile nur gleichsam gelegentlich vor; wie z. B. sein Betragen gegen den Kardinal Coscia; seine Bulle zum Jubeljahr, (wo wir S. 326 das Wort Marktschreyersprache wegwünschen möchten,) sein Antheil an der Verminderung der Festtage, u. dgl. m. Diese Trennungen sind freylich eine natürliche Folge von der strengen Annalen-Ordnung, die Hr. H. erwählt, und mit vieler Kunst angebracht hat. Allein auch hier, wie in einer großen Geschichte überhaupt, würde die Real- und Klassifikationsmethode, die sich mit der chronologischen, im Ganzen genommen, so leicht verbinden läßt, weit vortheilhaftere Stellungen hervorgebracht haben. Nach derselben würde die Geschichte der Röm. Kirche im achtzehnten Jahrhunderte mit der Regierung ihrer Monarchen, der Päpste, angefangen wor-

worden seyn; und da würde die Geschichte eines so denkwürdigen und geschätzten Papstes, als Benedikt XIV. war, ununterbrochen ihren ganzen Umfang eingenommen haben. Die Thaten, Schicksale und Veränderungen der Mitregenten und Unterbefehlshaber dieser Kirche, oder des Klerus, würde zerauf gefolgt seyn, und sehr wenige andere Klassen von Begebenheiten würden die Geschichte dieser Kirche im genauen Zusammenhange, und ohne die Zeitordnung aus den Augen zu rücken, vollendet haben. Diese Bemerkung führt uns zu einem ähnlichen Beyspiel. Wir finden hier die Jansenistische Konstitutionsgeschichte so bündig erzählt, und so treffend beurtheilt, (wenn gleich auch bisweilen durch Versehe dazwischen laufender Jahre unterbrochen,) daß sie auch derjenige mit Vergnügen lesen muß, der bereits vollkommen mit ihr bekannt ist. Nun wird der Fremdling in dieser Geschichte denken, daß mit den Konvulsionairs über dem Grabe des heil. Paris, S. 135 flg. (das man nicht übel das Grab des Jansenismus genannt hat,) die Geschichte dieser Partey für das 18te Jahrhundert, wenigstens bis zum J. 1775, so weit der Hr. Verf. die Geschichte der Kathol. Kirche verführt, geendet sey, weil die berüchtigte Scene der Beichtzettel, aufgeführt gleich nach dem J. 1750 von dem Erzbischof von Paris, die den Hof selbst in so große Verlegenheit setzte, gar nicht beschrieben wird; obgleich andere, nach dem gedachten Jahre vorgefallene Begebenheiten bereits vorkommen. Ohne Zweifel wird dieselbe nun wohl, nebst andern noch spätern Auftritten in jenen Parteyhändeln, bey ihren Jahren in der Folge Platz finden; allein der pragmatischen Behandlungsart unsers Verf. war es noch würdiger, aus allem diesen ein genau zusammenhängendes Ganzes zu bilden.

Doch wir müssen noch einige andere historische Merkwürdigkeiten der römischen Kirche bis um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts — denn so weit erstreckt sich dieser Theil — ausheben. Nach den Pariser Konvulsionsgeschichten und ihren Folgen, kommen S. 149 merkwürdige Bücher und Bücherverbote; z. B. les Nouvelles ecclesiastiques, Berruyers Histoire du Peuple de Dieu, u. dgl. m. die katholische Kirche in den vereinigten Niederlanden; das Thorner Blutgericht und die Bedrückungen der Dissidenten in Pohlen; die Salzburgische Auswanderung; die Beschwerden der Protestanten in Deutschland, und besonders die schänd-

liche

liche Verfolgung der Reformirten in der Kurpfalz; die Folgen der Religionsveränderungen in den pfälzischen Häusern, im Würtembergischen und Kursächsischen; die Schicksale der Protestanten in Oesterreich; das neue Erzbisthum zu Wien, und des ersten dortigen Erzbischofs, des Kardinals Kollonitsch, Eifer wider die Protestanten; die Bedrückungen der Protestanten in den übrigen österreichischen Staaten und in Böhmen; die griechische Kirche, vornehmlich in den ungarischen Ländern; Zustand der Protestanten in Schlesien, vor und nach der Altranstädter Uebereinkunft; Veränderung des Religionszustandes ebendaselbst, seit Friedrichs II. Besitznehmung; und ähnliche Begebenheiten mehr, wie sogenannte Bekehrungen protestantischer Fürsten, u. dgl. m. welche theils glückliche, theils fehlgeschlagene Versuche des röm. katholischen Klerus, ihre Kirche auf Kosten der Protestanten zu vergrößern, darstellen. Angenehmer sind des berühmten Muratori Bemühungen zur Verminderung des Aberglaubens in seiner Kirche; und auf eine würdige Art schließt sich dieser Theil mit dem Philosophen Montesquieu; obgleich seine verunglückten Raisonnements über die Tendenz der protestantischen Religion von unserm Verf. nicht unbemerkt, und nicht ohne treffende Gegenerinnerungen, geblieben sind. Wir können uns nicht enthalten, einige dieser letztern anzuführen; zumal da M's Behauptungen, wie es bey allgemein beliebten Werken immer gegangen ist, von Vielen, besonders Ausländern, sehr gefällig nachgesprochen worden sind. Daß die Nationen des Nordens, hatte M. gesagt, die protestantische Religion angenommen, und die südlichen Nationen die katholische beybehalten hätten, erkläre sich daraus, weil jenen ein Geist der Unabhängigkeit und Freyheit eigen wäre, und allezeit bleiben würde; diesen aber nicht; und weil eine Religion, die kein sichtbares Oberhaupt hat, mit der Unabhängigkeit der kältern Himmelsgegenden besser übereinkäme, als eine, die ein solches habe. Selbst in Ländern, wo die protestantische Religion aufgerichtet worden, habe sie sich nach der Verfassung des Staats bequemen müssen; Luther, der mit mächtigen Fürsten zu thun gehabt habe, würde ihnen an einer Kirchengewalt, welche keine äußere Rangordnung gehabt hätte, keinen Geschmack beygebracht haben; hingegen habe Calvin unter Völkern, welche in Freystaaten lebten, oder unter unbedeutenden Bürgern in Alleinherrschaften, Rang und Würden von der Kirchenverfassung entfernen müssen.

Diese

Diese Bemerkungen, schreibt nun Hr. H. (S. 573) widerlegten sich leicht, wenn man bedachte, daß eine bestimmte Regierungsform nicht den wesentlichen Charakter beyder Religionen ausmache; daß selbst das Oberhaupt der römischen Kirche nicht einmal nach den gröbsten überbergischen (ultramontanischen) Begriffen, als ein unumschränkter Gebieter angesehen werde; und also, wenn Staat und Religion eine gleichförmige Verfassung erforderten, die Anerkennung dieses geistlichen Oberhaupts, und die Annehmung der katholischen Religion besser sich schicken dürfte für eine gemäßigte, als für eine unbegränzte Monarchie; besser für die Regierung der Könige von England, und für das damalige Schweden, als für Spanien und Portugal; daß auch sonst in Pohlen und Venedig leichter, als in Dänemark und Preußen, die protestantische Kirche hätte gedeihen müssen; daß gerade in Schottland, wo Calvins Kirchenverfassung aufgerichtet wurde, der König größere Gewalt habe, als in England, wo eine der katholischen ähnliche Hierarchie besteht; daß die Schweizerischen Eydgenossenschaften eben sowohl als die deutschen Staaten, theils katholisch geblieben, theils protestantisch geworden, und daß in Amerika die verschiedensten Gestalten der Gottesverehrung eingeführt waren. Sollte also die Geschichte darüber entscheiden: so würden katholische und protestantische Religion für die ungleichsten Staatsformen gleich passend befunden werden; auch die Gründe, warum hier die eine, dort die andere den Vorzug erlangt hat, in ganz andern Zuständen der Dinge, als in dem nördlichen und südlichen Himmelsstriche, und in der vorherrschenden Neigung der Völker zur Freyheit oder Dienstbarkeit gefunden werden können. — So ist schon öfters der über den historischen Grund doch wegfliegende Philosoph genöthigt worden, sich denselben zu nähren, wenn etwas Haltbares in seinen Gedanken seyn sollte. Hr. H. zeichnet aber auch noch Stellen aus eben demselben Werke aus, wo M., obgleich ganz leise, einen Vorzug der protestantischen Religion vor seiner angebornen zugestehen müßte.

Tm.

Denkwürdigkeiten der französischen Revolution, vorzüglich in Rücksicht auf Staatsrecht und Politik, von C. U. D. von Eggers, königl. dänischem Le-

ga-

hen.“ Ferner daselbst: „Die Schichten in den Bergen sind entweder ganz oder flötzweise geordnet. Die Gänge der Berge sind Spaltungen in denselben, die bis zu einer ewigen Teufe fortgehen, d. h. die auf der andern Seite keine Oeffnung haben, und perpendikulär sind.“ Was läßt sich von einer physischen Geographie erwarten, worin es mit der Chymie und Geognosie noch so beschaffen ist? Auch hat Recensent keine neuen Gedanken gefunden, wie sie doch in den frühern kleinern Schriften des Verfassers häufig sind. Der zweyte Theil enthält eine jetzt gar nicht mehr brauchbare kurze Naturgeschichte, und eine Nachricht von Natur-Merkwürdigkeiten der Länder nach geographischer Ordnung. Hr. Rink ist in diesen Fächern nicht Kenner genug, um bedeutende Berichtigungen zu liefern, und hätte diese Herausgabe nicht unternehmen sollen.

Om.

Gallerie der Welt, in einer bildlichen und beschreibenden Darstellung von merkwürdigen Ländern; von Völkern, nach ihrem körperlichen, geistigen und bürgerlichen Zustande; von Natur- und Kunsterzeugnissen; von Ansichten der schönen und erhabenen Natur; von alten und neuen Denkmälern, mit beständiger Rücksicht auf Beförderung der Humanität und Aufklärung. Von J. D. F. Rumpf und G. W. Bartholdy. Dritten Bandes zweytes, drittes, viertes und fünftes Heft, jedes mit vier Kupfertafeln. Ost- und Süd-Indien, der nördliche Archipelag, Kamtschatka, Sibirien, u. s. w. Berlin, bey Oehmigke dem Jüngern. 1801. und 1802. Von Seite 97 bis 480. gr. 4. Jedes Heft mit illuminirten Kupfern. 1 Rthlr. 22 Gr.

Den Anfang des zweyten Hefts macht der Schluß der Beschreibung des holländischen Ostindiens, nach den dreyen Untergouvernements, Amboina, Banda und Ternate, mit Nach-

Nachrichten von dem Gewürznelken-, Muskaten- und Sago-baum. Es wird versichert, daß die O. J. C. bisher ihre verschiedenen Niederlassungen mit Schaden unterhalten habe; indessen die Statthalter durch unerhörte Erpressungen sich bereichert haben. Die Sulub-Inseln, 50 bis 60 an der Zahl, mit ohngefähr 60000 Einwohnern, zwischen Borneo und Maginpanao. Diese Insel selbst, sie ist mehreren Sultans unterworfen; doch haben die Spanier einen schmalen Landstrich an der Küste, mit der Hauptstadt Samboangan und der Insel St. Johann, und die englische O. J. C. die Insel Bunwut, von 14 Meilen im Umfange, die ihr Sultan 1774 dem Kapitain Forrest abtrat. Die Philippinen oder Manillischen Inseln. Die Beschreibung davon ist sehr genau; doch sonderbarer Weise stimme sie an vielen Stellen Wort für Wort mit dem überein, was Plant in seiner Erdbeschreibung und Geschichte Polyneziens von diesen Inseln sagt:

Plant.

Die Hitze ist im May am größten — doch ist diese Hitze nicht so unausstehlich, auch nicht so abmattend als in Spanien. Dieses Schwitzen ist in einem so feuchten Klima sehr gesund, und nur Anfangs schwächt diese starke Ausdünstung die Fremden. Junge Leute, die weniger Vorsicht und Lebensordnung brauchen, als alte — finden hier freylich, so wie in jedem andern ungewöhnlichen Erdstrich, das Grab ihrer Gesundheit. Hingegen die, welche dem Klima und ihrer Natur gemäß leben, und alle Ausschweifungen vermeiden, erreichen hier ein hohes Alter. Die Eingebornen, deren Natur und mäßige Lebensart ganz dem Klima anpaßt, leben am gesundesten, und werden bey voller Jugendkraft und Munterkeit 80 bis 100 Jahre alt.

Und vorher: „Sie (die Philippinen) bestehen aus einem unordentlich zerstreuten, über einander aufgethürmten Haufen hoher Gebirge, deren Gipfel sich in den Wolken verlieren. Basalt, Schwefel, Schlacken, Lava, schwarzes Glas, geschmolzenes Eisen, graue mürbe Steine, Sand, Muscheln, Austerschalen, Trümmern aus dem Thier- und Pflanzenreiche, Land- und Seeprodukte unter einander geworfen, sind die innere Masse derselben. Die Oberdecke besteht größtentheils aus einer dünnen Schicht lockerer Erde,

die vom verfaulten Laub, Holz, Pflanzen, und andern Körpern; besonders aber von Vulkanische entstanden ist. Die Ebenen, Klüfte und Thäler zwischen den Bergen sind von Morästen, Flüssen und Seen zerschnitten; daher man an den meisten Orten zu Wasser reisen muß, und die wenigen Landstraßen schlecht und oft ungangbar sind. In den heißen Monaten spaltet das Erdreich, und bekommt oft tiefe Risse; furchtbare Land- und Meererschütterungen sind fast tägliche Erscheinungen, ꝛc.

Gallerie der Welt.

Im May ist die Hitze am stärksten, doch ist diese nicht so unausstehlich und abmattend, als in Spanien. Das Schwitzen in dieser Hitze ist in einem so feuchten Klima sehr gesund, und nur Anfangs schwächt diese Ausdünstung die Fremden. Junge Leute, die sich oft der Unmäßigkeit überlassen, finden hier freylich, so wie in jedem andern ungewohnten Erdstrich, das Grab ihrer Gesundheit. Hingegen die, welche dem Klima und ihrer Natur gemäß leben, und alle Ausschweifungen vermeiden, erreichen hier ein hohes Alter. Die Eingebornen, deren Natur und mäßige Lebensart ganz dem Klima anpaßt, bleiben am gesundesten, und werden bey voller Jugendkraft und Munterkeit 80 bis 100 Jahre alt.

Sie bestehen aus einem unförmlich zerstreuten, über einander aufgethürmten Haufen hoher Gebirge, deren Gipfel sich in den Wolken verlieren; Basalt, Schwefel, Schlacken, Lava, schwarzes Glas, geschmolzenes Eisen, graue mürbe Steine, Sand, Muscheln, Austerschalen, Trümmern aus dem Thier- und Pflanzenreiche. Land- und Seeprodukte unter einander geworfen, machen die innere Masse derselben aus. Die Ebenen, Klüfte und Thäler zwischen den Bergen sind von Morästen Flüssen und Seen durchschnitten, daher die Landstraßen oft nicht gangbar sind, und man an den meisten Orten zu Wasser reisen muß. In den heißen Monaten bekommt das Erdreich große Risse; furchtbare Land- und Meererschütterungen sind alltägliche Dinge, ꝛc.

Da Plants Erdbeschreibung gleichfalls eine Kompilation ist: so wollen wir eben nicht glauben, daß unser Verf. Planten abgeschrieben habe; sondern vielmehr, daß beyde aus einer gemeinschaftlichen Quelle geschöpft haben mögen; doch

doch hat Plant mehrere Vollständigkeit, Ordnung und Geschichte voraus. Nun kommt S. 139 die Reihe an die Südländer und Südsee-Inseln. Die Verf. verstehen nämlich unter dem ersten Namen die 7 großen, und unter dem zweyten die unzählbaren kleinen Inseln. Neuholland. Dieses große Land wird beschrieben nach Name, Lage, Gestalt, Größe, Klima, Boden, Gewässer, Erzeugnissen der unorganischen und organischen Natur, Bevölkerung, Einwohner und deren Zustand. Die Geschichte der allmähligen Entdeckung wird in Plants zweytem Theil vollständiger erzählt, als hier. Stellen, die zufälliger Weise wörtlich übereintreffen, giebt es auch hier, z. B.:

Plant II. S. 46.

„Die genauern, bestimmtern Nachrichten davon (von den Entdeckungen holländischer Seefahrer) fehlen uns, da die schlaue Politik der habsüchtigen Holländer ihre Entdeckungen sorgfältig verheimlichte. Dieß thaten sie um so mehr bey den Südländern, da ein alter Wahn diesen Erdgegenden große Reichthümer zuschrieb.

Gallerie der Welt, S. 146.

„Die genauern, bestimmtern Nachrichten hiervon fehlen jedoch, weil die schlaue Politik der habsüchtigen Holländer ihre Entdeckungen sorgfältig verheimlichte; besonders in den Südgegenden, wo man große Reichthümer erwartete.

Vermuthlich haben hier beyde den de Brosse ausgeschrieben, wie man auch aus andern Stellen vermuthen kann. Landes- und Völkerkunde von Neuholland, nach den 4 Küsten. Bey Van Diemensland wird die neueste Umschiffung desselben kurz berührt. Bey Beschreibung der englischen Kolonie sind die neuesten Nachrichten nicht genutzt worden. Den übrigen Raum des ersten Heftes füllen die Beschreibungen von Neuguinea, Nyphrtawoin, Neuhannover, Neuirland, Neugeorgien, und den von glücklichen, guten Menschen bewohnten Pelew-Inseln, nebst der Geschichte des Schiffbruchs des Kap. Wilsons bey diesen Inseln, und seines Aufenthalts daselbst.

Das dritte Heft beschäftiget sich mit den Ladronen oder Marianen, Karolinen-Inseln, der von Hunter entdeckten Lord Howes-Gruppe, der von Bougainville benannten Anschor

chorreteninseln, und den Freewillsinseln, beydes ganz kurz; weitläuftiger, und bis zur Hälfte des Heftes, mit den Societätsinseln, besonders mit Otahaiti und seinen Bewohnern, hauptsächlich nach Vancouver und Wilson; dann, nach Erwähnung der Harvey- Palmeesten- Savages- und Schifferinseln, mit den Freundschaftsinseln, Neuseeland, Neukaledonien, nebst den neuen Hebriden, den Marquesas- und Sandwichinseln, die durch Cooks Ermordung einen unrühmlichen Namen erhalten haben. Hierauf gehen die Verfasser auf den nördlichen Archipelagus, oder die Kurilischen und Aleutischen und die Kupferinsel über, und schließen mit dem Anfang der Beschreibung der Halbinsel Kamtschatka.

Das vierte Heft enthält von S. 297 bis 390 die Beschreibung von Kamtschatka, die allgemeine Landeskunde und Topographie von Siberien nach seinen zweyen Gouvernements. Der fünfte endlich, der diesen dritten Band beschließt, giebt von den verschiedenen Nationen Siberiens Nachrichten, mit deren Namen wir die Leser nicht belästigen wollen. Nun folgt eine Beschreibung von Nova- Zembla und dem im dasigen Eismeer getriebenen Wallroß- und Seehundsfang. Den Beschluß machen die Uralischen Länder, nach den Statthalterschaften Permien und Oemburg, und ihren Bewohnern, mit einer Darstellung des durch ganz Siberien verbreiteten Schamanismus. Am Schluß geben die Verfasser ein zahlreiches Verzeichniß der Quellen an, die sie bey diesem Bande gebraucht haben.

Gi.

Die berühmtesten See- und Landreisen, nebst allen interessanten Entdeckungen von Kolumbus bis auf gegenwärtige Zeit. Mit Kupfern. Erster Band. Leipzig, bey Sommer. 1802. 334 Seiten 8. 1 Rl. 8 gr.

Die Absicht dieser neuen Sammlung von Reisebeschreibungen ist — in gedrängter Kürze, jedoch mit gehöriger historischer Richtigkeit, Erzählungen der berühmtesten und interessantesten See- und Landreisen, Entdeckungen und Schiffbrüche, mit Hinweglassung aller technischen Phrasen und hän-

häufigen Kleinigkeiten, so weit es sich gänzlich thun ließ, zu liefern. Der Plan der Sammler ist, die ungeheure Menge von Werken dieser Art auf eine kleine Anzahl Bände zu beschränken, und sich bey denselben einerley Styls und einer fortlaufenden Erzählung zu bedienen, dabey jeden Umstand, der unterhalten und belehren, die Einbildungskraft beschäftigen, und das Herz gefühlvoll machen kann, sorgfältig aufzufassen. Wenn gleich Rec. an manchen Orten noch mehr abgekürzt, an andern hingegen manche interessante und zur vollständigern Einsicht nothwendige Begebenheit ausführlicher dargestellt haben würde: so kann man doch hoffen, daß, wenn die Sammler ihre Absicht stets unverändert vor Augen behalten, und nicht auf doppelte Kosten der Leser, in Ansehung der Zeit und des Geldes, die Zahl der Bände unnöthig vermehren wollen, sie nicht vergebliche Mühe werden angewandt haben. Aber den Wunsch kann Rec. nicht unterdrücken, daß statt des Kupfers eine genauere Landkarte von den Theilen Amerika's, von deren Entdeckung und Eroberung hier die Rede ist, diesem Bande beygelegt worden wäre. Unstreitig würde dadurch die Erzählung an einigen Stellen weniger ermüdend geworden seyn, wenn man auf der Landkarte dem Entdecker von Insel zu Insel, von einem Orte zum andern hätte folgen können. Dieser Band enthält die Erzählung der 4 Reisen des Kolumbus, der Reisen und Entdeckungen des Sebastian Cabot und Amerikus Vespucius, der fortgesetzten Entdeckungen der Spanier von Kolumbus Tode bis zu den Reisen des Fernando Cortez, dessen Eroberung von Mexiko und Franz Pizarro's Eroberung von Peru. Den Beschluß macht die Schilderung des Hauptcharakters, und Beschreibung der ersten Amerikaner. Auffallend war es aber dem Rec., hier größtentheils nur den Charakter, die Sitten und Gebräuche der Nordamerikaner, von denen hier noch nicht die Rede war, ausführlich geschildert, aber von den ersten Einwohnern der entdeckten Inseln und der eroberten Reiche, Mexiko und Peru nur kurze, unbefriedigende Nachrichten zu finden.

Mm.

Th. Garnett's Reise durch die Schottischen Hochlande und einen Theil der Hebriden. Aus dem

Englischen übersetzt durch C. Th. Kosegarten. Lübeck, bey Bohn. 1802. Erster Band. 352 Seiten. Zweyter Band. 310 Seiten. Mit Kupfern. 2 Rth. 12 gr.

Eine interessante Reisebeschreibung, worin historische, statistische, naturhistorische Nachrichten, mit Schilderungen der Naturschönheiten und Anekdoten vermengt, eine angenehme Unterhaltung gewähren. Die Reise ging von Glasgow aus nach den Hochländern. Der Kanal des Klyde, welcher das östliche und westliche Meer vereinigt, wird beschrieben; ferner der reizende See Loch Lomond und der hohe Benlomond. Bey Inverary führt der Verf. die Trockenhäuser des Herzogs von Inverary an, deren er sich zum Trocknen des Korns und des Heues bedient; eine Einrichtung, welche in nassen Gegenden Nachahmung verdient. Die Heringsfischerey auf dem Loch Fyne beschreibt er; redet aber noch weitläuftig von den Wanderungen der Heringe. Zu Glenorchan bekam er von Mrs. M'Intire eine verkleinerte Kartoffel, welche ein nicht günstiges Licht auf seine mineralogischen Kenntnisse wirft. Von Oban ging er nach der Insel Mull. Hier werden sehr gut die Ursachen der Entvölkerung entwickelt. Die Güterbesitzer, gewöhnlich Officiere, zwingen ihre Unterthanen zu Kriegsdiensten, dadurch, daß sie drohen, ihren Aeltern und Angehörigen die Pachtungen zu nehmen. Der Mangel an Pachtkontrakten ist ein Unglück für diese Insel und manche Gegenden in Schottland. Die Fischerey kann ebenfalls nicht ansehnlich werden, da die Salzeinfuhr äußerst beschränkt ist. Auf Mull macht man Stricke von Heide. Von der Insel Staffa erfährt man nichts Neues, und die Theorie des Verfassers von ihrem vulkanischen Ursprunge ist ebenfalls unbedeutend. Die Ruinen auf der Insel J-kolmkill werden ausführlich beschrieben. Ueber Oban ging der Verf. nach den Hochlanden zurück. Bey Gelegenheit von Glen-Coe, Ossians Vaterlande, werden Zeugnisse für die Aechtheit der Ossianischen Gedichte angeführt. Die Reise über Invernoß, Craig Phatric, wo die verglasten Mauern merkwürdig sind, Culloden, wo Anekdoten von der Niederlage des Prätendenten erzählt werden, zum reizenden Loch Tay, über Perth nach Glasgow zurück, enthält manche interessante Nachrichten. Zuletzt beschreibt der Verf. eine Ausflucht

sucht nach den Landbäus- und Mineralwässern von Moffat. Angehängt sind eine Nachricht von Buchanan's Leben, und eine Abhandlung über die Dicht- und Tonkunst der Hochländer, welche sich im Original nicht befindet; sondern ein Auszug aus Alex. Campbells Geschichte der Schottischen Dichtkunst ist. Sie enthält ebenfalls Zeugnisse für die Aechtheit der Ossianischen Gesänge. Die Uebersetzung ist, wie sich von Rosegarten erwarten läßt, sehr gut, und man wird es dem Dichter für manche schön übersetzte Darstellung leicht vergeben, daß er nicht weiß, was mule yarn und water twist ist, daß er cawk mit Schwefel-Vitriol übersetzt, u. dgl. m. Nur einmal ist durch einen Uebereilungsfehl vessel, Schiff, mit Gefäß übersetzt.

Br.

Gelehrtengeschichte.

Charakteristik D. Martin Luthers, entworfen von Ernst Karl Wieland, Prof. zu Leipzig. Chemnitz, bey Jakobäer. 1801. 180 S. 8. 8 K.

Ein, so viel wir sehen, ganz unveränderter Abdruck des Aufsatzes, welchen Hr. W. in den ersten Theil des Pantheon der Deutschen eingerückt hat, und der nicht bloß eine Charakteristik; sondern auch den merkwürdigsten Theil der Lebensgeschichte Luthers enthält. Ob dieser Abdruck mit Bewilligung des Verfassers geschehen sey? davon finden wir keine Anzeige. Verdient aber hat es allerdings diese Schrift, dadurch bekannter gemacht und mehr verbreitet zu werden. Sollte Hr. W. dieselbe einst noch einmal bearbeiten wollen: so wünschten wir, daß er nicht nur den Mangel an chronologischen Bestimmungen ergänzen; sondern auch auf einige Bemerkungen Rücksicht nehmen möchte, welche über diese Charakteristik in dieser Bibliothek (B. XXV. S. 411 flg.) gemacht worden sind.

Wn.

G. A. Will's, Prof. zu Altdorf, Nürnbergisches Gelehrten-Lexikon; oder Beschreibung alter

Nürnb. Gelehrten beyderley Geschlechts, nach ihrem Leben, Verdiensten, und Schriften — fortgesetzt von Christian Konrad Nopitsch, Pfarrer zu Altenthann. Fünfter Theil, oder erster Supplementband von A—G. Altdorf, beym Herausgeber, und in Kommission bey Lechner in Nürnberg. 1802. VI. und 448 Seiten in Quart.

Obgleich Nürnberg nicht unter die ältesten Städte Deutschlands gehört; durch Kunstfleiß sowohl als Beförderung wissenschaftlicher Kenntnisse hat es doch längst schon, und dermaaßen sich hervorgethan, daß es auffallen mußte, nach der Mitte verwichenen Sekuli erst Jemand auf den Einfall kommen zu sehen, das Andenken der in dieser Reichsstadt, und ihrem nicht unbeträchtlichen Gebieth entweder gebornen, oder doch ansässig gewordenen Gelehrten und Künstler auch für die Zukunft zu sichern. Ein paar Dutzend Jahre früher, nämlich 1730, hatte der kenntnißreiche J. G. Doppelmayr zwar einen Theil dieser Lücke durch den nicht schwachen Foliband mit sehr fruchtbaren Nachrichten von Nürnbergischen Mathematikern und Künstlern zu füllen versucht; aber, wie gesagt, erst einen Theil nur, der überdieß doch noch Berichtigungen brauchte, und nach 70 vorübergestrichenen Jahren auch Zusätze, die seitdem von Mehrern versprochen wurden, noch aber nicht erfolgt sind. Durch sein Nürnbergisches Gelehrten-Lexikon in vier Quartbänden, das endlich von 1755—58, vor Beginn also der A. D. Bibl. erschien, und die jenem Zeitraum noch anklebende, oben ein inkorrekte Redseligkeit abgerechnet, reichhaltig genug ausgefallen war, hatte der unermüdete, verdienstvolle Will zwar das Ganze umspannt; eben deßhalb aber auch nicht Alles mit gleicher Genauigkeit behandeln können, und seitdem sind wieder mehr als 40 Jahre verflossen, die zu Ergänzungen in Menge Stoff gaben. Er selbst ließ es zwar an Emsigkeit für Berichtigung und Fortsetzung seiner Arbeit nicht fehlen, und bereits im Jahr 1783 die zwey ersten Buchstaben des weiter geführten und ergänzten Lexikons wirklich abdrucken (wodurch es ins Stocken gerieth, ist dem Rec. unbekannt,) diesen Theil des Werks ist nun indeß so uneigennützig gewesen,

seit. In vorliegender Ausgabe ganz umzuarbeiten, weil, wie natürlich, seit 1783 es abermalige Veränderungen und neue Zusätze in großer Anzahl einzuschalten gab.

Im alten Nürnb. Gelehrten-Lexikon waren doch schon an die 2000 Namen aufgeführt, worunter sehr viele freylich nur einen Nürnberger oder Altdorfer noch interessieren konnten. Hierüber jedoch ist Werken dieser Art durchaus kein Vorwurf zu machen; denn solche Repertoria sind zunächst doch für Stadt- oder Landeseingeborne selbst berechnet, die denn Manches noch immer brauchbar finden, womit der Fremdling, oder von höherm Standort sich Umsehende gar nichts anzufangen weiß. Genug, wenn Letzter über Leben und Schriften, dafür anerkannt guter Köpfe auf Nachweisungen und Umständlichkeiten darin stößt, die er bisher anderwärts vergeblich gesucht hatte; und von dergleichen enthält das Will'sche, übrigens außer dem Zeitraume unserer Blätter liegende, Lexikon bedeutende Nachlesen. Auch vorliegender Supplementband, dem noch zwey von gleicher Stärke folgen sollen, stellt wieder mehr als 500 Namen auf, womit es dieselbe Bewandtniß hat; denn der bey weitem größere Theil enthält nur Berichtigungen der im alten Lexikon schon abgehandelten Artikel. Vorgesetzte Sternchen zeigen diesen Umstand an, und in der Vorrede merkt Hr. R., der auch den Beystand des Altdorfer Professors Siebenkees dankbar rühmt, mit Fug und Recht diejenigen Artikel besonders an, denen das Verdienst, die alten wesentlich verbessert und bereichert zu haben, sich nicht absprechen läßt. Rec. will hierunter nur die den Veit Dietrich, die höchstverdienten Kammerare, den J. W. Feuerlein, Hanns Folz, Seb. Frank, Gatterer, Scip. Gentilis und Gisanius betreffende nennen. Unter den neu hinzugekommenen zeichnen, um doch Einige anzuführen, durch ihre Behandlung sich aus, die über Ackermann, mehrere Bauer, Brenk, (mit dem über Will auch in eigens gedruckter Lebensbeschreibung, 1792 sich beschäftigt gehabt,) Döderlein, von Ebermayer, Eisen von Eisenbühl, Gabler, und den nachmaligen Zeitungsschreiber Groß zu Erlangen.

Mit dem Vortrage dieser aus den Federn Mehrerer geflossenen Notizen kann man im Ganzen zufrieden seyn. Um die Supplementbände nicht zu stark anschwellen zu lassen, sind vom Buchstaben C. an, (der jedoch wie seine Nachfolger noch

Ausnahmen macht) umständlichere Familiennachrichten weggelassen worden. Auswärtige Leser dürften dawider wenig einzuwenden haben, und bestehen die Einheimischen auf dergleichen Genealogicis: so ist der Herausgeber erbötig, sie am Ende des Werks, oder was noch rathsamer wäre, in besonders zu habendem Anhange getreulich nachzuliefern. Bey dem den Ergänzungsband anfangenden Namen Ackermann fand Rec. zu erinnern, daß dieser gelehrte, auch in andern Fächern wohl bewanderte Mehlkus, im, wie es scheint, von ihm selbst eingesandten Aufsatze, mithin als noch lebend erscheint; die Vorrede des Herausgebers aber erst von Ende Januars 1802 datirt, wo A. doch vor länger als Jahr und Tag schon gestorben war, wie denn S. 308 auch sein Nachfolger im Amte genannt wird, ohne daß irgendwo von dem Tode des Vorgängers Etwas vorkäme. Eine kleine Fahrlässigkeit, deren es in dem Werke hoffentlich nicht mehrere giebt! S. 63 ist beyzufügen, daß der auch schon verstorbene Rektor Hummel zur Bauerschen, eigentlich Willschen, Bibliotheca librorum rariorum, im Jahr 1791 noch einen dritten Supplementband gefertigt hat. S. 232 muß Graf Dohna zu Kotzenau, statt Dehna zu Kotzman, gelesen werden. Ueber Druckfehler von Belang, die in einem Werke, wie vorliegendem, doppelt unangenehm sind, fand Rec. wenigstens sich nicht zu beschweren.

Rk.

Lebensbeschreibungen berühmter Reformatoren. Ein Lesebuch für den Bürger. Siebenter Band. Leipzig, bey Voß. 1802. VIII. und 172 Seiten 8. 12 K.

Auch mit dem Titel:

Leben des Desiderius Erasmus. Mit seinem von Endner gestochenen Bildnisse.

Wenn die andern Bändchen dieser Sammlung, zu deren siebentem sich in der Vorrede ein Herr A. G. bekennt, in eben dem Geist und Ton, wie vorliegendes, geschrieben sind, dürfte schwer genug zu begreifen seyn, was ihr Verfasser unter dem Aushängeschild eines Lesebuchs für den Bürger sich

sich gebauchthabe. Gleich aus dem Anfange des ersten Kapitels urtheile man, ob so was den, wenn auch nicht ganz illiteraten, doch immer noch profanen Bürger anzulocken und zu befriedigen geeignet sey? „Es liegt in den Bedingungen „jedes wahrhaft großen Ereignisses, welches das Fortschreiten des menschlichen Geistes befördert, daß nicht nur das, „was ihm von außen her entgegen steht, kräftig und gewaltsam zurückgetrieben; sondern auch der Kreis selbst, worin „es sich bewegt, immer bestimmter abgerundet, und auch ihn „innerhalb desselben Alles ausgeschieden werde, was ihn verunreinigen, und seine feste Abgeschlossenheit hindern könnte.“

Vorreden, klagt man, bleiben gemeiniglich ungelesen, und von kahlen Dilettanten, die bloß leidiger Zeitkürzung halber nach Büchern greifen, mag dieß in der That, heut zu Tage besonders, mehr als zuviel geschehen. Ein solcher sieht wohl gar in dem Wahne, ein raisonnirender Vorbericht brächte um das Vergnügen der Ueberraschung! Nicht so der Leser, dem es wirklich um Belehrung zu thun ist. Dieser wird jede Vorrede, die ihm den Standpunkt anzeigt, von wo der Verfasser ausgieng, und danach beurtheilt seyn will, auch deßhalb seiner ganzen Aufmerksamkeit werth halten, weil meist aus dem Präludio sich schon ergiebt, was für einen Künstler man vor sich, und in was für eine Stimmung man sich selbst zu bringen habe. In vorliegendem Falle jedoch wird der bloße Dilettant (den unser Biograph unter dem lesenden Bürger sich zu denken scheint,) zuverlässig sehr wohl thun, die Vorrede ungelesen zu lassen. Ihr Verfasser hat es keinen Hehl, daß seine Absicht nichts anders sey, als dem guten Erasmus seine bisherige Berühmtheit zu entziehen; denn das heißt doch Jemand herabsetzen, und ihn aus dem Kreise großer Männer auf immer zu verweisen. Schwerlich hat der mit alten Sprachen, und der Literatur des 15ten und 16ten Jahrhunderts nicht vertraute Lesefreund nur den geringsten Begriff davon, ob und wie ein Mann wie E. auf den Geist seiner Zeit habe wirken können. Schon im Präambulo also zu finden, daß Luthern oder Hutten gegenüber gestellt, E. nur als ein sehr schwaches Licht erscheine, wird ihn auf den ganz vernünftigen Gedanken bringen, die Lebensgeschichte eines so unbedeutenden Menschenkindes lieber gar undurchblättert zu lassen, und hiezu räth ihm auch Rezensent.

Zum

Zum Behuf solcher Leser, qui ultra vulgus sapiunt, und die schon aus Vorreden wissen, woran sie sind, mögen aus vorliegender hier noch einige Floskeln stehen; und sollten diese das Verlangen nach dem Uebrigen rege machen: so weiß man nunmehr, wo es dergleichen Blumen in Menge zu pflücken giebt. Wegen öftern Platzwechsels und häufiger Streitigkeiten, worin die Gährung jenes Zeitgeistes den sonst friedfertigen E. oft genug verwickelte, wird es überaus schwierig, in seiner Lebensbeschreibung die Zeitfolge gehörig zu beobachten. Diese nicht schärfer im Auge behalten zu haben, entschuldigt sich unser Biograph mit der Unmöglichkeit, so was nach der Strenge zu leisten; besinnt sich aber bald eines andern, und fügt noch hinzu: „Vielleicht war es aber nicht einmal nöthig, Etwas zu entschuldigen, was sich selbst rechtfertigt, indem diese ungebundene Darstellung mit der Ungebundenheit des Dargestellten (E. ein Landstreicher also!) vermuthlich übereinkommen dürfte." — Was die von ihm versuchte Würdigung des E. betrifft, die er nunmehr richtig und völlig erwiesen glaubt, bekömmt man unter andern auch Nachstehendes zu hören: „Es scheint mir ganz an der Zeit zu seyn, Männer wie Erasmus so tief aufzugreifen, als möglich, und so ungescheut und stark hinzustellen. Was ist es denn nun mehr, daß ein Götze weniger wird?" — Sehr wohl! Wie aber dann, wenn ein Götze sich umgestürzt, und der andere dagegen wieder aufgestellt findet? — Oder thut Hr. A. E. etwas Anderes, indem er bald darauf Martin Luthern zum göttlichen Manne stempelt, und dieses doch sehr nach Götzendienst schmeckende Prädikat in seiner Declaration unzähligemal wiederholt? Invektive, wäre das rechte Wort gewesen; denn seine Abneigung gegen E. geht so weit, daß er die schwachen Seiten desselben, und wer hat deren nicht? für schlechterdings keiner Nachsicht empfänglich erklärt! Versteht wer da kann, wie unser Zelot ein so hartes Verfahren zu rechtfertigen glaubt: „Ich kenne Religion, die „auch ein verfehltes, verlornes Menschenleben gläubig auf „das Ganze zu beziehen weiß; aber der Durchgang zu jenem „höhern Standpunkte, oder das Mittel, sich rein darauf zu „erhalten, ist Ausscheidung des Schlechten und Verfehlten. „Aus dieser Religiosität gieng Luthers Urtheil über Erasmus „hervor, u. s. w." — Kurz vor dieser pomphaft wenig sagenden Phrasenreihe heißt es nicht minder pomphaft: „Jeder „große Mann drückt der Zeit sein Gepräge auf; und Männer,

„wer, denen umgekehrt die Zeit ihr Gepräge auszudrücken „vermag, sind zuverlässig unbedeutend und klein!“ — Als ob M. trotz seiner Abneigung gegen gewaltsame Mittel nicht ganz vorzüglich unter die preiswürdigen Männer gehört hätte, die der Glaubensreinigung den Weg ebneten, und ohne deren Vorgang Luther und seine Freunde der Schwierigkeiten unendlich mehr noch würden zu bestreiten gehabt haben!

Gerade hier aber ist es, wo der Knoten steckt. Von Luthern nur, und noch ein paar solchen Hitzköpfen soll allein Alles vorbereitet, unternommen, und zu Stande gebracht worden seyn! Unserm für ihn glühenden Enthusiasten zufolge geschah noch lange nicht genug für Luthers Andenken. Man höre! „Dieser große göttliche Mann, dessen vollen„dete Würdigung immer noch zu erwarten ist, verdient wahr„lich weit mehr als die flache und verworrene Lobpreisung, „die ihm jetzt noch, und ich möchte sagen, in unserm Zeitalter ganz besonders wiederfährt.“ — Wagt Herr A. G. sich jemals an diese vollendete Würdigung: so mag man auf ein nach ungeheuern Verhältnissen angelegtes Ehrenmahl nur immer sich gefaßt machen! Da Luther, wie bekannt, an der Bedächtlichkeit des weniger exaltirten E. sehr oft Aergerniß nahm, und seinem Unwillen hierüber mit der ihm eigenen Derbheit Luft machte, hat der Biograph nicht ermangelt, seine Darstellung mit dergleichen, dem armen E. gar nicht günstigen Aeußerungen Luthers Wort für Wort auszuschmücken; oder, wie es weiter heißt: „Ihn habe ich hier auch „darum sich selber aussprechen lassen, weil seine hohe schlichte „Kraft dem Gemüthe so wohl thut, und es so schön beru„higt, wenn es ein gerechter Unmuth über Erasmus beun„ruhigt hatte!“ — Ad vocem Aussprechen, dient dem Leser zur Nachricht, daß Herr A. G. in dieses neuerdings ungeprägte, zuweilen recht guten Dienst leistende Wort innig verliebt ist, und es in mancherley Sinne gewiß einige Dutzendmal braucht. Noch andere Wörter, die ihm nicht weniger kräftig dünken, und daher eben so häufig vorkommen, sind z. B. das dem Aussprechen so analoge Ansprechen, oder Mißleben; welches letztere jedoch bald ein unordentliches, bald ein unglückliches Leben bey ihm andeutet. Begütigung, dessen Sinn hier nicht errathen zu können, Recensent gestehen muß. Richtgier, vermuthlich statt Kritisterlitzel. Was in aller Welt soll die Vornehmheit eines erprob-

ten,

ten ausgedienten Gelehrten, die S. 152 dem K. Schuld gegeben wird, aussprechen helfen? Das neu gegossene, und ebenfalls mehr als einmal gebrauchte Wörtchen Römlingwäre so übel nicht; ergäbe sich nur immer gleich aus dem Zusammenhange, daß ein Schmarotzer der römischen Kurie darunter zu verstehen sey. Zwar hat der Autor für das Widerspiel vom Zusammenhange, die französische Inconséquence nämlich, den Ausdruck Unzusammenhängigkeit an einander gelöthet; oft genug aber den Fehler selbst desto weniger vermieden.

Recensent, wie man sieht, würde sobald nicht fertig werden, wenn er von den übrigen Eigenheiten des Vortrags, worin dergleichen Neuheiten doch nur als Sternchen funkeln, noch umständlichern Bericht erstatten wollte. Als Vorschmack indeß können sie dienen, was bey voller Tafel hier zu erwarten sey. Zwar mit mühsamen Veranstaltungen hat der Wirth sich's eben nicht sauer gemacht; denn Er selbst zeigt ganz treuherzig an, daß: „Erasmus von Rotterdam nach seinem Leben und Schriften," ein von Herrn Hess zu Zürich, 1790, in zwey starken Großoktavbänden herausgegebenes, und auch in unserer A. D. Bibl. seiner Zeit beurtheiltes Werk, dem seinigen zur Grundlage gedient habe. Wirklich läuft des Abkürzers eignes Verdienst bloß darauf hinaus, Alles im neuesten Geschmack auszusprechen, und aus Luthers Werken dieß und jenes einzuflicken, worin dieser gegen Erasmus sich am unverhohlensten erklärt. Die neue Darstellung zerfällt in 16 Kapitel, und könnte deren eben so gut mehr oder weniger zählen; weil, wie schon oben erwähnt, der Epitomator mit völliger Ungebundenheit dabey zu Werke gieng. Leute, denen um ein treues Gemälde des Mannes und seines Wirkungskreises zu thun ist, werden einem so feindselig ausgeführten, wie vorliegendes ist, ohne Zweifel sehr bald den Rücken zukehren; Zug für Zug es verfolgen zu wollen, wäre die unnöthigste Mühe von der Welt; zum Belege jedoch, daß Recensent die Deklamation durchgeblättert, mögen noch ein paar Anmerkungen hier Platz finden: S. 4 und anderwärts immer Tergaw, statt Ter Gouw, oder das ungleich gewöhnlichere Gouda. S. 18 wird statt Bergis vermuthlich Cambray zu lesen seyn. Stunden annehmen, statt Unterricht geben, ist auf eben dieser Seite ein sehr unschicklicher Ausdruck. S. 31 muß Balla statt Volla stehen, und S. 86

Als-

Alexander statt Olvander, der auch kurz und gut als Nuncius oder Kardinal zu bezeichnen war. Nicht ein Schwager des Aldus Manutius; sondern sein Schwiegervater war es, in dessen Hause, laut S. 35 E. zu Venedig wohnte. Ein paar Zeilen weiter erscheint der bekannte Grammatiker und Korrektor M. Musurus, mit dem kahlen Prädikat eines Dichters aus Creta. Der S. 63 angeführte Faber Stapulensis hieß Jakob, nicht Johann, und hat am wenigsten in der Piccordie gelebt. S. 84 und sonst noch figurirt die Fakultät von Sorbonne. S. 90 wird die Geschichte der Erasmischen Briefsammlungen sehr oben hin abgefertigt. Was ist das für ein Jakob Montan, an den Luther im J. 1529 nach Syrien schrieb? Zu Berichtigungen erheblichern Inhalts fehlt es an Raum; denn dieser müßte dem Rec. zu Gebot stehen, wenn Alles, wo dem guten E. offenbar zu viel geschieht, in sein gehöriges Licht gestellt werden sollte.

Nicht ohne Ekel wird man z. B. die übertriebenen Lobsprüche lesen, womit Ulrich von Hutten gegen Erasmus nicht etwa nur vertheidigt; sondern diesem auch unendlich weit vorgezogen, und der Feuerseele des tobenden Ritters, so wie der wahrhaft dichterischen Entzündbarkeit desselben, überall mit voller Hand Weihrauch gestreut wird. Wie vollends E. in dem Augenblick wegkommt, wo er dem Besuche des mit der schlimmsten Art von Krätze behafteten Wildfangs zu Basel ausweich, kann man sich vorstellen. Vermuthlich haben alle die Herren, denen ein dergleichen Betragen so anstößig bleibt, noch niemals die Verlegenheit gefühlt, Jemand abweisen zu müssen, mit dem sie vielleicht schriftlich nicht ungern zu thun gehabt; mit aber Willens waren, ihn persönlich sich auf den Hals zu ziehen! Schon die Frechheit, womit Hutten einen wichtigen Brief des Erasmus, den er dem Kurfürsten von Mainz einhändigen sollen, vorher abdrucken ließ, schon dieß Benehmen war hinreichend, vom nähern Umgange mit einer solchen Feuerseele abzuschrecken. Schade, daß dem Erasmomastix unbekannt blieb, wie ein paar Jahre früher es unserm Eoban Hesse zu Löwen gieng. Dieser Musensohn war ein weit korrekterer Dichter als Hutten; und von dieser Seite ließ ihm E. ebenfalls alle Gerechtigkeit wiederfahren; zugleich aber auch ein notorischer Säufer. Sapienti sat! Nur in dem einzigen Handel mit Eppendorf (fünf Sechstel der ganzen Diatribe ha-

ben

ben mit dergleichen Zänkereyen zu schaffen) müßten erst bessere Aufklärungen zu Hülfe kommen, um den Erasmus weniger tadelnswerth, als er bis jetzt erscheint, finden zu lassen. Wenn der Biograph endlich dem Holländer zwar Fleiß und Gelehrsamkeit zugesteht, so wie einigen Antheil an Geschmacksreinigung; in hundert andern Stellen aber, jene Gelehrsamkeit ohne den mindesten Beweis wieder auf Einseitigkeit herabsetzt, und diesen Antheil an Geschmacksbildung auf eine glatte Phraseologie (lus Minervam!) nicht minder unbesonnen einschränkt; von des Mannes unläugbaren Verdiensten um theologische Methode hingegen gar nichts zu wissen scheint: so wird man am Ende ganz ungewiß, was ein solcher Darsteller eigentlich habe aussprechen wollen. Doch vielleicht ist gerade dieses magische Helldunkel, was unsere Literatoren neuesten Schlages am stärksten ansprechen wird. Quaesitis nugas, nugis gaudete repertis!

NI.

Klassische, griech. u. lat. Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

Sokrates als Mensch und Lehrer. Oder: denkwürdige Reden und Thaten des Sokrates aus dem Griechischen des Xenophon, mit erläuternden Anmerkungen begleitet, von Heinrich Kunhardt, Subrektor (jetzt Konrektor) am Gymnasium zu Lübeck. Lübeck und Leipzig, bey Bohn. 1802. VIII und 303 Seiten 8. 16 Gr.

Die beträchtliche Reihe der deutschen Männer, welche seit 1693, d. h. von Thomasius an, bis auf H. K. herab, das griechische Original übersetzt haben, zeugt von der großen Aufmerksamkeit, mit welcher man nun länger als ein Jahrhundert jenes köstliche Werk unter uns zu beschauen pflegte. Die Absicht, dasselbe zu übertragen, gieng meistens dahin, um durch dessen leichteres Verständniß die Jugend dafür zu gewinnen. Dieser Endzweck war sehr edel. Nur zweifelt Recensent, ob das Xenophontische Evangelium bey unsern jun-

gen

gen Leuten auf Schulen ohne alle Einschränkung zu dem Interesse gehoben werden kann, dessen dasselbe würdig ist. Versteht der Lehrer nicht die Kunst, die jungen Leser in die jedesmalige Lage und Stimmung der unterredenden Personen recht lebhaft zu versetzen; fehlt es ihm an der hierher gehörigen Portion moralischen Mitgefühls, wodurch er die Wahrheit der Lehren bekräftigen kann; gebricht es ihm theils an der erforderlichen Kenntniß, die Begriffe der Moral des griechischen Alterthums überall gebührend aufzusuchen, und an Fähigkeit, dieselben leicht zu entwickeln und zu verdeutlichen; weiß er sie endlich nicht durchgehends auf das praktische Leben anzuwenden: so möchte wohl der hohe Vortheil nicht erreicht werden, der außerdem durch eine zweckmäßige Lektüre des wahrhaft goldenen Buches erhalten werden kann. Unter den neuesten Interpreten jenes Werks hat sich auch in genannter Hinsicht Hr. Weiske, der vortreffliche Herausgeber der Xenophontischen Schriften, und der achtungswerthe Uebersetzer der Apomnemoneumata, unstreitig das größte Verdienst erworben. Nur allein von Wieland als Uebersetzer wird er an Zartheit, Schönheit, Anmuth und Eleganz, so wie an der seltenen Gabe, den feinen Konversationston der Griechen höchst glücklich nachzubilden, noch übertroffen. Alle andere bisherige Dolmetscher müssen wenigstens, nach des Rez. Erachten, demselben nachstehen.

Rec. verkennt die gute Absicht, den Fleiß und die gelehrte Thätigkeit, die Hr. K. neuerdings als Herausgeber und Dolmetscher bewiesen hat, durchaus nicht; vielmehr glaubt er, derselbe werde bey größerer Achtsamkeit und bey fortgesetztem sorgfältigern Anschauen der griechischen und römischen Originalwerke noch Manches liefern können, wodurch das Studium antiker Gelehrsamkeit befördert werden möchte. Nur glaubt er, behaupten zu dürfen, daß durch diese Uebertragung der Denkwürdigkeiten keine bessere Nachbildung der Urschrift, als wir bisher schon gehabt haben, geliefert worden seyn möchte. Von seinen Vorgängern sagt der Verf. kein Wort. Sollte er die obschon öfters nur den Sinn darstellende, sonst aber sehr fließende, Meidesche, sollte er die genaue und mit sichtbarem Fleis gearbeitete Weiskesche Uebersetzung nicht gekannt, und sich zum Muster gewählt haben? Sollte er nicht gewußt haben, wie glücklich, ja zum Theil wie vortrefflich Köpke und Wieland einzelne Stücke

zu übertragen bemüht gewesen sind? Das läßt sich von einem Manne, bey welchem man in solchen Fällen Kenntniß der Literatur voraussetzen muß, unmöglich erwarten. Doch scheint es beynahe so, da er nichts von dem erwähnt, was vor ihm schon geschehen war. Zwar läßt sich ohne Vergleichung mit der Urschrift seine Nachbildung ziemlich leicht und fließend lesen. Allein bey vorgenommener Gegeneinanderstellung findet man, daß er, beynahe wie Reiske, den schönen Vortrag des Originals nicht selten zu sehr zusammenzieht, mehr auf das Nachbilden des Sinnes, als der lieblichen attischen Rede selbst bedacht ist, der edlen Einfachheit und Würde der Urschrift weniger achtet, und die genauere Richtigkeit im Wiedergeben der Ideen öfters übersieht. Beyspiele werden es unten zeigen. Vorher noch theilen wir zur Probe ein Stück aus der bekannten Erzählung des Prodikus nach Wieland und Kunhardt mit. Die Tugend äußert gegen die Wollust unter Andern Folgendes nach

Wieland.

Elende, wie darfst du von Glückseligkeit reden, und wie wenig muß das, was du gut und angenehm nennst, diesen Namen verdienen, da du es nicht einmal der Mühe werth hältst, Etwas dafür zu thun? Wie solltest du auch wissen können, was wahres Vergnügen ist, da du den Reiz des Bedürfnisses nie erwartest; sondern dich mit Speisen anfüllst, bevor dich hungert, und trinkst, ohne zu dürsten? Damit du mit einiger Lust essen könnest, muß die Kochkunst alle ihre Erfindungen erschöpfen; um mit Vergnügen zu trinken, mußt du dir die theuersten Weine anschaffen, und mitten im Sommer nach Schnee herumlaufen; und um schlafen zu können, nicht nur die weichsten Madratzen und Decken; sondern noch kostbare und zierlich gearbeitete Bettstellen nöthig haben, und diesen sogar noch Tapeten unterlegen; denn du gehest nie schlafen, um von Arbeiten auszuruhen; sondern weil du vor Langweile sonst nichts anzufangen weißt. Die Afroditischen Vergnügungen erzwingst du, ohne Bedürfnisse durch alle Arten von künstlichen Reizmitteln, und mit den Männern nicht zufrieden, machst du sogar welche aus deinem eigenen Geschlecht. — Was für Ehre hast du davon, daß du der Unsterblichen eine bist? Die Götter haben dich aus ihrer Gesellschaft ausgestoßen, und allen guten Menschen bist du verächtlich. Das Süßeste, was man hören kann, hat dein Ohr nie

nie gehört; denn wenn hörtest du dich jemals loben? Das Angenehmste, was die Augen sehen können, hast du nie gesehen; denn wo sahest du jemals ein großes und schönes Werk, das du zu Stande gebracht hättest? Wer hat dir jemals geglaubt, wenn du etwas bezeugtest? Wer nimmt sich deiner an, wenn du in Mangel geräthst?

Kunhardt.

Elende, erwiederte die Tugend, welche Güter besitzest denn du? Kennst du wohl irgend eine Freude, da du keine durch Arbeit zu verdienen geneigt bist; da du nicht einmal das Verlangen nach Genuß erwartest; sondern, noch ehe die Neigung erwacht, in jedem Genusse dich überfüllest, ohne Hunger Speisen, ohne Durst Getränke zu dir nimmst; um lecker zu essen, Köche bestellest; um wohlschmeckende Getränke zu erhalten, köstliche Weine herbeyschaffest, und im Sommer umher gehest, Schnee aufzusuchen; um sanft zu schlafen, nicht bloß reiche Ruhebetten; sondern auch Sophas (Faulbetten) und Polstergestelle dazu anschaffest? Nicht der Arbeit wegen, sondern weil du keine Beschäfftigung hast, verlangst du nach Schlaf. Den Genuß der Liebe erzwingst du, bevor die Neigung dazu erwachet, durch mancherley künstliche Mittel, und gebrauchest Männer wie Weiber (!!!) So gewöhnest du deine Freunde, durchschweigest die Nacht in Genüssen, und verschläfst den nützlichen Theil des Tages. Zwar eine Unsterbliche bist du, doch aus dem Kreise der Götter verstoßen, und von edlen Menschen verachtet; hörst nie die holde Stimme des Lobes; siehest nie das lieblichste Schauspiel; denn noch kein schönes Werk sahst du aus deinen Händen hervorgehen. Wer würde deinen Worten wohl Glauben beymessen? Wer dir ein Bedürfniß befriedigen?

Schon diese Probe kann die obige allgemeine Behauptung bestätigen, so wie die in derselben vorkommende Stelle: du gebrauchst Männer wie Weiber (γυναιξι τοις ανδρασι χρωμενη), zugleich von der verabsäumten Richtigkeit der Nachbildung ein starker Beweis ist. Wir haben aber außerdem noch viele Stücke verglichen, und müssen in Ansehung derselben gleiche Klage führen. Einige Beyspiele werden auch dieses bezeugen können. B. 2. K. 9. sagt Xenophon, daß Archidem, der Kritons Haus für seinen Schutzort (απο-

στρεφη) ansah, seinen Freund μαλα περιειπεν. H. K. überträgt dieses: er wartete ihm auf mit der größten Dienstfertigkeit. Rec. braucht gar nicht zu erinnern, daß das deutsche Zeitwort, einem aufwarten, einen ganz andern Sinn, als: περιειπειν τινα habe, und bloß daher durch Hochachtung bewiesen, gegeben werden müsse. Ebendaselbst heißt συθυς nicht schon frühe, sondern: bald darauf; των πολλους εχθρους nicht die große Zahl seiner, sondern ihrer Feinde kennen lernen; διαπραττεσθαι nicht seine Thätigkeit beweisen, sondern: seine Absicht oder seinen Endzweck erreichen; ωφελουμενος κολακευειν τινα nicht ein besoldeter Schmeichler von Jemand seyn, (was einen ganz andern Verstand hat) sondern: einem aus Gewinnsucht schmeicheln, oder um so desto besser von ihm ziehen zu können; πονηροι nicht Böswichter, sondern schlechte Leute. So ist B. 3. K. 1. gleich am Anfange längst aus dem Sprachgebrauche erwiesen, der daselbst auch von dem ganzen Zusammenhange vollkommen unterstützt wird, (man sehe Weiske und Schneider) daß ορεγεσθαι (ενεκα oder περι) των καλων nach öffentlichen Würden oder hohen Staatsämtern streben (eigentlich sich nach Staatswürden ausstrecken) heissen müsse; allein Hr. K. überträgt es durch: sich rühmliche Vorzüge wünschen. Auch aus diesem Kapitel würden wir viele Beyspiele von verfehltem Sinne ausheben können, wenn diese wenigen, nur aus einem kleinen Stücke genommen, nicht schon hinreichend genug wären.

Ah.

Neuer angehender Lateiner, oder praktischer Unterricht in der lateinischen Sprache für die ersten Anfänger, von Theodor Heinsius, Doktor der Philosophie. Berlin, bey Braun. 1801. 152 Seiten 8. 8 K.

Der alte so bekannte angehende Lateiner war zu seiner Zeit für den ersten Sprachunterricht ein sehr brauchbares Buch, welches der Form und Manier nach längst verdient hätte, in ein neues Leben zurückzukehren. Der Verfasser des vorliegenden praktischen Unterrichts hat dieses, was seiner Methode und Erfahrung allerdings zur Ehre gereicht, ebenfall

bemerkt, und dafür diese erste Unterweisung in der lateinischen Sprache nach der Art des ältern angehenden Lateiners einrichten wollen. Bey der Ausarbeitung derselben machte er die Beförderung einer genauen Bekanntschaft mit den Redetheilen zu seinem Hauptzweck, und wählte in einer Menge von Beyspielen den gewöhnlichen stufenweisen Gang der Grammatik, so daß der von ihm hier aufgestellte Unterricht für eine eigentlich praktisch-lateinische Grammatik gelten kann. Weil aber vor jeder Praxis wenigstens einige Theorie vorangehen muß: so fand er für gut, eine kleine Grammatik anzuhängen, die in einer faßlichen Sprache nur das enthält, was bey dem frühesten Unterricht unentbehrlich ist, und dabey nicht nur die Uebersicht des Ganzen erleichtert; sondern auch durch den Gang der Methode in das trockene Regelwesen eine gewisse Lebhaftigkeit bringt, worauf bey der ersten Anweisung fast Alles ankommt. Wir haben besonders diese kleine Grammatik sehr deutlich, zweckmäßig, und für ihre Absicht ziemlich hinreichend gefunden. Doch sollten manche Regeln noch genauer bestimmt seyn, wohin z. B. diese gehört: „Wenn zwey Substantive zusammenkommen: so steht das eine im Genitiv,“ weil jenes öfters geschieht, ohne daß jedoch deßwegen das Letzte gerade statt findet. Dieser Fall tritt bekanntlich nur alsdann ein, wenn zwey Substantive so zusammenkommen, daß von dem einen zugleich die nähere Bestimmung, oder das gegenwärtige Verhältniß des andern abhängt. Bey Anfängern ist bey dem Stande und Gebrauche der obliquen Kasus die Zuflucht zu den Fragen: Wessen? Wem? Wozu? u. s. w. nicht ganz zu vermeiden. Doch ist es gut, wenn man den ersten Elementarschülern soviel als möglich noch Sätze und Beyspiele vorlegt, in welchen, so wenig es nur seyn kann, obliquе Kasus vorkommen. In den dritten Klassen z. B. der Bürgerschulen möchte unter andern auch des beygefügten kleinen Wörterbuches wegen dieser neue angehende Lateiner vorzüglich recht sehr gut gebraucht werden können.

Rh.

Die Briefe des Plinius, übersetzt und mit Anmerkungen erläutert von M. J. A. Schäfer, Konrektor an dem königl. Gymnasium zu Anspach.

Zweyter Band. Erlangen, bey Schubart. 1802. 31 Bogen 8. 1 Rl. 8 K.

Alles das Gute, was Recensent von dem ersten Bande dieser neuen Uebersetzung des römischen Epistolographen im 72sten Bande der N. A. D. Bibl. S. 229 flg. gerühmt hat, kann und muß er auch von dem gegenwärtigen zweyten Bande rühmen, der die übrigen sechs Bücher enthält. Eben die glückliche, nur durch ein sorgfältiges Eindringen in den Geist und die Manier des Originals erreichbare Treue und Gewandtheit, wodurch sich die Uebersetzung der vier ersten Bücher auszeichnet, finden wir auch hier. Ja wir sind in diesem zweyten Bande, dessen größten Theil wir doch mit dem Texte in der fast zu gleicher Zeit erschienenen Gierigschen Ausgabe genau verglichen haben, noch seltener auf Stellen gestoßen, bey denen sich gegründete Erinnerungen machen ließen. Wir glauben aber auch, daß sich der größte Theil der in den sechs letzten Büchern enthaltenen Briefe durch Leichtigkeit und Einfachheit vor denen in den vier ersten Büchern unterscheidet. In Stellen, wo die Lesart und Interpretation des Textes schwankend ist, hat Hr. Schäfer gewöhnlich eine solche Wahl getroffen, die wir billigen müssen, und die auch sehr oft mit dem Urtheil zusammenstimmt, das wir in der erwähnten neuesten Ausgabe der Plinianischen Briefe, die Hr. Sch. nicht mehr vergleichen konnte, antreffen. Um sowohl die Freunde der klassischen Literatur, die lieber gut gearbeitete Uebersetzungen als die Originale selbst lesen, als auch studierende Jünglinge, welche die Lektüre des Plinius zum Gegenstande ihres Privatfleißes machen, und dabey eine angemessene Hülfe wünschen, auf diese gelungene Uebersetzung noch mehr aufmerksam zu machen: so wollen wir auch aus diesem zweyten Bande eine Probe mittheilen. Wir wählen dazu den 15ten Brief im 6ten Buche:

An Maurikus.

„Sie haben einen komischen Auftritt versäumt! ich „zwar auch; aber ich war kaum in Rom: so erfuhr ich die „Geschichte, da sie noch ganz neu war. Passienus Paulus, „ein angesehener römischer Ritter, und ein überaus gebildeter Mann, schreibt Elegien. Es ist dieß bey ihm Familientalent; denn er ist ein Landsmann vom Properkius, und

„zählt

„zählt ihn auch unter ſeine Ahnen. Dieſer nun las ein Ge„dicht vor, und fieng ſo an: Befiehlſt du, Priskus? — „Nichts weniger als das, ſagte hierauf Javolenus Pris„kus, der als ein ſehr guter Freund vom Paulus der Vorle„ſung beywohnte. Stellen Sie ſich vor, was das für ein Ge„lächter, für ein Spaßen bey den Zuhörern gab! Ueber„haupt ſcheint bey dem Priskus eine Feder geſprungen zu „ſeyn, und doch erſcheint der Mann bey Ehrenfällen; man „nimmt ihn zu Berathſchlagungen, und er ertheilt ſogar öf„fentlich (rechtliche) Beſcheide im bürgerlichen Rechte. De„ſto lächerlicher und auffallender war ſein damaliges Betra„gen. Indeß hat die Albernheit dieſes Mannes über die „Vorleſung des Paulus eine gewiſſe Kälte verbreitet. So „ſehr hat ſich Jeder, der vorleſen will, vorzuſehen, daß nicht „nur er bey geſundem Verſtande ſey; ſondern daß auch die es „ſeyen, die er dazu nimmt. Leben Sie wohl!“

Wir fügen einige Bemerkungen über die von uns angezeichneten Stellen bey. Im dritten Briefe des fünften Buches §. 2 lieſet Hr. Schäfer ſatyricos lego anſtatt lyricos lego. Allein invitis codd. möchten wir dieſe Lesart nicht annehmen. Die Vulgata läßt ſich durch die von Gierig angeführte Stelle des Quintilians recht gut vertheidigen, und der Einwurf, daß doch nicht alle lyriſche Gedichte anſtößig wären, verliert ſeine Kraft, da daſſelbe auch von den im Vorausgehenden erwähnten Komödien und Mimen gilt. Dagegen im 8ten Briefe deſſelben Buches §. 9 pflichten wir Hrn. Schäfer bey, indem er nicht mit Gesner, dem ſelbſt Gierig folgt, huic auf die Rede und illi auf die Geſchichte bezieht; ſondern den umgekehrten Fall annimmt, wofür der Zuſammenhang entſcheidet. Im 16ten Briefe des ſechsten Buches §. 8 aber ziehen wir die von Gesner und Gierig angenommene, in Handſchriften gegründete Lesart vor. In der gewöhnlichen Lesart, nach der Hr. Schäfer überſetzt hat, vermiſſen wir einen ſchicklichen Zuſammenhang. Wenn Hr. Sch. auch anders urtheilte: ſo hätte er doch billig in der Anmerkung den ſo ſehr abweichenden Sinn jener andern Lesart ausdrücken müſſen. VI, 16, 3 mißfällt der Ausdruck: „Wann ich Kinder — Enkel — werde von Ihren Herzen nehmen!“ im Texte ſteht ex veſtro ſinu. VIII, 5 ſind die Worte: Vixit cum hac triginta novem annis, ſine jurgio, ſine offenſa überſetzt: „Er hat 39 Jahre mit ihr gelebt; keines

ſtritt mit dem andern, keines beleidigte das andere.“ Hier iſt ſchon das Neutrum „keines“ anſtößig; und warum ſollte man hier nicht wörtlich überſetzen? VIII, 7 „indeß ich meine Ferien noch ſtrecke“ (ego adhuc Saturnalia extendo) — ſcheint uns kein angemeſſener Ausdruck. VIII, 24, 9 iſt die Stelle: Quo magis nitendum eſt, ne in longinquam provinciam, quam ſuburbanam; ne inter ſervientes, quam liberos; ne forte, quam iudicio miſſus, ne rudis et incognitus, quam exploratus probatusque, humanior, melior, peritior fuiſſe videaris — im Ganzen ſehr gut folgendermaßen übertragen: „Sie waren in einer entfernten Provinz, unter dienſtbaren Völkern, da das Loos Sie beſtimmte, da Sie noch ohne Erfahrung und unbekannt waren, ſchon der menſchenfreundliche, gute, verſtändige Mann; deſto mehr haben Sie ſich vor der Meinung zu hüten, als ob Sie das alles in einer nähern Provinz, unter freyen Völkern, als ein vom Kaiſer ſelbſt abgeordneter, verſuchter und bewährter Mann weniger geweſen wären;“ nur die unterſtrichenen Worte würden wir vermieden haben, da ſie von dem, der das Original nicht vergleicht, falſch verſtanden werden können. Wir würden überſetzen: „Sie waren in einer entfernten, Ihnen nur durchs Loos angewieſenen Provinz, unter dienſtbaren Völkern und ohne Erfahrung und Bekanntſchaft zu haben, ſchon der — verſtändige Mann; wie viel mehr haben Sie ſich zu hüten, daß Sie das Alles nicht in einer nähern, Ihnen durch Gutachten des Kaiſers ſelbſt zu Theil gewordenen Provinz, unter freyen Völkern, und als ein ſchon verſuchter und bewährter Mann weniger geweſen zu ſeyn ſcheinen.“ — X, 11 hat Hr. Sch. die gewöhnliche Lesart rogo ergo, ut *ipſe* apud te pro dignitate ejus, *precibus meis* faveas durch ſeine Ueberſetzung: „Ich bitte Sie alſo, laſſen Sie Ihrem Herzen auf meine Fürſprache die Beförderung eines Mannes empfohlen ſeyn,“ iſt ſehr gut gerechtfertigt, ſo daß es keiner Aenderung bedarf. X, 20, 3 ſind die Worte: Cui obſequio meo, opto, ut exiſtimes conſtare rationem etwas unteutſch überſetzt: „Ich wünſche nur, daß Sie dieſe meine Willfährigkeit für recht ſprechen mögen. X, 97, 4 heißt diffundente ſe *crimine* nicht, wie Hr. Sch. überſetzt: Da ſich das Verbrechen — immer weiter ausbreitete,“ ſondern crimen iſt da eben ſo wie in Trajans Antwort (Brief 98) die Beſchuldigung oder Anklage. IX, 26, 7 ſind die Worte: Sed opus eſt examine

et

et libra, incredibilia sint haec et immania, an magnifica et coelestia übersetzt; aber hier muß man eine feine Wagschale haben, um zu finden, ob solche Stellen ohne alle Glaubwürdigkeit und Karrikatur, oder ob sie prächtig und göttlich seyen.“ Hier wird mancher Leser das Fürwort ohne auch zu Karrikatur ziehen, und einen schiefen Sinn bekommen. Wir übersetzen incredib. et immania durch übertrieben und schwülstig. Seite 187 fiel uns der gedehnte Ausdruck: eine denuncianteische Schrift auf. — Die Anmerkungen in diesem Bande haben wir eben so gründlich und lehrreich, als in dem ersten Bande gefunden; nur scheinen uns auch hier einige z. B. S. 77 über den Praefectus urbis, S. 259—63 über Quästoren und Aedilen ausführlicher zu seyn, als der nächste Zweck erforderte.

Ne.

M. Tulli Ciceronis, quae vulgo fertur, Oratio pro M. Marcello. Recognovit, animadversiones selectas superiorum interpretum suasque adjecit *Frid. Aug. Wolfius*. Berolini, impensis Lagardii. CIↃIↃCCCII. 7 Bogen 8. 8 gr.

Nachdem bereits Herr Prof. Wolf, mit Markländischen und eigenen Waffen, vier der bekanntesten Reden des Cicero, angegriffen, und von dem Range klassischer Schriften gestürzt hat (Man s. N. A. D. Bibl. LXX. B. S. 446 flg.): so setzt er nun, nicht auf den Wink eines Vorgängers; sondern nach eigenem Urtheil und Scharfblick, seine kritische Fehde in Bestreitung der Aechtheit einer andern Ciceronianischen Rede fort, die lange genug für eine der schönsten gehalten worden ist. So ist es: Zweifelsucht und Argwohn, mit Einsicht verbunden, ist ansteckend, begnügt sich selten mit dem ersten Sieg; sondern verbreitet auch über verwandte Gegenstände ein Mißtrauen, und freut sich der Vernichtung dessen, was für gut und wahr gehalten wurde. Schwerlich ist noch ein Mann, zu Aufdeckung eines literarischen Betrugs, mit so viel klassischer Gelehrsamkeit, so gebildetem Geschmack und so feinem Gefühl für Sprachschönheit und rednerische Schicklichkeit aufgetreten, als hier Hr. W. einer der größten Humanisten unserer Zeit, gegen den Urheber der Rede für den

Marcellus auf den Kampfplatz tritt. Die Gründe, mit denen er diese Rede dem Cicero abspricht, sind von zweyerley Art, indem er darzuthun sucht, 1) daß Cicero eine Rede für den Marcellus weder gehalten, noch geschrieben habe, noch habe schreiben wollen; 2) daß er von der Rede, die wir unter diesem Namen haben, nicht den zwanzigsten Theil habe schreiben können. Der erste Grund, der sich über das Ganze der Rede verbreitet, ist in der sehr gelehrten, durchaus lesenswerthen Vorrede, ausgeführt; das zweyte wird, aus einzelnen Ausdrücken und Wendungen des Redners, in den Anmerkungen erwiesen. Zuerst also die Vorrede.

Als ein Zeugniß für diese Rede gilt die Stelle des Cicero, (ad Famil. IV. 4.) wo er dem Sulpicius meldet, daß, nachdem die Rathsherren vor ihm dem Cäsar für die Begnadigung des Marcellus gedankt hätten, auch er sein beschlossenes Stillschweigen gebrochen, und dem Cäsar pluribus verbis gratias egisse, und sich dadurch vielleicht auch für die Zukunft bey andern Dingen um sein honestum otium gebracht habe. Und daß wirklich auch eine auf diese Worte sich beziehende Rede des Cicero für den Marcellus kurz nach seinem Zeitalter existirt habe, bezeugen Lactantius, Priscianus, Asconius, und hauptsächlich Quintilian. Hr. Pr. W. aber meint: pluribus verbis gratias agere, heiße nicht, eine Rede halten — freylich nicht nothwendig; allein die Worte des Cicero: its mihi pulcher hic dies visus est, ut speciem aliquam viderer videre quasi reviviscentis reipublicae, lassen vermuthen, daß er sich in eine Art von Begeisterung versetzt sahe, in der er nicht in ein bloßes Danksagungskompliment; sondern in eine Rede ausbrechen konnte. Auch läßt sich nicht denken, daß eine bloße kurze Danksagung, die er nach dem Vorgang anderer Rathsherren, dem Cäsar abstattete, dem Cicero für die Zukunft sein honestum otium würde gefährdet haben; wohl aber eine Rede. Aber auf alle Fälle müßte Cicero diese Rede erst nachher so niedergeschrieben haben, wie sie unter seinen Namen vorhanden ist, so wie er es mit seinen übrigen Reden auch that, und weil man das mals überhaupt noch nicht geschriebene Reden abzulesen pflegte, wie der Verf. in einer gelehrten Digression darthut. Nun meint aber Hr. Pr. W. die Absicht, warum ein Redner eine gehaltene Rede aufgeschrieben oder umgearbeitet habe, um bey dem Vertheidigten, wie z. B. bey dem Milo, Dank

zu

zu verdienen, falle hier ganz weg; weil vermuthlich Marcellus sich der dem Cäsar abgedrungenen Begnadigung geschämt habe. Wir geben ihm hierin Recht, und glauben ebenfalls, daß Marcellus, bey seinem republikanischen Stolz ihm für dieses öffentliche Denkmal seiner Demüthigung wenig Dank werde gewußt haben, wie er denn auch nicht eilte, von der Erlaubniß der Rückkehr Gebrauch zu machen; allein konnte denn Cicero bey Bekanntmachung dieser Rede nicht einen andern Zweck haben? Konnte er nicht durch die ausgesuchte Schmeicheleyen, die er darin dem Cäsar sagt, diesem zu gefallen gesucht haben? und man weiß es ja, wie gern Cicero jede Gelegenheit ergreift, diesem neuen Herrn, gewonnen durch seine zuvorkommende Güte, etwas Schönes zu sagen. Konnte es ihm nicht überhaupt daran gelegen seyn, ein Denkmal seiner überströmenden, siegenden Beredtsamkeit mehr, auch in einem nicht gerichtlichen Fall bekannt werden zu lassen? Daß dem Cäsar und Sylla Reden untergeschoben worden sind; daß Lehrer und Schüler in den Rhetorschulen Gegenstände Ciceronianischer Reden zum Inhalt ihrer rhetorischen Schuldübungen für und wider die Sache, gemacht hätten; und daß ein solcher Schulredner daher auch von jener Stelle eines Briefs des Cicero Anlaß könne genommen haben, eine Danksagungsrede des C. für den Marcellus zu erdichten, ist in der That ein gar zu schwacher Grund. Und würde sie dann aus der Feder eines Deklamators — (der Verf. setzt ihre Verfertigung in das Zeitalter Tibers,) — so schön, so ganz der Eleganz und Wortfülle des römischen Redners würdig ausgefallen seyn, als sie die feinsten Sprachkenner, Camerarius, Manutius, Victorius, Lambinus, Grävius, Gronov und alle neuere Herausgeber derselben sie gefunden haben? Sollte nicht Einem jemals ein Argwohn der Unächtheit bemerklich gewesen seyn?

Wir müssen nunmehr unsere Leser mit den Stellen der Rede bekannt machen, die den Verf. glauben machen, daß Cicero so was, und folglich die Rede nicht geschrieben haben könne. Der untergesetzte Kommentar ist beynahe ganz eine fortwährende Kritik über alle Ausdrücke der Rede, mit einer Strenge, mit der man wohl den ganzen Reichthum der klassischen Literatur ungewiß machen könnte. Wem ist es nicht schon begegnet, daß er in den vollendetsten Meisterwerken der Alten zuweilen auf einzelne Ausdrücke oder Wendungen stößt, die

die er bey sich selbst mißbilligt, oder anders gewählt haben würde? Anmaaßung aber wäre es doch wohl zu viel, wegen solcher Stellen ein ganzes Werk für unächt und untergeschoben erklären zu wollen, oder geradezu zu behaupten; so was kann der klassische Autor unmöglich geschrieben haben; folglich ist das Ganze das Werk eines Betrügers? Uebersteigt es nicht beynahe das Maaß menschlicher Vorsicht und Kräfte, sich, so wie in andern Dingen, so auch in dem feinsten, richtigsten Ausdruck seiner Gedanken immer gleich zu bleiben, sich niemals zu vergessen, und immer so zu schreiben, daß die feindseligste Kritik vergebens die Waffen schärfe! Wir sind so unparteyisch zu gestehen, daß Hr. W. die Schwäche mancher Stellen rügt, an denen wir selbst irre werden möchten, und die uns von jüngern Jahren an mißfallen haben. Aber die Schönheit des Ganzen macht, daß wir einzelne Mißgriffe im Ausdruck leicht verzeihen. In den bey weitem mehresten Fällen wird Cicero — man verzeihe uns den Ausdruck — beynahe chikanirt. Nun von beyden einige Proben!

Gleich in dem schönen Eingang: Diuturni silentii, P. C. quo *eram* his temporibus *usus*, non timore aliquo, sed partim *dolore* partim verecundia, finem hodiernus dies attulit; *idemque initium*, quae vellem, quaeque sentirem, meo pristino more dicendi, wird das Zeitwort *eram usus* als unrichtig, *dolor* durch seine Zweydeutigkeit als beleidigend für den Cäsar; und *idem initium* etc. als unnöthig, und sich von selbst verstehend, getadelt — wie viel also müßte bey einem so wortreichen Schriftsteller, als Cicero ist, als unächt weggestrichen werden! Tantam enim mansuetudinem, tam inusitatam inauditamque clementiam, tantum in *summâ potestate rerum omnium modum*, tam denique incredibilem *sapientiam* ac paene divinam, tacitus nullo modo praeterire potui. Hier beleidigt den Verfasser die ungewisse Beziehung der Worte: rerum omnium, die sowohl mit potestate, als mit modum verbunden werden könnten; ingleichen die nicht Ciceronianische Bedeutung des Wortes modus für actio moderandi animi. Auch sey es ganz ohne Grund, im gegenwärtigen Falle auch die Weisheit des Cäsar zu loben — das dächten wir aber doch, zumal nach dem Maaßstabe eines Redners. M. enim Marcello, vobis P. C. reique publicae reddito, non solum illius, sed meam etiam vocem, et auctoritatem et vobis et reipublicae

blicae conservatam et restitutam *puto*. Hier soll *puto* falsch gewählt seyn, als wofür er lieber sentio oder intelligo habe sagen müssen; und die ganze Aeußerung, daß der Verfasser den Vortheil der Wiederherstellung des Marcellus bloß auf sich beziehe, von Unbescheidenheit zeugen, und war doch nothwendige Folge des Geständnisses, mit dem er die Rede eröffnete. Non fas esse duceham, versari me in nostro vetere curriculo, illo aemulo atque imitatore studiorum ac laborum meorum *quasi quodam socio* a me et *comite* discracto. Hier sollen die unterstrichenen Worte: speciem vitiosi tumoris in corpore haben. Wenn der Redner zum Lob des Marcellus sagt: quis est illo aut nobilitate, aut probitate, aut optimarum artium studio, aut innocentiae, aut ullo genere laudis praestantior? so sagt sein Kunstrichter: mirum est, ni quivis *scholasticus tiro* nostrae aetatis, nulloque ingenio, similiter laudare quemvis Cajum velit. *Flumen ingenii* soll nicht Ciceronianisch seyn; sondern flumen orationis. Wenn C. mit rednerischer Vergrößerung sagt: daß der Ruhm des heutigen Tages, oder der Begnadigung des Marcellus, den Ruhm aller Thaten Cäsars übertreffe: so meint Hr. W., daß, wenn C. so was gesprochen hätte, ihm alle Zuhörer, einige Crispine ausgenommen, ins Gesicht gelacht haben würden. Aber wenn das wäre: so hätte ja C. Recht, wenn er spricht: hoc *pace* dicam *tua*, welches er doch für ineptum erklärt. Die bekannten Worte: nihil ex ista laude centurio — decerpit, quia ipsa rerum domina, Fortuna, in istius se societatem gloriae non offert, sollen futilia seyn, nec in Cicerone ferenda. Wenn der Redner animum vincere für schwerer hält, als gentes domare: so wird die Frage aufgeworfen, wie denn die Philosophen, sich selbst zu überwinden, zur Pflicht machen könnten, wenn das Herz seiner Natur nach nicht besiegt werden könne? Würde man dieß nicht eine Sophisterey nennen, wenn es aus einer andern Feder käme! Die Worte: *parietes*, ut mihi videtur, hujus Curiae tibi gratias agere *gestiunt*, unternehmen wir nicht, gegen den Spott des Verfassers zu vertheidigen; wohl aber, die Folgerung zu läugnen, daß Cicero so was nicht könne geschrieben haben. Der enthusiastische Bewunderer und Lobredner, theilt seine Empfindungen auch wohl solchen Gegenständen mit, die nach dem Urtheile der kaltern Kritik außer den Gränzen einer zulässigen Prosopopöie sind. Eben so wenig wollen wir das Oxymoron in

Schutz

Schutz nehmen: ipſam victoriam viciſſe videris — ipſius victoriae conditio visque devicta eſt; ob wir gleich nicht einſehen, warum nicht auch Cicero, nachdem er ſich lange genug bey Vergrößerung der That Cäſars aufgehalten hat, nicht auch endlich, bey dem Haſchen nach neuen Wendungen, in einen falſchen Witz ausbrechen könne? Wenn Cicero gleich darauf ſagt: Omnis, qui ad illa arma fato ſumus neſcio quo reipublicae miſero funeſtoque compulſi, etſi aliqua *culpa* tenemur *erroris* humani, a *ſcelere* certe liberati ſumus: ſo wird wohl Jedermann dieſen Gegenſatz richtig und ſchicklich finden; Hr. W. aber urtheilt: ſo rede kein bewährter Schriftſteller, und Cicero opponite culpam und erratum. Liegt es denn aber nicht in der Natur der Sache, ſo zu reden? unſere Schuld iſt bloß, daß wir in der Wahl der Partey geirrt haben; aber gewiß ohne boshaften Vorſatz: geſetzt auch, daß ſich keine ähnliche Stelle auffinden laſſe. (Ampliſſimorum virorum) et *frequentiam* et *dignitatem* hoc *ipſo in conſeſſu videtis*. Hier, glaubt der Verfaſſer, würden ſich die Senatoren mit ſtolzer Miene umgeſehen haben; und gleichwohl könne man wohl die frequentiam; aber nicht die dignitatem verſammelter Perſonen, die keine ausgezeichnete Kleidung hatten, mit den Augen ermeſſen. *Hominem* ſum ſequutus privato officio, *non publico*; tantumque apud me *grati animi fidelis memoria* valuit. Hier ſoll ein Beweis der in dieſer Rede durchaus fehlenden prudentia civilis liegen: qua fronte, heißt es, Cicero palam dicere ſuſtinuiſſet, ſe Pompeii partes ſequutum eſſe privato, non *publico conſilio* (das Gegentheil wird aus andern Geſtändniſſen des Mannes erwieſen) — Haeccine ut in curia, et ad Caeſarem garrire auſus ſit Conſularis! Wie verächtlich! — *hominem* — Nusquam de ſuo ſtudio partis Pompejanae ſic abjecte et depolita dignitate loquitur! (er konnte hier, ſich anders darüber zu erklären, ſeine Urſachen haben.) Auch *grati animi fidelis memoria* ſoll als nicht Ciceronianiſch einen perſonatum Conſularem zu erkennen geben! Atque *hujus quidem rei* M. Marcello ſum teſtis, etc. Es hält nicht ſchwer, den Zuſammenhang mit dem Vorhergehenden zu verſtehen; Hr. W. ſagt bey dieſem Anfang: auctori ungues rodenti opus fuit quibusdam verbis, quae novas ſententiolas agglutinarent! Wenn vorher der Redner gefehlt haben ſoll, daß er zu weggeworfen von der Pompejaniſchen Partey ſprach: ſo wird ihm nun vorgeworfen, daß er

in

in den Worten: non enim jam cauſſae ſunt inter ſe, ſed victoriae comparandae, durch eine unkluge Zweydeutigkeit es ſich habe merken laſſen, daß er dieſelbe für die beſſere halte. Daß ſtatt der harten Hypallage: gladium vagina vacuum in urbe non vidimus, hätte geſetzt werden können: gladium vagina dereptum mußte der verkoppte Cicero ſo gut wiſſen, als der ächte. Wer wird wohl Bedenken finden zu ſagen, daß Cäſar viel Glück hatte; wenn aber Cicero hier ſagt: etſi perſaepe virtuti, tamen plerumque felicitati tuae gratulabere — ſo ſoll dieſes unhöflich, und überdem virtuti tuae gratulari kein ächtes Latein ſeyn. Cicero will dem Cäſar den geheimen Argwohn von Nachſtellungen, die ihm gemacht werden möchten, ausreden, und ſpricht, daß er dergleichen eben ſo wenig von geweſenen Pompejanern, die er ſich durch ſeine Begnadigung zu Freunden gemacht habe, zu befürchten habe, als von ſeinen eigenen Anhängern. Das ſoll nun ſo plump parum artificioſe, geſagt ſeyn, daß Cäſar Urſache gehabt hätte, einen ſolchen Schmeichler am meiſten zu fürchten. Bey einer folgenden Stelle, wo der Redner ſeinem Wohlthäter etwas zu ſtark ſchmeichelt, heißt es in der Anmerkung: Omnia haec ſunt aſſentatoris, tyranno palpantis ſuo, non Conſularis viri, principem Senatus vel Dictatorem laudantis. Qualia ſi qua vis Ciceronem coëgiſſet proferre, hoc praeſertim tempore, eum dicta Oratione ſtatim oportebat domum aufugere capite operto, non edenda ea amicorum notas et inimicorum cachinnos mereri. Wir würden, wo nicht ganz ſo ſtrenge, doch auf eine ähnliche Art urtheilen, wenn wir nicht wüßten, wie nahe Schmeicheley einem furchtſamen, veränderlichen, und dabey der Dankbarkeit höchſt empfänglichen Charakter läge, und wenn wir nicht ähnliche Schmeicheleyen des Mannes gegen Pompejus, und gegen diejenigen kennten, die bey ſeiner Zurückberufung thätig geweſen waren. Eben ſo entſchuldigen wir es, wenn er kurz darauf ſagt, daß, wenn Cäſarn ein Unfall begegnen ſollte, Gott nicht einmal, wenn er auch wollte, der Republik helfen könne. Kein unelngenommener Leſer findet es tadelnswürdig, wenn ein Redner einen Gedanken, von dem er nicht gleich abſpringen will, mit andern gewählten Worten wiederholt; wenn aber Cicero dem Cäſar ſeine affektirte Gleichgültigkeit für das Leben, als nachtheilig für die Republik, zu wiederholten Malen; aber mit neuen Wendungen ſeines Wortreichthums, abräth: ſo muß er ſich von ſeinem

Art-

Aristarch sagen lassen: in eandem quam modo pulsavit, chordam relabitur; nam labitur ubique quasi remulentus homo, non progreditur. Ein boshafter Spott ist es, bey dem propaganda soboles, um dessen, wie um anderer nöthigen Anstalten Willen, Cäsar noch lange leben müsse, an den omnium mulierum virum, wie man den Cäsar nannte, zu denken. Quae miretur, (posteritas) jam pridem multa habet; nunc etiam, quae laudet, exspectat. — So was seinem Herrn unter die Augen zu sagen, scheint freylich etwas unschicklich oder hart; allein wir sind überzeugt, daß Cäsar, so wie jeder billiger Leser, dabey nicht an einen magnum latronem gedacht; sondern die Worte so werde verstanden haben, wie sie nach dem Vorhergehenden verstanden werden müssen, von den durch Cäsarn noch zu treffenden Staatseinrichtungen. Und diese scheinbare Unachtsamkeit beweiset so wenig gegen die Aechtheit der Rede, daß vielmehr derjenige, der einem großen Redner eine Rede unterschieben will, sie desto geflissentlicher würde vermieden haben.

Jedoch wir müssen, um des Raums zu schonen, mit Gewalt abbrechen, und unsern Vorsatz, die ganze Rede mit ihren Kastigationen durchzugehen, aufgeben. Es ist ermüdend und unangenehm für den Recensenten, sowohl als den Leser, jeden Tadel einzelner Partikeln und anderer Ausdrücke, der Uebergänge, Gegensätze, des Periodenbaues, der Wortfügung und der Latinität anzuführen, und mit Gegenbemerkungen zu begleiten. Oft glaubt man beynahe einen eigensinnischen Lehrer vor sich zu sehen, dem sein Schüler nichts recht machen kann; z. B. unde est orsa, in eodem terminetur oratio, soll nicht recht seyn; dafür würde der wahre Cicero gesagt haben: eo, unde digressi sumus, revertamur, oder redeo ad illa, quae initio dixi; denn orsa soll hier unrecht passive gebraucht seyn, das doch unzähligemal auf diese Art, ohne Accusativ, vorkommt. Jedoch wir haben mit dem, was wir gesagt haben, bloß den Mangel unserer individuellen Ueberzeugung bekennen wollen, und überlassen zwar jedem Freund der römischen Literatur das eigene Urtheil über das Gewicht der Wolfischen Zweifelsgründe über die Aechtheit einer der beliebtesten Ciceronianischen Reden. Hr. Prof. Wolf ist ein zu einsichtsvoller und auch allzu billiger Mann, als daß er dem von ihm angeklagten Verfasser dieser Rede nicht einen Vertheidiger zugestehen wird, damit sein Inquisit

muſte wenigſtens nicht verdammet werde, ehe zu deſſen Vertheidigung Etwas geſagt worden.

Or.

Deutſche und andere lebende Sprachen.

Lehrbuch der deutſchen proſaiſchen Schreibart für Akademien und Gymnaſien, von T. G. Voigtel (,) Profeſſor der Philoſophie auf der Friedrichsuniverſität zu Halle. Halle (,) bey Hemmerde. 1802. VI und 282 S. 8. 16 gr.

Ein vorzügliches Lehrbuch, welches von des Verf. guter Kenntniß der deutſchen Sprache zeugt. Zwar benutzte er dankbar die Arbeiten ſeiner Vorgänger; aber er folgt ihnen nicht blind, ohne eigene Prüfung; ſondern wandelt bey der ſchönſten Ordnung ſeinen eigenen Gang. Beſonders nimmt er Rückſicht auf Adelung, und überſchreitet nie die Gränzen der Achtung gegen ihn, wenn er von demſelben abweicht, und vielleicht auf den Schultern des würdigen Veterans weiter ſchaut. In einer 5 Seiten langen Einleitung folgert er aus der Abſicht jedes vernünftigen Menſchen, der in irgend einer Sprache Etwas ſchreibt, die allgemeinen Eigenſchaften der Schreibart, und vereinigt die vielen, die man bey Andern angegeben findet, in den 3 Eigenſchaften: Sprachrichtigkeit, Deutlichkeit und Schönheit. Von dieſen handelt der erſte Theil. Mit dem Zweck, welchen man beym Schreiben hat; den Perſonen, für welche man ſchreibt, und den Formen des ſchriftlichen Vortrags, beſchäftigt ſich der 2te Theil des Lehrbuchs.

Der erſte Abſchnitt von der Sprachrichtigkeit zerfällt wieder, wie gewöhnlich, in die beſondern Kapitel von der Orthographie, der Etymologie, und dem Syntax; denn die Lehre von der Proſodie wird vom Verf., wie billig, übergangen, da er nur von der proſaiſchen Schreibart handelt. Im Abſchnitt von der Orthographie ſcheint er indeſſen zu viel

Vorliebe für das y zu haben; denn er fodert es auch noch überall am Ende der Wörter mit einem andern Vokal, wo es mit a, e, o, u und e einen Diphthongen bildet.

Im Abschnitte von der Etymologie nimmt er mit Adelung 8 Deklinationen an; weiche aber dadurch von ihm ab, daß er den Pot. und Ablat. wieder zur Würde deutscher Beygefälle erhebt. Die Gründe, die ihn zu dieser Abweichung bestimmten, sind wirklich triftig; denn die Verhältnisse des Dat. und Ablat. sind unendlich verschieden, indem dieser den Punkt bezeichnet, von welchem das Prädikat anhebt, und jener den Punkt, worauf es gerichtet ist. Wegen dieser Abweichung sind auch die Präpositionen anders geordnet. Den Präpositionen pot und für weihte der Verf. eine genauere Auseinandersetzung, weil sie so oft unrichtig verwechselt werden. Bey der Angabe der Endungen der Eigennamen sind in der 3. Dekl. diejenigen, welche sich auf ein ſt endigen, vergessen. Bey den Adjektiven weicht er auch von Adelung ab. Er läßt das Adverbium nicht erst durch die Konkretionssylbe zum Adjektiv werden; sondern ihm scheint der Unterschied im Begriff selbst zu liegen. Er versteht daher unter Adjektiven diejenigen Redetheile, welche einen Begriff bezeichnen, der nur an einem Subjekt gedacht werden kann; und unter Adverbien diejenigen, welche einen Begriff bezeichnen, der nur außerhalb eines Subjektes gedacht, aber vermittelst eines Verbi darauf bezogen werden kann. Ueberhaupt haben dem Rec. die §§. 68—72 von den Adjektiven, Zahlwörtern und Partikipien besonders wohl gefallen.

Der 2te Abschnitt von der Deutlichkeit (§. 131—156) ist zwar kurz; aber schön ausgearbeitet. Möchte es dem Verf. doch gefallen haben, hier noch öfter Beyspiele anzuführen, als es geschehen ist.

Im 3ten Abschnitt von der Schönheit weicht der Verf. ganz von Adelung ab. Er handelt überhaupt nur von der freyen Schönheit. Rec. muß diesen vortrefflichen Abschnitt der Beurtheilung des Lesers selbst überlassen, weil er sonst zu weitläuftig werden würde.

Im 2ten Theile handelt der Verf. von den Arten und Formen der deutschen prosaischen Schreibart, und zwar zuerst von den allgemeinen, und dann von den besondern Arten derselben. Die Eintheilung der besondern Arten in Lehr-

ſyl-

styl, Geschäftsstyl, Geschichtsstyl, und komischen Styl; hat des Rec. Beyfall nicht. Ueberhaupt enthält dieser 2te Theil keine neuen Bereicherungen für die deutsche Sprache. Indessen sind die Regeln durchgängig mit Beyspielen aus Musterschriften, und auch mit 2 fehlerhaften Beyspielen, wie man nicht schreiben muß, belegt. Nur bey den Regeln über die Abfassung der Reden unterblieb dieß, weil der Verf. die Bogenzahl nicht vermehren wollte.

Der Styl ist ächter Lehrstyl. — S. 10 sollte der Artikel die in dem Satz: „den Uebergang und Ableitung" nicht ausgelassen seyn, und S. 101, wo vom Numero des Verbi gesprochen wird: „der Singular wird nur zu einem Subjekte gesetzt, ausgenommen in der gewöhnlichen Sprache der Höflichkeit ꝛc.," wollte vermuthlich der Verf. setzen; der Plural wird nur zu mehreren Subjekten gesetzt, ausgenommen ꝛc. — Plura nitent! —

Deutsche Sprachlehre zum Schulgebrauch und zur Bereicherung der deutschen Sprachkenntniß, von M. Johann Christoph Vollbeding. Pulcrum est, benefacere reipublicae, etiam bene dicere haud absurdum est. Sallust. Leipzig, bey Schwickert. 1802. VIII und 282 Seit. gr. 8. 1 Rl.

Rec. nahm diese deutsche Sprachlehre, geräuscht durch den vielversprechenden Titel, mit großen Erwartungen in die Hand. Er gieng durch 21 Kapitel ins Buch hinein, und kam durch 21 wieder heraus, ohne daß seine Kenntniß der deutschen Sprache merklich dadurch bereichert worden wäre. Damit will er indessen nicht läugnen, daß der Verf. hin und wieder einen Gegenstand der deutschen Sprachlehre heller aufzuklären versuchte. Dieß fand er unter andern wirklich in den §§. 112—120, wo von den unregelmäßigen Zeitwörtern, die hier eine neue Klassifikation erhalten, und von den Intransitiven gehandelt wird. Durchgehends sieht man das sichtbare, lobenswürdige Bestreben des Verf., die deutsche Sprachlehre recht deutlich vorzutragen; bemerkt aber auch zugleich eine gränzenlose Weitschweifigkeit, welche die Erreichung

chung dieser Absicht öfters wieder vereitelt. Die rechte Mittelstraße zwischen dem zu viel und zu wenig scheint der Verf. nicht zu kennen. Und wenn es ausgemacht ist, daß der Unterricht in der deutschen Sprache auf Schulen in stufenweise Kursus ertheilt werden muß: so taugt diese deutsche Sprachlehre durchaus nicht zum Schulgebrauch; denn bald denkt sich der Verf. die Personen, für welche er schreibt, noch in die Abc-Klasse, wenn er ihnen überaus deutlich erklärt: „Zehnmal 10 Einheiten nennet man nicht zehnzig, sondern hundert;“ bald denkt er sich dieselben in den höhern Klassen, wenn er von den orientalischen Sprachen, von der celtischen, und sogar von den verschiedenen Mundarten der sächsischen Sprache in Siebenbürgen spricht. Sicher hätten 150 Seiten erspart werden können, ohne dem Wesentlichen und der Deutlichkeit des Buchs dadurch Abbruch zu thun, und gewiß fragte sich der Verf. bey Ausarbeitung dieser Sprachlehre nicht: für wen schreib' ich? — sonst wäre sie anders ausgefallen, da man ihm, ungeachtet mancher Unrichtigkeiten, die er sich zu Schulden kommen ließ, Kenntniß im Fache der deutschen Sprachforschung nicht absprechen kann. Doch Rec. geht zum Einzelnen über.

Im 5ten Kap. von den Deklinationen kommt Manches vor, wo Rec. anderes Gutdünken ist, als der Verf. Rec. deklinirt unter andern nicht: der Daum, des Daumes, dem Daume; sondern: der Daumen, des Daumens, dem Daumen; Vollmacht und Ohnmacht nicht nach der ersten, sondern nach der siebenten, und Dotter, Schlüssel, Splitter, Ziegel, Junker, nicht nach der siebenten; sondern nach der dritten Deklination. Eben so verhält es sich in Rücksicht des Geschlechtes der Hauptwörter. Gehalt, (in der Bedeutung: Besoldung) Tagelohn und Arbeitslohn zählt der Verf. unrichtig unter die Neutra. Falsch ist es, wenn er in der Deklination der Eigennahmen den Plural von Esther und Rahel durch ein angehängtes s bildet. Auch dem Wort gutmüthig würde Rec. bey der Steigerung sein verjährtes Recht lassen, und statt „bessermüthig, bestmüthig“ lieber gutmüthiger und gutmüthigst sagen; ob er gleich mit dem Verf. einverstanden ist, daß in zusammengesetzten Adjektiven eigentlich nur das vergleichungsfähige Wort gesteigert werden sollte. Das 11te Kapitel von den Zahlwörtern hätte den Rec. bald wegen des

darin

darin herſchenden allzu ängſtlichen Beſtrebens deutlich zu ſeyn, und der daraus entſpringenden Weitſchweifigkeit in Schlummer gewiegt, wenn ihn nicht ſeine Recenſentenpflicht vom Schlafe zurückgehalten hätte. — Niemand hat im Dat. nicht „Niemandem;“ ſondern Niemanden oder Niemand. — Bänger, am bängſten iſt nicht die Steigerung von „angſt;“ ſondern von bange. In den Vorſchlag des Verf., die zueignenden Fürwörter in einigen Fällen, z. B. „der Frau ihre Mitgift,“ zu dem Genitiv der Perſon zu ſetzen, kann Rec. nicht einſtimmen. Schrauben würde der Rec. nicht zu den unregelmäßigen Zeitwörtern rechnen. Die größte Verwirrung herrſcht indeſſen in dem 32ſten Kap. von der Proſodie. Dort ſoll auch das darauf folgende Wort: *donnert*, kurz werden. S. 329 überſieht der Verf. bey Aufſtellung folgender Regel: „Ein einſylbiges Wort „kann am Ende eines Fußes lang gebraucht werden, „wenn es mit dem folgenden Worte nicht etwa in ſo „genauer Verbindung ſteht, daß man dazwiſchen „nicht inne halten darf“ in dem dazu angeführten Beyſpiele: „*Und o Wunder! der Du glanzreich dein Loos* „*erfüllſt*,“ den Grund, warum *Du* lang gebraucht iſt. Dieſer liegt nämlich in dem Charakter des Chorjambus, welcher gleichſam in ſich ſelbſt zuſammenfällt, und ein für ſich beſtehendes Ganze iſt. Nach S. 331 ſoll eine Elegie in deutſchen Hexametern und Pentametern dem Ohre hart fallen, und der immer männlichern Ausbildung unſrer Sprache nicht angemeſſen ſeyn. (!!) Der Amphibrachys wird fälſchlich der zweyſylbige, und der Amphimacer hingegen der zweygekürzte genannt. Zum Daktylſchlag wird als Beyſpiel: *gütigeres*, und zum vierten Päon: *flüchtigeres* angeführt. Vermuthlich wollte der Verfaſſer (*gü*)*tigeres Herz* (*ſchick*) und (*flüch*)*tigerer Blanch* ſetzen. Kurz, von ſeiner Kenntniß der Proſodie beſitzt, wenn hier ſie gewiß nicht.

Die Redensart S. 248: „Er liegt oder ſitzt ſeinen „Freunden auf die Küche,“ verſteht Rec. nicht, und die Redensarten S. 19: „daß auf dem Dinge (das Ding) „kein anderes mehr folge,“ und S. 138: „Ich kann

nach vor dem Regen zu (nach) Hause," sind kein gutes Deutsch.

Das Druckfehlerverzeichniß hätte noch um ein ganzes Blatt vermehrt werden können.

Rec. fühlt sich nach vollendeter Durchsicht dieser deutschen Sprachlehre in der unangenehmen Lage, noch immer nicht zu wissen, für wen sie eigentlich geschrieben ist.

Rz.

Erziehungsschriften.

Der deutsche Schulfreund, herausgegeben von H. G. Zerrenner. Erfurt, bey Keyser. 1801. Vier und zwanzigstes und letztes Bändchen. 120 S. 8. 6 Gr.

Der neue deutsche Schulfreund, ein nützliches Hand- und Lesebuch für Lehrer in Bürger- und Landschulen. Herausgegeben von H. G. Zerrenner. Berlin und Stettin, bey Nicolai. 1801. 1802. Erstes, zweytes und drittes Bändchen. 8.

Auch mit dem Titel:

Der deutsche Schulfreund. — Fünf und zwanzigstes, sechs und zwanzigstes und sieben und zwanzigstes Bändchen. 8.

Diese Sammlung von Schriften zum Besten der Schulen, ist schon längst bekannt, und hat gewiß Manchen gestiftet. Sie wird noch mehr stiften, wenn der würdige Herausgeber noch eine strengere Auswahl beobachtet. Im ersten Bändchen des neuen Schulfreundes sind doch z. B. Nr. 4. einige Ideen von den Pflichten eines Schulaufsehers, von Briegleb, und Nr. 6. Schulnachrichten, von Hoffstig, gar zu unbedeutend. Der Aufsatz Nr. 5: Ein Wort zu seiner Zeit, von einem alten katholischen Pfarrer in Schlesien, mag wohl recht

mehr gut gemeint seyn; aber der Mann ist entweder sehr kurzsichtig, oder man weiß nicht, was man von ihm denken soll. Er will nicht, daß man die Lehren der katholischen Kirche den Protestanten bekannt machen soll, wie sie doch wirklich sind. Er nennt es Hader und Zank, daß dieses Lez im zweyten Theil seines Buchs über Religion, und Rosenmüller in seinem christlichen Lehrbuche und in seiner Religionsgeschichte für Kinder thun. Er nennt dieß unsanft und bitter. Er ruft aus: „Sind das die Päpste, die Bischöfe, die „Religionsmeinungen unsers Zeitalters?“ Allerdings sind sie es. Hat dann irgend ein Papst oder ein Bischof nur das Geringste von den Lehren der katholischen Kirche, so wie sie in aller ihrer Härte im Tridentinischen Concilium gelehret worden, zurückgenommen? ja hat er sogar nach der Verfassung der katholischen Kirche Etwas zurücknehmen können? Wie oft wird nicht im gedachten Concilium das Anathema über diejenigen ausgesprochen, welche nur eine einzige der innern Lehren desselben nicht unbedingt glauben wollen? Hat nun der Papst bis jezt nur einen einzigen grünen Donnerstag unterlassen, alle Ketzer, und also auch den Herausgeber dieses Schulfreundes, öffentlich zu verdammen, und dem Teufel zu übergeben? Das ist doch weder sanft noch süß! Daß es aber so mit dem Papst und mit der kathol. Religion beschaffen ist, müssen wir Protestanten in unsern Lehrbüchern allerdings sagen, welches weder unsanft noch bitter ist. Wir können es auch in dem Unterricht unserer Kinder nicht verhehlen, damit diese wissen, worin die protestantische Lehre von der katholischen unterschieden ist. Dadurch wollen wir keineswegs, wie uns der Verf. sehr ungerecht beschuldigt: „den Zunder des Grolls und der Unduldsamkeit in sie legen, und sie frühzeitig zum Haß und Abscheu gegen „Katholiken gewöhnen.“ Es heißt nicht die Katholiken hassen, wenn man ihre Lehre so beschreibt, wie sie die katholische Kirche zu lehren befohlen hat, und noch wirklich lehret. Daß menschenfreundliche und aufgeklärte Katholiken eine Verbesserung wünschen, und einzelne böse Lehren zu mildern suchen, ist zwar bekannt und sehr zu rühmen; aber diese verfallen ja, nach der Lehre der katholischen Kirche selbst in die Kirchenzucht, und müssen schweigen, wo nun die katholische Hierarchie einige Macht hat. Auch den Zusammenhang der so schlau ausgesonnenen und so drückenden katholischen päpstlichen und bischöflichen Hierarchie, müssen die Protestanten

der Wahrheit auch können lernen, damit sie die Wohlthat recht erkennen, frey davon zu seyn. Der Verf. dieses Aufsatzes wünscht, zum Besten der Schulen „eine National-Schulbibel für alle Konfessionen,“ und setzt hinzu: „der Seegen davon würde nicht zu berechnen seyn.“ Allerdings! Wenn aber der Verf. wirklich ein katholischer Priester ist: so muß er doch die Macht der Hierarchie kennen. Er zeige uns erst einen katholischen Bischof, der erlauben wird und kann, eine Schulbibel in der Muttersprache den Schulen zu geben, die allen Konfessionen, auch die ketzerischen eingerechnet, brauchbar wäre, und die dazu dienen sollte, die Unterscheidungslehren der katholischen Kirche zu übergehen, und die katholischen Kinder den Kindern anderer Konfessionen gleich zu machen. Der Herausgeber hätte unseres Erachtens diesen Aufsatz, der die Lage des Protestantismus und Katholicismus so unrichtig beschreibt, nicht ohne einige Anmerkungen sollen drucken lassen. Der Verf. sagt unter andern auch ganz dreist, als ob es wahr wäre: „die Zeiten sind nicht „mehr, wo man von herrschenden Kirchen spricht.“ Man spricht ja allenthalben davon! Ganz kürzlich ist ja die katholische Kirche in der großen italiänischen und in der ligurischen Republik, und in einigen Schweizer-Kantonen für die Herrschende erklärt worden, und herrscht in allen deutschen Ländern, wo sie nur immer kann.

Im zweyten Bändchen hat uns der Aufsatz des Herrn Prior Hoogen, von der Bildung eines Nationale-Gemeingeistes, sehr wohl gefallen; doch hätten wir bey ein paar Stellen dieses trefflichen Aufsatzes auch ein paar Anmerkungen gewünscht. Im dritten Bändchen haben uns des Herrn Käfelitz Bemerkungen über das Auswendiglernen biblischer Sprüche recht wohl gefallen.

Eine Kleinigkeit möchten wir noch erinnern. In jeder Schrift, wie die vorhabende, worin mehrere Aufsätze vereinigt sind, sollten billig die sogenannten Kolumnentitel nicht fehlen. Man will doch wohl in einer solchen Sammlung, nachdem man sie zuerst gelesen hat, Etwas nachschlagen. Da ist es denn höchst beschwerlich, Etwas zu finden, wenn, so wie hier, die Kolumnentitel fehlen.

Wh.

Intelli-

Intelligenzblatt.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Herr Thanner, Professor der Pädagogik an der Universität zu Salzburg, ist Direktor der Ursuliner-Lehranstalt, und Mitglied der Schulkommission daselbst geworden.

Der durch mehrere diplomatische historische Schriften rühmlich bekannte Herr v. W. Kindlinger, hat alle seine Aemter niedergelegt, und privatisirt an seinem Geburtsorte Neudorff im Rheingau, zwey Stunden von Mainz. Es ist zu bedauern, daß dieser würdige Mann nun für die Geschichtforschung verloren ist.

Dr. Horkel ist von Kiel, wo er sich seit einiger Zeit aufhielt, als außerordentlicher Professor der Arzneygelahrheit nach Halle gerufen worden.

Der Freyherr von Braun, Vicedirektor des Wiener Hoftheaters, hat das Wiener Bürgerrecht erhalten.

Der sonst in Berlin als expedirender Sekretär beym General-Direktorium, mit dem Prädikat als Kriegsrath, angestellt gewesene Herr Fr. Gentz, ist als wirklicher K. K. Rath in der Geheimen Hof- und Staatskanzley zu Wien angesetzt worden.

[redacted] cher Professor der Medicin geworden. Der Dr. Zirzow hat den Charakter eines Königl. Hofraths erhalten.

Todesfälle.

1803.

Am 2ten März starb zu Wien Herr K. J. Freyh. von Heincke, K. K. Hofrath, Ritter des St. Stephan-Ordens, Präses und Direktor des juristischen Studiums, 75 Jahre alt.

Am 7ten März zu Würzburg der Professor der Arzneywissenschaft Herr Dömling, im 72sten Lebensjahre. Er war 4 Jahre Professor an der Bataver Universität gewesen.

Am 17ten März zu Braunschweig der Fürst Dimitri Gallitzin, als Mineralog, Verfasser des Esprit des Economistes, bekannt. Er war ehemals Gesandter im Haag, Mitglied mehrer Akademien, und Präsident der mineralogischen Gesellschaft in Jena, welcher er erst vor Kurzem sein reichhaltiges Mineralienkabinet schenkte, welches ihm über 6000 Dukaten gekostet hatte.

Am 21sten März daselbst der Herzogl. Braunschweig. Hofrath und Professor Herr Th. Ch. A. Roose, in der Blüthe seiner Jahre. Seine physiologischen Schriften haben ihm einen dauernden Ruhm erworben.

Am 25sten März der Exjesuit Helfenzrieder im Cistercienser Stift Raitenhaslach in Baiern, wo er die letzten Jahre seines Lebens zubrachte. Seine großen Kenntnisse in der Mathematik, und seine Schriften sind bekannt.

Chronik deutscher Universitäten.

Frankfurt an der Oder. 1802.

Am 4ten Januar disputirte ohne Vorsitz Herr J. Enoch, über Cogitata nonnulla de Hydrophobia, adjunctis

junctis quatuor observationibus, 2 Bog. 8. und erhielt die Würde eines Doktors der Medicin.

Am 14ten Februar redeten pro stipendio Werlieniano: Herr J. G. Schreiber der A. B.: de imbecillitate humana; Herr M. B. Tiebel der G. G. Befl., de notione Theologiae naturalis; und Herr J. C. Heumann, der M. Befl., de observationum studio rite dirigendo. Zu diesen Reden, wie auch zu der von ihm am 17ten Februar gehaltenen Gedächtnißrede auf Friedrich Wilhelm den Großen, Kurfürsten von Brandenburg, lud Herr Professor Schneider mit lateinischen Anschlägen ein.

Am 15ten Febr. erwarb sich Herr F. W. Jury die medicinische Doktorwürde, nachdem er unter dem Herrn Professor Otto Theses nonnullas de Hydrargyri muriatici mitis et oxydati rubri virtutibus medicinalibus, ½ Bog. 4. vertheidigt hatte.

Am 19ten Febr. kündigte Herr Professor W. T. Krug seine Wintervorlesungen in einem Programm 1 Bog. 8. an.

Am 5ten und 6ten März disputirte zur Erlangung der medicinischen Doktorwürde Herr H. Holländer, de restinguenda contagii variolosi suscipiendi proclivitate, 2 Bog. 8., und Herr J. W. Grattian, de Metrorrhagia, ½ Bog. 8. beyde sine Praeside.

Am 15ten April disputirte unter Herrn Professor Otto's Vorsitz zur Erlangung derselben Würde, Herr C. H. Wilcke, de Bubonum siphyliticorum resolutione, 2 Bog. 8.

Am 30sten April erhielt eben diese Würde Herr J. J. Müller, nachdem er unter demselben Vorsitze: de Trepanatione momentaneis, in cranii incisionibus quam primum instituenda, 1½ Bog. 8. disputirt hatte.

Am 5ten Jul. vertheidigte ohne Vorsitz Herr F. J. Ambroß, novae Cl. Gallii physionomiae brevem explicationem, ½ Bog. 8., und

Am 15ten Jul. Herr F. Preiß seine Dissertation: de menstruatione, zur Erlangung derselben Würde.

Am 18ten August ward sie Herrn F. W. Nedel ertheilt, nachdem er unter Herrn Professor Berends: de Phel-

Phellandrio aquatico ejusque in Phthisi purulenta virtutibus, 2 Bog. 8. disputirt hatte.

Am 3ten September erhielt diese Würde Herr S. Wolf, nachdem er sine Praeside über: Animadversiones nonnullas circa Remediorum laxantium abusum, 1½ Bog. 8. disputirt hätte.

Ferner disputirten zu gleichem Zwecke: Am 12ten September Herr S. A. Meyer unter Herrn Professor Berends: de Haemoptysi, 1½ Bog. 8.

Am 24sten September Herr J. L. Streicher unter demselben Praesidio, über Adnotationes nonnullas de difficultatibus in acuto exanthemate tam cognoscendo quam curando, 1 Bog. 4.

Am 18ten Oktober Herr Kurtzawa ohne Vorsitz: de explicanda caloris notione ejusque ad thermas relatione, 1 Bog. 8.

Am 22sten Oktober Herr J. G. Koch unter Herrn Professor Berends: de morbillorum effectibus, morbo ipso periculosioribus, 1½ Bog. 8.

Am 4ten November Herr J. Bölcke ohne Vorsitz: de febre puerperarum, 2 Bog. 8.

Am 8ten November Herr C. Pauschwang ohne Vorsitz: de Hydrope generatim, 2 Bog. 8.

Am 16ten November Herr F. Wolf ohne Vorsitz: de Tabe, 1½ Bog. 8.

Leipzig 1802.

Den 29sten Oktober erhielt Herr Karl August Müller aus Leipzig, Med. Bacc. die medicin. Doktorwürde, nachdem er seine Disputat. de notione et pretio cognitionis medico-empiricae, vertheidiget hatte. Die vom dermaligen Prokanzler Herrn Hofrath Dr. Platner dazu gefertigte Einladungsschrift ist überschrieben: Quaestiones medicinae forensis XVIII. Infanticidii excutiendi argumenta falso suspecta. I.

Der

Den 31sten Oktober wurde die am Reformationsfeste gewöhnliche lateinische Rede in der Universitätskirche von Herrn M. Johann Georg Eck gehalten: Mart. Lutherum in emendanda eccleſiae diſciplina bonam cauſſam unice ſpectaſſe, eamque tandem glorioſiſſimum triumphum obtinuiſſe. Die dazu vom Herrn Domherrn Dr. Roſenmüller, als Dechant der theologiſchen Fakultät, gefertigte Einladungsſchrift enthält den 21sten Theil der Abhandlung: de ſatis interpretationis literarum ſacrarum in eccleſia chriſtiana.

Den 6ten November wurde die Magerische Gedächtnißrede von Herrn August Einert, aus Leipzig, gehalten: Judicantium aequitatem a juris ratione alienam reprobandam eſſe. Das Einladungsprogramm des Herrn Ordinarius Dr. Bauer enthält Reſponſ. Jur. CXXXII. de jure theſauri.

Den 11ten November erhielt Herr Chriſtian August Gottſchald, aus Grünhain im Meißnischen, J. V. Bacc. die juriſtiſche Doktorwürde, nachdem er ſeine Diſputat. de ſponſionibus ſponſalium ſive vom Jawort, vertheidiget hatte. Das Einladungsprogramm vom Herrn Ordinar. Dr. Bauer enthält Reſponſ. Jur. CXXXIII. et CXXXIV. Quaedam de ſucceſſione viduae ignobilis.

Den 20sten November habilitirte ſich Herr M. Chriſtian Gottfried Senkeiſen, Med. Bacc. durch Vertheidigung ſeiner Diſputat. de generatione. Herr Friedrich Wilhelm Opitz, aus Kröbern im Meißnischen, Med. Bacc. war Reſpondens.

Den 28sten November erſchien die Einladungsſchrift des dermaligen Prokanzlers Herrn Dr. Beck an die Kandidaten der Magiſterwürde. Sie enthält Part. V. Obſervat. critico - exeget.

Den 16ten December vertheidigte, um ſich die Doktorwürde in der Rechtswiſſenſchaft zu erwerben, Herr M. Heinrich Auguſt Chriſtian Ludwig Diemer, J. V. Bacc. et cauſarum patronus Lipſ., ſeine Diſputat. Jurisconſultus perfectus. Die Bekanntmachung dieſer Promotion ad Facultatem iſt vom Herrn Ordinar. Dr. Bauer, und enthält

hält Respons. Jur. CXXXV. de causis, quae in processu judiciario civili constantibus et immorigeris opem ferunt.

Den 21sten December wurde die medicinische Doktorwürde Herrn Friedrich Wilhelm Breuel, aus Schneeberg, Med. Bacc. ertheilt. Seine unter Herrn Professor Kühn's Vorsitze vertheidigte Disputat. ist überschrieben: Quaedam de morbo nigro Hippocratis. Die vom Herrn Hofrath Platner dazu gefertigte Einladungsschrift enthält Quaestiones medicinae forenses XIX. Amentiae probandae argumenta vere ac falso suspecta. III. de fatuitate opinata.

Den 25sten December wurde die am Christfeste in der Universitätskirche gewöhnliche Rede von Herrn Ludwig Karl Rosenmüller, aus Gießen, gehalten: de opportunitate temporis, quo Christus natus est. Die Einladungsschrift vom dermaligen Dechant der theolog. Fakultät Herrn Doctorn Dr. Rosenmüllen, enthält Part. XXII. de fatis interpretationis literar. sacrarum in ecclesia christiana.

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Der Herzog von Braunschweig hat der Universitäts-Bibliothek zu Helmstädt die Büchersammlung des daselbst aufgehobenen Benediktinerklosters, geschenkt.

Herr von Fichtel, Sohn des berühmten österreichischen Mineralogen, ist aus Ostindien nach Wien zurückgekehrt, und hat an 15000 Insekten mitgebracht, wovon über 5000 dem Kaiserl. Kabinette fehlen.

Zollikofers Predigten: über die Würde des Menschen, sind von Herrn W. Tooke, ehemaligem Prediger bey der englischen Faktorey in St. Petersburg, ins Englische übersetzt, zu London in zwey Bänden in gr. 8. herausgekommen.

C. A. Fischer's Reise nach Spanien, die in Deutschland zwey Auflagen erlebte, ist unter dem nachstehenden Titel ins Englische übersetzt worden: Travels in Spain

in

in 1797 and 1798. by Chr. Aug. Fischer. With an Appendix of the Method of Travelling in that Country. Translated from the German. 8. Lond. Longman. 1802.

Der Herr C. M. J. F. Reichardt aus Berlin, wird bey seiner jetzigen Anwesenheit in Paris, seine Geister-Insel auf das Théatre Feydeau bringen.

Die Gräfinn Lestocq zu Riga, hat zur Errichtung eines Stipendiums für den zu Dorpat studirenden jungen liefländischen Adel ein Kapital von zehntausend Rubeln ausgesetzt.

Im Verlage der Steinerischen Buchhandlung zu Winterthur, wird zur O. M. 1803 nachstehendes Werk erscheinen: H. Zschocke's Denkwürdigkeiten der helvetischen Staatsumwälzung.

Herr Verwesschreiber Mielichhofer zu Salzburg, welcher als Botaniker und Mineralog sich bekannt gemacht hat, wird dieses Jahr eine mineralogische Reise nach Sachsen und Schweden machen. Nach Sachsen wäre er, dem Vorschlage des Herrn von Moll zufolge, schon im vorigen Sommer gereiset, wenn der Fürsterzbischof nur Etwas resolvirt hätte.

Das Kurfürstliche geheime Ministerialdepartement in geistlichen Dingen zu München, welchem die Universität zu Landshut untergeordnet ist, hat für sie, und auf Kosten derselben eine prächtige Sammlung von 14,000 Kupferstichen aus allen Schulen für 10,000 fl. Rheinisch gekauft, welche die Universität besitzen, bis sie im Stande seyn wird, diese Summe zu bezahlen, mit vier vom Hundert verzinset.

Die Bibliothek der Universität wird bald sehr ansehnlich vermehrt werden. Da nebst den Bettelmönchsklöstern erst neuerlich auch alle Prälatenklöster aufgehoben sind: so hoffet man aus den Büchersammlungen derselben eine reiche Ausbeute für die Universität. Der ehemalige Bibliothekar und Professor der Literargeschichte zu Landshut, und nachherige Propst im Stift Beyerberg, Herr Paul Hupfauer, ist zum Kommissär ernannt, mit dem Auftrage, die für die Universität brauchbaren Bücher aus den Klosterbibliotheken auszusuchen. Eben dieses thun, einem Kurfürstl. Auftrage zu-

zufolge, Christoph Freyherr von Aretin für die Kurfürstl. Hofbibliothek, und der General-Schul- und Studien-Direktionsrath, Herr Joachim Schuhbauer, für die Baierschen Gymnasien.

Die sogenannte Ordenspräbende im Kollegiatstift bey St. Martin zu Landshut, welche, wie alle übrigen, in guten Jahren an 3000 fl. einbringen mag; wovon aber jährlich 500 fl. an den St. Georgs Ritterorden zu München abgegeben werden müssen, hat der Kurfürst der Universität zur Vermehrung ihrer Einkünfte zugetheilt. Das Chorstift ist übrigens seit kurzem seiner Auflösung nahe.

Herders Ideen zur Philosophie der Menschheit, sind von Herrn Churchill ins Engl. übersetzt. Ebenderselbe übersetzt jetzt: Meusels Leitfaden zur Geschichte der Gelehrsamkeit.

Verbesserungen.

Im LXXVII.	Bd.	1.	St.	S.	114.	Z. 9. von unten st. Poetiker l. Poetiken
—	—	—	—	—	115.	— 16. und 7. von unten eben so
—	—	—	—	—	116.	— 20. st. der l. die
—	—	—	—	—	118.	— 3. st. Brestberger l. Brastberger
—	—	—	—	—	128.	— 5. st. Hierographen l. Historiographen
—	—	—	2.	—	376.	— 3. st. traben l. treiben

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Sieben und siebenzigsten Bandes Zweytes Stück.

Achtes Heft.

Reitkunst.

Beobachtungen über Kenntniß, Pflege und Fütterung der Pferde, nebst einem alphabetischen Verzeichniß von den Kunstwörtern in der Reitkunst, der Kenntniß und Zeichen eines guten Pferdes, ihren Krankheiten und Hülfsmitteln dagegen. Herausgegeben von F. W. B. Major. Weißenfels, bey Severin. 1803. 6 G.

Das im ersten Abschnitt stehende Verzeichniß, von den Kunstwörtern in der Reitkunst, Kenntnissen und Zeichen eines guten Pferdes, Krankheiten und Hülfsmitteln dagegen, ist aus einem alten Autor abgeschrieben, oft unrichtig, unvollkommen und mehrentheils nicht mehr gebräuchlich; eben so die empfohlenen Heilmittel, z. B. die Bräune im Halse kurirt der Verf. mit langen Pfeffer, Hundekohl ꝛc. wobey er vorher die Zunge des Pferdes bis zum Bluten schaben läßt. Ueberbeine kurirt er mit Regenwasser, welches auf einem Leichensteine gestanden hat; er empfiehlt eine Salbe, welche die Müdigkeit der Pferde wegnimmt; dem fast gleich sind die angegebenen Kenntnisse und Zeichen eines guten Pferdes, z. B. drey weiße Füße giebt er als ein schädliches Zeichen an. Um ein halbes Säkulum kommt der Verf. hiermit zu spät.

Der dritte Abschnitt vom Füttern, Warten der Pferde, enthält den gewöhnlichen Stalldienst der Kavallerie.

Praktische Abhandlungen über Krankheiten der Pferde und des Rindviehes, auf Brownsche Grundsätze

und Erfahrungen gegründet. Von K. W. Ammon, königl. preuß. Roßarzt zu Triesdorf. Nürnberg, bey Monath. 1802. 8. 21 Bg.

Nach denen, vom Verf. angenommenen Brownschen Grundsätzen, werden die hier vorkommenden Krankheiten der Thiere in asthenische und sthenische eingetheilt, und demnach behandelt.

Die erste Abhandlung ist über die Natur und Heilung der Druse.

In den mehrsten Gegenden, auch wo Rec. lebt, wird unter Druse und Strengell eine und dieselbe Krankheit verstanden; nach des Verf. Grundsätzen sind dieß zwey verschiedene Krankheiten; Druse ist asthenisch, hat Schwäche und Mangel an Reizungen zum Grunde, Strengell ist sthenisch, und entsteht von zu viel Reizungen. Er sucht die Unterscheidungszeichen von beyden deutlich zu machen; sagt aber S. 12 selbst, daß viele Zufälle bey der Druse und Strengell sich ganz ähnlich wären. Rec. hängt an kein System ganz, sondern sucht von allen zu benutzen, was seinen Einsichten und Erfahrungen nach gut und bewährt ist; so hat er auch bey der Druse oder Strengell, als einer und derselben Krankheit, nach denen, im Fortgange der Krankheit, vorkommenden veränderten Anzeigen, fast dieselben Heilmittel mit gutem Erfolg angewandt, welche der Verf. bey diesen seiner Ueberzeugung nach, verschiedenen Krankheiten empfiehlt. Er hat da, wo der Ausfluß der Materie aus der Nase nicht ordentlich erfolgte, das Thier niederschlagend und matt war, hauptsächlich durch Fontanelle mit andern reizmachenden Mitteln verbunden, großen Nutzen gestiftet; er hat aber auch gegenseitig, wo alle Anzeigen auf Entzündung deuteten, zur Ader gelassen; und die diesen Anzeigen angemeßne Mittel mit Erfolg gegeben.

Acht Abhandlungen über verschiedene Krankheiten der Pferde und des Rindviehes, sind in dieser Sammlung enthalten. Bey jeder kommt erst eine Definition derselben, Veranlassung und Grundursachen dazu werden angegeben; Gang und Dauer derselben beschrieben, dann folgt die Heilung und dazu angewandte Mittel.

Daß

Daß der Verf. ſein Fach als denkender Thierarzt treibt, beweiſet die Ausarbeitung dieſer Abhandlungen, und ſeine Bekanntſchaft mit den beſten Schriftſtellern.

Rec. iſt überzeugt, daß das Brownſche Syſtem uns in ſehr vieler Hinſicht ein nützliches Licht gegeben hat; räth aber immer den alten Sprüchwort treu zu bleiben: Prüfet, und behaltet das Gute!

Die Geſchichte des Reitens, von Richard Berenges, Eſq. In zwey Abſchnitten. Aus dem Engliſchen, überſetzt von F. Heubell. Hamburg, bey Perthes. 1802. 8. 1 Rl.

Im erſten Abſchnitt verſucht der Verf. das Land zu beſtimmen, wo der Menſch zuerſt das Pferd zum Reiten und Fahren gebrauchte, und benutzet hierzu die bibliſche Geſchichte und alle alten Schriftſteller, und ſtimmt am Ende Michaelis bey, dem zufolge in Aegypten, die Pferde zuerſt ſowohl zum Kriege als häuslichen Gebrauch benutzt worden ſind; im zweyten Abſchnitt kommen Nachrichten von den Vorzügen und Werth der Pferde aller Nationen. Die jetzige beſſere Art der engliſchen Pferde und ihre Abſtammung wird beſchrieben. Ueber den Gebrauch der Pferde und Art zu reiten in England ſeit den älteſten Zeiten, über die gute Reiterey zu Zeiten des Herzogs von Newkaſtle, nachherige Abnahme und jetziges Wiederemporkommen derſelben, giebt der Verf. Nachricht, und hofft, daß man nicht lange mehr über den Mangel würdiger Reiter ſeufzen werde, welches im Allgemeinen gewiß der Fall in England iſt. Die Geſchichte des Reitens gehet übrigens nur bis zu der Zeit, wo Pignatelli in Italien anfieng, eine beſſere Reitſchule zu errichten. Das Weitere ſoll in einem beſondern Theile folgen.

Des Herrn de la Gueriniere Reitkunſt, oder gründliche Anweiſung zur Kenntniß der Pferde, deren Erziehung, Unterhaltung, Abrichtung nach ihrer verſchiedenen Gebrauch und Beſtimmung, überſetzt von J. D. Knöll, weil. fürſtl. Oranien-Naſſauiſchen

saulschen Bereiter in Dillenburg. Zweyte verbesserte Auflage. Mit Kupfern. Marburg, in der akademischen Buchhandlung. 1802. 8. 2 Alph. 12 Bog.

Die Uebersetzung dieses klassischen Werkes, in der nämlichen Buchhandlung kam im Jahre 1791. heraus. Rec. hat damals in der A. D. Bibl. die vorzügliche Nützlichkeit desselben bezeugt, auch daß der Uebersetzer den Inhalt treu und richtig ins Deutsche übertragen habe. Diese zweyte Auflage gleicht ganz der ersten. Verbesserungen hat Rec. nicht bemerkt; des kleinen Formats wegen ist die Bogenzahl größer.

Aw.

Finanz- Kameral- und Policeywissenschaft.

Ueber die Kolonien (,) in Rücksicht auf Staatswirthschaft und Handel. Von P. F. Page. Erster Theil. Aus dem Französischen übersetzt. Hamburg, bey Hoffmann. 1802. XXVI und 325 S. 8. Nebst 6 Bogen Tabellen in Folio. 1 Alph. 12 Bog.

Der Verf. des Originals ist einer von den seltenen Männern, der ruhigen Beobachtungsgeist, mit Scharfsinn und Prüfung verbindet, und über die sich ihm darbietenden Gegenstände in kalte Untersuchungen sich einläßt, ungeachtet die Leidenschaften und der französische Nationalcharakter, über die ihm vom ehemaligen französischen Direktorium, das ihn mit Andern, während und nach der gräuelvollen Schreckensperiode geächtet hatte, zugefügten Beleidigungen, tausendfachen Stoff gehabt hätten, sich darüber zu entrüsten, und die falschen Maaßregeln des damaligen Gouvernements, in ihrem eigenthümlichen nunmehr entlarvten Gewande seinen Lesern anschaulich zu machen. Weit entfernt, sich über den großen Verlust zu beklagen, den die Verwirrung der vorigen französischen Lykurgen besonders dadurch bewirkten, daß die Kolonien dem Mutterlande lästig wären, und daß, kraft der Menschen- und Bürgerrechte, jeder

jeder Neger, oder Farbenmensch frey seyn müsse, (ein Philosophem, das die Erfahrung und der jetzige französische Solon im Nachsommer 1802 aus politisch-merkantilischen Absichten zernichtete) fängt er damit an, seine Mitbürger, besonders die Kolonisten von St. Domingo, über das erlittene Unrecht zu trösten, das theils ein exaltirter Enthusiasm, theils die Unwissenheit und Bosheit der sogenannten Philosophen, die sich, während der Revolution, die Staatsgewalt in Frankreich und seinen Kolonien anmaaßt hatten, den Proprietären zubereiteten. In der Hinsicht geht er, nach einer vorangeschickten Einleitung, zur Betrachtung aller europäischen Kolonien in allen Welttheilen über, wozu er in diesem ersten Theil zwey Kapitel bestimmt, wovon das erste, dem Zustande des Ackerbaues und des Handels in den Besitzungen der Europäer in allen Erdgegenden, und den Handelsveränderungen gewidmet ist, welche jede in ihrem respectiven Mutterlande erzeugt hat. In dieser Hinsicht schildert er die Bevölkerung, die Produkte und den Handel der englischen Antillen, und zeigt, daß gerade diese, die allgemeine Niederlage der französischen und spanischen Kolonialwaaren wären, wodurch letztere, gegen alle Erwartung, dennoch England bey den jährlichen Bilanzen schuldig würden, weil die letztere Macht, außer dem Zwischenhandlergewerbe, noch obendrein im Besitze der Schifffahrt sey. Damit diese Darstellung ein anschauliches Gewand erhalte, nimmt er Gelegenheit, eine kurze Topographie, nebst Beschreibung des physischen Zustandes der englischen Antillen einzuschalten, wobey er, außer dem Produktenzustande der französischen Kolonien in Amerika, und ihren Ursachen, warum sie nicht hinlänglich bekannt sind, die Verschiedenheit in dem Produkte der Arbeit auf Jamaika und St. Domingo, und der beyderseitigen Menge und dem Preise des Kaffee vom Jahre 1789 zeigt. Die Gründe aber, warum die Engländer S. 34—39 den Kaffeebau auf Sumatra einführen, und dennoch dieses Produkt daselbst vernachlässigen sollen, scheinen uns weniger einleuchtend, als gerade das Gegentheil von andern neuern Quellen widersprochen zu werden. Doch dieß bey Seite gesetzt, zieht der Verf. eine Parallele zwischen dem französischen und englischen Kolonieausfuhrhandel auf den Antillen, mit Rücksicht auf die Zollverwaltung, und zeigt durch Tabellen, die S. 48 — 56 dem Texte angehängt sind, daß die Antillen, dem britischen Mutterlande, in den jüngstvorwi-

denen 20 Jahren, ungleich wenigere Einkünfte wie zuvor eingebracht hätten. Außer diesen und mehr andern hierher gehörigen Gegenständen, kommt der Verf. S. 69 ffg. auf die politisch-merkantilischen Verhältnisse der Engländer in Indien. Natürlich mußten die jüngsten Begebenheiten mit Tippo Saib und seinen Nachkommen, ein Gegenstand dieser Schilderung werden. Hier und in der ganzen Darstellung des englischen Handels in Ostindien, wovon hier ein historischer Abriß seit dem Jahr 1754 bis auf die neuesten Zeiten, erscheint, die Bekanntmachung der Fehler in der ökonomischen Verwaltung der ostindischen Kompagnie, und die Maasregeln, welche die Regierung anwendet, jene Fehler zu begünstigen, ist nicht überall mit dem Griffel der Wahrheit gezeichnet; man sieht offenbar den Mangel ächter Quellen, und dagegen die Schilderungen aus französischen und andern ähnlichen Werken hervorleuchten. Mit ungleich stärkerer Unparteylichkeit werden aber die englischen Niederlassungen auf Botany-Bay und den Südsee-Inseln, Englands Handel auf der afrikanischen Küste und deren wirklichen Niederlassungen in diesen Erdgegenden vorgetragen, wobey politische Blicke gewagt werden, die das britische Kabinet zu St. James auf die Verschiedungen wirft, die es in der Folge, durch die Verhältnisse den englischen Besitzungen in Afrika mit denen auf den Antillen unterhält, um daraus dem Mutterlande einen unberechneten Vortheil zuzuwenden. Jetzt geräth er auf die Untersuchung des spanischen Handels und seiner Kolonien, und zeigt S. 111 ffg. mit vollem Rechte, daß dessen Ackerbausystem ganz und gar nicht tauge, und wenn es in der Folge von seinem völligen Untergange gerettet werden solle, durchaus verbessert werden müsse, denn die Bergwerke von Mexiko, Peru und Chili, wären nicht allein das Mittel, Spaniens Kolonienhandel lebhaft zu machen; der vegetabilische Anbau hätte für das Mutterland eine reichhaltigere Resource, worin wir auch dem Verf. beypflichten. — Von S. 126 ffg. wird der Handel Frankreichs mit Holland, Italien, Piemont (dessen Vereinigung mit der Mutterrepublik der Verf. damals nicht ahnete), Sardinien, der Schweiz, der Levante und den barbarischen Staaten, mit den nordischen Reichen, mit Deutschland, England, Portugal, und den amerikanischen Freystaaten, (nach Arnould), auf zwey Seiten abgefertiget, dagegen aber den Einfluß des Kolonienhandels auf Frankreich, und dessen politische Handlungslage jenseit dem Vorgebürge der

der guten Hoffnung im indischen Meere S. 128 — 239 in einem Lichte dargestellt, die, in Rücksicht der daraus S. 140 — 190 gezogenen Resultate, für die Engländer nichts Gutes erwarten lassen. Mit dem S. 197 — 200 geschilderten Gesinnungen der indischen Völker gegen die Engländer mag es, einiger Uebertreibungen abgerechnet, wohl im Ganzen richtig seyn: aber der Verf. frage doch, um nicht weitläuftig zu seyn, die Bewohner in der Schweiz, zur Zeit der Rapinaten, die unglücklichen Bewohner am Rheine in den Jahren 1794, 1795 und 1796; die gutmüthigen Aegypter, denen man allerley Freyheitsgaukeleyen vorspiegelte; und — um kurz zu seyn — seine eigenen Landsleute auf St. Domingo, denen zwar die ganze französische Revolutionsperiode schrecklich, das Jahr 1802 aber über allen Begriff fürchterlich gewesen ist. Er wird alsdann finden, daß französische Artigkeit in Gemeinheit sich verwandelt, wenn es auf Erringung eigenes Vortheile ankömmt, wozu auch kein Mittel, selbst das gehässigste unversucht bleiben darf. —

Das zweyte Kapitel zerfällt in zwey Abschnitte, in deren ersten die Wiederherstellung der Organisation in den Kolonien, und der zweyte S. 248 — 315. die Nothwendigkeit eines neuen Kolonisations- und Handelssystems für Frankreich, anschaulich gemacht wird. So kalt sich fast überall der Verf. verhält, seinen Vorschlägen den Anstrich einer ruhigen Ueberlegung und eines scharfsinnigen Beobachters zu geben: so blickt doch bisweilen die französische Revolutions- und Intrigue hervor, die, um ihre Absichten zu erreichen, Kanonen und Bajonette zu gebrauchen empfiehlt. Dahin gehören die Behauptungen S. 214 flg. 259 flg. 284 flg. 292 flg. u. a. O. m. Hätten die Mächte Europens durch die bekannten Mittel, die wir schweigend übergehen, nicht gemeinschaftlich, ohne die Kombinationen zu wollen, seit dem Jahre 1795. dahin gearbeitet, Frankreich zu dem fürchterlichen Kolosse zu machen, um diesen oder jenen, wie die Zeitgeschichte weiset, und noch in der Folge zum warnenden Beyspiele für Andre, lehren wird, zu verschlingen oder zu vernichten: so würde dieser Herkules, der mit der Zeit allen Nationen fürchterlich werden wird, sich zum Dominator und Beschützer aller Seemächte des ersten Landes (S. 295 flg.) aufzuwerfen im Stande gewesen seyn! Aber das Schicksal wollte es; vielleicht — und wer wollte daran zweifeln — liegt was Gutes darin!!! —

Vom Uebersetzer und seiner beobachteten Schuldigkeit, sprechen wir beym zweyten Theile. —

Ni.

Technologie.

Grundriß der Färbekunst, von D. Sig. Fr. Hermbstädt, königl. preuß. Obermedizinalrathe, u. s. w. Berlin und Stettin, bey Nicolai. 1802. 628 Seiten. 8.

Auf Befehl des Königs von Preußen ist zu Berlin ein Institut für Färber, Bleicher und Kattundrucker errichtet, und der Unterricht derselben Hrn. Hermbstädt übertragen worden. Dieses ist die Veranlassung zu diesem Handbuche, welches ohne Zweifel an systematischer Ordnung, Gründlichkeit und Deutlichkeit alle Schriften übertrifft, welche in ähnlicher Rücksicht bisher erschienen sind. Ueberall hat der Verf. die neuesten Nachrichten genutzt, die praktischen Vorschriften kurz und deutlich vorgetragen, und sie durch Theorie sehr zweckmäßig erläutert. Rec. fängt das Buch mit dem vierten Abschnitte an, denn die drey ersten Abschnitte, worin Lehren aus der Physik und Chemie für den Färber vorgetragen werden, schienen ihm zu weitläuftig. Es ist allerdings nöthig, daß der Färber einen kurzen Unterricht in der Physik und Chemie bekommt; aber dazu konnte der Verf. vielleicht eher ein kurzes Handbuch dieser Wissenschaft wählen. Denn wenn auch die Thatsachen richtig angegeben sind, wie sich von den Kenntnissen des Verf. nicht anders erwarten läßt: so ließe sich doch bey der Bestimmung mancher physischen und chemischen Grundbegriffen bey der Definition von Körper ꝛc. Manches erinnern. Doch dieses sind kleine Flecken, welche auf das Ganze nicht den geringsten Einfluß haben. Nur vermißt Rec. in dieser theoretischen Einleitung eine Abhandlung über die verschiedenen Namen der Farben, und über den Ursprung derselben durch Vermengung der Pigmente. Lamberts Farbenpyramide, ein nicht genug studirtes klassisches Werk, war hierbey zum Grunde zu legen. Dem Kattundrucker besonders, der neue Farben für die Mode wählen will, ist ein Unterricht hierin äußerst nützlich, ja nothwendig. Auch muß Rec. noch

eine

eine Bemerkung über die Definition von Pigment, welche hier ebenfalls wichtig ist, hinzufügen. Mit Recht sagt der Verf. das (vegetabilische) Pigment sey als ein Resultat der Mischung von Kohlenstoff, Wasserstoff, Salpeterstoff, Phosphor (?), Schwefel (?) und Sauerstoff, unter verschiedenen quantitativen Verhältnissen zu betrachten, und eben so verwirft er mit Recht die gewöhnliche Eintheilung in gummige, harzige, metallische Pigmente; aber es ist sonderbar, diese Substanzen für vehicula des Pigments zu halten. Es könnte dieses verleiten zu glauben, das Pigment sey ein eigner vom vehiculum verschiedener Stoff. Die Pigmente aus den organischen und unorganischen Reiche sind von äußerst verschiedener Beschaffenheit; jede Substanz kann ein Pigment werden, und verdient dann erst diesen Namen, wenn sie gebraucht wird, andern Substanzen eine Farbe mitzutheilen. Manche Pigmente gehören zu einer besondern Klasse von Stoffen, als: Indig, Orlean; sehr viele sind von der Natur des Extraktivstoffes, und einige sind noch problematisch in dieser Rücksicht. Uebrigens ist es aber für den Anfänger weit bequemer, die Farbestoffe nach den Körpern, wovon sie genommen sind, wie auch der Verf. gethan hat, als nach den Klassen zu ordnen.

Om.

Beschreibung und Abbildung von neuerfundenen und verbesserten Branntweinbrenner- und Destillirgeräthen, wodurch mit weit geringern Kosten und weniger Zeitverlust und Mühe, der Endzweck sicherer erreicht werden kann, als seither geschehen ist. Durch Erfahrung vortheilhaft befunden, von J. E. Norberg, Bergrath, Direktor über die mechanische Schule u. s. w. Uebersetzung aus den Abhandlungen der königl. schwedisch. Akademie der Wissenschaften, letzterm Quartale. 1799. von J. J. F. Plagemann, Rektor am deutschen Nat. Lyceo. Stockholm, (ohne Angabe des Verlegers und der Jahrzahl). 2 Bogen. 8. und einer Kupfertafel. 8 gr.

Es läßt sich über die Nützlichkeit der in dieser kleinen Schrift beschriebenen Destillirgeräthschaft, die schon vor zwanzig Jahren in Schweden eingeführt, aber auch wieder abgeschafft wurde, ohne solche zu erproben, nichts Bestimmtes sagen. Obgleich die Vortheile derselben hier sehr angepriesen werden, nach welchen man, bey wenigern Aufwand an Feuerung, und Wasser zum Abkühlen, mehrern, bessern und gesündern Branntwein erhalten, auch das Brennen selbst besser zu bewerkstelligen, und das Schadhaftwerden der Röhre leichter zu repariren seyn soll: so ist doch solche viel zu sehr zusammengesetzt, als daß eine allgemeine Einführung davon zu erwarten seyn dürfte. Wir müssen übrigens, da wir uns ohne das Kupfer nicht verständlich machen können, die Leser auf das Schriftchen selbst verweisen.

Li.

Der Pyrotelegraph, von Joh. Henr. Lor. Pasner, Doktor der Philosophie. Mit einer Kupfertaf. Jena, bey Göpferdt. 1801. 85 S. gr. 8. 12 K.

Bekanntlich hat in neuern Zeiten die Feuerpolicey, durch allerley Löschungs- und Rettungsanstalten Mittel getroffen, den Unglücklichen, deren Besitzthümer durch die alles verheerende Flamme verzehrt werden, sobald als möglich zu Hülfe zu kommen. In Fällen, wenn der Brand entfernt, und von einem Hauptorte, woher man Löschungswerkzeuge erhalten kann, entlegen ist, zu bestimmen: wo und nach welcher Weltgegend das Unglück brüthet, die Rettungsanstalten verwandt und transportirt werden sollten, war bisher ein Problem, das nicht mit Sicherheit aufgelöset werden konnte. Denn bey Tage kann man einen sehr starken Brand, in dicht bebauten großen und mittlern Städten, selbst nicht auf eine halbe Meile Entfernung, es sey denn aus hohen und hervorragenden Gebäuden und von hohen Thürmen, sehen; und des Nachts wird bekanntlich das Urtheil über den Ort, wo es brennt, sehr verschieden seyn, indem die Erfahrung zeigt, daß sich selbst Eingeborne, die doch eine solche Gegend oft sehr genau kennen, bisweilen in ihren Urtheilen gewaltig irren. Schon längst war man deßhalb darauf bedacht, eine mechanische Vorrichtung kennen zu lernen, wodurch man den menschenbeglückenden Zweck erreichen möchte, in der Nacht die Gegend

und

und die Entfernung des Feuers, bald und genau zu bestimmen. Diesen gemeinnützigen Wunsch hat der Verf. dieser wenigen Bogen auf eine sinnreiche Art dadurch befriedigt, daß er eine Maschine erfunden hat, die hier beschrieben wird, mit welcher er die Gegend und die Entfernung des Feuers in der Nacht, genau anzugeben im Stande ist. Dieses Instrument nennt sein Erfinder und Verf. dieser Schrift Pyrotelegraph (ein dreyfach zusammengesetztes griechisches Wort, das Feuer-Fernschreiber heißt, eine Bezeichnung, die, nach unsern Einsichten, nicht ganz zu der Maschine paßt, und besser durch die, vom Verf. in der Vorrede vorgeschlagene Benennung: Pyroteleskop ausgedrückt werden könnte; doch der Name thuts nicht, die Sache muß den gehofften Endzweck rechtfertigen). Dieses Werkzeug besteht aus einem hölzernen Viereck beliebiger Größe, dessen horizontale Oberfläche mit einer messingern Platte bedeckt ist, die einen möglichst großen Kreis enthält, welcher in 360° des Horizonts getheilt worden, und in dessen Mittelpunkte eine metallene Säule sich bewegt, auf deren oberstem Ende ein messingener Cylinder, in Gestalt eines Fernrohrs ruht, an welchem ein Sternrad befestiget ist, dessen Bewegung den mobilen Cylinder durch mechanische Nebenarbeiten dirigirt, deren Beschreibung und Zusammensetzung nicht hierhin gehöret, in der Schrift selbst aber und ihrem Kupfer anschaulich gemacht wird. Die ganze Verrichtung dieses Instruments besteht hauptsächlich darin, bey Tage durch wiederholte, oft versuchte Beobachtungen, die von einem erhabenen Orte, etwan von einem gelegenen Thurme anzustellen sind, der einen freyen Gesichtskreis darbietet, eine topographische Charte in die Grundfläche der Bodenplatte zu tragen, und das Lineal, oder den Zeiger, der ganz unten an der Säule angebracht worden, mit einem Stunden- oder Meilenwaage zu versehen, welches die Entfernung des Brandes von dem Beobachtungsorte anzeigt. Auf die Weise ist es leicht möglich, daß der Beobachter, oder Thürmer, vermöge eines Sprachrohrs, den Ort, wo ein unglückliches Brand entstanden, den Stadt- oder Ortsbewohnern bekannt macht. — Die ganze Beschreibung und den Gebrauch des Pyrotelegraphen, nimmt nur S. 13 — 27 den geringern Theil dieser Blätter ein; der übrige aber S. 29 — 85 ist dem Streite über die Erfindung dieses Instruments gewidmet, nebst der Vertheidigung des Verf. gegen die Anfälle, die darüber im Reichsanzeiger und anderwärts wider ihn gemacht

gemacht worden. Ohne uns zum Schiedsrichter aufzuwerfen, bemerken wir nur beyläufig, daß dieſe Erfindung gemeinnützig werden kann.

F.

Handlungswiſſenſchaft.

Vollſtändiges Handbuch der Geldkunde (,) für angehende Kaufleute, Komtoriſten, Geld- und Wechſelmäkler, u. ſ. w. in ſyſtematiſcher Ordnung (;) herausgegeben von Gerh. Heinr. Buſe, ꝛc. Des praktiſchen Theils zweyter Band, u. ſ. w. Erfurt, bey Henning. 1802. XVIII und 566 S. gr. 8. 2 Rl. Theoretiſcher Theil, u. ſ. w. Mit einem Kupfer. Ebend. 1803. (eigentlich Herbſtm. 1802.) XXII und 436 S. nebſt Regiſter. gr. 8. 2 Rl.

Beyde Theile auch unter dem Titel:

Das Ganze der Handlung, oder vollſtändiges Handbuch der vorzüglichſten Handlungskenntniſſe für angehende Kaufleute. Des zweyten Theiles dritter Band, u. ſ. w. — Des zweyten Theils, 2. erſter Band, u. ſ. w.

Welche Verwirrung im Erſcheinen dieſes Bändereichen Werks herrſcht, geht klar daraus hervor, daß man den praktiſchen Theil der Münzen, dem theoretiſchen vorgedruckt und herausgegeben hat, und doch ſoll dieß Alles ſyſtematiſche Ordnung heißen. Man will dieß zwar dadurch entſchuldigen, daß ein Rec. in der Handlungsbibl. (doch wohl nicht die neue — von Schumann herausgegebene, und die Rec. darin: 1. Bd. 3. St. S. 373 — 80. — Die Vollmerſche neue Handlungsbibl. haben wir gerade nicht bey der Hand) dazu den Verf. aufgefodert habe; allein wir mißbilligen dieſe Eilfertigkeit, die uns notoriſch auf den Gedanken führt, daß ſonach alle Zweige der Technologie in das Ganze der Handlung aufgenommen werden dürften. Doch dieß

dieß bey Seite gesetzt: Herr B. versichert (prakt. Theil, 2. Bd. S. 8.) daß er gern Herrn Wagner (jetzigen Lehrer der Arithmetik ꝛc. an der Handl. Schule zu Magdeburg) die Fortsetzung der, von ihm angefangenen Münzkunde, wovon er die von diesem so vortrefflich bearbeiteten im ersten Bande enthaltenen Uebersicht des ältern und neuern deutschen Münzwesens geliefert habe, aufgetragen hätte; allein, er habe deßhalb eine Zudringlichkeit befürchten müssen. Inzwischen wäre ihm, da der Verleger so sehr eilte, keine Zeit zur Bearbeitung dieser vorliegenden Münzkunde übrig geblieben, und müsse der Herausgeber dieses Werks gestehen, daß sein Beytrag zu demselben, bloß in Entwerfung des Plans, in der Angabe einiger Hülfsquellen, in einigen Zusätzen, und in der Korrektur des Manuscripts bestände. Also ist auch diese Arbeit wieder fremdes Machwerk, unvollkommne Zusammensetzung mehrerer hierhin gehörigen Materien, die man aus größern und kleinern Schriften kompilirte, um doch ja wieder einen neuen Meßartikel zu liefern. Dieses, und das offene Geständniß des Herausgebers B. im theoret. Theil, oder 2. Th. 3. Bd. S. 12 — 15: „daß Herr Wagner als „Verf. des ersten Bandes, ihm die Quelle seiner Handschrift, „vor dem Abdrucke derselben verschwiegen, da doch der erste „Theil der prakt. Geldkunde, ganz Herrn Gerhard abgeschrieben worden sey," — rechtfertiget das Verfahren, auf die Weise: das Ganze der Handlung herauszugeben, keinesweges. Vielmehr setzt es bey einem Schriftsteller, der sich an ein so wichtiges Unternehmen, wie das vorliegende, zu bearbeiten wagt, eine nicht zu entschuldigende Unwissenheit voraus, um nicht beym Erblicken einer solchen Kopie, so fort zu beurtheilen: daß es eine Abschrift von einem, vor wenigen Jahren erst erschienenen Originalwerke sey. Wer das Ganze der Handlung in einer systematischen Ordnung vortragen will, muß auch den ganzen Umfang der dazu erforderlichen in- und ausländischen Literatur kennen, ihren kritischen Werth abzusondern verstehen, und keine Ignoranz in der neuen Bücherkunde verrathen. Schon das vom Rec. in der A. D. Bibl. 58. Bd. 2. St. S. 394 fg. angeführte Beyspiel, hätte Herrn B. aufmerksam machen sollen, daß man gegen Herrn Wagner's Handschriften (außer dem Fache der Arithmetik), äußerst mißtrauisch seyn müsse, indem er schon damals Behrens Anl. von Wechseln und Wechselgesch. von Wort zu Wort in sein Buch übertrug, und dadurch

das

das Publikum zu hintergehen suchte, das ihn nunmehr von allen Seiten unter die Ab- und Ausschreiber gestellt hat. Bey so bewandten Umständen kann es nicht fehlen, daß die deutsche Literatur, wenn das Geschäffte der Buchmacherey noch einige Jahre hindurch in dem Maaße so fortgeht, wie die unverschämte Frechheit vieler Abschreiber und Kompilatoren seit einiger Zeit zugenommen hat, von ihrer Originalität und ihrem allgemein bekannten Ruhme in bloße Krämerey zurücksinken, und in eine niedre Handelsspekulation, woran sie schon jetzt laborirt, unfehlbar ausarten wird. Möchte die Stimme der Kritik, und die A. D. Bibl., die es sich seit ihrer Existenz und fortan immer wie bisher, zur unabänderlichen Regel gemacht hat, für das Aufblühen der wissenschaftlichen Literatur zu sorgen, und so viel wie möglich, gegen den Verfall zu arbeiten, doch endlich den wohlthätigen Zweck erreichen, wahre Gelehrsamkeit zu befördern, und die Menge der Abschreiber mit dem Heere der Bücherplünderer zu verdrängen! Erst dann würden die Wissenschaften gewinnen! Aber so lange wie man aus zehn Büchern das eilfte, und oft aus vieren das fünfte fabricirt, wird an nichts weiter, als prompte Bezahlung des Honorarii gedacht, wobey die Wissenschaften verlassen im Hintergrunde stehen bleiben. Dieß ist auch meistens mit dem Buseschen Werke der Fall; hundert Mängel, und ungleich mehrere Unrichtigkeiten könnten wir deßhalb zum Beweise anführen, wenn unsere Absicht wäre, unnütze Weitläuftigkeit zu vermeiden; inzwischen wollen wir doch ein Paar Beweise davon anführen:

Weder im 2. Bd. S. 97 ffq., noch im 3. Bd. S. 35 fg., wo vom neuen metrischen Gold- und Silbergewichte Frankreichs die Rede ist, wird mit keinem Worte der jetzigen, oder vorigen Bestimmung des Metres, als das wahre Urmaaß dieses Systems erwähnt, da doch die neue Meridians-Vermessung von Delambre und Mechain, nach einem Schreiben des damaligen Ministers des Inneren, la Place, an die Konsuln vom 4 Frim. VIII., deutliche Resultate liefert, daß der Metre 0,146 Lin. kürzer, wie die Bestimmung desselben vom 18. Germ. III. J. angenommen worden. Eben so zeigte Lefevre Gineau, daß Lavoisier's und Hauy's Angabe einer Kilogramme nicht 18841, sondern 18827. 15 Gren schwer sey, mithin 1 Pf. = 0.4921678 Kilogramme wiege, wornach im Beschluß der Konsuln vom 13. Brüm. IX.

das

das ganze metriſche Syſtem für Frankreich gänzlich umgearbeitet worden. Dergleichen Mängel und Unvollſtändigkeiten werden hier, und an mehreren Orten, ſo auch in der, im 2. Bde. S. 170 — 176 gelieferten Geſchichte des franzöſ. Papiergeldes verſpüret. Wer nennt dann die ehemaligen vereinigten Niederlande, die von Franzoſen in die batauſche Republik ſind umgetauft worden, Batavia, wie hier S. 181 ffg. geſchehen? — Batavia liegt im holländ. Oſtindien, und iſt gleichſam die Hauptſtadt deſſelben auf der Inſel Java. Der Verf. wird doch wohl nicht die Inſula Batavorum beym Tacitus, Plinius, und mehreren Alten, und das oppidum Batavorum, alſo die jetzige Betuwe und die Stadt Nymegen, mit der bataafſchen Republik vermechſeln, oder wohl gar einen grammatiſchen Wiedertäufer gegen die gewaltige Mutterrepublik abgeben wollen? — Im dritten Bande kommt unter mehreren, oft beträchtlichern Schnitzern, auch die Unbekanntſchaft mit der Literatur ſehr häufig vor, ſo daß der Verf. bisweilen ſeine eigene Quelle nicht kennt. S. 419 — 436. giebt davon einen neuen Beweis. Er kennt nicht einmal den ruhmwürdigen Verf. vom allgemeinen Kaufmann (The univerſal Marchant. Lond. 1759. 4.) der 1762 (nicht 1764) zu Berl. 4. in der Ueberſetzung erſchien, wozu 1763. 4. neue Beyträge geliefert wurden. Der A. M. iſt kein anderer, als der berühmte Nikolaus Magens, deſſen Wichtigkeit von Marklens ſchätzt: Verſ. des Urſpr. d. Wechſels, pragmat. Theil. S. 234 — 36. —

M.

Neues und vollſtändiges geographiſches Lexikon für Kaufleute und Geſchäftsmänner; oder alphabetiſch geordnete Beſchreibung aller Welttheile, Staaten, Länder, Plätze, Häfen, Gewäſſer und Kanäle, die den Kaufmann intereſſiren, und wohin gehandelt und Verkehr getrieben wird. Von Joh. Chriſt. Schedel. Erſter Band. A — F. Leipzig, bey Schwickert. 1802. IV und 730 Seiten. gr. 8. 3 Rf.

Eine

Eine vollständige, allgemein brauchbare, und mit Rücksicht auf das Neueste, der vorgefallenen politisch-merkantilischen Veränderungen eingerichtete Kaufmanns-Erdbeschreibung, ist allerdings, wie auch der Verf. bemerkt, kein geringes Unternehmen, und gewiß nicht eines Jeden Sache; aber für den, der seit einigen Jahren dieses Feld in so manchen abwechselnden Gestalten bearbeitete, wie z. B. des Verf. Waarenlexikon, — Taschenwörterbuch der Waarenkunde, — die umgearbeitete Ausgabe von Ludovici Akademie der Kaufl. u. dgl. davon hinlängliche Beweise geben, — kann, bey dem Reichthume seiner vorhandenen Materialien, der noch ganz frisch im Gedächtnisse liegenden hierhin gehörigen Gegenstände, und der mannichfaltigen Begebenheiten unserer Tage, die auf den Schriftsteller, der dieses Fach zu bearbeiten unternimmt, ganz vorzüglich wirken, die Hervorbringung eines gemeinnützigen Produkts, wie das vorliegende, nicht so schwer seyn, wie Mancher denkt, oder sich davon herkulische Arbeiten vorstellt. Nichts desto weniger ist und bleibt, bey der Menge der hierin noch vorkommenden Mängel und Fehler, diese Arbeit ein treffliches Werk, das sich seiner möglichsten Vollkommenheit nähert, wenn Europa dereinst einen ewigen Frieden erhält, wo alsdann dergleichen Eigenheiten ausgebessert, und in einem eigenen Bändchen ergänzt werden können. Jetzt also zur Sache selbst.

Dieß Lexikon ist, in Absicht seiner Einrichtung, Zweck und Ausführung, trefflich gerathen, wobey die neuesten Quellen und Hülfsmittel, die die politische Lage Frankreichs und aller davon abhängiger Staaten hervorgebracht haben, benutzt worden sind. Denn jeder Artikel giebt eine kurze topographische und geographische Darstellung von der Lage und Beschaffenheit des Orts, oder des Landes; dessen Handel, Manufakturen und Fabriken; Größe und Volksmenge, wenn der Ort rc. ansehnlich ist; — Handlungsverhältnisse mit andern Staaten; — Waaren- und Wechselhandel; Münz-, Maaß- und Gewichtsbeschaffenheit; — Land- und Seehandlungsverkehr; Rhederey und Hafenlage; Schiffer-, Mäkler-, Assekuranz- und Wechselordnungen, — kurz alles, was den Kaufmann in den weiten Gebieten der Handlung und seines Gewerbes interessiren kann. Von der Seite betrachtet, giebt dieß Werk ein bequemes Handbuch für den Kaufmann, um sich augenblicklich, in vorkommenden Fällen, aus demselben

Raths

Raths erholen zu können; denn alle, nur in etwas beträchtliche Handels- und Fabrikorte, werden darin mit ziemlicher Ausführlichkeit beschrieben, und selten sucht man vergebens nach einem Orte, der nicht hier aufgeführt worden sey; aber bey dem Allem sind uns noch hin und wieder Mängel und Fehler aufgestoßen, die allerdings hätten vermieden werden können, wovon wir einige Beyspiele anführen wollen.

Obgleich Vieles, wie natürlich ist, aus dem Ludovici übernommen werden konnte und mußte: so sind die Artikel im Wesentlichen ganz verschieden, und nach Maaßgabe der Bestimmung und der vorgefallenen Veränderungen merklich besser, wie in jenem Werke, das ebenfalls der Verf. bearbeitete und herausgab. Aber Angaben wie die: S. 4. Aachen sey 10 Meilen von Kölln entfernt, die auch im verbesserten Ludovici (1ster Bd. S. 4) vorkommen, hätten vermieden werden können, da schon Gewißen diese Entfernung nur auf 14 kleine Stunden festsetzt. (s. Reisen durch Schwaben ꝛc. in den Jahren 1779—1785; 3ter Th. S. 22 ꝛc. vergl. Wasserfall's Ruhrdep. Kal. f. d. IX J. S. 1.) In Ansehung der Maaß- und Gewichtsverhältnisse am linken Rheinufer, wäre es dem Verfasser äußerst zuträglich gewesen, wenn er auf das Tableaux des ancien. Mesures du Dépôt de la Roer, comparées aux Mesures Republicaines etc. à Aix-la-Chap. An. 9. (1801) gr. 8. bey dieser Arbeit Rücksicht genommen hätte. — In vielen Artikeln von Indien, Bantam, Bengalen, Ceylon, u. s. w. — vermissen wir Eschels-Kroon's Beschryv. van het Eiland Sumatra, ten Aanzien van derzelfs Koophandel, &c. Haarlem 1789. gr. 8. dessen 2te Ausgabe die trefflichsten Nachrichten für den indischen Handel ꝛc. enthält, die man selbst bey spätern Schriftstellern über diese Gegenden vergebens sucht. — Der Art. Kölln, S. 397 enthält Manches, das seit 1800 gar nicht mehr existirt. — Koblenz und mehr andere Orte der vier neuen Depart. von Frankreich, werden zu kurz und zu mangelhaft abgefertigt. Stand hier nicht Vanrecums statist. Darstell. des Dep. von Rhein und Mosel, (Kobl. J. VIII. — 1800, 12.) zu Gebote? — Eben so wenig ist der Artikel: Cambray S. 307 ffg. vollständig abgefaßt: Hier verfertigt man seit 1798 Batist, eine Gattung von Linon, die andere von Gaze, welche an Schönheit, alle Fabrikate des Auslandes übertreffen. Das National-Institut zu Paris hat dieselben im Jahr IX.

(1800) mit allem Beyfall gekrönt, und dem Vernehmen nach, sollen sich diese Fabrikate, besonders die von dem Handelshause Bonifage et Comp., im Jahr (1803) X selbst übertroffen haben. Auch hätte der Artik. Egypten (besser Aegypten) S. 525 durch die französischen und englischen Berichte neuerer Zeiten ansehnlich berichtiget werden können; desto besser sind die Artikel: England S. 543, und Frankreich S. 643, gerathen. In beyden, so wie in mehr andern der Art, findet man historisch-politisch-kritische Notizen, die, wie hundert andre Dinge mehr, der Brauchbarkeit dieses Buchs, einen Vorzug geben, welcher den Ludovici in diesem Stücke, weit zurücklässt, ungeachtet die verbesserte Ausgabe des letztern, ebenfalls durch unsern Verf. besorgt worden. Mit Vergnügen sehen wir, daß Hr. Sch. ohne es sich merken zu lassen, von unsern frühern kritischen Erinnerungen einen gemeinschaftlichen Gebrauch gemacht hat.

Allgemeines Journal für Handlung, Schiffahrt, Manufaktur und Gewerbe. Herausgegeben von Joh. Christ. Schedel und Joh. Christ. Sinapius. Erster Jahrgang, Sechstes bis Zwölftes Heft 1800. Juny bis Decbr. Leipzig, bey Breitkopf und Härtel. 1801. von S. 449 bis 1088. gr. 8. mit hebrücktem rothen Umsch. Preis des ganzen Jahrganges 4 Rth.

Von dieser gemeinnützigen Monatsschrift haben wir die fünf ersten Hefte der Allg. D. Bibl. 62ster Th. 1. St. S. 511. flg. mit dem ihr gebührenden Ruhme angezeigt. Auch die vorliegenden Stücke können in mehrern Rücksichten auf diesen Beyfall Anspruch machen. Hierzu berechtigen unter mehrern trefflichen Aufsätzen, besonders im

Sechsten Hefte, No. II. S. 478 — 491: Ueber die Handlungssysteme in Deutschland, und die Schädlichkeit ausländischer Niederlagen. Diese kurze Abhandlung enthält mehr historische Wahrheit, als manches dicke Buch, das oft oberflächlich diese Materie zergliedert. Wäre aber dieser Aufsatz am Ende des Jahrs 1802 geschrieben:

eg; ſo würden die Reſultate einiger Bemerkungen, ganz anders ausgefallen ſeyn.

Auch im achten Hefte, zeichnen ſich die Abhandlungen No. I. S. 629 — 668. wegen der neueſten Ueberſicht des Handels von Macedonien — No. II. S. 669 — 704. wegen der letzteſten Nachrichten von Aachen (Hauptſtadt des Ruhrdepart.) und verſchiedenen Orten in deſſen Nachbarſchaft, und No. IV. S. 681 — 705. Ueber den Zuſtand des Seeweſens und der Schifffahrt in Großbritannien mit vielem Vortheile aus; jedoch werden in letzterer eine Menge Umſtände neuerer Zeiten vermiſſet, welche allerdings hier angeführt zu werden, verdient hätten. Daß Hr. Pitt Gouverneur der ſogenannten Fünf Häven ey, wird nicht einmal erwähnt.

Im neunten Hefte kommen zwar einige neuere Ca[illegible] vor, welche die Kommerzkunde der Kaufleute erweitern helfen, wie No. I und V rechnen können; es ſind aber auch [illegible] alte Handlungsgegenſtände darin aufgewärmt, die [illegible] No. II und IV. theils aus frühern Reiſebeſchreibungen, theils wie No. VI und IX. aus Savary's und Schedel's Wörterbüchern längſt bekannt ſind. Die Herausgeber würden ſich um das handeltreibende Publikum im Großen beſonders verdient gemacht haben, hätten ſie No. I. S. 721 — 32. die franzöſiſche Verordnung über die Adminiſtration der Priſen, welche den Feinden der Republik abgenommen werden, mit Noten aus der Geſchichte, den Traktaten und dem allgemeinen und beſondern Völkerrechte bereichert, und dieß alles kritiſch beleuchtet.

Die im eilften Hefte No. IV. S. 937 — 948 aufgeſtellte Frage: Iſt die Unterzeichnung allein ſchon hinlänglich, daß ſie für Acceptation eines Wechſels gelte, wird, da der Fall für Frankreich vor der Revolution angegeben iſt, nach ältern franzöſiſchen Geſetzen beantwortet. (Wir erinnern uns, dieſen Gegenſtand in einer frühern Schrift des Hrn. Schedels wörtlich geleſen zu haben; wo? iſt uns entfallen. Inzwiſchen iſt es nichts Neues, daß der Herausgeber Sch. mehrmals eine und die nämliche Sache abdrucken läßt.) Bey dem Aufſatze No. VIII. S. 988 — 992: Ueber die Befugniß des Inhabers von einem Wechſelbriefe, und über Wechſelbriefe, die verlohren ge-

hen, hat man bloß die ältern französischen Gesetze im Auge behalten. Diese Fälle sind schon in Schedel's Handbuch der kaufmännischen Jurisprud. 1ster Bd. S. 275. ffg. erörtert worden. — andre Aufsätze, wie No. I und V, sind dagegen trefflich gerathen. Im Ganzen wäre es doch immer zu wünschen, daß dieß Journal fortgesetzt, aber mit unter durch kritisch bearbeitete Abhandlungen mehr, als wie bisher geschehen, bereichert, auch in regelmäßiger Ordnung monatlich, wie das Journal für Manuf. Fabrik. und Handl. — geliefert würde. An Abnehmern würde es ihm alsdann nicht fehlen.

A.

Haushaltungswissenschaft.

Arthur Young's, F. R. S. Annalen des Ackerbaues und anderer nützlichen Künste. Aus dem Engl. übers. von D. Sam. Hahnemann. Dritter Band. Leipzig, bey Kruſius. 1802. 320 S. 8. 1 Rthl.

Daß auch ein Kupferstich zu S. 82 zu diesem Bande gehöre, ist auf dem Titelblatte vergessen worden, zu sagen. Dieser dritte Band würde gewiß in dem angesetzten Preise von 1 Rthlr. nicht zu theuer seyn, wenn ihm nicht die Anmerkungen und Zusätze des ersten Herausgebers, und zum bessern Aufsuchen, die Inhaltsanzeige fehlten. Wie das zugehe, ist dem Rec. bis jetzt ein Räthsel; indessen wollen wir selbst urtheilen und anzeigen, was in diesem dritten Bande steht. Er enthält folgende Aufsätze: 1) Kartoffeln nach Espareette. Von Thom. Le Blanc, Esq. S. 1 — 6. Der Boden zur Espareette war Flugsand, unter welchem eine Kreideschichte mit umgeackert wurde. Der Verf. bepflanzte denselben mit Bäumen, und in die Zwischenreihen Viehkartoffeln. Der Ertrag der letztern war bey nassen Jahren äußerst ergiebig. Mit diesen Kartoffeln wurden Schweine gefüttert, die vom Körnerfutter wegkamen, ohne daß ihr Zunehmen im mindesten dadurch gehindert ward. Die beyden Resultate findet Young sehr interessant.

2) Ueber

2) Ueber den Anbau wüster Ländereyen. Von Jenkinson. S. 6—13. Herr Jenkinson bereitete im ersten Jahre zwey Aecker, mittelst Abstechung und Verbrennung des Rasens, zu Gerste, und er streuete Asche darüber aus; hatte aber nur eine geringe Aerndte; auf ein eben so großes Stück säete der Verf. Hafer, und dieser gerieth ihm sehr wohl, einem Nachbar aber nicht. Die Ursache war, daß H. J. tief, jener aber flach gepflügt hatte. Auch versuchte er, Waizen einzusäen; allein er hatte eine erbärmliche Aerndte, wie alle Andere, die es ihm nachmachten. Roggen statt des Waizens gerieth vortrefflich. Ein zugefügtes Schreiben hierüber von Hrn. Young, so wie die Antwort des Verf. verdienen an der Quelle und ganz gelesen zu werden. Zu einem Auszuge fehlts hier am Raume.

3) Bohnen als Sömmerung, von Fiske. S. 13—19. Im März wurden 6 Aecker Gerstenstoppel mit Windsorbohnen besteckt und rein gehalten, hiervon reich geärndtet. Waizen hierein gesäet, war auch von reichem Ertrage, und reicher, wie von der reinsten Brache. Die Wiederholung brachte schöneren Waizen, als im ganzen Kirchspiele, und daher bestellt der Verf. Reihe um Reihe, statt Brache, sein Feld mit Bohnen. Hr. Fiske macht noch manche schöne Anmerkung, die wir bey der Quelle zu lesen empfehlen, nebst Hr. Young's interessanten Zusätzen.

4) Fortsetzung der 1784 angestellten Versuche über Ernährung der Gewächse. Vom Herausgeber, A. Young. S. 19—44. Bey den vielerley Versuchen, die alle numerirt worden, wird sich auf die vorigen Bände der Fortsetzung wegen bezogen.

5) Anwendung der Möhren. S. 44—46. Die Pferde des Verf. (M. T. unterzeichnet) sahen nie besser aus, als da er Möhren fütterte. Es wird sich in einer Note auf Karters Anschlag, im 1sten Bd. der Annalen bezogen.

6) Ueber das Aufbewahren der weißen Rüben, von William Pitt. S. 46—48. Diese Abhandlung war des Uebersetzens nicht werth. Rüben verwahrt man in Gruben im Felde längstens in Deutschland, und besonders in Franken, der Pfalz, u. s. w.

7) Die Wirthschaft in den Süd-Dünen, von W. Belcher ꝛc. S. 48 — 50. Ist eben so unbemerkenswerth, wie die vorige.

8) Ueber Italiens Klima. Ueber die Auswanderung nach Amerika, um Ackerbau mit Vortheil zu treiben, von Arthur Young. S. 50 — 54. Hier hat der Uebersetzer wohl gethan, von der ersten Abhandlung nur das Vorzüglichste, und von der letzten gar nichts zu übersetzen, denn diese enthält wirklich nichts, als: Eine im höchsten Schwunge der Beredtsamkeit, seinen Landsleuten an's Herz gelegte Vorstellung, und wie viel besser sie thun würden, im Vaterlande zu bleiben. —

9) Ueber den Anbau des weißen Kopfkohls, von William Green, S. 54 — 58. Dieser hat bey dem Rindviehe und den Schweinen viele Vorzüge.

10) Versuch über Tiefpflügen, von W. Pitt S. 58 — 63. Zu Turnips wurde besonders tief gepflügen, und die Rüben wurden überdieß behackt: daher es empfohlen wird.

11) Ueber den bösartigen Durchlauf der Kälber, von Georg Edwards. — S. 64 — 76. Ueber Möhren und andere landwirthschaftliche Gegenstände, von Herrn Onley. S. 76 — 81, verdient gelesen zu werden.

12) Beschreibung eines Drillpflugs oder einer Säemaschine, von Arthur Young. Mit der Kupfertafel. S. 82 — 86. Nachdem vorher einige unbedeutende Dinge ausgelassen worden, beschreibt Hr. Young diesen Pflug nach der Zeichnung sehr deutlich. Es ist ein Säepflug, der eine Reihe auch zwey und drey Reihen Jäet; unter vier solchen Pflügen, die nicht alles leisteten, giebt der Vers. diesem fünften den Vorzug. Er kostet 7½ Guineen; von Holze nur 4.

13) Bemerkungen über Herrn Kloses Waizenrechnung. S. 87 — 88. Bezieht sich auf Annal. B. I. S. 282, wohl im Originale: denn in der Uebersetzung steht nichts von einer Waizenrechnung, bloß vom Gewinn über Kartoffeln, nach welchen der Waizen gut zu gerathen pflegt, bloß weiter oben angezeigt wird. Beweis, daß hier

der

er alte Herausgeber zu Rathe gezogen, oder diese Berechnung weggelassen werden sollen! Ohne jene ist sie entbehrlich.

14) Ueber Handlungsverhältnisse mit Irrland, von A. Young. S. 88, nicht übersetzt.

15) Bemerkungen — — von H. Laurent's. S. 88 — 92. Betrifft einen wöchentlichen Aufenthalt zu Lesköff, verschiedenen Inhalts.

16) Rübenbau für die Gegenden beschrieben, wo er noch nicht eingeführt ist, von Hrn. W. Marson. S. 92 — 99. Enthält nützliche und nachtheilige Zufälle.

17) Ueber den Mehlthau, von Jenkinson. S. 99 — 102. Die gute Lage und das frühe Säen sollen ihn verhüthen.

18) Ueber den Boden zu Baumschulen, von H. Swayne. S. 102 — 106. Es sollen nicht im magern, sondern fetten Boden die Bäume erzogen werden.

19) Vertheidigung der Sommerbrache, von W. Belcher. Esq. S. 107 — 110. Verdient als Vertheidiger der Brache nur darum eine Stelle hier, um auch den andern Theil zu hören, der mit Anmerkungen unterstützt wird.

20) Beschreibung des Kirchspiels Stisted, von H. Onley. S. 110. Wurde als uninteressirt ausgelassen. Aber die folgende Recension, u. d. m. was bis S. 113 folget, war eben so entbehrlich, zumal es von wenigem Belange ist.

21) Eine Eindeichung des verstorbenen Grafen Bentink, von A. Young. S. 113 — 118. Betrifft einen Strich Landes zwischen den Flüssen Wyne und Ouse, worüber die Ausführung durch den Tod des Grafen, welchen er sich durch allzustrenge Aufmerksamkeit unter einem Zelte zuzog, verhindert wurde. Der Hr. Graf hatte auch eine originelle Maschine erfunden: Bäume mit ihrer Wurzel auf eine leichte und wohlfeile Weise aus der Erde zu ziehen; die aber nicht beschrieben, nur bewundernswürdig genannt wird. Schade!

22) Fernere Anmerkungen über Pimpinelle, von W. Pitt. S. 118 ff. Sie bewahrt das Heu in den Feimen vor Erhitzung.

23) Ueber Möhren, von H. Onley. S. 119—121. Handelt vom Ertrage, und daß von den Möhren die Milch der Kühe fetter, aber geringer an Menge werde.

24) Ueber Brand im Waizen, von H. W. Green. S. 121 ff. Er erschien vorzüglich auf den Stellen der niedergerissenen Zäune; das was hierüber richtig ist, sagt Herr Young, daß eine Menge Werlen, die sich hier aufhalten, durch Abfressung der Pflanzenwurzel den Brand verursachten.

25) Ueber die Einkoppelung wüster Ländereyen, von Jenkinson. S. 123—125. Für Deutschland unbedeutend.

26) Ueber das Ziehen der Wasserfurchen, und die Aufziehung der Kälber, von Klarße. S. 125—129. Davon gilt eben dasselbe. Der Sahnelappen soll wohl die Sahnehaut heißen, wie es S. 129 richtiger übersetzt ist.

27) Fragen über den Kalk, von Holmes; und Antwort darauf, von A. Young ꝛc. S. 130—145. Nachdem einige unwichtige Sachen vorher und hernach unübersetzt gelassen werden, erfolgen die Fragen und Antworten Hrn. Youngs und Swaynes, welche unsre deutschen Chymiker näher zu beleuchten unternehmen sollten; welches aber füglich hier geschehen sollen, vielleicht wenn dem ersten Herausgeber es gefallen hätte, Theil zu nehmen, geschehen wäre? Wir empfehlen es ihm, bey einem neuen Bande dergleichen nicht zu unterlassen.

28) Bemerkungen und Versuche über das Wachsthum der Bäume, von Harries. S. 145—150, und von A. Young. S. 150—154. Des ersten Verf. Versuche gründen sich auf Eichen und Eschen ꝛc. Dann erzählt Hr. Young seine ähnlichen Versuche, worunter S. 154 auch der Lerchenbaum aufgestellet wird.

29) Beobachtungen über die Luzerne, von Belcher. S. 154—163. Das Reihensäen wird im Ganzen genommen, vorgezogen, und das mit Recht.

30) Fra-

30) Fragen, in wiefern Phlogiston als Nahrung der Thiere anzusehen sey, von A. Young. S. 63—167. Eine wichtige Abhandlung für Landwirthe, die ihr Gras zu Heu hauen lassen. Der Verf. sagt ihnen S. 75 eine sehr nachdrückliche Warnung darin: „daß man das Heu (Gras, denn Heu mähet man nicht, nur jenes, und macht es zu Heu) zeitlich genug abmähe;“ weil „jede Stunde, die es nach voller Blüthe unabgeschnitten auf dem Halme stehe, ein wesentlicher Verlust ist; denn es verliert, im wesentlichsten Sinne, sein wesentliches Oel, d. i. sein Phlogiston.“ So weiß doch auch der deutsche Landmann, was es verliert.

31) Versuch über die Schweinemast, von Alex. Baxter. S. 167—177. Hr. Young weist hierüber Alle recht.

32) Bericht über die Fütterung einer Stiege schottischer Ochsen, von W. Macco. S. 177—192. Der Uebersetzer hat S. 178 in einer Anmerkung gesagt: die Engländer verlören einen guten Theil Talg bey ihrem Mastviehe dadurch, daß sie die Ochsen nicht, wie die Deutschen, in warmen Ställen bey Ruhe dem Fraße überließen; sondern sie die Winternächte über im freyen Hofe; höchstens unter offenen Schuppen stehen ließen, am Tage aber sie bey der größten Kälte hinaustrieben, um auf dem Felde Rüben theils zu fressen, theils zu zertreten. Er hätte aber dazu setzen sollen: daß gute Dunstschornsteine in solche warme Ställe gehörten. Denn zu warm, ohne Abzug der Dünste, ist wieder schädlich bey der Mastung; ein Grund, warum die Engländer ihr Mastvieh lieber zu kalt, als zu warm stellen. Auch ist vergessen worden, anzuzeigen, wie viel eine Stiege Ochsen sey. Hier wird von 20 Ochsen geredet.

33) Anwendung der lombardischen Pappel, von R. Songa. S. 192—194. Bekannt.

34) Bericht von einer Baumpflanzung, von Pigmpin. S. 195—197. Ein neues Verfahren.

35) Ueber die Devonshirische Wirthschaft, von Th. Lane. S. 197 — 198. Trift mit Garbe's Klagen, *) über zu wenige Abwechselung überein.

36) Antwort auf die wegen des Schlammes als Düngmittels für Luzerne aufgegebenen Fragen, von W. Belcher. S. 199 — 201. Bezieht sich auf Hrn. Belcher's Aufsätze, davon oben gedacht worden, und wird solches bloß erläutert.

37) Ueber die Mischung des Mistes mit Kalk, und ihre Vortheile, von R. Andrews. S. 202 — 205. Diese Methode hat man in Deutschland längst besser gemacht. Der Verf. räth an, was man kaum erwarten sollte, nämlich der Dünghaufen dürfe nicht trocken seyn, wenn er mit Kalke vermischt würde. Wer wird das thun? Wir Deutsche lassen ihn nie zu trocken werden, machen den Haufen mittelst tiefer wie neben: so bleibt 1) die Regenfeuchtigkeit besser da; und regnet es zu viel, dann kann ein Einschnitt solches abführen; und mangelt 2) Regen: so führt man Mistjauche und Wasser zu. Dieß ist sowohl bey Dünger allein, als auch nach der Vermischung mit Kalke nöthig. Ausserdem ist die weitere Anleitung sehr gut und richtig; auf 120 Fuder, (Fuhren) jedes zu 40 Buschels, wird ein Haufen gemacht, und nach ein paar Monaten darunter 200 Buschel gebrannten Kalk gemenget.

38) Ueber Kubebrache, von Hrn. Fiske und Legrand. S. 203 — 209. Nach den Erfahrungen beyder soll sie vortheilhaft seyn; aber da sieht man, wie sehr sich Engländer oft von Engländern unterscheiden. Da predige nun ein Thaer den Engländern, und einem von Blankensee nur trifftig; A. Young hat sowohl, wie der Uebersetzer, einige unbefriedigende Anmerkungen zugesetzt.

39) Anwendung der Möhren (und des Weißkohls.) Von J. Harvey. S. 210 — 219. Das Weißkraut liefert nicht die wohlschmeckendste Milch zur Butter. Möhren gab daher Hr. Harvey, mitunter Heu und Weißkraut abwechselnd,

*) M. s. dessen Wechselwirthschaft, mit Hinblick auf die Unrichtigkeiten des Hrn. von Blankensee's ökonomischer Erfahrungen.

bisweilen, weil die Kühe nie aus dem Hofe da so Wasser nehme. Er bekam nun eben so viele Milch, als wenn er sie auf die Weide trieb, aber weit mehr Rahm und Butter, von sehr feinem Geschmacke, die sich auch länger wie andere Butter hielt. Wenn der Weißkohl etwas vom Froste getroffen, oder die Milch und der Rahm gefroren war, so daß der feine Geschmack und die Farbe litte, und man keine Möhren zum Zufüttern hatte; dann schabte man so viele Möhren, (kleine, große oder mittle,) als man milchende Kühe hatte, und that den ausgepreßten Saft in das Butterfaß; und dieß gab der nun gewordenen Butter fast eben die Güte, als wenn die Möhren im Futter gegeben worden. Es werden die Kühe in einem Monate fett, und das Fleisch delikater. — Die Gerste auf Möhrenland geräth sehr wohl. Herr Harvey fügte endlich noch die Methode, gesunden Waizen vor der Verunreinigung mit dem schwarzen Staube des Rostes zu verwahren, hinzu, und sagt: der sorgfältigste Mergel oder Thon würde im Backofen getrocknet, hernach gepulvert, und der Waizen mit den Aehren auf der Tenne bestreuet; hierauf gedroschen und gesiebt. Während dem Dreschen nähme die überflüssige Menge des rothen Staubes den Rost in sich, und verhindere ihn, sich anzuhängen. War der Thonstaub durch ein feines Sieb gegangen: so ließe sich aller Rost beym Schwingen hinwegwehen, und der Waizen würde so frey davon, daß Niemand merke, als wäre er gemergelt. Dieser Waizen mit dem Drillpflug gestreckt, erzeigte sich sehr schön. Diese Bemerkung ist neu, und verdient Deutschlands Prüfung.

40) Nachricht über die Mast von zwölf Stieren, von Andrews. S. 217 — 219. Der Geldprofit war klein; der Düngerwortheil aber desto größer, und daß Turnips, Grummt und Stroh auf dem Gute nicht immer zu Geld umzusetzen seyen, machte diese Mast sehr vortheilhaft. Wer wird denn aber in einer guten Wirthschaft die drey Feldgewächse verkaufen?

41) Unnöthigkeit der Brache, von Hrn. Onley. S. 219 — 221. Nur in unbefriedigten Ländereyen, soll die Dreyfelderwirthschaft nöthig seyn; aber wenn auf feuchtem, schwerem aber trocklichtem Boden Bohnen und Erbsen, die gehackt werden, und auf trockenem leichten Lande Möhren,

ren, Weißkohl aus Rüben, oder andere künstliche Erdfer gebaut werden, dann sey keine Brache, wenigstens nicht vor sieben Jahren nöthig.

42) Kosten des Pferdeunterhalts, vom Herausgeber. S. 221—230. Es versichert derselbe, daß, je genauer man die Kosten der Pferdeunterhaltung ausfindig mache, desto vortheilhafter zeige sich das Halten der Ochsen. Eine Bemerkung, die für manche Gegenden vortheilhaft ist.

43) Waizensorten. Vom Herausgeber. S. 231—232. Der Sammetwaizen wird gegen den rothen empfohlen; ob dieß wohl nicht eine und dieselbe Art des Heckenwaizens ist, der aus England seit einigen Jahren nach Deutschland gekommen, und nun besonders in Sachsen so nützlich befunden wird? steht zu untersuchen.

44) Fragen über das Säen des Waizens. Vom Herausgeber. S. 233—236. Laurer Fragen, XIV an der Zahl.

45) Eine Reise nach Schropshire, vom Herausgeber. S. 236—290. Vermischten Inhalts, darin wir die Ochsen in Pferdegeschirr S. 287, und die bedeckten Wasserfurchen auf Wiesen nur bemerkenswerth fanden.

46) Verhütung des Brandes im Waizen, von Baxter. S. 290—292. Eine Auflösung von Kochsalz in Wasser, die so stark ist, daß ein Ey sich bis zur Hälfte über der Lauche schwimmend erhält, dient dagegen, wenn man einen Theil des Saatwaizens, nach und nach, d. i. wenig auf einmal, in die Lauge schüttet, und ihn eine Nacht oder einige Stunden darin anziehen läßt, dann abschäumt, was oben aufschwimmt, nochmals umrührt, und so mehrmale das oben Aufschwimmende abnimmt, hierauf das Wasser von dem Waizen abseigt, ihn in Haufen auf einen mit Ziegelsteinen gepflasterten Fußboden legt, und mit gebranntem Kalke vermischet, bis er trocken genug ist, so daß die Körner nicht mehr an einander hängen, und so gesäet werden können.

47) Ueber eine Maschine zur Einärndtung des Getraides, von Capel Lofft. S. 292—295. Ist schon aus dem Plinius und Palladius bekannt.

48) Ueber

48) Ueber die grüne Düngung, und das Brachhalten im Mayländiſchen, von A. Sonza, Römiſ. Kaiſ. Konſul in England. S. 295 — 298. Was für Licht giebt den Engländern dieſer deutſche Konſul! Hört doch! Ungebräuchlich, ſagt er, ſey die grüne Düngung in England; Brache ſey eingeführt, und könne für die folgenden Früchte vortheilhafter eingetheilt werden. Er zeigt den Unterſchied der Brache hier und im Mayländiſchen, wo er geboren war, bey Traviglio. Wen ſo was intereſſirt, der leſe weiter.

49) Antwort auf einige von J. Holme's Fragen über den Kalk, von J. Jenkinſon. S. 298 — 305. Das Kennzeichen des guten Kalkes beſteht darin, daß man ihn in Waſſer, dann zwiſchen den Fingern zerreibt. Läßt er ſich nun ganz ſanft und fein zerreiben: ſo iſt er von guter Beſchaffenheit; das Gegentheil iſt Beweis von vielem Sande oder Grand, wie der Ueberſetzer ſchreibt.

50) Ein Ackerſyſtem, erklärt von W. Hall. S. 305 — 314. Der Feldwechſel beſteht darin: 1) Kartoffeln; 2) Bohnen; 3) Waizen; 4) Erbſen; 5) Waizen; 6) Bohnen; 7) Hafer; 8) Klee; jede dieſer Sorten enthält 20 Aecker, alſo zuſammen 160 Aecker, ſo daß jährliche Erndten ſind: 40 Aecker Waizen; 40 Aecker Bohnen; 20 Aecker Kartoffelnſaamen; 20 Aecker Erbſen; 20 Aecker Hafer, und 20 Aecker Klee; dabey 20 Aecker Rüben zwiſchen die vier Feldfrucht, die Bohnen geſäet werden. In 8 Jahren iſt jedes Stück in obigen Feldwechſel dadurch gekommen. Auf den Kartoffeln wächſt vor Unkraut kein Getraide, daher ſteckt der Verf. Kartoffeln hinter, und düngt ſehr reichlich; Bohnen, heißt es, S. 312, ſind durchaus nöthig: auf jedem ſchweren, kalten, unfruchtbaren Boden, um ihn zu erwärmen und zu befruchten; und auf allen leichten Böden, wenn ſie unkrautig geworden ſind, um ſie zu reinigen. Iſt der Hauptzweck die Anreicherung und Befruchtung: ſo erhält man die Brache ſo rauh als möglich; je rauher und unebner, deſto trockener wird ſie werden; und allgemein angenommen, je ſchwerer der Boden, deſto öfteres Pflügen verlangt er. Iſt aber die vorzüglichſte Abſicht der Brache eine Reinigung von Unkraute: ſo pflüge man jedesmal recht fein, um das Emporkommen des Unkraute zu ermuntern, da man dann mehrere

rere Jahreswächse (crops) vernichte u. s. w. — Des Hrn. Hall's Aufsatz hat bey Hrn. Young VIII Fragen veranlaßt, welche Hr Hall beantworten mußte. Sowohl die Fragen, als die Antworten sind S. 314 — 320 hintereinander zu finden, und verdienten übersetzt zu werden. Hiermit ist dieser Band geendet. Nur sieht man, daß der vorige Herausgeber dabey gefehlt hat, auch am Schlusse dieses; denn von diesem weiß man, daß er nicht leicht solche Mängel einräßen läßet, wie sie noch am Schlusse zu finden sind; z. B. fehlt der Inhalt der Aufsätze zur leichteren Uebersicht und Nachsuchung; eben so die Erklärung der Kupfertafel; von welcher auch nicht einmal auf dem Titelblatte Erwähnung geschehen ist. Für den Buchbinder wäre doch wenigstens noch nöthig gewesen, zu sagen, daß er sie zu S. 320 heften müsse.

Auf dreyßigjährige Erfahrung sich gründender praktischer Unterricht der ganzen Landwirthschaft (,) zur Belehrung nicht nur für Anfänger in der Oekonomie, sondern auch für unerfahrne Landwirthe. Herausgegeben von C. F. Gaudich. Zweyter Band. (Zweyten Bandes.) zweyte Abtheilung. Leipzig, bey Rein. 1802. 344 S. 8. 20 gr.

Auch unter dem Titel:

Die Schaafzucht (,) eine durch dreyßigjährige Erfahrung geprüfte Belehrung für unerfahrne Landwirthe (,) von Gaudich. — — —

(Unerfahrne Landwirthe sind doch nicht Schüler von Gaudich, welches man ohne ein Komma glauben sollte?)

Was wir vom ersten Bande, und des zweyten Bandes erster Abtheilung bereits gesagt haben, gilt auch für diese 2te Abtheilung des 2ten Bandes. Der Verf. fährt fort, ohne Scheu zu kompiliren, und sogar zu Ausfüllung dieses Halbbandes, um brav Bogen zur Honorarsvermehrung zu machen, (am Ende von S. 149 — 244) lauter alte und abgedroschene Briefe mit allen Nebensachen, und sogar den Titulaturen, Komplimenten und Unterschriften, jedoch

mit

mit weiser Weglassung der Tag- und Jahreszahl, abzuschrei-
ben. S. 31 hat er auch gegen das Drehen der Schaafe
ein Pechpflaster, Anderen nachgeschrieben, was ohnmöglich
eine 30jährige Erfahrung erlangt haben kann; und er wüß-
te doch, daß man statt dessen besser die Wolle auf den Kö-
pfen der Lämmer unabgeschoren ließe, weil er S. 141
davon redet.

S. 108 gesteht er selbst, daß er über Heilmittel wider
die Räude der Schaafe nicht Erfahrung (30jährige?)
habe: dieß, denkt er, rechtfertige, daß er mehrere Seiten
(an der Zahl,) aus von Willburg und einigen anderen
Autoren anfüllte, da man doch jetzt so einfache Mittel hat,
die auf 1 — 1½ Seite aufgestellt werden können. Was er
S. 120 sagte, aus Hr. Spranger abgeschrieben zu haben,
muß Sprenger heißen. Des Hrn. von Willburg's Mei-
nung über und wider Egelschnecken, (die nun Schaaf-
egeln heißen,) hätte er ganz weglassen können, da wir al-
les jetzt besser wissen, und seine Note S. 122 nicht übel da-
von ist. Wunder über Wunder! da der Verf. doch so gern
viele Bogen füllt, daß er nicht die bessern Meinungen
und Mittel aus den ökonomischen Anzeigen abschrieb,
da er sie sonst so trefflich ritte, und sogar S. 28 die Druck-
fehler beybehalten hat. (Graf Magnus muß daselbst z.
B. heißen: Magnis.) Ueber die Pocken S. 125 — 128,
kennt er die beste Verfahrungsart und Inokulation aus ge-
achten Anzeigen noch nicht; sonst hätte er wohl ein paar
Bogen darüber nachfüllen können. S. 128 konnte Will-
burg auch wegbleiben, zumal er hier ohnehin eine alte An-
zeige der Leipz. ökonomischen Soc. v. J. 193 auffand, und
er S. 130 — 142 darüber ganz abgeschrieben, sogar zu-
gesetzt hat, wer es eingesendet habe, sammt Protokoll, ꝛc.

Ob wir nicht noch über andre Viehzucht ganze Bän-
de bekommen werden, ist noch nicht zu zweifeln, da der
Verf. immer besser zeigt, was für fleißige Finger, gute Fe-
der und Dinte, auch wohl jetzt im Ruhestande viele übri-
ge Zeit, er hiezu habe. Denn Kürze liebt Hr. G. we-
niger, wie Weitläuftigkeit, so sehr er auch in der Vorre-
de der ersten Abtheilung dieses 2ten Bandes versprach:
»möglichste Kürze« zu beobachten. Das macht das
nächtere Abschreiben, statt Auszüge zu machen; wobey
mehr Nachdenken anzuwenden ist! Wie wird's erst mit
der

der Pferdezucht gehen, worüber auch schon ein Band vor uns liegt, statt daß solche schon im 2ten Bande stehen könnte, wenn der Verf. möglichste Kürze beobachten, und wenigstens den Viertelsband Briefe, die gar nicht zur Schaafzucht gehören, weglassen, dagegen sein Versprechen halten wollte, die Bierbrauerey, Branntweinbrennerey ꝛc. ꝛc. in den folgenden Kapiteln beyzufügen. Was werden wir dann nun noch für schöne Bände, statt Kapiteln erhalten? Daher noch die Warnung für diesen und jeden Buchfabrikant, aus Berlinische Spenerscher Zeitung, 1802, Num. 146 hier stehen mag:

»In deinen Werken herrscht die Eile —
»Und allenthalben fehlt die Feile;
»Drum treffen dich des Recensenten Pfeile.«

Fo.

Erdmann Hülfreichs erfahrne Hausmutter auf dem Lande, in der Beschreibung der Wirthschaft seiner Frau Katharine (,) zur Belehrung für Bauersweiber und Töchter (,) die auch gute Hausmütter werden sollen. Herausgegeben von dem Verfasser des Unterrichts für Bauersleute (,) als dessen zweyter Theil. Leipzig, bey Schlegg. 1802. 200 S. 8. 10 gr.

Was helfen die Ellen lange Titul, und hinzugefügten Titelkupfer, und aller wohlfeile Text, wenn sich der wahre Verf. nicht getrauet sich auf seinem Schilde zu zeigen; und dann noch hinten drein Einer kommt und sagt: die unter meinem verdeckten Schilde herausgegebenen Erdmanns Hülfreiche, welche seit der und dieser Zeit herauskamen, sind nicht ächt, noch von mir. Also lassen wir auch dergleichen ohne Beurtheilung, und mag es nur bey der bloßen Anzeige beruhen: daß dieses Buch nach obgesagtem Titel und Preise erschienen sey. Wer's nun kaufen will, kaufe es.

Wg.

1) Guter

1. Guter Rath für Hauswirthe und Oekonomen. Ebenfalls ein Noth- und Hülfsbüchlein. Zweytes und letztes Bändchen. Mit (einem) Register. Eisenach, bey Wittekind. 1801. 192 S. 8. 9 gr.

2. C. Hülfreichs kurz gefaßter praktisch-ökonomischer Rathgeber, wie das Land auf die vorzüglichste Art zu bewirthschaften, und die landwirthschaftlichen Geschäffte auf das vortheilhafteste zu verrichten sind. Mit Kupfer. Leipzig. Ohne Verleger. 140 S. 8. 12 gr.

3. Untrügliche Art und Weise, wie bey regenhafter Witterung die Feldfrüchte in Sicherheit zu bringen sind. Zunächst für die thüringischen Feldbesitzer. Nebst einer Kupfertafel. Weimar, bey Hofmann. 1801. 15 S. 8. 2 gr.

Nr. 1. Dieß zweyte Bändchen ist, wie das erste, ein Allerley von guten und schlechten, zuverlässigen und unzuverlässigen, bekannten und unbekannten Hülfsmitteln in der Hauswirthschaft und Oekonomie, aus andern Büchern zusammengesammlet, wie man es findet. Die Gegenstände, wobey der gute Rath ertheilt wird, sind nicht einmal unter gewisse Rubriken zusammengestellt, so daß man sich in der Noth Raths erholen könnte; sondern es ist alles bunt unter einander geworfen. Zum Beweise von der großen Eile, womit das Buch gesammlet ist, findet sich das Mittel: wie man goldene und silberne Tressen ausbrennen kann, zweymal darin, und zwar mit etwas veränderten Worten; weil der Verf., da er den zweyten Bogen in die Druckerey schickte, sich wahrscheinlich die Mühe nicht einmal geben wollte, nachzusehen, was er in dem ersten schon abgeschrieben habe.

Nr. 2. Man findet in diesem Buche allerley Curiosa. Z. B. Erbsen im Ost- und Westwinde gesäet, sollen gut weich kochen, im Nordwinde gesäet, aber harte Hülsen machen; Waizen soll man im Nord- und Westwinde, Roggen und Haber im Nordwinde, Gerste im Ost- und Westwinde säen. Dieß ist aber alles purer Aberglaube. Die Beschaffenheit

July. S. 3. Erfahrungen über alljährliche doppelte Ackernutzung. Verdient nicht ungelesen weggeworfen zu werden: denn es sind vortreffliche Bemerkungen darin. S. 24. Lob des Wachholders. Poetisch vorgetragen, aber doch nicht ganz unschicklich in diesen Heften: doch lieber in Prosa. Des Mannes Gründlichkeit, empfiehlt die gute Meinung. Von Krause auf Neudorf. S. 45. Ein ökonomischer Traum. Für die, welche solche Träume lieben! Verf. ist ungenannt. S. 58. Worauf hat ein Landwirth bey Anlegung eines Baumgartens vorzüglich zu achten? Mit vielen Worten wenig gesagt. Vom D. Laubender. S. 67. Warum ist die Obstbaumzucht, besonders auf dem Lande, noch nicht so allgemein, als sie es verdient? Ist mehrerer Beherzigung werth. Kommt aus dem Coburgschen. S. 78. Kurze Nachrichten. Von verschiedenem Inhalte. S. 97. Einige Beobachtungen über den Brand im Getraide. Längst abgedroschene Materie! Am Ende ist D. Laubender unterschrieben. Verba sunt! S. 115. Ueber die rechte Zeit den Waizen zu säen. Auch mitunter über den Brand. Verf. ist ungenannt. S. 128. Eine neue Meinung über die Ursache des Brandes im Waizen. Ohe jam satis est! S. 135. Anordnung — — des Hofgärtners Eckardt. — — Ihr entbehrlich! ungenannt. S. 142. Von der Mistjeuche als Düngung. Unbedeutend. Von Büttner. S. 144. Ueber den freyen Flug der Tauben. Erfahrungssprache, über längst bekannte Sachen. Von Lukas. S. 154. Ein Wort gegen die unbedingte Behauptung — Thaer's: wo die Wiesen im hohen Preise stehen, sieht es mit der Kultur des Ackerlandes noch übel aus. Unnöthig, da hier nur Lokale entscheidet. S. 159. Ueber Breitenbachs Branntweinbrennerey. Reflexion, hart, aber treffend. S. 165. Woher kommt die Theurung der Schweine, besonders im östlichen Franken. Sieht wie ganz ohne Kopf geschrieben aus. Warum nennt man den Ort nicht, wo Saugschweine 1790 nur 2 Groschen, nach 9 — 11 Jahren 5 — 7 Florin galten? S. 171 f. Weinrebenvermehrung, nach Dietrichs Gartenjournal. Bekannt, und aus einem Journal ins andere übertragen! S. 173. Kurze Nachrichten, die wir übergehen, da sie bald überall stehen. S. 193. Systematische Darstellung der Krankheiten der Gewächse. Die

Sache

Sache mehr gut, wenn der Worte nur nicht so viel wären. Und doch ists Ganze nur erst in folgenden Stücken zu erwarten, da es heißt: Fortsetzung folgt. Alles schmeckt nach Broderwerdienst. Von D. Laubender. S. 252. Dieses Angabe des untrüglichen Mittels wider den Brand im Waizen. Ankündigung und Abfertigung. Nur zu unmündlich für die ökonomischen Hefte, zumal da man im N. Anz. alles abthut. S. 259. Fruchtbarkeit bey Schafen. Beyspiele, — die aus England abstammen und nichts helfen, nur nützlichern Dingen den Platz rauben! S. 253. Fuchsenausrottung. Gehört ins Coburgsche. Recensionen, — Pferch auf Herrnfeld. — Kuhaussaugung und kurze Nachrichten, übergehen wir als unbedeutend. P. 289. Ueber fallende Sucht des Rindviehes und der Pferde. Allzuweitläuftig für Liebhaber der ökon. Hefte. S. 334. Ursachen des Gesindemangels. Zum Fehr. gehörig, worüber auch S. 340 — 343 fortfährt. S. 344. Einige treffende Recensionen; dafür der Platz mit bessern synonimischen Bemerkungen genutzt werden sollte. S. 358. Lüge der übertriebenen Anpreisungen der engl. ökon. Literatur. Sehr passend und richtig; nur wird D. Thaer nicht zufrieden damit seyn, gegen den es eigentlich mit gerichtet ist. S. 385. Dem Düngermangel abzuhelfen. Schade, daß der Mann — Hatzel — todt ist. Er sagte mit wenig Worten immer viel. S. 410. Prüfung zweyer Preisschriften über den Dünger — — zu Berlin. Auch gut. S. 429. Ueber die neu entdeckte Stacheldrohne des Herrn Lukas. Wird so bald vergessen werden, als sie es verdient! von D. Laubender. Ein gleiches gilt von S. 440: über Raubbienen u. s. w. denn es ist matt. Etwas gründlicher ist S. 444 — 446 der folgende Aufsatz über das Bienenabschlachten. S. 447 f. Ueber den Schweinedünger. Wahrheit. Von Büttner. S. 449. Wie Dreyfelderwirthschaft zu bearbeiten. Nur hin und wieder etwas gut, zu wortreich, und meistens fade. Besser sind die Aufsätze S. 461 — 468. Ueber Obstkernlegung und über die Regel vom Fruchtwechsel, auch der Vorschlag zur Abhaltung der Ameisen. Die kurzen Nachrichten übergehen wir als bekannt. S. 481. Ueber die Nahrungszweige, landwirthschaftliche Kultur, Ackergeräthe und Künste der Letten. Enthält manches Historische, das Liebhabern angenehm seyn mag. Von D. Petri

in Erfurt. S. 518 — 545. Landwirthschaft des Frankenlandes. Für Liebhaber historischer Oekonomie. Wir ermüdeten dabey. Die Recensionen und kurze Nachrichten berühren wir als unbedeutend nicht; sondern schließen hiermit unser Urtheil über diesen Band, und empfehlen dem Herausgeber mehr Auswahl in den Abhandlungen: denn es fängt an, daß gar viele Aufsätze dem Landwirthe nicht behagen; und doch sagt der Titel, daß die ökon. Hefte für diesen seyen! Auch beweisen mehrere der neuen Hefte, daß die Verf. mehr ums Geld, als um Ehre schreiben. Besser ists für den Verleger und das Publikum, wenn eher manche Aufsätze zurückgewiesen, als alle zusammengerüffet werden.

Zw.

1. Versuch einer Darstellung der höhern Landwirthschaftswissenschaft für Kameralisten, Oekonomen und Oekonomieverwalter (,) von A. L. v. Seutter, Mitgl. der naturhist. Gesellsch. zu Jena. — Lübeck, bey Bohn. 1801. XXX und 754 S. gr. 8. nebst Bogen Tabellen. 2 Rg. 12 gr.

2. Annalen der niedersächsischen Landwirthschaft. Herausgegeben von A. Thaer und J. C. Benecke. Vierter Jahrgang, Erstes Stück. Zelle, in der Exped. ꝛc. 1802. 224 S. 8. Zweytes Stück. Ebend. 1802. von 225 — 408 S. 8. 4 Rg. der Jahrgang.

Der Vorzug eines Buchs, das in einer bloß auf Erfahrung sich gründenden Wissenschaft, neue Entdeckungen und Lehrmethoden enthalten soll, muß, wenn es der Bestimmung, gemeinnützig und verständlich zu seyn, entsprechen soll, keine spekulativischen Deduktionen nach philosophischer Schwindelköpfe liefern, die sich so wenig mit der Physik und Oekonomie, als mit dem Rechnungswesen der Wirthschaftslehre vertragen, wie wir schon A. L. D. Bibl. 39. Bd. 1. St. S. 245. gezeigt haben. Die Landwirthschaft überhaupt und ihre einzelnen Theile insbesondere, sind nichts mehr

niger

ger als dazu geeignet, höhere Theoreme aufzustellen, die bisweilen die Verf. selbst nicht verstehen; im Gegentheil je planmäßiger und allgemein verständlicher die Maximen der Oekonomie, nach welchen der möglichst-höchste Ertrag, im Gegensatze des möglichst-geringsten Aufwandes auf irgend einem Boden, oder durch Ersparnisse und physische Experimente in diesem oder jenem Zweige der Wirthschaft überhaupt, nach Grundsätzen einer langen Erfahrung anschaulich gemacht werden, desto einträchtender wird der Nutzen eines Buchs für diejenigen, die dasselbe zum Maaßstabe ihrer ökonomischen Verrichtungen wählen. Alles, was also nicht auf diese Prinzipien berechnet ist, schadet offenbar einer Wissenschaft, die keineswegs durch unverständliches Geschwätz; wohl aber durch praktische Anweisungen, die man nicht in der Studierstube, sondern in der Schule der Natur erlangt, auf alle Art und Weise befördert und erweitert wird. Um diese Wahrheit in ein völliges Licht zu setzen, haben wir besonders zwey konkurrirende Schriften gewählt, welche diesen Gegenstand auf die hervorgehendste Art auseinander setzen. Jene verliert sich, wie Kometen im ätherischen Universo der Ideenwelt, — diese gehet behandelt, wie bekannt, in einem schlichten Gewande die Sache selbst, nimmt die Erfahrung auf jedem Wege zu Hülfe, und führt die Leser zu Resultaten, die ihm praktischen Lehrmeister für Jeden verständlich anzeichnen. Wir wollen dann die Beweise unsern Lesern zur Selbstbeurtheilung vorlegen.

Nr. 1. ist in jeder Rücksicht will gelehrter Ideen und Deduktionen, die mehr für die Staatswirthschafte und spekulative Gelehrsamkeit, als für die theoretisch-praktische Landwirthschaft passen. Rec. ist überzeugt, daß unter tausend Oekonomen keine drey seyn werden, welche dieß gelehrte noch zu lesen und zu benutzen verstehen. Wozu dann dieser Aufwand vieler, mehr Schaden als Nutzen stiftender Schulgelehrsamkeit? Man verstehe uns recht: Weisheit ohne Erfahrung schadet im praktischen Leben häufig, weil man bisweilen von Theorien ausgehet, die in der wirklichen Welt oft tausend Hindernissen begegnen. Dieß lehrt der Gang unserer politischen Verhältnisse. Kann also die scientifische Schulphilosophie neuerer Zeiten das Bedürfniß der menschlichen Gesellschaft im Allgemeinen nicht befriedigen: wie viel weniger wird sie die Landwirthschaft, worin sich doch Alles auf Erfahrung und angestellte Beobachtungen gründen muß, befriedigen machen? — Um dieses zu beweisen, wollen wir

eine kurze Darstellung der Hauptmaterien dieser gelehrten philosophischen Komens ausheben; und demnächst einige Bemerkungen hinzufügen, welche dem Zwecke desselben angemessen zu seyn scheinen: Einleitung und drey Abschnitte, worin das Ganze zerfällt, handeln von der Gründungs-, Benutzungs- und Darstellungslehre. Jene zeigt §. 1 — 34 in 6 Kapiteln §. 1 — 27. erstens den Begriff der Wissenschaft in praktischer und ökonomischer Hinsicht überhaupt, und zweytens den der Landwirthschaftswissenschaft im Allgemeinen, auch der der Höhern insbesondere. Die Einleitung der einzelnen Lehren beschließt die Einleitung. Der 1. Abschn. liefert in 6. Kap. die gesammte Gründungslehre nach besondern Grundsätzen, gemäß deren die höhere Landwirthschaft betrachtet, und die landwirthschaftlichen Gewerbe möglichst befördert werden sollen. Diesen werden Begriffe über das Studium der Landwirthschaftswissenschaft vorangeschickt, die natürlich mit den theoretischen Hülfswissenschaften anfangen. S. 85 wird das Landwirthschaftsrecht, sowohl in Bestimmung der Formen, als des Eigenthums und der Gewerbe auseinander gesetzt. Was über die Vermessung eines Landgutes, und von der Schätzung des Bodens, nach Beschaffenheit der Fruchtbarkeit vorkommt, haben Andere bestimmter und deutlicher gelegt. Das 6. Kap. untersucht die statistische Verfassung, oder die geographische, politische, kameralistische, merkantilische und ökonomische Lage eines Landguts nach Smith und Büsch, oft auch diesen zuwider, wobey Vieles in den Tag hinein deducirt wird, ohne daß Lokalität dabey im Auge behalten würde. Im 2. Abschn. kommt die Benutzungslehre vor. — Kap. 1. enthält allgemeine Grundsätze vom gesammten Aufwande und Ertrag der Landwirthschaft, der Kap. 2. die Hauptbenutzungsarten der landwirthschaftlichen Gewerbe; — Kap. 3. ihre Anwendung auf Hauptsysteme; — Kap. 4. ihre Nutzungsanschläge überhaupt, und Kap. 5 — 7. ihre Einrichtung, Regulirung und Vertheilung der Wirthschaftsgeschäfte, nebst der Methode, wie die Veräußerung der landwirthschaftlichen Produkte geschehen soll, nach der Reihe, jedoch in einer Gestalt folgen, die Manchen, der nicht in die Sprache des neuern Ich und Nichtich a priori und posteriori eingeweyhet ist, oft verwirrt macht. — Der 3. Abschn. ist der Darstellungslehre gewidmet. Der allgemeine Begriff, von der Wes. wegen Abzeichnung und Beschreibung des Entwurfs einer zu unternehmenden

mentum Handlung und ihres Erfolgs, sowohl in Hinsicht der Verdauung, als des Produkts selbst, voranschickt, ist Vielen dunkel und oft verworren vorgetragen. Die 5 Kap., worin dieser sehr Abschn. eingetheilt worden, geben hiervon mannigfaltige Beyspiele. — Wenn gleich das 1. Kap. die Regeln der bisher vorgetragenen Theorie auf die höheren landwirthschaftlichen Gewerbe, in einer minder pomphaften Sprache darstellt: so ist doch die Anwendung derselben im 2. Kap. auch die Nutzungscharte, das Feldregister und das Inventarium der landwirthschaftlichen Nutzungsmittel so verworren gerathen, daß man nur mit Mühe sich aus dem weitschichtigen Labyrinthe zu helfen vermag. Hier standen doch in der Wahrheit die besten Hülfsmittel zu Gebote; aber die schien der Verf. nicht brauchen zu wollen, um den gelehrten Sonderling zu spielen. — Das 3. Kap. enthält den Material- und Geldetat, dessen Form und Abfassung, Zeit der Anfertigung, Dauer, Einrichtung und Zweck, worüber viel Gutes gesagt wird. Nicht so befriedigend ist das 4. Kap., in welchem der Verf. die Lehre vom landwirthschaftlichen Rechnungswesen vorträgt. Mit der Bestimmung des Rechnungsjahres ist Rec. zwar einverstanden; nur nicht mit den Rechnungsbüchern, die allerdings noch mehr hätten vereinfacht werden sollen. Den Beschluß macht das 5. Kap., das sich mit dem landwirthschaftlichen Archiv- und Registraturwesen beschäftigt. Die angehängten 6 Bogen Tafeln sind, den Text hell und wieder zu erläutern, bestimmt.

Aus dieser kurzen Darstellung der vorzüglichsten Hauptstücken, der in diesem Buche vorgetragenen Materien, wird Jeder einsehen, wie wenig dieß Buch geeignet sey, auf Originalität Anspruch zu machen. Wer die Landwirthschaftswissenschaft, die bloß auf Beobachtungen und Erfahrungen, also auf keinem positiven Lehrgebäude beruhet, — wie die Mathematik, die, was ihre reinen Theile betrifft, ganz aus Systemen zusammen gesetzt ist, — in höhere und niedere systematisch absondert, der muß entweder dem Zwecke, literarisch gemeinnützig zu werden, entsagen; oder sich einer jugendlichen Eitelkeit schuldig machen wollen, um die Bewunderung des minder unterrichtenden Publikums einen Baum auf sich zu ziehen, weil man nicht verstandene Formeln heut zu Tage als das Kleid ansehen kann, welches verschiedenen jungen Gelehrten anpassen, um Aufmerksamkeit zu erregen,

und sich in der Heimath, wie im Auslande, einen sterblichen Namen zu machen. Dem wahren Sachkenner entgehen dergleichen Täuschungen nicht; vielmehr sind sie ihm ein Mittel, den Verf. gegen dergleichen Unbesonnenheiten zu warnen. Hätte Herr v. S., der bey seiner übrigens sehr trefflichen Anlage, ein nützlicher Gelehrter in Zukunft noch werden zu können, sich weniger im scholastischen Modetone, dem er vielleicht kürzlich im philosophischen Kollegium hörte, und auf den er mehr Werth zu legen scheint, wie er jemals in der Oekonomie haben kann noch wird, als in der simpeln Sprache eines Wirthschaftslehrers, wie Beckmann, Thaer, Beneken, Wilken, u. a. ausgedrückt, dabey die theoretischen systematischen Philosopheme weggelassen, und einer vierjährigen Erfahrung getraut, die in der gesammten Oekonomie die beste Führerinn ist: so würde er etwas Brauchbares haben liefern können, wozu aber Jahre und ununterbrochene Beobachtungen gehören, die man nicht im Kollegio, sondern, wie gesagt, in der Natur der Sache selbst sammeln kann. S. 295 — 280 u. a. O. u. — schreibt der Verf. immer Leimboden, — statt Lehmboden, einiger andern Ausdrücke, die im südlichen Deutschlande üblich sind, nicht zu gedenken. —

Von einer ganz andern Art ist Nr. 2., deren frühern Jahrgänge in der N. A. D. Bibl. mit dem ihnen gebührenden Ruhme angezeigt worden sind. Dies Werk fährt fort, seinen gemeinnützigen Werth zu erhalten. In dem vorliegenden Stücke sind 9 Aufsätze enthalten, welche über verschiedene Theile der Landwirthschaft allerley nützliche Erfahrungen mittheilen. Die wichtigsten derselben sind: 1. Beschreibung der Wirthschaft des Herrn Leibarztes Thaer zu Celle, von Herrn Mügge; nebst Anmerk. von letzterm. — 4. Ueber die Frage: Ist das Haide-Streulingsharken der Holzkultur wirklich so schädlich? Und wenn das ist, kann die Ackerkultur solcher Gegenden diesen Streuling entbehren? — von C. W. Frölich. — Beyde sind, wie durchgängig alle, und insbesonders der Aufsatz: 9. Wie ist die Wintersaat gegen die starken Frühjahrsfröste zu schützen? und wenn sie Schaden gelitten, wie ist derselben wieder aufzuhelfen? von D. Laubender — trefflich gerathen. Der Quartalsberichte 10. ist, wie gewöhnlich, auch diesmal vom Herausg. Thaer abge-

gefaßt, und enthält eine Menge trefflicher Reflexionen, die an von einem Manne, wie Th., gewohnt ist. Das zweyte Stück enthält sieben Aufsätze, wovon Nr. 1. 5 und 6. e vornehmsten und reichhaltigsten sind. Aus jener Nr. 1. S. 225. — Ueber die Berechnung des wirthschaftlichen Tagelohns, nebst genauer Angabe eines Verfahrens, diese Berechnung systematisch zu ordnen; vom Herrn Superint. Birnbaum, ist viel zu lernen, und liefert einen wichtigen Beytrag zur Verrechnung des Aufwandes landwirthschaftlicher Productionen, welchen diejenigen mit Nutzen gebrauchen können, die sich mit dem Unterrichte dieses Gegenstandes beschäfftigen. Denn das, was der Verf. in einer richtigen Theorie, wie der wirthschaftliche Tagelohn systematisch geordnet und berechnet werden müsse, anschaulich vorträgt, sucht er auch durch die, zu Ende der Abhandl. angehängten, systematisch geordneten und praktisch ausgeführten Rechnungstafeln sub Lit. A bis H. fast über alle Theile des Arbeitsaufwandes für Menschen und Zugvieh, einleuchtend darzustellen, so daß ein Jeder, Landwirth und Rechnungsführer, darnach seine Wirthschaftsbücher einrichten kann. Der einzige Wunsch bey diesen schätzbaren Tafeln, ist, nach des Rec. Einsicht, bloß der, daß der Verf. denselben, in Lit. C, D und E, noch die Geldberechnung hinzugefügt hätte, um desto leichter den Ertrag und reinen Ertrag derselben, allenfalls durch ein Conto finto, wie die Kaufleute es nennen, etwa in Berghauserischer Manier übersehen zu können. Dergleichen Uebersicht, wie jeder spekulative Haus- und Landwirth anstehen wird, giebt eine anschauliche Darstellung der Resultate, die, wenn sie nach einem mittlern Preise des Ertrages genommen werden, gleichsam als Norm für das führende Rechnungsjahr zum Etat gebracht werden können, wovon der Ueberschuß ein reiner Ertrag ist, der das Guth des Eigenthümers, und das Gewinn- und Verlustkonto zum Vortheil des erstern saldirt. — Aber nicht alle Landwirthe, selbst unter den Gebildeten, können dergleichen Rechnungen entwerfen; und in dieser Rücksicht hätten wir gewünscht, der Verf. hätte dieses Bedürfniß befriedigt; wozu in diesen Annalen noch in Zukunft Mittel und Wege genug vorhanden sind, um diesem Theile der Wirthschaftsrechnung abzuhelfen. Der 5. Aufsatz ist vom Leibarzt Thaer, und handelt über die wirthschaftliche Benutzung der Runkelrüben. Von diesem Verf. sind auch die treflichen Bemerkungen S. über

des Hrn. Graf. von Podewils Wirthschaftserfahrungen. (1ter Th. Berl. 1801. 8.) Diese sind nicht so sehr Recension, als vielmehr ein gedrängter Auszug des wirklich Guten und Gemeinnützigen, was in diesem Werke angetroffen wird. Hr. Th. hat dabey überall seine eigenen Erfahrungen hinzugesetzt, die Jedem, der davon Gebrauch machen kann und will, angenehm und willkommen seyn werden. Der Quartalsbericht 8 macht, wie gewöhnlich, den Beschluß dieses Stücks, und ist reich an Bemerkungen, welche die niedersächsische Landwirthschaft betreffen.

Et.

Handbuch des gesammten Futtergewächsbaues, so wohl in theoretischer als praktischer Hinsicht, oder vollständiger Unterricht zur Kultur der verschiedenen Gras- und Kleearten, wie auch (der) Wurzelgewächse, nebst (einer Anleitung zur) Anlegung und Verbesserung der Wiesen. Von Phil. Franz Breitenbach, Kurf. Mainz. Senatoren u. Markt-Herrn zu Erfurt. Berlin, bey Lange. 1801. 376 S. 8. 1 Rt. 6 Gr.

Schade, daß dieses sonst gute Buch in einem so unkorrekten Deutsch geschrieben ist, denn es wimmelt darin von falschen Konstruktionen, von Fehlern gegen die deutsche Sprache, von Provinzialismen, und überdem noch von Druckfehlern. Der Titel giebt schon einen Beweis von den erstern, und von den letztern kann man sich S. 114, 264, 270, 271, 344, und an mehrern Stellen hinlänglich überzeugen. Wer sich daran nicht stoßen will, wird in dem Buche viel Gutes finden, wovon wir jetzt unsern Lesern, durch Angabe des Inhalts, Beweis geben wollen.

Im ersten Abschnitt werden im ersten Kapitel die Gründe angegeben, warum es schädlich ist, den Weidegang des Viehes beyzubehalten. 1) Das Vieh erhält nicht die nöthige Ruhe. 2) Verschleppt die Milch, weil es durch das Umherlaufen ganz entkräftet wird. 3) Die schnelle Abwechselung der Witterung verdirbt seine Gesundheit. 4) Man kann

nen so leicht durch das Aufblähen ein Stück Vieh verlieren. 5) Die Wiesen werden dadurch zu Grunde gerichtet. 6) Der Dünger geht verlohren, und derjenige, den man im Stalle von dem Viehe erhält, ist unkräftig. 7) Der Dünger, den das Vieh auf die Wiesen fallen läßt, ist denselben schädlich. 8) Im Herbste werden zum Schaden der Wiesen alle Grasstämmchen abgefressen. 9) Die Sittlichkeit der Jugend leidet dabey Schaden, weil die jungen Leute auf dem Felde, wenn sie Futter suchen, sich unter einander verführen, und von der Schule abgehalten werden. 10) Man kann dabey ein großes starkes Vieh erhalten. 11) Die gesundesten Pflanzen sind oft dem Viehe schädlich, weil sie naß und mit Honigthau befallen sind. 12) Die Waldungen leiden großen Schaden. 13) Das Vieh stirbt oft, wenn es erhitzt ist. Der Verf. zieht also, wie alle verständige Oekonomen, um dieser Ursachen Willen, die Stallfütterung vor, und beantwortet mancherley Einwürfe, welche man derselben zu machen pflegt, als: 1) Daß sie mühsam sey, und viel Menschen erfordere, 2) Daß das Vieh an seiner Gesundheit leide, weil es nicht genug Bewegung hat. 3) Daß es besser auf der Weide gedeihe, als im Stalle. 4) Daß es bey mancherley Futter im Stalle seinen Appetit verliere, sich 5) auf der Weide die besten Kräuter aussuchen könne, die ihm auch zur Arzney dienen. 6) Die Butter und das Fleisch sey gesünder, wenn das Vieh auf die Weide getrieben, als wenn es im Stalle gefüttert wird. 7) Nicht ein jeder Acker schicke sich zum Kleebau. 8) Es fehle an Dünger, um Kleefelder zu düngen. 9) Woher man das Stroh zum Streuen nehmen wolle. 10) Die Futterkräuter entziehen dem Lande die Nahrung. 11) Der Getraidebau wird durch den Kleebau vermindert. 12) Man könne alsdann die Hütungsplätze, die sonst zu nichts gebraucht werden können, nicht nützen. 13) Die Futterkräuter gerathen nicht jährlich, und wenn sie mißrathen, kann man ihren Mangel nicht ersetzen. 14) Die Futterkräuter hören auf Michaelis auf, womit will man denn bis Ende Novembers füttern? 15) Das Vieh ist bey der Stallfütterung so vielen Zufällen unterworfen. 16) Das Vieh wird so sehr von Fliegen im Stalle geplagt.

Grundsätze, wornach die Stallfütterung eingerichtet werden muß. Man richte den Stall gut ein, wozu hier

gute

gute Anweisungen gegeben werden. — Man gebe dem Vieh sein Tagefutter in 3 Abtheilungen. — Man tränke es eine Stunde nach jeder Mahlzeit mit frischem Wasser. — Man lasse es täglich einige Stunden aus dem Stalle. — Man reinige den Stall alle Wochen zweymal. — Man reibe die Krippe jedesmal, wenn das Vieh gefressen hat, mit einem Strohwische aus. — Man striegle das Vieh alle Woche einigemal und schwemme es auch zuweilen. — Wöchentlich gebe man ein paarmal Salz zu lecken. — Man melke täglich dreymal. — Man mähe das Gras nicht zu jung; sondern wenn die frühern Grasarten ihre Blumen verlieren, und den Klee, wenn er blühet, und vermische beydes mit Heckerling. — Man mähe das Gras und den Klee nicht in der Mittagsstunde, sondern des Morgens und des Abends. — Wenn das Gras und der Klee naß ist, so sey man ja behutsam, und vermische beydes gut mit Heckerling. — Das gemähte Futter breite man dünne auf der Scheunentenne aus. — Wie man die Miststätte anlegen soll; um den vielen Dünger, den man erhält, nutzbar zu machen. Schriften, in welchen man über die Stallfütterung mehr Nachrichten finden kann. Zweytes Kapitel. Ueber die Schädlichkeit des Brachehaltens. — Wie man bey Abschaffung derselben verfahren muß. Man soll sie nicht mit einemmale, sondern nach und nach abschaffen.

Zweyter Abschnitt. Bestimmung und Kultur der mannichfaltigen Futtergewächse. Erstes Kapitel. Von der Besamung und dem Anbau der verschiedenen Grasarten, worin alle theils bekannte, theils unbekannte Grasarten genannt, und der Anbau derselben beschrieben wird. Vorzüglich wird das Krötengras (Triglochin maritimum) als ein nicht genugsam bekanntes Wiesengras, welches die Schaafe gern fressen, sehr gelobt und empfohlen. — Zweytes Kapitel. Verschiedene Kleearten, wovon 27 genannt und die Kultur derselben beschrieben wird. 1) Der rothe spanische Klee (Trifolium pratense) S. 132 behauptet der Verf., daß dieser Klee nicht erfriere. Rec. hat aber selbst die Erfahrung gehabt, daß der Klee in einem harten Winter, wo wenig Schnee lag, ihm erfror, wodurch er in nicht geringe Verlegenheit gesetzt wurde. Auf dem Kleeacker stand den Winter hindurch gleichwohl kein Wasser. Der Verf. verwirft mit guten Gründen die Bestreuung des Klees mit Mist im Winter. — Verschiedene Methoden, Kleeheu zu machen, und den Saamen zu gewinnen. 2) Der weiße Wiesenklee, Trifolium

ium repens.) 3) Der gelbe Hopfenklee (Trifol. agrarium.) 4) Der weiße Bergklee (Trifol. montanum.) 5) Der abgebogene Klee (Trifol. flexuoſum.) 6) Der Baſtardklee (Trifol. hybridum.) 7) Der Steinklee (Trifol. Melilotus officionalis.) Der blaue Steinklee (Trifol. Melilotus caerulea.) 9) Der Sternklee (Trifol. ſtellatum.) 10) Der Incarnatklee (Trifol. incarnatum.) 11) Der rothe Bergklee (Trifol. rubens.) 12) Der weiße Steinklee (Trifol. Melilotus alba.) 13) Der italiäniſche Steinklee (Trifol. Melilotus italica.) 14) Der Erdbeerklee (Trifol. fragiferum.) 15) Der wildwachſende rothe Klee Trifol. alpeſtre.) 16) Der niedrigwolligte Haaſenklee (Trifol. arvenſe.) 17) Der überrechtſtehende gelbe Hopfenklee mit haarichten Kelche (Trifol. ſpaticum.) 18) Der gelbe Feldklee (Trifol. procumbens.) 19) Der Geißklee (Galega officinalis.) 20) Der kleine gelbe Schotenklee (Lotus corniculatus.) 21) Der Wieſenſchotenklee (Lotus ſeliquoſus.) 22) Der Bitterklee Meganthes trifoliata.) 23) Die Luzerne (Medicago ſativa). Darius, König der Perſer, hat ſie in Medien gefunden, und nach Griechenland gebracht. Von da iſt ſie 1540 durch einen Edelmann im Venetianiſchen eingeführet. Von hier kam ſie nach Rom, verbreitete ſich im Kirchenſtaate und in der ganzen Lombardey. Nach einigen Jahren brachte ſie ein Graf Cabir nach Paris, und ſie wurde beſonders im ſüdlichen Frankreich ſtark angebauet. Von da kam ſie endlich 1578 nach Deutſchland, und wurde zuerſt in der Unterpfalz ſtark angebaut, unter dem Namen: wälſche Hecken. Woher ſie den Namen Luzerne erhalten hat, iſt ungewiß. Es wird dieſer Pflanze als Futterkraut alles gutes nachrühmende Lob beygelegt, und der Anbau derſelben weitläuftig beſchrieben. Der Verf. behauptet mit Recht, daß ſie nie allein ohne Vermiſchung mit Gerſte, oder mit andern Sämereyen, zur Noth mit ſpaniſchen Klee vermiſcht, gebauet werden müſſe, weil ſie unter der Gerſte erſtickt, und mit franzöſiſchen Raygraſe vermiſcht, verdrängt werde. Der Verf. hält fürs Beſte, daß man den Saamen im März auf einem kaltem Miſtbeete ſäe, und die Pflanzen in der Mitte des May in Reihen, 8 Zoll auseinander verpflanze. Wenn man ſie denn fleißig mit der Hacke bearbeite: ſo könne man den höchſt möglichen Nutzen von derſelben haben. Sie ſoll ein gutes Mittel für kranke Pferde ſeyn. 24) Die ſchwediſche Luzerne (Medicago falcata.) 25) Die Hopfenluzer-

ne

ne (Medicago lupulina.) 26) Die Esparsette (Hedysarum Onobrychis.) 27) Die Sulla (Hedysarum coronarium). Die Literatur über jedes Kapitel am Ende, unter andern auch über die Kleearten, ist sehr nützlich. — Drittes Kapitel. Von den verschiedenen Wurzelgewächsen, als Runkelrüben, Turneps, weiße Rüben, rothe Rüben, Kohlrüben, Pastinaken, Möhren und Kartoffeln. S. 271 giebt der Verf. das abgeschnittene Kraut der Möhren oder Mohrrüben für ein gutes Viehfutter aus; allein verschiedene gute Oekonomen glauben doch bemerkt zu haben, daß wenigstens dadurch bey den Kühen die Milch verringert werde. Unter den angegebenen gewöhnlichsten Sorten der Kartoffeln, vermißt Rec. eine Art weiße Kartoffeln, die wenigstens in seiner Gegend häufig gebauet wird, reichlich zuträgt, und gut schmeckt. Sie wird hier die frühe englische genannt, wird in gutem Boden ziemlich groß; aber sie ist ganz platt und breit, und ist unter allen hiesigen Kartoffeln die früheste, da sie schon in der Mitte des Junius völlig reif ist. Auch hat man hier eine röthliche Kartoffel von eben der Art, die auch frühzeitig reif ist, und reichlich zuträgt. Nach S. 297 kann man die Kartoffeln auch durch abgeschnittene Stengel fortpflanzen, wenn man sie im Junius abschneidet, die Blätter abkürzet, und tief und schräg in die Erde steckt. — Viertes Kapitel. Von verschiedenen andern Pflanzen, die unter die obigen drey Arten nicht gerechnet werden können. Daher werden sechs und dreißig Arten gerechnet, und ihre Kultur beschrieben. Fünftes Kapitel. Von Anlegung und Verbesserung der Wiesen. Der Verf. will dieses Kapitel, welches so vorzüglich Aufmerksamkeit verdient, nächstens, in einer besondern Schrift abhandeln, da es ihm seine schwache Gesundheit jetzt nicht erlauben will. Wir wünschen ihm dazu Kräfte und Munterkeit.

3.

Ver-

Vermischte Schriften.

Leonard Meisters Welt und Gesellschaft im einsamen Bergthale. St. Gallen, bey Hausknecht. 1801. 126 Seiten 8. 16 K.

Wohl dem Manne, der sich durch die freundlichen Anschauungen der schönen Natur, und durch eine sinnreiche Selbstbetrachtung der Dinge um sich her den Abend seines Lebens so schön, wie unser Verf. zu verherrlichen weiß! Rec. hat mehrere dieser gefühlvollen und naiven Selbstbetrachtungen mit wahrer Rührung gelesen; obgleich die Phantasie des Verfassers und ihre Darstellungsgabe bisweilen in das Spielende und Gesuchte fällt. Die große, unschätzbare Kunst des Verfassers — sich überall den Pfad des Lebens mit Blumen zu besäumen, durch ein warmes zum Frohsinn gestimmtes Herz alles um sich her zu verschönern, und sich auf die Art nach eigener Willkühr augenblicklich eine neue Welt zu schaffen, ist ein beneidenswerthes Talent, das wenig Menschen eigen ist, und von wenig Menschen gesucht wird. Zwischen diesen Schilderungen des verschönerten Lebens leuchten so manche geistvolle und wahrgedachte Bemerkungen des Verf. hervor, die das Büchlein noch anziehender machen. Man lese z. B. S. 22. die Schilderung des jämmerlichen Stadtlebens, wo es unter andern heißt: „Dort liebt und haßt man nicht nach eigenem Geschmacke; sondern nach fremdem.“ Eben so S. 25, wo der Verf. bey einem schnellen Uebergange aus dem komischen ins Ernste sich so äußert: „Ach! ganz allseitig im innersten Herzensgrunde versteht wohl auch kein Mensch den andern.“ Die ganze Abhandlung ist der Charakteristik eines treuen Hundes gewidmet, und ganz komisch-naiv. S. 56 bekommt die Gaukeley der Politik ihre gerechte Abfertigung. O! seit langem schon, sagt der Verfasser, bin ich des politischen Schauspiels satt. Welches Interesse hat wohl ein Spieler, so jede sowohl stumme als sprechende Person der andern im Wege steht, wo sowohl die Eröffnung und die Entwickelung, als die Verbindung der Scenen vielmehr vom Zufall und Laune, als von allumfassender Geistesstraft regiert werden.“ Sehr interessant haben wir zum Theil die fragmentarischen Reflexionen: über Kunst, Geschmack und Neigungen

gefunden, die dem Büchlein angehängt sind. Man lese zum Beyspiel S. 93, was der Verf. eben so fein, als wahr, über die verschiedenen Eindrücke der Poesie und Bildhauerey auf die menschliche Seele sagt. Wer fühlt nicht das Innige und Treffende in folgendem Gedanken: „Die Liebe pflegt den geliebten Gegenstand, wie der Gärtner die Frucht; die Begierde hingegen beschränkt ihren Genuß nicht bloß auf die Wartung und Pflege; — sie pflückt und verzehrt.“ Dagegen ist die Aeußerung S. 100 über die Weiber theils zu hart, theils zu einseitig. „Der Geist der Weiber ist, heißt es daselbst, so körperlich, so wenig selbstständig, daß er beynahe nicht anders, als durch einen sinnlichen lebendigen Gegenstand in Bewegung gesetzt werden kann.“ Wenigstens könnte man dieß von dem Geiste vieler tausend Männer eben so gut sagen, und im ganzen Ernst müßte der Verf. seine ungerechte Behauptung zurücknehmen, wenn es wahr ist, daß die Weiber leichter als die Männer durch moralische Motiven gelehret und gebildet werden können. Einzelne Maximen scheinen sogar nur durch eine unzeitige Witzeley entstanden zu seyn, die eben daher nicht für baare Wahrheiten angenommen werden können; wenn es z. B. S. 102 heißt: „So wie die letzte Oelung ein Vorbothe von der nahen Auslöschung des Lebens ist: so ist gewöhnlich die priesterliche Kopulation ein Vorbothe von der nahen Auslöschung der Liebe.“ Die metaphysischen Ideen hätten, wie wir glauben, in einem so philosophisch-kritischen Zeitalter, als das unsrige ist, ganz wegbleiben sollen, da sie durch keine Metaphysik überhaupt entschieden werden können; sondern allein nur einem zur Nothdurft vorhandenen praktischen Glauben angehören. Durch bildliche Vergleichungen kann in einer übersinnlichen Welt vollends nichts entschieden werden. Man höre nur folgenden dem Denker nie genügenden Schluß: „In der Betäubung, im Rausche, im Schlummer wird der Mann vom erhabensten Geiste zum denklosen Klotze; beym Wiedererwachen aber gelangt er wieder zum ungehinderten Gebrauche der Geisteskraft, und — warum nicht eben so beym Erwachen aus dem Todesschlummer sollte der losgebundene Geist wieder zurückkehren zum Bewußtseyn.“ Um dieser — Metaphysik noch mehr innern Nachdruck zu geben, werden Fränklins Maderaflaschen, worin die Fliegen Jahre lang leblos liegen, und aus einem Welttheile in den andern versetzt werden — dann nach Oeffnung

der

Flaſchen unter freyem Himmel wieder aufleben — als ta probantia der Philoſophie benutzt, die uns ein künftis Leben bewahrheiten ſoll. Eben ſo unkritiſch ſind des Ver ers Meinungen und Zweifel gegen die Bewegung in der rperwelt, und die Träumereyen über die Monaden, — en er ſogar eine Bienenkönigin giebt, wenn dieß nicht ers ein bloßer Scherz ſeyn ſoll.

Sm.

ann und Weib in ihren ehelichen Verhältniſſen. Oder: wie ſie ſeyn ſollten. Ein Seitenſtück zum Weibe (,) wie es iſt. Erſtes Bändchen. Pegau und Leipzig, bey Günther. 1801. 151 Seiten 8.

ie Abſicht, dieſes in manchem Betrachte lehrreichen Büch s, geht vornehmlich dahin, das andere Geſchlecht über e unfreundlichen Verhältniſſe zu beruhigen, und vor lich die unglücklichen Eheweiber gegen ihre böſen Männer Schutz zu nehmen. Dieß geſchieht in mehrern ſogenann Vorleſungen, worin der Verfaſſer zu beſtimmen ſuche, s die Gattinn mit Recht von ihrem Gatten fordern könne. eſe Forderungen beſtehen denn in folgenden — ganz neuen rheiten: 1) „Daß der Ehemann ſeine Frau in den and ſetze, ihr Leben auf die mögliche beſte Weiſſe zu ge ßen und zu gebrauchen; ſie alſo durch ſeine Geſchicklichkeit höre, durch ſeine Kraft beſchütze, mit ſeinem Verſtande the, mit ſeiner Weisheit tröſte und erheitere; 2) daß er die eheliche Treue beweiſe, und den Zweck der Ehe in Fort anzung unſeres Geſchlechts nur in Verbindung mit ihr zu eichen ſuche; 3) daß er die Ernährung und Erziehung der eugten Kinder über ſich nehme, weil dieß ein männliches ſchäfft iſt, und der Gattinn mehr nur die Pflege und Wart ng der Kinder überlaſſe; 4) daß er das Hausweſen im anzen regiere, und dafür ſorge, daß jedes Glied der Fa lie das Seinige thue, und das Seinige erhalte.“

Uns dünkt, daß der Verfaſſer hier eine ſehr wichtige edingung der Pflichten des Ehemannes überhaupt ausge-

lassen habe, — weil ein Ehemann alle jene angeführten guten Eigenschaften besitzen kann, und dennoch seine Gattinn nicht glücklich machen wird, wenn er sie nicht warm und herzlich liebt. Eine andere sehr einseitige und auffallende Behauptung des Verfassers ist die, — daß dem Weibe nicht zugemuthet werden könne, bey dem ihr vom Manne zu reichem den Unterhalte noch Etwas zu zu verdienen. Der Mann ist freylich verbunden, seine Gattinn und Kinder redlich zu ernähren; allein in tausend Verhältnissen des Lebens, besonders in den niedern Ständen, würden die Menschen gar nicht leben können, wenn die Frau nicht durch ihre eigene Handarbeit Etwas zu verdienen suchte. Es ist unbegreiflich, wie der Verf., der auf dem Lande lebt, wo die Frau meistentheils mit dem Manne gemeinschaftlich arbeiten muß, wenn die Haushaltung bestehen soll, so kurzsichtig raisonniren, und gleichsam den Frauen Trägheit und Undienstfertigkeit predigen konnte. Solche einseitige Maximen sind wenigstens im moralischen Sinne des Worts nicht dazu geeignet, die Weiber so zu bilden, wie sie seyn sollten, und ein Buch von der Art kann daher eben so wenig, als die berüchtigte Elisa, oder das Weib, wie es seyn sollte, zu einer Normalvorschrift für das andere Geschlecht empfohlen werden. — So wie wir es auch überhaupt für etwas unweises halten, ein Geschlecht gegen das andere in Schutz zu nehmen, und durch die Schilderung schlechter Ehemänner und ihrer zu grell gemalten Tyranney gegen die Frauen, ein Geschlecht gegen das andere aufzureizen, und eben dadurch den Geist der weiblichen Duldung mißzuleiten. Nach der Regel der Erfahrung kann man nicht wohl annehmen, daß ein Geschlecht besser, als das andere sey, und daß das schwächere so ganz von dem männlichen unterdrückt werde. Die weise Natur hat dafür gesorgt, daß so etwas nicht geschehen kann; nicht zu gedenken, daß die Frauen unter civilisirten Nationen und bey unzähligen Gelegenheiten wirklich mehr herrschen, als sie herrschen sollten. — Andere Behauptungen des Verf. verdienen gleichfalls keinen ganz völligen Beyfall, wie z. B. S. 78, wo die Regel gegeben wird, nicht eher zu heyrathen, bis es der Mann berechnen könne, er werde seine Kinder so lange, bis sie Kraft genug haben, selbst ihren Unterhalt zu verdienen, unterhalten können. Eine sehr wunderliche Grille! Der junge Ehemann kann es ja nicht einmal im Voraus berechnen, wie viel Kinder er künftig zu erhalten hat,

t, wie haushälterisch sein Weib seyn und bleiben wird;
e seine Lagen und Umstände, wie die Zeiten sich verbessern,
Preise der Dinge fallen werden, u. s. w. Auch wird er
ein rechtschaffener Mann mit dem Anwachs seiner Fami-
thätiger zu arbeiten anfangen, zum Besten seiner Kinder
tzliche Konnexionen suchen, und dadurch dasjenige ersetzen,
s er mit seiner Einnahme nicht ganz bestreiten kann. —
d würden, nach dem Vorschlage des Verfassers die Ehen,
se hohen und festen Stützen des Staats und der Morali-
, dann nicht noch seltener werden? Auch will der Verfasser
ht, daß jüngere Männer ältere Frauen heyrathen sollen.
ese Maxime ist schon tausendmal gesagt, und läßt sich recht
am Schreibtische sagen; allein die Welt geht ihren Gang,
Ehen jener Art sind nicht immer die schlechtesten gewor-
. Weiter unten wird der Verf. noch engbrüstiger, und
t, daß die Weiber mit der sittlichen Bildung der Kinder
ts zu thun haben sollen. Was würde aus einer gesitteten
lt werden, wenn eine solche Grille ein allgemeines Gesetz
de, und wie ließe sich ihre Ausführung ohne die gänzliche
nnung der Mütter von ihren Kindern auch nur möglich
en? „Das Weib, sagt der Verf., ist schwach, schwan-
, nachgebend, — der Mann stark, fest und bestimmt
einen Maaßregeln; das Weib ist reizbarer und überhin-
nd, — der Mann gleichmüthiger und bedächtiger; das
b hängt an schmeichelnden Außenseiten, — der Mann
hblickt das Wesen der Dinge ? ?“ Aber bey tausend
nnern lassen sich gerade diese Sätze umkehren, und es ist
r auch, nach Rousseaus Meinung, eine große Frage:
die Erziehung der Kinder mehr durch die Mißgriffe der
er oder der Mütter leide?

Vr.

ndzüge der Lebensweisheit, in einigen Entwür-
en dargestellt von Karl Wilhelm Nose. Elber-
eld, im Komtoir für Literatur. 1801. 84 Sei-
en 8.

e Lebensweisheit hat durch diese Beyträge zum prakti-
Gebrauche gewiß nicht viel gewonnen. Der Verfasser
in einer nicht sehr fließenden, und für den gemeinen

Menschenverstand nicht sehr einladenden Sprache, nur den allerkleinsten Theil der Lebensphilosophie vor, die durch diese magern Grundzüge unmöglich erschöpft werden kann. Auch gehen sie meistentheils nur auf diejenigen Maximen hinaus, die wir uns selbst schuldig sind; da hingegen die höchst wichtigen Grundlehren, wie wir uns gegen das ganze Menschengeschlecht lebensklug benehmen sollen, hier nur flüchtig berührt werden. Ueberhaupt sind in diesem Büchlein viele Ansichten der Dinge, denen es an Bestimmtheit und Ausführlichkeit der Begriffe fehlt, und die einen im Philosophiren noch nicht sehr geübten Kopf verrathen. Hier nur eine Probe: „Die weiseste Thätigkeit wird sich überall in Keinem „Nehmen offenbaren. Und weil man zwar nicht immer geben, allenthalben jedoch Gutes Thun und darin wahre und „reine Liebe erwolken kann, auch soll: so muß sich die höchste „und vernünftigste Betriebsamkeit, oder das, was man sonst „auch Selbstständigkeit nennt, jederzeit auf eine uneigennützige Liebe erstrecken, wodurch mithin das ganze Gesetz der „Vernunft und Religion in Bezug auf die Menschheit zu erfüllen, und Alles in die einfache mathematische Formel zu „bringen steht K N = U L." (Das ist verdolmetschet: Kein Nehmen ist äqual Uneigennütziger Liebe.) Welch eine sinnreiche Entdeckung der philosophirenden Vernunft!! Und, wenn auch etwas Wahres in dieser Formel selbst liegt, wozu ihr Gebrauch im gemeinen Leben? Offenbar ist der Verfasser durch den gesuchten Ton der neuern Philosophie verleitet worden, sehr gewöhnliche Gedanken in einen Nimbus von Tiefsinn einzuhüllen, und sich durch diesen precieusen Vortrag den Anstrich eines ganz neuen Selbstdenkens zu geben. Diese Spielereyen, welche gemeiniglich mit einer seichten Grandezza des Selbstdünkels verbunden werden, auch den Menschen überhaupt weder klüger noch besser machen, haben für die ruhig untersuchende Vernunft keinen besondern Werth, und können von ihr unmöglich angepriesen werden. Die Aufsätze dieses Büchleins sind so überschrieben: Das Mittlere zwischen Entbehren und Genießen, — Die Allheit in der Einigung der Kräfte, — Die Weisheit in dem Ganzen.

Sm.

Neues,

Neues, allgemeines deutsches Lesebuch für Bürger- und Landschulen, und für den häuslichen Unterricht. Oder Materialien zur Uebung des jugendlichen Verstandes und zur Beförderung der Moralität und Religiosität, von D. C. H. C. Soldau, zweytem Prediger zu Berstadt, in der Wetterau. Weissenfels, bey Severin. 1801. 304 Seiten gr. 8. 12 K.

Die Recensenten haben es mit dem Verfasser sehr verdorben; beydes, ihr Lob und ihr Tadel, ist ihm gleichgültig, weil sie „wie das denn sehr gewöhnlich (?) ist, ohne Grund loben und tadeln; aber sehr sollte es mich freuen, wenn praktische Schulmänner mich würdigen wollten, mir ihre Bemerkungen mitzutheilen.“ —

Der Verfasser hat vergessen, den Weg anzuzeigen, auf welchem diese Bemerkungen ihm zukommen sollen. Durch Recensliche Blätter? aber denn erschienen sie ja unter dem Namen, und in der Form, der, dem Verfasser so verdächtigen Recensionen. Also, durch Privatschreiben? Hier scheint der Verfasser nicht erwogen zu haben, daß unsere Schulmänner, bey jährlichen hundert und funfzig Thalern Gehalts, und täglichen sechs Stunden öffentlichen — und einigen Stunden Privatunterrichts, (dieß ist leider! das Schicksal unserer mehrsten Schulmänner) sich schwerlich berufen finden möchten, ihre Muße-Stunden zu kritischem Briefwechsel mit einem rüstigen Schriftsteller, der dem Recensenwesen so gram ist, zu verkümmern.

Und was soll nun Rec. anfangen, der unglücklicher Weise kein Schulmann ist, und sich daher in großer Verlegenheit befindet? Wenn er nun auch gerne sagte: „Das Buch ist brauchbar, es kann besonders den untern Ständen sehr nützlich werden; es wäre daher zu wünschen, daß es Vielen in Hand kommen, daß auch dadurch vielleicht der so einreissenden Leserey fader Romane entgegen gewirkt werden möchte.“ Es sagt's ja ein Recensent. — „Glaubt's nicht, liebste Leute! — wird der Verfasser sagen — glaubt's nicht, was einem Buche hier Gutes nachgerühmt wird; ich sage Euch, es taugt nichts; und mir könnt ihr trauen; aber wer kann

„einem Recensenten trauen! ihr wißt ja, wie die sind: die „loben gewöhnlich ohne Grund.“ —

Wenn Rec. auch gerne sagte: „Bey aller Brauchbarkeit dieses Buches, würde es noch brauchbarer seyn, wenn es weniger weitschweifig wäre. Werden beym Gebrauche desselben Lehrer, also mündliche Ergänzungen, vorausgesetzt: so wäre nicht viel mehr, als die Hälfte von dem im Buche Gesagten nothwendig gewesen. Soll es der Jugend des Bürgers und Bauers, oder wohl gar diesen ganzen Klassen von Menschen als Lesebuch dienen: so wäre um so mehr zu wünschen, daß zweckmäßige Abkürzungen den Ankauf und Gebrauch desselben erleichtert, und gemeinnützlicher gemacht haben möchten. Wie wird der Verfasser diesen Tadel aufnehmen? Er wird bey einer neuen Auflage das Buch um die Hälfte vermehren, um zu zeigen, daß Recensenten-Urtheile auf ihn nichts wirken; daß beydes, deren Lob und Tadel ihm gleichgültig sind.

In dieser Lage der Sache findet man es daher gerathener, diese Anzeige hier zu enden, wenn man nicht glauben müßte, dem Leser, obgleich nicht die Mittheilung des vier Seiten langen Inhaltsverzeichnisses, doch eine kurze Uebersicht des Ganzen, schuldig zu seyn. Der Verfasser handelt im ersten Abschnitte vom Menschen, dem Körper und der Seele nach. Zweyter Abschnitt: Naturlehre und Naturgeschichte. Dritter Abschnitt; Gleichnisse und Sprüchwörter, zur Uebung der Urtheilskraft und des Nachdenkens. — Vierter Abschnitt; Moralische Erzählungen; unter andern auch die Parabeln Jesu, in des Verfassers gedehnter Sprache, worin sie an Kraft und Nachdruck sehr verlieren; ein großer Theil der Zuhörer wäre dem größesten Lehrer seiner Zeit gewiß davon gegangen, wenn dieser sie so verwässert vorgetragen hätte. Fünfter Abschnitt: Uebersicht der verschiedenen menschlichen Gewerbe und Berufsarbeiten.

Pm.

Tableau de Berlin, à la fin du dix-huitième siècle. Berlin, au bureau des arts. 1801. 294 pag. 8. 1 Rt.

Hier

Hier finden die Leſer einen neuen Künſtler, der gewiß nicht in einer der bekannten Schulen ſeine Bildung erhalten hat. Denn ſo kühn die Meiſter ſowohl, als ihre Schüler in der Zuſammenſetzung der Figuren immer ſeyn mochten, ſo ſchwer es in den größern Werken der Kunſt zuweilen halten dürfte, aus der Behandlung die Geſchichte oder einzelne Vorſtellungen zu errathen: ſo übertrifft dieſer Maler doch alle ſeine Vorgänger. Denn der muß mehr als Oedip ſeyn, der in einem Gemälde der Stadt Berlin die Theilung von Pohlen, und das Neutralitätsſyſtem, das der preußiſche Hof zuletzt im Kriege mit Frankreich annahm, dargeſtellt vermuthete. Die Gegenſtände ſelbſt ſind überhaupt bunt unter einander geworfen, und zuweilen die zuſammenhängenden getrennt worden. Das letztere geſteht der Maler in einer Note nach der ſogenannten Vorrede — die dem Kunſtwerk völlig angemeſſen iſt — ſelbſt ein, und ſchiebt die Schuld auf die Unachtſamkeit des Kopiſten. Er überläßt dem Betrachter des Bildniſſes die Anordnung und Stellung. Eine neue Manier, die dieſes Werk auszeichnet.

Außer dem Hauptgegenſtande im Innern und Aeußern, wird auch die umliegende Landſchaft konterfeiet. Von mehrern Objekten, die ſich dem Blicke des Malers aus verſchiedenen Standpunkten darbieten, ergreift dieſer Etwas, und ſein Pinſel wählt bald die rechten, bald die unrechten Farben. Zuweilen hilft ihm bey dieſem Geſchäffte ſein Freund, ein Bewohner einer Gebirgsgegend, Namens Arimant, der ſeit 8 Tagen in Berlin eingetroffen ſeyn ſoll. Man wird leicht denken, was eine achttägige Bekanntſchaft mit einem Gegenſtande dieſer Art ſagen will! Der Verfertiger des Stücks nimmt alle Pinſelſtriche des Freundes auf, ſtellt ſie zur Schau aus, und ſcheint dennoch damit nicht überall zu gefallen zu ſeyn. Warum verwiſchte er ſie denn nicht lieber, oder ließ einen Andier gar nicht Hand daran legen? Man ſieht aber wohl, daß die ganze Einkleidung eine traurige Erfindung iſt. Der Verfaſſer nennt ſeinen Arimant ander Geſchwiſter Kind mit dem athenienſiſchen Miſanthropen Timon. (Sollte der Name vielleicht auf den einzigen Freund Timons anſpielen, den Plutarch Apemantus nennt? Die Aehnlichkeit beyder Benennungen iſt auffallend.) Nur kurz eine Probe von der Arbeit dieſes Gehülfen: „Er öffnet das Fenſter, man ſchaufelt den Schmutz des Rinnſteins auf der Straße auf, der

Gestank zwängt ihn ins Zimmer zurück, und er ruft aus: Bin ich denn in einem Dorfe von Lutomanien, oder in einer polizirten Stadt von Germanien?“ — Wie witzig! Die Kothsucht und das alte Deutschland? Der Verf. setzt überhaupt auf seine Weise gern Wörter aus dem Griechischen und Französischen zusammen. La Germanie erklärte sonst der Rec. vom ehemaligen Deutschland; hier wird er aber eines Bessern belehrt. — Die steinernen Aufgänge oder Treppen vor den Häusern kommen dem Bergbewohner als Hügel vor, und er springt vor Freuden auf eine Treppe hinauf. Er sieht den Drath einer Klingel, lieset dabey den Namen des Bewohners, findet diese Einrichtung äußerst bequem, und werth anderswo nachgeahmt zu werden. Nach dreymaligem Klingeln, Warten und Horchen, zieht er ab, weil er nicht weiß, daß die bequemen Bedienten erst eine halbe Stunde nach dem Klingeln die Thüre öffnen. — Wieder eine nageneue Bemerkung! — Als er das Brandenburger Thor sieht, ruft er begeistert aus: Ich begrüße dich, Königinn der Thore Deutschlands, Europens, des Weltalls! u. s. w. denn das Entzücken reißt ihn noch länger fort. Was muß der Architekt Langhans empfinden! Kein Dichter kann seinen Gegenstand schwärmerischer und feuriger besingen. — Nun geht es weiter in den Thiergarten, wo er sich die ganze Idyllenwelt träumt. Er wirft sich auf eine Bank, da er schläfrig ist; aber die winzigsten Mücken stechen ihn. Er will darauf mit nach Charlottenburg fahren; aber ein Regenguß durchnäßt ihn bis auf die Haut, da er in einem Sommerkleide ist. Uebrigens bekömmt er auch auf dem offenen Wagen derbe Stöße. Er springt herab, geht in die Zelte des Thiergartens, trinkt Gerste und Zichorien statt des Kaffees, kehrt nach Berlin zurück, wo man ihm bey einen Konditor Chokolade mit Pfeffer und Zimmt, ohne irgend einen Zusatz von Vanille reicht. Beym Zuhausegehen wird er von einem Bürger auf ein Butterbrodt eingeladen. Er rechnet auf einen Kapaun und Salat; sonst wäre er nicht hingegangen; bekömmt aber nur Butterbrodt und Bier. Die Erfahrungen, die er einsammelte, kontrastirten mit den Begriffen, die er sich von der Hauptstadt Preußens gemacht hatte. Er ruft ironisch aus: O welch ein reizender Aufenthalt ist Berlin! (Giebt es wohl etwas Erbärmlicheres, als solch ein Gemälde, und solche Schlußfolgen?)

Der

Der Ausſteller liefert einige Anſichten vom Theater, von Gelehrten, von der umliegenden Gegend, und beſonders in zwey Abtheilungen von der Bildergallerie auf dem Schloſſe. Letztere auch vom Hrn. Arimant. Ueberhaupt ſcheint er ein Vertrauter der Muſen und der in ihrem Gefolge wandelnden bildenden Künſte ſeyn zu wollen. Wir beſitzen die Puhlmannſche Beſchreibung der Gemälde auf der Bildergallerie, die dem Fremden und Einheimiſchen wichtiger und nützlicher iſt, wenn ſie die Gallerie beſuchen, als die hier aufgenommene unvollſtändige Darſtellung, ſo ein kunſtverſtändiges Anſehen ſie auch haben mag. Vieles iſt ohnehin Deklamation und leerer Wortprunk. Auch fehlt nicht ſelten die Deutlichkeit. Man leſe nur S. 210 das Gemälde von Dominichino. Es ſtellt vor un des plus terribles événemens de l'ancien teſtament. Warum nicht lieber beſtimmt: die Sündfluth? —

Nur ein paar Beyſpiele, welche Farben zuweilen aufgetragen ſind, und wie die Figuren ausſehen: Am Hallſchen Thore S. 35 hat er une place hexagone (Rec. las ſonſt immer hexagone) Mit nichten! Hier muß er malen: une place *ronde*. S. 58. In Berlin ſind nicht drey, ſondern vier Gymnaſien. — Die Chorſchüler haben eine eigene Chorkaſſe. Der Ertrag ihres wöchentlichen Singens fällt ihnen, nicht den Lehrern zu, für welche jährlich nur drey oder viermal unter dem Namen Rekordiren geſungen wird. S. 114. Ein paar Säuften hätte der Künſtler wohl in Berlin anbringen können. Sie exiſtiren noch. — Die Namen der Perſonen ſind zum Theil unrichtig, als Euſchel, Bertrand, Friedler, ſtatt: Euchel, Bertram, Fiedler; zum Theil nur mit dem Anfangsbuchſtaben bezeichnet. Dieſe kann zwar faſt Jeder, der in Berlin ſich nicht oberflächlich umhergeſehen hat, leicht entziffern; aber für manchen Fremden wäre die vollſtändige Namenangabe nicht überflüſſig.

Eine ganz originelle Aufſchrift hat eine Partie des Gemäldes S. 224: Denonciation d'un crime de Léze-liberté. Wer ſollte darin Berliner Frauen ſuchen, qui ſoupirent après la liberté des dames de Francommnie! Dieſe Frauen, meint der Maler, betheuern Alles bey Bonaparte, den erſten Herold des Weltalls, u. ſ. w. und nehmen doch von den Engländern Thee (nach unſerm Verf. l'herbe nervicide de la Chine) und andere Waaren. Da wünſcht der

Künſt-

Künstler einen Cicero, indem er ausruft: „Ha! si quelque autre plume que la mienne pouvoit enfanter, avec la véhémence et le feu de l'orateur Romain, une seconde Catilinaire contre ces femmes libericides et contre ces Monopoleurs universels, etc. Das nennt unsers Bilders Freund ein Verbrechen der beleidigten Freyheit, welches bey dem allgemeinen Friedenskongreß angezeigt werden wird. — Rec. bedauert die Berlinischen Damen; weiß aber nicht, ob er über den witzigen Einfall lächeln oder weinen soll.

Der Künstler verspricht am Schlusse, wegen der reichhaltigen Materie ein zweytes Produkt, si toutefois les lecteurs epuisent la première edition, —. Quod Deus avertat!

Ww.

Aufmunterungen zum vernünftigen Denken und Handeln. — Ein Buch für bildungsbeflissene Jünglinge, von M. K. T. Thieme, Verfasser des sächsischen Kinderfreundes. Neue Ausgabe. Leipzig, bey Crusius. 1801. 362 S. 8. 16 Gr.

Hr. T. war zur Verfassung dieses Buchs durch die Bemerkung veranlaßt: „daß in den meisten öffentlichen Schulen die Lehrstunden sich wie einem Strohe Gebetsformeln „anfangen, die von einem Schüler aus dem Gedächtnisse „hergeschnurrt (?) oder abgelesen werden.“ Es war daher unstreitig rühmlich, daß er zu seinem Theile, da, wo er Gelegenheit dazu hatte, diese eben so schädliche, als zwecklose Gewohnheit, abschaffte, und in Schulen das Fehlerhafte durch etwas Besseres ersetzte. Wenn nun aber dieser Ersatz öffentlich, d. h. als Muster für andere Lehrer erscheint: so gewinnt die Kritik ein Recht, ihn öffentlich und strenge zu würdigen.

Das Buch enthält kurze Betrachtungen über 134 größtentheils gut gewählte Gegenstände, und diese an und für sich sind allerdings reichhaltig genug, um gelegentlich der erwachsenen Jugend manches Nützliche sagen, und das Gefühl der Pflicht zweckmäßig erwecken zu können. Hr. T. selbst giebt

giebt zu, daß diese Absicht bey Kindern leichter durch zweckmäßig erzählte Thatsache erreicht werden möchte; und wenn er dennoch glaubt, bey dem reiferen Alter den nämlichen Zweck durch seine „Aufmunterungen oder Betrachtungen zu erreichen: so läßt sich allerdings, (wie er auch fürchtet,) einwenden, „daß dergleichen trockene Betrachtungen für Jünglinge von herrschender Sinnlichkeit wenig Interesse haben."

Daß im Charakter der Jugend die Sinnlichkeit nicht geradezu als herrschend vorausgesetzt werden darf, ist richtig: aber wollen wir deßhalb Gefahr laufen, dem Jünglinge das Geschäfft der Bildung seines sittlichen Gefühls zu erschweren, indem wir im Tone einschläfernder Predigten zu ihm reden? Eine Ausgabe, wie sie Hr. T. bey Verfassung seines Buchs sich selbst vorlegt, hat ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten, und erfordert namentlich das Talent, anschaulich darzustellen, und den Gegenstand interessant zu machen, und zu erschöpfen, ohne langweilig zu werden. Ob der Verfasser bey seinem Buche diesen Erfordernissen zu genügen gewußt hat, darüber mag hier eine Probe seiner Manier entscheiden. S. 12 wird über die an und für sich schon so anziehende und so reichhaltige Antithese, Egoismus und Gemeinsinn Folgendes gesagt:

„Wenn wir das Leben in Gesellschaft für eine göttliche, unserer Natur angemessene, zu unserer Ausbildung nothwendige Einrichtung halten: so müssen wir auch die unmittelbare Folge dieser Meinung zugeben, nämlich, daß der Mensch nicht für sich allein leben; sondern sich mittheilen soll. Wenn ich alle Gegenstände der Natur und Sitten bloß auf mich beziehe; wenn ich jedes Ding bloß darum lobe, oder tadle, weil es mir gefällt oder mißfällt; wenn ich den Werth der Dinge bloß nach dem Vortheile, den sie mir bringen, schätze, wenn ich verlange, daß alle Menschen so denken sollen, wie ich denke, und so handeln sollen, wie ich es für gut befinde; wenn sich die ganze Thätigkeit meiner Kräfte in einem ewigen Kreise bloß um mich und meine persönlichen Bedürfnisse herum dreht: so lebe ich für mich allein, ohne alle Theilnahme an den Freuden und Leiden Anderer: so erkläre ich, daß ich mich für den Mittelpunkt der Schöpfung — mich unter allen lebenden Wesen für das einzig wichtige halte; daß ich glaube: alles Andere sey um Meinetwillen da; sey so gut

als

als unnütz, so bald als ich es nicht brauche. — Ach! eine solche Denkungsart hebt alle gegenseitige Hülfe auf, zerreißt die Bande der Gesellschaft, und verdrängt die edelsten Vergnügungen des Lebens. Aber wenn ich allen Menschen das wünsche, gönne und leiste, was ich selbst verlange; wenn ich an alle dem, was Menschen betrifft, herzlichen Antheil nehme; wenn ich bey allen meinen Handlungen daran denke, daß jeder andere Mensch eben so viel Recht hat, auf der Erde zu leben, als ich, mit eben so gutem Grunde Dienste von mir verlangen kann, als ich von ihm; und daß ich durchaus kein anderes Mittel habe, Andere für mich zu gewinnen, als Mittheilung, Nachgiebigkeit und zuvorkommende Güte; wenn ich, zufrieden mit dem Wenigen, was die Natur fordert, allen Ueberfluß meiner Kräfte und Güter gern denen opfere, die ihrer bedürfen; wenn ich jeden Genuß nur in so ferne schmackhaft finde, als er durch den frohen Mitgenuß Anderer gewürzt ist: dann erfreue ich mich des seligen Bewußtseyns, nicht bloß für mich; sondern auch für Andere zu leben, und bin unschuldig, wenn meine Lebensgefährten, aus Mangel ähnlicher Gesinnungen, die Vortheile hindern, deren wir durch Geselligkeit Alle könnten theilhaftig werden. Ich bin ein Mensch; aber Andere sind es auch; ich bedarf der Hülfe anderer Menschen, und sie bedürfen der meinigen. Lasset uns als vernünftige Menschen gesellig seyn!"

Sollte hier der Begriff der Geselligkeit nicht in einer Bedeutung genommen seyn, die man gewöhnlich nicht damit verbindet? Sollte man dadurch nicht veranlaßt werden können, zu glauben, der Verfasser wolle den umgänglichen, geselligen Menschen geradezu als ein Gegenbild vom Sachsischen aufstellen?

Pur.

Wie kann der Landmann seine Dorfwege ohne Kosten des Staats und ohne seine eigene Ueberlast zu seinem Nutzen verbessern? Eine Preisschrift der kurfürstl. hessischen Gesellschaft des Ackerbaues und der Künste. Herausgegeben von W. J. C. G. Casparsen, der Gesellschaft beständigem Sekre-

kretair. Cassel, bey Griesbach. 1801. 80 Seiten 8. 8 K.

Unter Dorfwegen versteht der Verf. die, mit den Chausseen der Landstraße in Verbindung stehenden Dorfwege; auch die Wege aufs Feld, auf welchen der Landmann seinen Dünger auf die Aecker und Wiesen fahren muß. Daß es für den Landmann selbst und für Reisende sehr nützlich sey, wenn diese Dorfwege gebessert werden, wird im ersten Abschnitte gezeigt. Zweyter Abschnitt. Ueber die zum Wegebau nöthigen Werkzeuge, als eine Setzwage und Setzlatte, (der Verfasser schreibt Füse, statt Füße,) eine Kreuzhacke, die auf der Rückseite eine kleine Axt hat, um die Wurzeln abzuhauen, wenn man sie umkehrt. Hier wird nun auch ein Exempel gegeben, wie man das Steigen und Fallen eines Weges von 500 Fuß Länge abwägen und bestimmen kann; welches aber schwerlich einem gewöhnlichen Bauer auf diese Art verständlich seyn dürfte, wenn man ihm nicht in seiner Gegenwart vormisset. — Wenn man an beyden Seiten des Weges Abzugsgräben machen kann: so muß das Gefälle nach beyden Seiten, von der Mitte des Weges angerechnet, um 1 Zoll seyn, wenn der Weg 20 Fuß breit ist; kann aber nur auf einer Seite des Weges ein Abzugsgraben gemacht werden: so muß das Gefälle von der ganzen Breite nur 7 Zoll seyn, weil der Weg sonst zu schräge und unbequem wird. Bey allzusteilen und bergigten Wegen muß der Fall der Abzugsgräben nach der ganzen Länge abgemessen werden, wenn die Geschwindigkeit des Wasserlaufs in denselben nicht Schaden anrichten soll. Ein, in einer Sekunde drey Fuß fließendes Wasser nimmt schon beynahe groben Sand oder kleine Steinchen, von einem Quentchen schwer, mit sich fort; wenn das Wasser in einer Sekunde 8 Fuß läuft: so bewegt es schon größere Steine zu zwey Zu vdrittelpfund schwer. — Manche nützliche Vorsichtsregeln bey Anlegung und Erhaltung der Abzugsgräben. — Wie man die Wege selbst bessern soll? Gute Anweisungen dazu bey allen Arten von Erdreich: Die Vermischung der Dammerde mit Sand, in gewissen Verhältnissen, soll zur Anlegung eines bequemen Weges zum Fahren am besten seyn. — Manche Anweisungen zur Verbesserung der Sandwege. Die Besäung des Sandes mit Hundsgras oder mit dem Saamen eines Grases, was demselben am nächsten

als unnütz, so bald als ich es nicht brauche. — Ach! eine solche Denkungsart hebt alle gegenseitige Hülfe auf, zerreißt die Bande der Gesellschaft, und verdrängt die edelsten Vergnügungen des Lebens. Aber wenn ich allen Menschen das wünsche, gönne und leiste, was ich selbst verlange; wenn ich an alle dem, was Menschen betrifft, herzlichen Antheil nehme; wenn ich bey allen meinen Handlungen daran denke, daß jeder andere Mensch eben so viel Recht hat, auf der Erde zu leben, als ich, mit eben so gutem Grunde Dienste von mir verlangen kann, als ich von ihm; und daß ich durchaus kein anderes Mittel habe, Andere für mich zu gewinnen, als Mittheilung, Nachgiebigkeit und zuvorkommende Güte; wenn ich, zufrieden mit dem Wenigen, was die Natur fordert, allen Ueberfluß meiner Kräfte und Güter gern denen opfere, die ihrer bedürfen; wenn ich jeden Genuß nur in so ferne schmackhaft finde, als er durch den frohen Mitgenuß Anderer gewürzt ist; dann erfreue ich mich des seligen Bewußtseyns, nicht bloß für mich; sondern auch für Andere zu leben, und bin unschuldig, wenn meine Lebensgefährten, aus Mangel ähnlicher Gesinnungen, die Vortheile hindern, deren wir durch Geselligkeit Alle könnten theilhaftig werden. Ich bin ein Mensch; aber Andere sind es auch; ich bedarf der Hülfe anderer Menschen, und sie bedürfen der meinigen. Lasset uns als vernünftige Menschen gesellig seyn!"

Sollte hier der Begriff der Geselligkeit nicht in einer Bedeutung genommen seyn, die man gewöhnlich nicht damit verbindet? Sollte man dadurch nicht veranlaßt werden können, zu glauben, der Verfasser wolle den umgänglichen, geselligen Menschen geradezu als ein Gegenbild vom Selbstsüchtigen aufstellen?

Pm.

Wie kann der Landmann seine Dorfwege ohne Kosten des Staats und ohne seine eigene Ueberlast zu seinem Nutzen verbessern? Eine Preisschrift der fürstl. hessischen Gesellschaft des Ackerbaues und der Künste. Herausgegeben von W. J. C. G. Casparson, der Gesellschaft beständigem Sekre-

kretair. Cassel, bey Griesbach. 1801. 80 Seiten 8. 8 K.

Unter Dorfwegen versteht der Verf. die, mit den Chausseen der Landstraße in Verbindung stehenden Dorfwege; auch die Wege aufs Feld, auf welchen der Landmann seinen Dünger auf die Aecker und Wiesen fahren muß. Daß es für den Landmann selbst und für Reisende sehr nützlich sey, wenn diese Dorfwege gebessert werden, wird im ersten Abschnitte gezeigt. Zweyter Abschnitt. Ueber die zum Wegebau nöthigen Werkzeuge, als eine Setzwage und Setzlatte, (der Verfasser schreibt Füse, statt Füße,) eine Kreuzhacke, die auf der Rückseite eine kleine Axt hat, um die Wurzeln abzuhauen, wenn man sie umkehrt. Hier wird nun auch ein Exempel gegeben, wie man das Steigen und Fallen eines Weges von 100 Fuß Länge abwägen und bestimmen kann; welches aber schwerlich einem gewöhnlichen Bauer auf diese Art verständlich seyn dürfte, wenn man ihm nicht in seiner Gegenwart dimisset. — Wenn man an beyden Seiten des Weges Abzugsgräben machen kann: so muß das Gefälle nach beyden Seiten, von der Mitte des Weges angerechnet, um 1 Zoll seyn, wenn der Weg 20 Fuß breit ist; kann aber nur auf einer Seite des Weges ein Abzugsgraben gemacht werden: so muß das Gefälle von der ganzen Breite nur 7 Zoll seyn, weil der Weg sonst zu schräge und unbequem wird. Bey allen ausgeseilten und bergigten Wegen muß der Fall der Abzugsgräben nach der ganzen Länge abgemessen werden, wenn die Geschwindigkeit des Wasserlaufs in denselben nicht Schaden anrichten soll. Ein, in einer Sekunde drey Fuß fließendes Wasser nimmt schon beynahe groben Sand oder kleine Steinchen, von einem Quentchen schwer, mit sich fort; wenn das Wasser in einer Sekunde 8 Fuß läuft: so bewegt es schon größere Steine zu zwey bis drittelpfund schwer. — Manche nützliche Vorsichtsregeln bey Anlegung und Erhaltung der Abzugsgräben. — Wie man die Wege selbst bessern soll? Gute Anweisungen dazu bey allen Arten von Erdreich: Die Vermischung der Dammerde mit Sand, in gewissen Verhältnissen, soll zur Anlegung eines bequemen Weges zum Fahren am besten seyn. — Manche Anweisungen zur Verbesserung der Sandwege. Die Besäung des Sandes mit Hundsgras oder mit dem Saamen eines Grases, was demselben am nächsten

sten kommt, soll die sicherste und wohlfeilste Verbesserung seyn.

Dritte Abtheilung. Von möglichen Einrichtungen einer solchen bisher abgehandelten Wegeverbesserung ohne Kosten des Staats. Die ganze Abhandlung bezieht sich hauptsächlich auf die hessischen Lande, wo den Unterthanen die Landstraßen nach einer gewissen Ruthenzahl zugemessen werden, und der Antheil eines Jeden mit einem Pfahle bezeichnet wird, welchen er unterhalten muß. Der Anspänner befährt seinen Theil mit Steinen, und der Köttner (vermuthlich Tagelöhner) schlägt sie nach seiner Schuldigkeit klein. Auf eben diese Art will nun auch der Verfasser die Dorf- und Nebenwege verbessern, und erläutert dieß durch ein Exempel von einem Dorfe, worin 20 Ackerleute, jeder mit einem Gespann von 4 Pferden oder 4 Ochsen, und 32 Köttner wohnen, und welches 6 Dorf- und Nebenwege nach verschiedenen Orten hin, zu bessern und zu unterhalten hat. In einer beyliegenden Tabelle wird gezeigt, wie die Vertheilung gemacht werden, und die Arbeit vertheilt werden kann. Der Verfasser schließt seine Schrift mit den Worten: Die Erreichung der Absicht dieser Schrift an dem Landmann ist nicht zu bezweifeln; man müßte denn wenig Zutrauen zu der Neigung für sein eigenes Bestes, und zu der landesväterlichen Fürsorge seines durchlauchtigen Fürsten für ihn haben. Wohl! dem hessischen Lande, wenn man den dortigen Landleuten zutrauen kann, daß sie eine so mühsame und beschwerliche Wegeverbesserung, wenn sie gleich zum gemeinen Besten, und zu ihrem eigenen Nutzen gereicht, so willig übernehmen werden. In vielen Gegenden Deutschlands dürfte dieß nicht der Fall seyn.

Z.